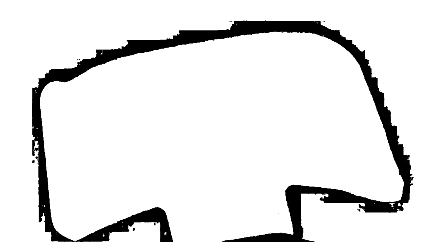
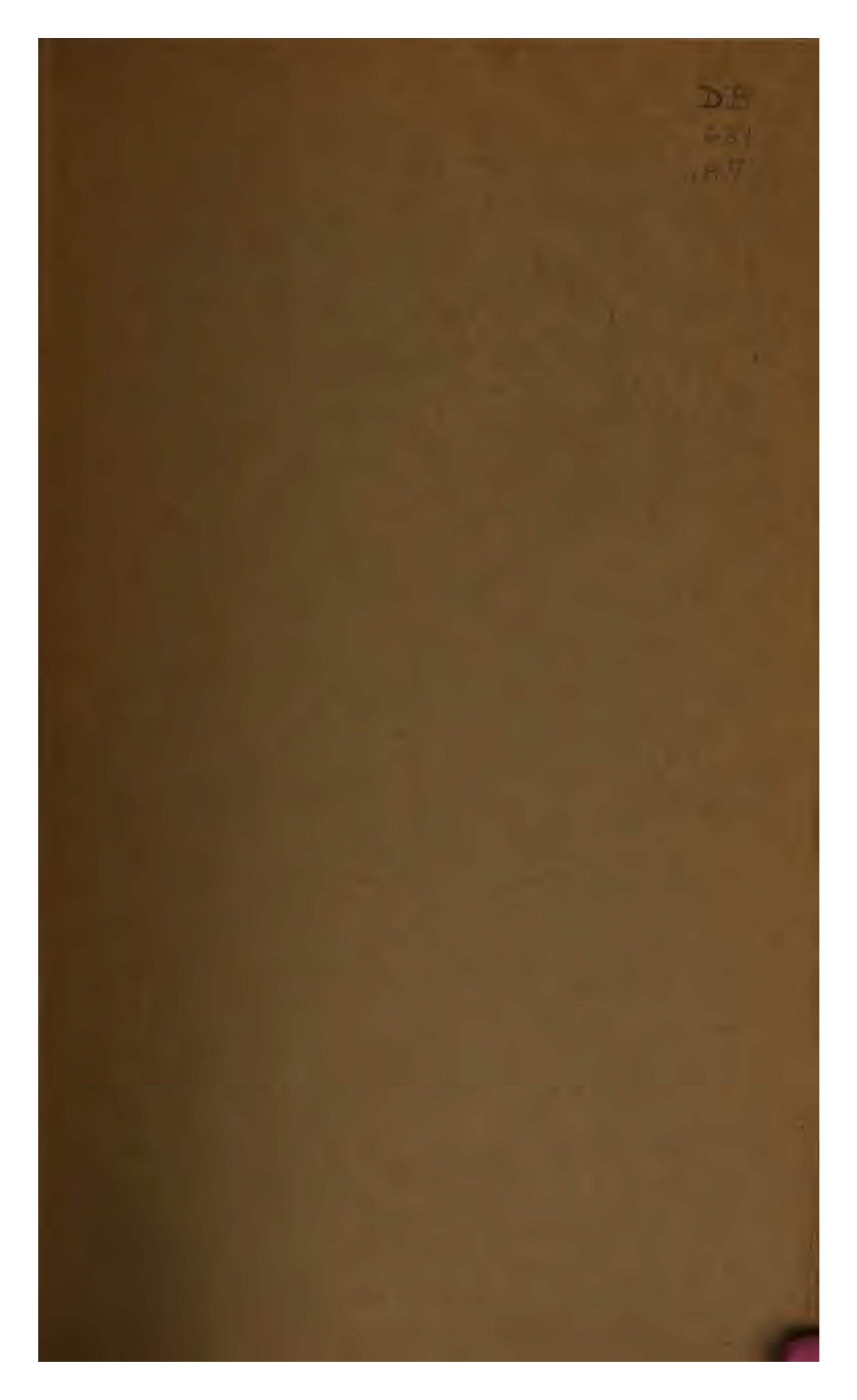

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817






GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

ZEITSCHRIFT

DES

HISTORISCHEN VEREINES

FÜR

STEIERMARK.

HERAUSGEGEBEN VON DESSEN AUSSCHUSS.

REDIGIERT VON

DR. ANTON KAPPER.

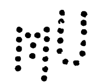
IV. JAHRGANG.

GRAZ 1906.

IN KOMMISSION DER VERLAGS-BUCHHANDLUNG „LEYKAM“.

Inhalt des IV. Bandes.

I. und II. Heft.



III. und IV. Heft.

*

IV. JAHRGANG. 1. UND 2. HEFT.

ZEITSCHRIFT

DES

HISTORISCHEN VEREINES

FÜR

STEIERMARK.

HERAUSGEGEBEN VON DESSEN AUSSCHUSS.

REDIGIERT VON

DR. ANTON KAPPER.



GRAZ 1906.

IN KOMMISSION DER VERLAGS-BUCHHANDLUNG „LEYKAM“.

Oberst Friedrich Marx.



Oberst Friedrich Marx.

Ein Palmenblatt auf sein Grab.

Von **Ignaz Beck,** k. u. k. Oberleutnant.

Pax, der Friede, breitet seine Schwingen seit Jahr und Tag über das Grab eines friedlichen Mannes. Zwar führte das Schwert an seiner Seite ehrenvoll ein „lichtes Eisenleben", aber auch die Leier war dem Krieger nicht fremd. So schmückte er seine Tage mit edlem Lied und edler Tat und wurde im harten Strauß des Lebens ein Greis mit silbernem Haar. Dann schlug auch seine Uhr. Und jetzt legt der Historische Verein in dankbarer Pietät ein Palmenblatt auf das Grab des Dichtersoldaten.

Marx hat eine kurze Lebensskizze zurückgelassen.[1] Seine Familie, Tiroler Ursprungs, war noch Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschmetz ansässig und wanderte später nach Kärnten aus.[2] Der Großvater (väterlicherseits) bekleidete die Stelle eines Pflegers (Amtmannes) der Fürstbischöfe von Gurk; er hatte seinen Amtssitz zu Straßburg im Gurktal. Der Vater des Dichters war Verweser der Eisengewerkschaften zu Stein-

[1] Wir besitzen außer der großen Zahl von Nekrologen erst eine des Dichters Leben und Schaffen breiter umfassende Arbeit. Es sind zwei Aufsätze Sr. Exz. des FZMs. Reichsfreiherrn von Teuffenbach in der „Vedette". (1905. Nr. 758—9.)

[2] Das Wappen besteht aus dem Schild und darüber dem geschlossenen Visier. Ersterer ist geviert; links oben und rechts unten: rotes Buch und Feder in goldenem Felde; in den anderen zweien: gelbe, aufstehende Löwen in schwarzem Felde. Über dem Schilde befindet sich ein Löwe, auf dem Visier stehend, welcher in einem Buche schreibt. Den Schild umgibt Blattwerk. Bogenförmige Überschrift: „Wer auf Gott vertraut, hat woll gebaut." Unten: „1682, Mathias Marx, Gerichtsschreiber in Teitschmez."

feld in Oberkärnten. Hier, in dem heute noch bestehenden Verweserhause, wurde Marx am 20. September 1830 geboren. Mit sechs Jahren kam er nach Klagenfurt in die Schule; 1841—49 absolvierte er das Gymnasium in Laibach. In einem Briefe vom 18. Juni 1846 teilt er seinen Eltern mit, daß er seit 22. April — Dichter sei! Er übersandte sein erstes Lied dem „Illyrischen Blatte“; es wurde nicht angenommen, aber die Antwort lautete: „Nur vorwärts zum Parnaß!“ Der erwähnte Brief enthält das Gedichtlein „Röschen und Schmetterling“. Aber die Zeit hatte Eisenzähne. „In deinem Lager ist Österreich!“ tönte es mächtig durch die Herzen unserer Jugend. Da eilte Marx nach Klagenfurt und ließ sich unter die Fahnen Radetzkys werben: am 10. April 1849 wurde er als Kadett zum heimischen Jnfanterieregiment Nr. 7, damals Freiherr v. Prohaska, assentiert und beeidet. In mehr als zwanzig Fußmärschen ging es nun an dem belagerten Venedig vorüber nach Piacenza am Po, wo die „Siebner“ damals in Garnison lagen: überall Truppen, überall lustiges Soldatenleben. Auf einem dieser Märsche — es war zu Piadena — sah er den greisen Marschall, der seinen Gruß mit freundlichem Kappenschwenken erwiderte.[1] Im Dezember wurde Marx Leutnant, 1857 Oberleutnant. Inzwischen lernte er Lodi, Cremona, Pizzighettone, Pavia, Como und Mailand durch längeren und kürzeren Aufenthalt kennen. Hier war es der kunstsinnige General Wilhelm von Marsano,[2] selbst Dichter, der in dem jungen Offizier den schlummernden Liederfrühling weckte. 1856 schon konnten die Jugendgedichte gesammelt werden. Im Jänner 1858 wurde Marx zum 1. Gendarmerieregiment nach Wien übersetzt, kam bald nach Korneuburg, Gmunden, Ischl und 1860 nach Krems. Hier lernte er seine nachmalige Lebensgefährtin kennen, die zum Besuche ihrer verheirateten Schwester im Städtchen weilte: es war Therese Pesendorfer, die Tochter des um die Eisenindustrie Steiermarks hochverdienten Josef Pesendorfer in Graz. Am 23. November 1861 führte Marx die Braut in der Grazer Garnisonskapelle zum Altar.[3] Bis 1863 weilte der Dichter hier, gab die Gedichtesammlung „Gemüt und Welt“ heraus (1862, Wien, bei Manz), desgleichen das Trauerspiel „Olympias“

[1] Brief vom 7. Mai an die Eltern.

[2] Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. XVII.

[3] Sie befand sich damals in der Bürgergasse. Die Trauung vollzog der unvergeßliche Hebenstreit. Als sein Steinbild an der Domkirche enthüllt wurde (1903), hörten wir Marx' Festprolog.

(1863, Wien, bei Markgraff). Auf seine Bitte wurde er 1864 zum Infanterieregiment Nr. 17 eingeteilt und rückte in Pola zum Hauptmann vor. Ein Jahr darauf kam seine Übersetzung zu Nr. 16. Auf einer Dienstreise von Treviso nach Mainz, wo das Regiment als Teil der Besatzungstruppen der damaligen Bundesfestung garnisonierte, lernte er Süddeutschland und die Rheingegend kennen. Im Frühjahre 1866 erkrankte er an einem bösartigen Halsübel,[1] konnte dem Regiment auf die böhmischen Schlachtfelder nicht folgen und trat in den zeitlichen Ruhestand. Nun vergehen zehn Jahre angestrengter, vielseitiger literarischer Tätigkeit in Graz. Oft spielt die Sorge für die große Familie mit.[2] Ein echt deutsches Pro aris et focis! machte den Dichter zeitlebens zum glücklichsten Hausvater. Marx war Vorstand des steiermärkischen Schriftstellervereines und stand mit allen Literaten in regem Verkehr. In den Denkmalkomitees für Walter von der Vogelweide, Anastasius Grün und Hans Gasser wirkte er tätig mit. Am 1. Jänner 1877 wurde er als Hauptmann in die aktive k. k. Landwehr übernommen, absolvierte den Stabsoffizierskurs, kam abermals nach Krems und fand im Hause des Dichters Dr. Josef Pollhammer, eines Steiermärkers, freundliche Aufnahme. Ende 1878 finden wir ihn in Pisino, 1881 als Major in Mährisch-Weißkirchen, 1884 und drei weitere Jahre als Landwehrkommando-Adjutant neben FZM. Baron Kuhn in Graz. Im November 1887 übernahm Marx als Oberstleutnant das Kommando des Landwehr-Bataillons Nr. 26 in Klagenfurt, 1889 jenes des steirisch-kärntischen Landwehr-Infanterieregiments Nr. 4 und wurde 1890 Oberst. Nach 33jähriger Dienstzeit trat er im Juni 1892 in den Ruhestand und übersiedelte nach Graz. Im Nachlaß befindet sich der letzte „Gefechtsbericht", datiert aus Cestiek, nördlich St. Georgen, den 1. September 1891. Er hat es also doch bis zum Obersten gebracht: sein gerader Soldatensinn war dadurch redlich belohnt. Er besaß das Militär-Verdienstkreuz, die Verdienstmedaille am roten Band, die Kriegsmedaille, die Jubiläums-Erinnerungsmedaille und das Dienstzeichen. 1894 traf ihn der herbste Schmerz: er wurde Witwer. Langsamer fielen die

[1] Brief vom 13. Mai an die Eltern.

[2] Die sechs Kinder sind heute: Stephanie: als Frl. Hildburg, Hofschauspielerin (Tragödin) zu Hannover; Friederike: Frau Professor Pichler in Klagenfurt; Helene: Malerin; Viktor: k. u. k. Hauptmann im Pionnierbataillon Nr. 7; Gisela: Schulschwester Gonzaga im Mutterhause des Ordens zu Menzingen (Schweiz); Walter, k. u. k. Oberleutnant im Landwehr-Ulanenregiment Nr. 3.

Körnlein im Stundenglase. Aber dem ehrwürdigen Greise hat der liebe Gott noch manche Stunde reiner Herzensfreude beschert: im Leben und in seiner Kunst. Es war ein reicher, goldener Herbst . . .

Wer kennt nicht Anastasius Grüns farbenprächtiges Gedicht „Max und Dürer"? Zu Augsburg ist's, auf dem Reichstag, da malt Meister Albrecht noch einmal den Kaiser: die Landschaft, „vom Spätherbst karg verklärt", wie sich Max ausdrückt. Aber es gelingt nicht recht: „Noch bitt ich eins, mein Kaiser, seht nicht so finster drein!" Das Augenblickliche, Zufällige, Zeitliche wollte der Meister gebannt wissen: ihm dürstete nach jenem „alten" Kaiser, dem er so oft ins treue Aug' lachen durfte. Er hätte ihn gern zurückversetzt, um aus dieser Entfernung sein Konterfei einer späteren Zeit zu überliefern. Ihm fehlte also die Zeitdistanz . . . Sie mangelt allen, welche nach dem Tode bedeutender Menschen über diese schreiben sollen. Das Zu früh! drückt ihrer Arbeit das Stigma der Unzulänglichkeit auf. Und so sind wir auch heute nicht imstande, Friedrich Marx' Stellung in der Geschichte unseres Schrifttums scharf zu fixieren. Noch ist das letzte Ährengold vom Erntefelde unseres Dichters nicht eingebracht.[1] Noch ist der umfassende Briefwechsel[2] ausständig, der sich als wohltuender Rahmen um das Lebensbild des Verstorbenen schließen wird.

Unter den Kärntner Poeten ist er mit dem vergessenen Tschabuschnigg und dem gelästerten Fercher der Dritte im Bunde. Besaß der eine viel Form, der andere mehr Kraft, so hatte Marx am meisten — Herz. Seine Kunst hat er im Lied, in der Ballade, im Drama und der Erzählung wacker betätigt. Mit dem ersteren wird er alle anderen überdauern. Für die Geschichte zeigte er eine besondere Vorliebe; er verband mit ihr einen rührigen Sammeleifer, dessen Früchte ihm jederzeit gut zustatten kamen. Durch seine Sprachgewandtheit

---

[1] Der poetische Nachlaß ist in Händen der feinsinnigen Dichterin Fräulein Irene von Schellander in Triest. Sie war Marx kindlich ergeben und widmete ihm ihren ersten Gedichtenband „Tannenbruch" (Dresden und Leipzig, Pierson, 1902). Eine der letzten großen Freuden des Obersten war es, als sie bei den heurigen Kölner Blumenspielen zur Königin erwählt und gekrönt wurde.

[2] Weit über 300 Briefe sind jetzt bei Hauptmann Marx gesammelt. Ihm muß ich an dieser Stelle für so manche Förderung dieser Arbeit den aufrichtigsten Dank sagen.

rückt er in die erste Reihe unserer Übersetzer vor. Die edle Form, die er bei fremden Meistern lernte, blieb ein königliches Geschenk seiner Muse. Man erinnert sich, daß er als junger Offizier manches Jahr in unseren italienischen Provinzen zugebracht hat. Welsche Poeten übertrug er zuerst ins Deutsche. Oft habe ich von Marx gehört, daß er einen Dichter über alle der Weltliteratur stelle: Dante! . . Wir können dieses blühende Lebenswerk nicht einer Betrachtung unterziehen, ohne sein Gewicht mit dem Stein des Ethikers zu prüfen. Das Ergebnis entzückt. Denn es ist der wunderbare Edelstein eines guten und reinen Menschenherzens, welcher unserer Wagschale das Gleichgewicht hält. Und in seinem märchenhaften Gefunkel spiegelt sich dies Dichterleben für und für. Ein Mann, in dessen Brust alle Gefühle der Zuneigung leben und weben, von der Gottes- und Nächstenliebe bis zum Mitleid mit dem Tiere,[1] ist vor Gott der berufene Künstler. Und daß es gerade ein kaiserlicher Soldat ist, das erfüllt seine Kameraden mit gerechtem Stolze . . .

Den Zweig und Bann seiner Lyrik bildet die Gedichtensammlung „Gemüt und Welt". Sie ist 1862 zuerst bei Manz in Wien erschienen und liegt seit 1877 in 3. Auflage vor (Leipzig, Ernst Julius Günther). Spätere Gedichte finden sich zerstreut in allen deutschen Anthologien[2] und in etlichen Zeitschriften[3] (z. B. im „Heimgarten"). Einiges aus dem Nachlasse hat Irene von Schellander in Tagesblättern veröffentlicht.[4] Endlich habe ich auch Ungedrucktes benützen dürfen. In ein Exemplar der ersten Ausgabe (seinem Sohne Viktor gewidmet) hat Marx zu den einzelnen Gedichten mit Bleistift Zeit und Ort der Entstehung vermerkt. Zu dem

[1] Seit Jahren war Marx Mitglied des Grazer Tierschutzvereines.

[2] So: Pfeifer, Alpenklänge; Bowitsch, Nach der Flut; Zettel, Edelweiß; Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter; Schrey, Bausteine; Fels, Egeria; Landau, Stammbuchblätter; Müller-Beilhack, Für den Spessart; Freiligrath-Album; Ballestrem-Lingg, Deutsche Skaldenklänge; Storm, Deutsche Lyrik; Bern, Deutsche Lyrik; Avenarius, Deutsche Lyrik seit Goethes Tod; Gawalowski, Steiermärkisches Dichterbuch; Scherer, Deutscher Dichterwald u. a.

[3] So: Deutsche Kunst in Bild und Lied; Deutsches Künstler-Album; Dioskuren; Carinthia; Neue illustrierte Zeitung; Im trauten Heim; Heimgarten; Österreichische Gartenlaube u. a.

[4] „Klagenfurter Zeitung" vom 21. Juli l. J.; Lechners Mitteilungen, Oktoberheft.

Frühesten gehören die „Stromlieder“ (Krems 1860—61). Schon auf ihnen liegt der Tau eines milden Ernstes, gesunder Lebensfreude, schlichter Frömmigkeit. So beginnt eines:

Da, horch, im Föhrengrunde
Klang mir zu dieser Frist
Aus holdem Kindermunde:
„Gelobt sei Jesu Christ!“

Ich stand am Ufer sinnend;
Was ich so heiß gefühlt
Hat mir hinunterrinnend
Die Flut hinweggespült!

Vom Zollhaus an der Donau rühmt er:

Zwei holde Schwestern stricken
Und singen ein Lied dazu,
Dort wo die Rosen nicken,
In gold'ner Abendruh'.

Mir däucht, es wär' beschieden
So tiefe Ruh' dem Dach,
Seit einst der Herr im Frieden
Sein Brot mit Zöllnern brach.

Aus Krems stammen auch die „Zypressenzweige auf Mariens Grab“ mit dem herrlich-schönen Trostworte am Schlusse:

Wer nur ein Grab zu hüten
Auf dieser Erde hat,
Dem fiel von seinen Blüten
Noch nicht das letzte Blatt!

Noch aus Gmunden (1859) hat er die allerliebste „Wanderung“ mitgebracht:

Und du im Busch mit dem Silberschall
Wer hat dich her verschrieben?
Sag an, o kleine Nachtigall,
Ob denn von all den Lieben
Nur sie daheim geblieben?

Wehmütig klingen die „Abendlieder“ (Wien 1860), von denen dieses ein Muster der Stimmungsmalerei ist:

Ich ruh' am Silberteich
Gebettet in den Rasen,
Indessen Zapfenstreich
Im Dorf Dragoner blasen.

Der Töne Vollgenuß
Erregt mich süß und bange,
Hell wiehert seinen Gruß
Mein Rapp' dem trauten Klange.

Einst wird, Soldatenherz,
Wenn sie dich lang begraben,
Der Kriegsdrommeten Erz
Wie Liebchens Sang dich laben.

Bezeichnend ist die Milderung in der 3. Auflage. Dort folgt nach der zweiten Strophe:

Nun denkst du, treues Tier,
An fliegende Standarten,
An manch ein gut Quartier
Auf unsern welschen Fahrten.

Und leise klingt ein Ruf
Uns aus entschwund'nen Tagen --
Doch morgen soll dein Huf
Zu neuem Glück mich tragen!

Auch das „Kinderstübchen“ ist noch vom jungen Marx (Wien 1861):

Wie in Gottes Kirche trete
Ich in's Kinderstübchen traut,
Und zum innigsten Gebete
Wird mir Kindes Stammellaut.

Aug' der Unschuld, fromm erhoben,
Bist mir, was dem dunklen Tal
Heilverkündend, glanzgewoben,
Ist der gold'ne Morgenstrahl!

Himmelssegen auf die Lippe
Fühl' ich und in's Herz mir tau'n,
Gleich den Hirten an der Krippe,
Hingesenkt in süßes Schau'n!

Demselben Jahr (Krems) gehört „Blond!“ an, in der 3. Auflage unter „Neue Liebe“ 12. Der Dichter preist Liebchens Haar, vergleicht es mit dem gold'nen Rosenkelch, sieht es an Undinens Gespielinnen, sucht es bei der Engelschar in der heiligen Nacht:

Blond, o du deutsches Gold,
Laß mich dich singen,
Selig durch deinen Glanz,
Grünenden Myrtenkranz
Dem Liebchen schlingen.

Zart, rein und hoheitsvoll ist der Ausdruck der Liebe im Gedichtchen: „Nur von ferne!“

Ob du jemals mir gewogen?
Ob du einmal mein gedacht?
Schöner Traum — du bist entflogen!
Heller Stern — du sankst in Nacht!

Doch ein Duft ist's sondergleichen,
Der in Jahren, still durchlebt,
Über der entsagungsreichen,
Ungestand'nen Liebe schwebt!

Er zeigt den Dichter auf seiner Höhe.

O frage nicht, woher der Stern,
Dir schön durch das Gewölke blinkt,
Wo ihm bestellt sein Vaterhaus,
Und Ruh dereinst dem Müden winkt!

O frage nicht, woher die Macht,
Die aus dem Aug' der Liebe grüßt,
Genug, daß Stern und Auge dir
Die gramumflorte Seele küßt!

Freudeverheißend schließt das „Osterlied“:

Und wie am Ostermorgen
Maria ohne Grauen
Im Gärtner, mild verborgen,
Den Heiland durfte schauen:
So sieht vom Blütenthrone
Des Frühlings auf dem Plan
Mit seiner Sternenkrone
Der Herr uns segnend an.

Das letzte Lyrische, das Marx geschrieben hat, dürfte an abgeklärter Ruhe, Innigkeit und Wohlklang in Österreich heute kaum seinesgleichen finden:

Du ahnst es nicht.

Du ahnst in deiner Demut nicht,
Was dir in Blick und Wort und Lied,
In deiner Seele Himmelslicht
Für Reichtum doch der Herr beschied.

O denke meiner dann noch gern,
Wenn einst die Welt dir Kränze flicht,
Ein süßer Ton, ein holder Stern,
In Gottes großem Weltgedicht! („Heimgarten“, 25. Jg.)

Die Blüteninsel.

Wenn herbstlich schon die Fluren,
Und müd' des Flüßchens Lauf,
Da steigt aus seinen Fluten
Die Blumeninsel auf.

Mit zarten, weißen Blüten,
So schwimmt im Wasser kühl,
Gleich einem Beet von Myrten,
Der Nymphe Hochzeitspfühl.

Es ist der Traum des Frühlings,
Den sie im Schoß gehegt,
Um den sie noch in Liebe
Die Arme sterbend legt.

So steigt, bevor zu Ende
Des Erdenpilgers Lauf,
Der Traum des Glücks, der Liebe
Aus Menschenherzen auf. (Ebd.)

Mit meinem Bilde.

Rings herbstlich tiefes Schweigen,
Die Wälder braun und fahl,
Doch spielt noch in den Zweigen
Ein milder Sonnenstrahl.

So blieb auch mir im Innern
Vom Lenz, dem ich geglaubt,
Ein seliges Erinnern
Zum Schnee auf meinem Haupt. (Nachlaß, Okt. 1899.)

Zu erhabener Größe wächst der „Herbst“:

Welch ein Wandel auf der Bühne
Dieser schönen Gotteswelt,
Wenn im Büßerhemd zur Sühne
Sich der Herbst ihr zugesellt.

Ja, zur Sühne für das Prangen
Aller Wesen im Verein,
Für das brünstige Verlangen,
Glücklich und geliebt zu sein.

Einsam schmückt die Herbstzeitlose
Noch die Flur am Waldessaum,
Doch des Frühlings schönste Rose,
Ach, entschwand uns wie ein Traum.

Nahe scheint die Sterbestunde,
Wie des toten Glückes Geist
In der ungeheuren Runde
Klagend dort ein Geier kreist. (Nachlaß, Sept. 1899.)

Nicht minder liebe Blumen, aber nur am Rain der blühenden Wiese, sind die epischen. „Soldatenbegräbnis" stammt noch aus Wien (1859—60):

Muß ich schon begraben sein,
Sei 's nach Kriegerart,
Grenadiere, Bart an Bart,
Tragen mich im Schrein.

Bärenmütze, Säbel drauf,
Kreuz und Flor daran;
Schweigend geht der Feldkaplan
Vor dem Kriegerhauf.

Trommelwirbel, Klarinett,
Rechts und links geschwenkt!
Kurz, wenn man ins Grab mich senkt,
Kurz nur das Gebet!

„Kamerad, o schlaf in Ruh,
Der uns treu geliebt!"
Eine Hand voll Erde gibt
Jeder noch dazu.

Schnurrt das Seil, die Salve kracht,
Lustiger Marsch erklingt;
Da im Busch die Drossel singt,
Und der Himmel lacht!

Das ist echt soldatisch, gemütvoll und ohne jede Sentimentalität. Auch „Die Ordensschwester" konnte nur ein ernster, feinfühlender Soldat schreiben. Im „Letzten Sakrament" hat Marx dem Herrn Pfarrer Unterkreuter von Oberdrauburg, der selbst seiner Mutter die letzte Ölung spenden mußte, ein dichterisches Denkmal von erschütternder Einfachheit gesetzt. An den Großonkel seiner Frau, den hochwürdigen P. Magnus Roeck O. S. B.[1] ist das schöne Poem „Auf den Tod eines Landgeistlichen" gerichtet. Es schließt:

---

[1] Der gelehrte Admonter, hochverdient um das heimische Schulwesen, war 1805 Professor der Kirchengeschichte und des kanonischen Rechtes an der Grazer Universität, 1815—27 Direktor des k. k. Konviktes und 1818—39 Präfekt des Staatsgymnasiums. Als greiser Pfarrer zu Frauenberg erhielt er die Volksschule fast auf eigene Kosten und hinterließ für sie eine Stiftung. Wichner, Admont u. s. Bez. zur Wiss. u. z. Unterr. 1892. S. 164, 172, 186 u. a,

Ruh' denn aus, vielteurer Greis,
Ob dein Name auch verschollen bliebe,
Legt doch auf dein Grabmal leis
Ihren schönsten Kranz die Menschenliebe.
Wenn die Wallfahrt im Gefild
Glocken hoch zum Frauenberge laden,
Sieht manch feuchtes Aug' dich mild
Mit dem Sakrament auf Waldespfaden
Und im Festgewand dich noch am Bild der Gnaden!

Aus „Heimat und Fremde“ heißen die poetischen Reisebilder, von denen wir Heiligenblut, Göttweih, die Certosa nächst Pavia und Pola anmerken. Phantastisch und grandios ist „Der Ritt“. Im „Deutschen General“ und „Einem der Helden von Översee“ blitzt es von kühnen Taten und Tränen. Die „Schnitterin“ zeigt, was die Modernen so vergeblich versuchen. „Notburga“, dem Küstertöchterlein, gebührt das Kränzlein unter den Balladen.

In Reih und Glied stehen die patriotischen Gedichte da: voran die ans liebe Kärtnerland. Aus 1858 wissen wir von: „Vater Radetzkys Heimgang“, „Die Marschallsgruft in Wetzdorf“, „Österreichs Soldat an der Wiege des Kronprinzen“; 1859: „An Wiens Freiwillige“, „Am 50. Jahrestage der Schlacht von Aspern“. Bowitsch' Anthologie „Nach der Flut“ (1862) enthält ein Gedicht auf den Kaiser bei den Rettungsarbeiten in der Brigittenau. Zwei prächtige Gedichte („Unser Kaiser auf dem Königgrätzer Totenfelde“, „Das k. u. k. Inf.-Reg. Nr. 20 bei Wysokow“) finden sich in Bouvier-Krainz, Episoden aus den Kämpfen der k. u. k. Nordarmee 1866 (Graz, Styria 1896). Beim 200jährigen Jubiläum des Infanterieregiments Nr. 7 (1891) trug Marx selbst sein Festgedicht vor, welches austönt:

Und gilt's, fährt deine Klinge daher wie Donnerstreich,
Für Gott und unsern Kaiser, für Kärnten und fürs Reich,
Und steht die Welt in Flammen und stürzt der Himmel ein,
Soll noch der jüngste Kärntner ein „Khevenhüller“ sein!

Der anwesende Korpskommandant, FZM. Herzog von Württemberg, umarmte den Dichter. Nicht minder wirkungsvoll hören sich „Die Offizierswaisen von Hernals“ an, die am 25. und 26. April 1891 im Klagenfurter Stadttheater bei einer Wohltätigkeitsfeier zu Gunsten der „Erzherzogin Marie Valerie-Stiftung“ gesprochen wurden.

Auch die zahlreichen anderen Gelegenheitsgedichte stehen recht hoch. Niemals hat der Dichter die Brücken mit seinem

feinempfindenden Ich abgebrochen. Zu Anastasius Grüns 70. Geburtstag schrieb er das Poem „Thurn am Hart". Grün widmete nicht lange vor seinem Tode Marx eine farbige Handzeichnung des Schlosses mit einigen Zeilen. Der Oberst hatte sie sehr hoch gehalten. Solche Gedichte hat er zu Ehren des K. G. Ritter von Leitner, Otto Prechtlers, zur goldenen Hochzeit der Eltern Robert Hamerlings, zur Vermählung seines Neffen Dr. Rudolf Tyrolt (u. a. m.) verfaßt. Eines der schönsten ist jenes zur silbernen Hochzeit des Ehepaares Hugo und Magdalena Kraupa, die am 12. Juli 1898 in Mariazell gefeiert wurde. Es beginnt:

Festlich flammen euch die Kerzen
Vor Mariens Weihaltar,
Und aus übervollem Herzen
Bringt ihr Dankgebete dar.
Gottes Huld habt ihr erfahren,
Der durch seines Priesters Hand
Heut' vor fünfundzwanzig Jahren
Für das Leben euch verband.

Recht stachelig sind mitunter die Sprüche. Aber sie treffen den Nagel auf den Kopf. Noch immer zeitgemäß ist „Spekulative Forschung":

Will, was sie uns beleuchten, euch sagen,
Die der Erforschung flackerndes Licht
Hoch durch die irdische Finsternis tragen!
Was sie beleuchten, das ist ihr Gesicht,
Aber das Dunkel erhellen sie nicht!

Es sei noch „Schöpfungstheorie" angeführt:

Also vom Infusorium
Bis zum herrlichen Menschentum
Reichte hinan die stets wachsende Leiter!
Was, ihr Herren, ist da wohl gescheiter,
Als, daß die Form, aus der wir gekrochen,
Daß der Sprossen vorletzte gebrochen —
Weil wir sonst manchmal aus Not und Pein
Flöh'n in die glückliche Tierwelt hinein!

Vor dem Gottesglauben aber sinkt sein Balmung:

Das Menschenherz.

O schmäht's nicht ein klein und gebrechlich Ding,
Das Menschenherz ist dem Mann nicht gering,
Der jemals im Taumel des Glücks sich besann,
Daß Gott nur allein es befriedigen kann!

Echt christlich muten die acht Zeilen „Das Himmelreich“ an:

Wer wollte sich nicht Gott versöhnen
Noch vor des Grabes dunkler Kluft,
Doch ach, manch sündhaftes Gewöhnen
Begleitet uns bis an die Gruft!

Daß nicht zu spät dann Reu' und Bitte,
Versöhne dich, wenn je, sogleich —
Mit jedem Tag, mit jedem Schritte
Erobre dir das Himmelreich!

Marx hat nur eine Erzählung in Prosa geschrieben: „Clarisse“, die 1878 bei Endres in Wien erschienen ist.

Aber in Melpomenens Bann geriet der Dichter. Wir besitzen von ihm zwei Dramen, welche durch die Reclamsche Universalbibliothek weite Verbreitung gefunden haben: „Jakobäa von Bayern“ (Nr. 158) und „Olympias“ (Nr. 231). Beide wurden am landschaftlichen Theater zu Graz mit großem Erfolg aufgeführt: ersteres (Hermann Lingg[1] gewidmet) 1866, letzteres (Hamerling und Jordan zugeeignet) 1870. Zu dem Schauspiel „Jakobäa“ hat Marx den Stoff der holländischen Geschichte (Mitte des 15. Jahrhunderts) entnommen. Es ist die Zeit des Bürgerkrieges, in welchem sich Hoeks nnd Kabeljaus grimmig befehden. Im Mittelpunkte stehen Jakobäa, eine Enkelin Ludwigs des Bayern, und ihr vierter Gemahl, Frank von Borsell. Der Dichter wollte ein Bild des scheidenden Mittelalters, des sterbenden Rittertums malen. Mit „Olympias“ ist Marx in die alte Geschichte zurückgegangen. Das Stück spielt nach dem Tode des großen Alexander, als sein Weltreich eben in Brüche geht. Allgemein wurden sowohl die Technik dieser Bühnenstücke, die feine Charakterzeichnung als auch die edle Sprache gelobt. Behauptet haben sie sich auf den Brettern nicht. Man kann hier der Anschauung des Hofrates Dr. Gnad[2] beipflichten und die Ursache in der Wahl so entfernter Stoffe erkennen. Einer dankenswerten Wiederaufnahme stehen zurzeit fast unüberwindliche Hindernisse im Wege: vor allem dieses, daß sich unsere Theater von ihrem Berufe, Heimstätten der Kunst zu sein, zum großen Teil abgewendet haben. Immer hat Marx von seinen Schmerzenskindern mit großer Zärtlichkeit gesprochen. In den damaligen

[1] Der gute alte Freund verschied einen Tag vor Marx, den 18. Juni n München.

[2] Literarische Essays. N. F. Wien, K. Konegen, 1895. S. 229f.

Briefen klingt hell und froh die Begeisterung über den ersten Erfolg. Es war eine bittere Enttäuschung (nach Stifter ist sie der besseren Menschen Los) und geschrieben hat er für das Theater nichts mehr.

Diese zwei Dramen dünken uns aber Pförtchen zu einer vertraulichen Herzenskemenate des Dichters, nämlich zur Geschichte. Denn sie sind Früchte ihres eingehenden Studiums. Auch die große Zahl tief empfundener patriotischer Poesien hat den Geschichtsfreund verraten. Und in der Tat, heimische Geschichte hat Marx immer mit Vorliebe gepflegt. Seit vielen Jahren gehörte er dem Historischen Verein für Steiermark an und manche Anregung dürfte er aus ihm geschöpft haben. Aber auch seine liebenswürdige, ruhige Art erwarb ihm die Sympathien aller, die den greisen Poeten gern in ihrer Mitte sahen. 1897 begingen die Oberdrauburger ihre 150. Wallfahrt nach Maria Luggau im Lesachtale. Einst, in schwerer Feuersnot, hatten sie das Gelübde dazu getan. Als aus diesem festlichen Anlasse ein Gedenkbuch am Wallfahrtsorte gestiftet wurde, betrauten sie Marx, das historische Vorwort zu schreiben. Der Oberst machte die Wallfahrt mit und trug sein schlichtes Opusculum, das auch die Weihe der Oberdrauburger an die Muttergottes enthält, in das Buch ein.[1] 1899 wurde er in den Ausschuß des Historischen Vereines berufen, dem für das nächste Jahr von Zwiedineck (Obmann), Ferk, Gubo, Khull, Ilwof, König, Joherl und Wastler angehörten. Am 2. Dezember 1900 feierte der Historische Verein den 50. Gedenktag seiner ersten Versammlung, Marx beteiligte sich sehr lebhaft an den Vorbereitungen dazu. Am Festabend erschien er in der Uniform seines Landwehr-Infanterieregiments. 1901 bat der Zweiundsiebzigjährige um seinen Austritt; schweren Herzens mußte der Ausschuß dem kränklichen Alten die Bitte gewähren. Von den historischen Schriften Marx' sei an erster Stelle genannt: „Die Freiherren von Teuffenbach in Steiermark.“ Diese Studie ließ er in der „Öst.-ung. Revue“ XVI. Bd. I. (Heft 5—6) und XIX. Bd. (Heft 1) erscheinen. Die Anregung dazu mag die enge Freundschaft zu seinem gelehrten Landsmanne FZM. Reichsfreiherrn von Teuffenbach, dem Herausgeber des „Vaterländischen Ehrenbuches“ gegeben haben. Als Quelle dienten die Dokumente und Schriften der freiherrlichen Familie (16 Foliohefte Manuskript), ferner die fachgeschichtlichen Arbeiten von Vinzenz Brandl, Pfarrer

[1] Im Nachlaß.

Ludwig Stampfer, Christian Ritter d'Elvert und Hauptmann von Beckh-Widmanstetter. Marx verficht hauptsächlich die Ansicht, daß die Linien Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg und Teuffenbach-Mayrhofen eines Stammes seien. Während die Verschiedenheit der Wappen lange im Zweifel ließ, hat sich die größte Zahl der Historiker heute dazu entschieden, daß hier nur ein Stamm anzunehmen sei.[1] Est ist eine liebenswürdige Arbeit mit einem ganz seltenen Vorzuge: man erkennt, daß auch das Herz die Feder lenkt. Seinem verehrten Freunde hat Marx noch ein zweites zugedacht: 1897 erschien in der gleichen Revue (XXII. Bd., Heft 4—5): „Geistiges Leben in Österreich-Ungarn". Das monumentale Werk des Reichsfreiherrn „Neues illustriertes vaterländisches Ehrenbuch"[2] erfährt hier auf 25 Seiten die eingehendste Besprechung. Zum Schlusse widmet Marx dem Herausgeber und seiner reichen patriotischen und pädagogischen Schriftstellerei ehrliche Lobesworte, welche wie aus unserem Herzen gesprochen sind. Er leiht dort dem Wunsche Ausdruck, es möchten diese kleineren Schriften Seiner Exzellenz bald in Buchform erscheinen. Dies ist auch heute noch — unser Wunsch! Als am 14. Februar d. J. der Feldzeugmeister sein 70. Geburtsfest feierte, begrüßte ihn Marx mit einigen Zeilen in der Grazer „Tagespost".[3] Für das „Vaterländische Ehrenbuch" hat Marx drei Beiträge geliefert: Johann Georg Fellinger, Dichter und Soldat (II, 107—110), Hans Gasser, Bildhauer, (II, 414—418) und Anastaisus Grün, Dichter, Staatsmann (II, 495—499). Zu Ersterem, einem talentierten Steiermärker, mag ihn eine gewisse Wahlverwandtschaft gezogen haben, zu Gasser und Anastasius Grün freundschaftliche Bande. Im Teuffenbachischen „Vaterländischen Ehrenbuch, Poetischer Teil"[4] ist Marx mit fünf Gedichten („Walter von der Vogelweide", „Maria Theresia", „Hans Gassers Standbild in Villach", „Prolog zur Vermählung Ihrer k. u. k. Hoheit der Frau Erzherzogin Gisela", „Heiligenblut") vertreten. Im Nachlaß fanden sich Auszüge „Aus Major v. Riegers Briefen 1783—86" an Grafen und Gräfin Strassoldo, desgleichen ein Aufruf zum Wilhelm Herzog von Württemberg-Denkmal für Graz. Zahl-

[1] Vergl. hierüber Wurzbach, Biogr. Lex. XLIV. — A. Mell, Regesten z. Gesch. d. Familien v. Teuffenbach in Steiermark. I (1074—1547). Veröffentlichung d. hist. Landeskomm. f. Steierm. XX. (Die neuesten Forschungen trennen nun doch beide Zweige. Anm. d. R.)

[2] 2 Bde., Wien und Teschen, Karl Prohaska, o. J,

[3] Nr. 45, Morgenblatt jenes Tages.

[4] Salzburg, Heinrich Dieter, 1879.

reich sind seine Aufsätze literarhistorischen Inhaltes, so z. B. „Franz Nissel. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters in Briefen“ (Heimgarten, 19. Jhg., Heft 12), über Therese, Prinzessin von Bayern, Torresani u. a. in der „Tagespost“. Im Jahre 1868 ließ Marx im Selbstverlage (Graz) ein Lebensbild des italienischen Dichters Alessandro Poerio erscheinen.[1]

Noch ein letzter Meiselstich fehlt zu unseres Dichters Profil. Ihm beschien nicht nur ein Strahl Poesie die Pfade (wie Emanuel Geibel singt): er suchte ihn auch in den fernen Gärten fremder Völker. Es war eine hohe Schule seines Kunstkönnens. Die graziösen Formen des Südens, besonders des Sonetts, wurden ihm bald zu eigen. Er übersetzte Gedichte von Alessandro Poerio und B. Zendrini, die sich verstreut in „Gemüt und Welt“ finden. Desgleichen übertrug er das indische Drama „Ré Nala“ des Angelo de Gubernatis (Hamburg, Richter 1869) ins Deutsche. Der erwähnte Gedichtenband enthält auch Poesien von Edgar Allan Poe und Longfellow. Die letzteren (in Auswahl: Reklams Univ.-Bibl., 3. Aufl., Nr. 328) dürften den weitesten Weg im Publikum gemacht haben.[2] Wie Marx sich zu dem amerikanischen Dichter hingezogen fühlen mußte, läßt das letzte Poem der Sammlung („Divina Comedia“) ahnen.

So schloß sich Kreis um Kreis. Was innen blieb, war die harte Schule des Lebens. Unseren Poeten hat sie nicht eingeschüchtert. Von allen Kindern hatte der Greis nur Helene um sich. Es war ein gar stilles, aber trauliches Heim in der Goethestraße zu Graz. Der Alte hütete mit Ängstlichkeit die Erinnerungen seiner siebzig Jahre. Vom Krieg und von der Muse konnte er sagen und singen. Radetzky und Grillparzer hat er noch gesehen und bewundert. An solchem Eisen beißt die Zeit schwer. Er blieb Altösterreicher. Oft zeigte er uns etwas aus seinem Schatz von Briefen und Handschriften. Von der kunstreichen Pistole bis zu den letzten Gemälden Helenens, die hundert lieben Gedenkstückchen des Hausrates, alle sprachen das wehmütige: je m'en souviens encore. Anastasius Grün, K. G. Ritter v. Leitner, Hamerling und so viele, die ihm nahe standen, waren vorausgegangen. Drei Landsleute im Schnee des Alters hielten noch in Treuen aus:

[1] Auch in Karl Fels' „Egeria“ (Eger 1875) abgedruckt.
[2] Vgl. Rud. Döhn, Aus dem amerikanischen Dichterwald, 1880.

FZM. Reichsfreiherr v. Teuffenbach, Ernst v. Rauscher und Fritz Pichler. Die FZM. Ritter von Milde und Samonigg blieben die alten Jugendfreunde. Seit zwei Jahren meldete sich das böse Asthma und im Winter litt es ihn nur in der Stube. Er sah jetzt nur mehr voraus mit ahnungsvoller Poetenlogik. In dieser milden, feierlichen Stimmung bleibt uns der edle Dichtergreis unvergeßlich ... Alljährlich verbrachte Marx den Sommer mit Kindern und Enkeln in Kärnten. Heuer zog es ihn früher hin als sonst. Jedermann fand ihn in diesem letzten Jahre sehr verändert und der alte Oberst sagte es beinahe ahnungsrichtig, warum sich mancher Oberdrauburger verwundert nach ihm umsah. Bis zur Nacht auf den 19. Juni hatte er nicht die geringsten Beschwerden. Nach 12 Uhr stand er selbst auf, von heftigen Rückenschmerzen geplagt und weckte seine Tochter Helene. Die Schmerzen währten eine Stunde und der Arzt kam zu spät. Marx rief noch einmal seine Kinder an, blickte lange fragend nach dem Christusbild über dem Bette, sank zurück und verschied.[1] Der ewige Richter möge ihm gnädig sein! ... Wie seltsam: 1860 hat er zu Oberdrauburg diese Verse geschrieben:

Das auf den Knaben mild geschaut,
Der froh das Heimatstal durchlärmte,
Wo sich um die verlorne Braut
Der bleichgezehrte Jüngling härmte;

Zu dem der Mann so Lust als Leid
In trauter Dämmerung getragen:
Laß mich um dich in aller Zeit,
O Gottesbild, die Arme schlagen!

O schau herab so milden Blicks
Wie einst dem Knaben, auch dem Greise,
Wenn er vor dir, o Kruzifix,
Das Bündel schnürt zur letzten Reise!

Das stille Grab in Oberdrauburg deckt nun einen von des Landes edelsten Söhnen, einen alten kaisertreuen Soldaten, einen gottbegnadeten Dichter. Die brave Carinthia wird ihm gerecht werden![2] Wir aber behalten den liebenswürdigen

[1] Die Ärzte konstatierten Herzschlag infolge Arterienverkalkung. „Die Dichterkrankheit“ hat sie Marx oft genannt; er ahnte nicht, daß sie auch ihn schon befallen hatte.

[2] Schon in Ed. Aelschkers „Geschichte Kärntens“ (Klagenfurt 1885) ist Marx (II, 1422 f.) neben Tschabuschnigg, Fercher, Rauscher und Gasser behandelt.

Greis, den ausgezeichneten Kameraden, den väterlichen Freund in dankbarer Erinnerung. Seine Lieder leben und erfreuen alle Guten, Reinen und Edlen immerdar. So wird das bescheidene Leben eines braven Mannes zum unabsehbaren Plane! Die Jugend tummelt ihre Rosse und zückt die blanken Waffen einer neuen Zeit. Möge sie unserer alten Losung: Gott, Kaiser und Vaterland! zu immer neueren Siegen verhelfen! Ja, darum mußten alle Edlen leben, leiden, kämpfen, dichten, singen und sterben — damit wir ihnen nachfolgen.

Die Hausindustrie und Volkskunst in Steiermark.

Von **Karl Lacher**, Graz.

Schon zu Beginn meiner Sammeltätigkeit zu Ende der siebziger Jahre für das im Sommer 1895 der Öffentlichkeit übergebene steiermärkische Kulturhistorische und Kunstgewerbemuseum war ich bestrebt, den Resten der alten Hausindustrie und der volkskundlichen Arbeiten unserer Steiermark die größte Beachtung zuteil werden zu lassen. Forderte doch das von mir verfaßte und vom steiermärkischen Landesausschusse genehmigte Programm vom Jahre 1884, das dieser weiteren Sammeltätigkeit Ziel und Richtung gab, von dem zu begründenden neuen Museum: die Darstellung des Volkslebens in allen seinen Gesellschaftsschichten. Alles, was zur Illustration des häuslichen Lebens und Schaffens der Bewohner von Steiermark dienen konnte, wurde daher eifrigst aufgesammelt. Dabei war es sehr wichtig, die Gegenstände an Ort und Stelle zu erforschen, sie in ihrer geschichtlichen Bedeutung für die Heimat, in ihrem Zusammenhange mit ihrer ganzen Umgebung kennen zu lernen. Es mußten daher mühevolle Wanderungen selbst in die entlegensten Bauernhöfe eine lange Reihe von Jahren hindurch zu gründlichen Lokalforschungen unternommen werden, um Material von wissenschaftlichem Werte zutage zu fördern; daß dabei unberufene Mitarbeiterschaft nur unermeßlichen Schaden hätte anrichten können, ist wohl einleuchtend.

Denn bei volkskundlichen Sammlungen kommt es in erster Linie auf das Woher, den Zweck und den Zusammenhang der Gegenstände mit dem Volke, dessen Schaffen charakterisiert werden soll, an. Besonders für die wissenschaftliche Bearbeitung der steirischen Volkskunst ist es daher sehr

wichtig, daß das Material für die kulturgeschichtliche Darstellung unseres Museums fast ausschließlich von mir an seinem ursprünglichen Bestimmungsorte erforscht worden ist. Es sind daher unsere Sammlungen wohl geeignet, als vollgültige Belege für das häusliche Leben und Schaffen der Steiermärker zu dienen. Aber auch nur bei dieser gewissenhaften Aufsammlung war es möglich, diese unsere ethnographische Sammlung im neuen kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseum in wirklich lehrhafter Gruppierung den altsteirischen Originalwohnräumen entsprechend anzugliedern und zu einem echten Geschichtsbilde unseres Landes auszugestalten.

Als im Jahre 1894 in Wien der Verein für österreichische Volkskunde ins Leben trat und die österreichische Volkskunde durch Haberlandt ein fachmännisch geleitetes Organ, die „Zeitschrift für Österrreichische Volkskunde" erhielt und gleichzeitig eine ganz Österreich umfassende, auf Sachkenntnis beruhende Sammeltätigkeit zur Gründung eines Museums für österreichische Volkskunde in Wien begann, da hatten wir den Grundstock zu unseren Sammlungen längst gelegt. Ich hielt es auch aus diesem Grunde für meine Pflicht, die Wahl in den Ausschußrat des Wiener Vereines als Vertreter unseres Kronlandes anzunehmen. Es ist auch gelungen, die steirische Gruppe dortselbst ohne schädliche Wirkung für uns ebenfalls anziehend zu gestalten.

Im Jahre 1898 lieferte unser Museum einige Beiträge für die ethnographische Gruppe der großen Wiener Jubiläumsausstellung. Umfassender gestaltete sich unsere Beteiligung an der Ausstellung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien 1905—06 von österreichischer Hausindustrie und Volkskunst.

In der von mir über Einladung der Direktion des k. k. österr. Museums für den Katalog dieser Ausstellung verfaßten Abhandlung über steirische Hausindustrie und Volkskunst wurde ein erster Versuch unternommen, dieses interessante Gebiet zusammenhängend mit einer Rückschau, dem Stande der Gegenwart und einem Ausblick in seine Zukunft in kürzen Zügen zu schildern. Und auf dieser Grundlage beruht die gegenwärtige Arbeit, in der einzelne Zweige der Hauskunst eingehendere Behandlung erfahren konnten.

Während also zunächst die Landesmuseen und die kleineren Lokalmuseen mit mehr oder weniger Glück und Sachkenntnis den unscheinbaren Dingen des häuslichen, namentlich bäuerlichen Gebrauches ihre Aufmerksamkeit zugewendet


UNIV.
OF

haben, betraten sie ein Sammelgebiet, das nicht bloß für die Geschichte der Volkskunde das beste Anschauungsmaterial darbietet, sondern auch für unsere modernen kunstgewerblichen Bestrebungen großen Wert besitzt. Und dieser lehrhafte Wert der volkskundlichen Arbeiten wird nun immer mehr und mehr erkannt. Gerade die gegenwärtige Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien bietet hierfür den nachdrücklichsten Beweis; sie ist gewiß dazu angetan, weiteren Kreisen einen neuen Formenkreis zu erschließen und dessen vielfachen pädagogischen Wert für unser modernes Schaffen recht eindringlich zu lehren.

Bei meiner Sammeltätigkeit auf dem volkskundlichen Gebiete war mir auch von allem Anfange an dessen künstlerische Bedeutung für unser kunstgewerbliches Schaffen gegenwärtig. Es war daher niemals meine Absicht, große Massen gleichwertiger Gegenstände zusammenzuhäufen, sondern es war mir darum zu tun, aus jedem Landesteile unserer Steiermark besonders das für denselben charakteristische und bodenständige Material nach Möglichkeit auszuwählen.

Die hohe pädagogische Bedeutung dieser volkstümlichen Sachen selbst für unsere auf die Belebung und Förderung des modernen Schaffens abzielenden Kunstgewerbemuseen habe ich bei der Eröffnung unseres neuen Museums im Jahre 1895 im „Führer durch das kulturhistorishe und Kunstgewerbemuseum“ in folgender Weise bezeichnet: „Wenn es auch schon aus materiellen Gründen ausgeschlossen war, nur hervorragende Schaustücke für die kunstgewerblichen Mustersammlungen zu erwerben, so sprechen gegen ein derartiges Verfahren auch die pädagogischen Erwägungen, welche bei den Erwerbungen zunächst als maßgebend anerkannt werden mußten; denn gerade die für bescheidene Verhältnisse geschaffen Werke aus den Zeiten allgemeiner Kunstblüte sind es, die dem modernen Schaffen vorzügliches Studienmaterial darbieten. Poesie und tüchtiges Können sprechen aus so vielen alten Arbeiten für das bürgerliche Haus und aus vielen Erzeugnissen der Hausindustrie, und der künstlerische Geist, der das gesamte Schaffen des Volkes dereinst beherrschte, soll ja auch heute wieder Gemeingut des ganzen Volkes werden. Hierfür aber bieten uns gerade jene bescheidenen Werke den sichersten Wegweiser. So wie sich aus der Volkssage die herrlichsten Meisterwerke der deutschen Dichtkunst herausentwickelt haben, so erstanden auch die Perlen der Kunst-

industrie zumeist als die edelsten Tätigkeitsblüten jener Küstler, welche mit geläutertem Geschmack und größter handwerklicher Geschicklichkeit in erster Linie für die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens arbeiteten. Deshalb kann das moderne gewerbliche Schaffen gewiss nur zu dem gewünschten Ziele kommen, wenn es aus dem kräftigst fließenden Born schöpft, welchen uns die schlichten Arbeiten unserer kunstgewandten Väter darbieten."

Die Hausindustrie nun — die neben der bäuerlichen Beschäftigung betriebene handwerkliche Tätigkeit — welche zunächst alles erzeugte, was für den eigenen Bedarf erforderlich war, im weiteren Verlaufe aber auch Tausch- und Verkaufsobjekte lieferte, stand in unserer Steiermark auf breiter Grundlage und hat auch in einigen Zweigen der häuslichen Arbeit eine tüchtige Ausbildung und wirtschaftliche Bedeutung erlangt. Sie ging auf manchen Gebieten auch ganz eigene Wege und erzeugte originelle und tüchtige Sachen für den Hausgebrauch. Diese bescheidenen Dinge des Alltags bildeten einerseits die Grundlage einer späteren bodenständigen Volkskunst und sind anderseits von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung zu umfangreicher zunftmäßig organisierter Handwerkstätigkeit, und schließlich zu dem großen Fabriksbetriebe geworden. Unsere steirischen Gebirgsdörfer betrieben tatsächlich Jahrhunderte lang einen regen Handel mit den von ihren Bewohnern über den eigenen Bedarf erzeugten Arbeiten ihres Hausfleißes und ihrer kleineren handwerklichen Betriebe in die breiten Täler und Städte, bis das sich rasch entwickelnde Fabrikswesen an den Verkehrszentren das umgekehrte Verhältnis schuf und seine billiger erzeugten Waren durch Reisende und mittels der Landkrämer allerorts verkaufen ließ, dafür aber vom Lande nebst dem Rohmateriale hauptsächlich auch das Arbeitsmaterial des Bauern — seine jungen Burschen — als Fabriksarbeiter bezog.

War nun auch, wie in den nachbarlichen Alpenländern, im steirischen Bauernhause die handwerkliche Betätigung während der von der Landwirtschaft nicht beanspruchten Zeit allgemein üblich, so haben sich wohl, abhängig von dem Vorkommen das Rohmaterials, nur einige Zweige dieser handwerklichen Betätigung über den eigenen Bedarf hinaus zu größerem Export und höherer wirtschaftlicher Bedeutung aufgeschwungen.

Sehen wir nun, was uns die vergangene Zeit vom steirischen Hausfleiße überliefert hat. Da kommt in erster Linie die Textilindustrie in Betracht. Nicht nur, weil uns von ihren

Leistungen am meisten erhalten geblieben ist, sondern auch, weil sie vielfachen Bedürfnissen diente, allgemein reiches Rohmaterial vorfand, daher eine große kommerzielle Bedeutung[1] erlangte und auch auf dem Gebiete der Hauskunst die tiefgründigsten Wurzel geschlagen hat.

In ganz Steiermark war die hausindustrielle Erzeugung von Loden- und Leinenwaren verbreitet, wofür besonders der Flachsbau in Mittel- und Untersteiermark, sowie die Schafzucht im gebirgigen Oberlande das beste Rohmaterial dargeboten haben. Aus dieser allgemein geübten bäuerlichen, also hausindustriellen Wolle- und Leinenweberei, die besonders in den Bezirken Schladming, Pöllau, Birkfeld und Praßberg bei Cilli Berühmtheit erlangte, entwickelte sich zunächst die kleinindustrielle Erzeugung von Lodenware, deren handwerksmäßige Erzeuger sich zu Innungen vereinigten, von denen z. B. in der östlichen Steiermark jene von Friedberg bis in das XVI. Jahrhundert zurückreicht. Über den Weberbetrieb in Hartberg, Vorau, Pöllau, Gröbming, Haus, Bruck a./M., zu Rottenmann u. a. O. geben zahlreiche Aktenstücke willkommene Kunde. Die Erzeugnisse dieser Innungen erlangten auch über die Grenzen des Landes hinaus großen Ruf und erzielten einen bedeutenden Export. Gerade aber diese unsere gut organisierten Handwerksbetriebe mußten zuerst den an den Verkehrszentren des Landes entstandenen großen Lodenfabriken weichen und nur die bäuerliche Erzeugung von Loden und Leinwand für den Hausbedarf erhielt sich noch teilweise bis heutigen Tages. Und an diesen Erzeugnissen wird aus dem Oberlande (Schladming), der Oststeiermark (Pöllau) und dem Unterlande aus Praßberg jetzt noch Hausloden von der Landeshauptstadt bezogen. Auch die Leinenweberei liefert heute noch Arbeiten an Grazer Kaufleute. So erzeugt namentlich in Birkfeld der bäuerliche Webstuhl neben der einfachen Hausleinwand auch feine Damastwebereien, die auch der städtische Geschmack zu schätzen weiß. Aber auch an anderen abgelegenen Orten fertigt die Hausindustrie aus den beigestellten Garnen Tischzeug, Hand- und Bettücher in vorzüglicher Weise an. Die heiteren Spinnabende auf dem Lande aber sind allerdings schon sehr selten geworden und die noch vorhandenen Spinnräder und Haspeln sind fast nur mehr auf den Dachböden anzutreffen.

[1] Näheres hierüber in: „Kulturbilder aus Steiermark", Graz 1890, „Die Textilindustrie Steiermarks" von Hans Tauß.

Während der Lodenanzug unserer Bauersleute nur mäßige Anwendung von Stickerei zuließ, entfaltete die Hauskunst auf dem Gebiete der Leinenstickerei wohl ihre umfassendste Tätigkeit und gelangte zu herrlicher Blüte. Was da an Tischzeug, an Handtüchern und Bettzeug uns erhalten blieb und im Museum verwahrt wird, muß uns ebenso wie die übrige Stickerei an den Kleidern der Männer und Frauen mit heller Freude erfüllen; hauptsächlich ist es die kunstgeübte Frauenhand, der wir hier begegnen.

Schon die älteste uns erhalten gebliebene Seidenstickerei, der berühmte, figurenreiche, noch heute in frischen Farben prangende Ornat der ehemaligen Nonnenabteikirche zu Göß rührt von der kunstgeübten Hand der Äbtissin dieses Klosters, Kunigunde, aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts her.

Diese in den friedlichen Stätten des Landes für den kirchlichen Gebrauch gepflegte Kunst des Stickens übertrug sich später auch in das Bürgers- und Bauernhaus, um Gemeingut aller zu werden. Und da entstanden im XVI. und XVII. Jahrhundert die prächtigsten Weiß- und Buntstickereien der deutschen Renaissance, welche den Kreuzstich, den Ketten- oder Zopfstich, den Flachstich allgemein, seltener den Knöttchenstich, sowie die Durchbrucharbeit auf hoher künstlerischer Ausbildung zeigen. Während die so allgemein angewendeten Meister auch noch im XVIII. Jahrhundert der Frauenhand ganz geläufig geblieben sind, verflachte die technische Ausführung immer mehr und mehr. Am längsten ist an den bäuerlichen Arbeiten das Festhalten an dieser Tradition wahrnehmbar; doch sank an ihnen die Stickerei überhaupt zu nur mehr sehr bescheidener Anwendung herab, während im Bürgershause die Stickerei an den Trachten der Männer und Frauen, der allgemeinen Stilwandlung folgend, neuerdings prächtige Arbeiten schuf. Zumal an den Westen der Männer und an den Busentüchern der Frauen erblühte die Weiß-, Bunt- und Goldstickerei unter der fleißigen Frauenhand, die es auch verstanden hat, selbst an den gestrickten Strümpfen prächtige Nadelarbeiten zu schaffen.

Die Goldhauben unserer Frauen, sowie die prächtigen Posamentierarbeiten an ihren Anzügen dürften hingegen ebenso wie die teils mit Pfauenfedern-Stickerei, teils mit Zinnieten gezierten Ledergürtel der Männer, die in den gleichen Sticktechniken hergestellten Pferdegeschirre u. v. a. handwerklicher Betätigung angehören.

Gruppe steirischer Hausindustrie im Kulturhistorischen und Kunstgewerbe-Museum zu Graz.

Wie wir des weiteren an vielen Beispielen in unserem Museum sehen, folgten unsere Frauen und Mädchen dem damals allgemein üblichen Gebrauche, indem sie sich ihre eigenen Stick-Mustertücher selbst anfertigten. Sie versehen dieselben zumeist mit ihren Namen und der Jahreszahl der Entstehung. Diese gestickten Mustertücher enthalten die verschiedensten figuralen und ornamentalen Motive sowie allerlei Schriftproben und Monogramme: sie bewegten sich noch immer innerhalb der Grenzen der Textilkunst und eines guten Geschmackes. Gegen die Mitte des XIX. Jahrhunderts aber wurden auch diese Motivenschätze beiseite gelegt und es währte nun nicht lange mehr, bis die gesickten Löwen, Pudel und Windhunde auf Kissen und Decken, sehr oft in Lebensgröße, die allgemeine Geschmacklosigkeit krönten.

Wie in ganz Mitteleuropa, mußte auch in unserer Steiermark durch Anschauung und Unterricht das künstlerische Empfinden des Volkes wieder geweckt und die Kunst in den Dienst des Gewerbes gestellt werden, wobei auch der Hausfleiß neue Belebung fand.

An der neuerrichteten Staatsgewerbeschule zu Graz wurde eine Fachabteilung für Stickerei errichtet, die seither viele Mädchen im Bunt- und Weißsticken ausbildete. Alle guten Techniken kamen dabei ebenso wieder zur Geltung, wie die der Stickerei entsprechenden bewährten Muster.

Der Privatunterricht schlug alsbald die gleichen Bahnen ein, wobei unsere damals im Entstehen begriffene und kaum mehr als deponierte Textilmustersammlung eifrigst benützt wurde und gute Wege vorzeichnete. Die alljährlich im Kunstgewerbevereine abgehaltenen Weihnachtsausstellungen kunstgewerblicher Erzeugnisse trugen namentlich dazu bei, für die Bewegung in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken. Heute sehen wir tatsächlich wieder viele Frauen und Mädchen (namentlich viele Beamtenstöchter) neben ihrer Wirtschaftsführung für Paramentenvereine und Stickereigeschäfte ständig beschäftigt und angemessene Entlohnung finden.

Dieser Hausfleiß, der also nicht nur das eigene Heim schmückt, hat tatsächlich schon eine große Verbreitung und wirtschaftliche Bedeutung erlangt; er wird unterstützt durch Zuhilfenahme von Stickereimaschinen, die in richtiger Würdigung der wirtschaftlichen Ideen unserer Zeit seit etwa acht Jahren hier Eingang gefunden haben und in fast allen größeren Orten der Steiermark, ja selbst in einzelnen Dörfern verbreitet sind.

Diese Arbeitserleichterung ist auch vom künstlerischen Gesichtspunkte aus nur zu begrüßen, wenn dabei die Ableitung der Formen aus der Technik gewahrt bleibt. Von der Geschicklichkeit der Hand hängt dabei ja noch immer das Gelingen der Arbeit ab.

Mit schönem Erfolge ist seit vielen Jahren schon der Ausseer Hausindustrieverein betrebt, die alte Leinenstickerei zu neuen Ehren zu bringen und der Bevölkerung eine lange verschüttete Einnahmsquelle wieder zu eröffnen.

Unsere Bemühungen, die Handweberei zunächst in der Landeshauptstadt einzuführen und auf künstlerische Wege zu leiten, hatte bisher freilich nur den Erfolg, daß mehrere Frauen und Mädchen diese schöne Technik gelernt haben und auch zum Teile ausüben; zu einem wirtschaftlichen Faktor aber hat sich diese Art Hauskunst noch nicht aufgeschwungen.

Die Töpferei, an die Tonlager gebunden, hat sich nur in den Tälern entwickelt und anfänglich war wohl mit jedem Töpferbetriebe auch der Landwirtschaftsbetrieb verbunden. Es bestanden in ganz Steiermark verstreut u. a. in Schladming, Irdning, im Judenburger Kreise, Cilli, Marburg, Pettau, in der Umgebung von Graz: Seiersberg, Mantscha, Eggersdorf, Weiz, Passail Töpferwerkstätten verbunden mit landwirtschaftlichem Betriebe, die neben Öfen auch Fayencegeschirr aller Art erzeugten, einen nennenswerten Export über die Landesgrenzen aber wohl niemals erreicht haben. Vielfach mußte ich mich bei meinen Hausforschungen davon überzeugen, daß vielmehr die auswärtigen Hausierer selbst in den entlegensten Bauernhäusern wohl schon vom XVII. Jahrhundert an mährisches und oberösterreichisches Fayencegeschirr abgesetzt haben. Mooskirchen und Premstätten bei Graz bildeten sich, indem sie Landwirtschaft und Töpferei gleichmäßig betrieben, zu ganzen Töpferdörfern aus. Neben gewöhnlicher Begußware wurden auch hier vielfach Schüsseln und Krüge, Weihwasserkesselchen u. a. m. erzeugt, die größte Beachtung verdienen.

Die ältesten uns überkommenen Bauerngeschirre sind sogenannte „Schwarzware“ und reichen bis zum Jahre 1600 zurück. Sie sind aus Ton, vermischt mit gemahlenem Stein, hergestellt. Durch das beigemengte Steinmehl erhielten diese Geschirre im Scharffeuer eine große Härte, wobei sie zugleich geschwärzt wurden, so daß sie, wie das Steinzeug, ohne Glasur in Gebrauch genommen werden konnten. Dafür fiel dem zeichnerischen Stifte die Aufgabe zu, dem Kunstgefühle der Zeit Rechnung zu tragen, und die

in die noch nicht ganz trockenen Tongefäße eingegrabenen Linien und Ornamente, denen zuweilen auch Sprüche und die Jahreszahl ihrer Entstehung beigefügt worden sind, erzielten in der Tat eine gute Wirkung. Die Sgraffitotechnik, die selbst von unseren steirischen bäuerlichen Maurern im XVI. und XVII. Jahrhundert ganz allgemein an den Fassaden der Häuser, ja selbst an Kornspeichern[1] sehr geübt wurde, dürfte die Anregung zum besprochenen Dekor unserer Schwarzgeschirre dargeboten haben.

Unsere steirische Fayencemalerei weist auf nahe Verwandtschaft mit jener Oberösterreichs hin, hat aber dennoch ganz eigene Dekorationsmotive ausgebildet. So finden wir die Tulpe, Rose und Nelke in zumeist großem Maßstabe, origineller Stilisierung und kräftiger, tiefer Farbengebung wirkungsvollst verwertet, im Gegensatz zu den oberösterreichischen Fayencen, die ihren bunten Dekor zumeist auf hellem Grunde darbieten.

In den protestantisch gebliebenen Orten des Oberlandes, hauptsächlich in Ramsau bei Schladming, wurde das Fayencegeschirr neben schlichter Ornamentik sehr häufig auch mit Sprüchen aus der Bibel geziert. Aus Mantscha bei Graz haben wir Fayencekrüge aus dem Jahre 1746, die auch in der Behandlung des Figuralen große Fertigkeit bekunden.

Das Geschirr (glasierte Tonware), das noch heute von steirischen Bauerntöpfern in Eggersdorf, Seiersberg, bei St. Ruprecht, in Passail u. a. O. erzeugt und von ihnen auf den Grazer Markt gebracht wird, kann keinen Anspruch mehr auf künstlerische Beachtung erheben.

Trotzdem überlieferte uns diese bäuerliche Töpferei die Rezepte zu mehreren Glasurfarben, da in der Landeshauptstadt beim städtischen Töpfer nur noch die weiße Glasur im Gebrauche war, als auf dem Gebiete der Ofenfabrikation die Reform Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzte.

Der große Aufschwung, den zunächst die Tonofenfabrikation der Steiermark unter dem Einfluße der Schule und unserer direkten künstlerischen Mitwirkung genommen hat, führte auch zu dem Versuche, die künstlerische Gefäßbildnerei neuerdings zu beleben, die im Anschlusse an die Ofenfabrikation als Hauskunst betrieben werden könnte. Die bis vor kurzem an der Grazer Staatsgewerbeschule bestandene keramische Fachschule bildete junge Männer, namentlich aber viele

[1] Näheres hierüber mit reichen Abbildungen in: „Lacher, Kunstbeiträge aus Steiermark“, K. W. Hiersemann, Leipzig, 1893—95, 3 Bände.

junge Damen und Mädchen im Majolikamalen aus, die die von einigen unserer Ofenfabrikanten, sowie von der Majolikafabrik in Liboje bei Cilli hergestellten Gefäße dekorierten.

Diese Arbeiten, denen zunächst die in unserem Museum befindlichen italienischen Majoliken, später aber auch unsere einheimischen volksthümlichen Fayencen als Grundlage dienten, fanden freundliche Aufnahme, ob sich aber aus diesen Bestrebungen eine Hauskunst von nachhaltiger, wirtschaftlicher Bedeutung entwickeln wird, muß wohl die Zukunft lehren. Mit dieser Technik wurde von dem Vorstande der genannten keramischen Fachschule, Prof. Johann Lepuschütz, auch jene des Emailmalens praktisch gelehrt, und erzielten mehrere Damen darin eine beachtenswerte künstlerische Fertigkeit; auch hier wäre, wie bei der Majolikamalerei, wohl sehr zu empfehlen, das Begonnene emsig weiterzuführen und von seiten der Schule wie früher zu fördern.

Das Mobiliar und auch die Eisenarbeiten, die herrlichsten Blüten steirischen Kunsthandwerkes, sind wohl zumeist auf handwerklicher Grundlage entstanden. Der rege Wagenverkehr auf der Landstrasse hatte zur Folge, daß sich allerorts Huf- und Zeugschmiede, Wagner und Schreiner niedergelassen haben, und in der Tat finden wir bis zur Einführung der Eisenbahnen auf dem Lande viel mehr derartige Handwerksbetriebe als in der Gegenwart. Vor allem aber ließ der Umstand, daß die genannten Techniker eine größere Anzahl Werkzeuge beanspruchen, die sich der Bauer nicht beschaffen konnte, sie für die Hausindustrie minder geeignet erscheinen. Doch kommt bei den Holzarbeiten für den Hausfleiß alles das in Betracht, was mit dem Reifmesser auf der sogenannten „Hanselbank“ erzeugt werden konnte. Es sind dies allerlei Haus- und Küchengeräte, Teile von Werkzeugen und Landwirtschaftsgeräte, die auch heute noch so ziemlich in allen Teilen des Landes im Bauernhause hergestellt werden. Einfache Stühle und Bänke, Löffelkörbchen, wie das aus Ramsau stammende hier abgebildete Löffelkörbchen unseres Museums und dergleichen entstehen auch jetzt noch auf diesem Wege, ebenso das Bemalen der einfacheren Holzsachen. Bei vielen dieser Arbeiten kam und kommt noch künstlerische Betätigung zum Ausdruck.

Nicht so allgemein aber doch ziemlich häufig wurden auch die Drechslerei von bäuerlicher Hand ausgeübt. Auf diese Weise wurden Haspel und Spinnrad, Holzteller, Schüsseln, Mörser, Handleuchter u. a. m. erzeugt. Unsere Sammlungen geben hievon zahlreiche, bis in das XVI. Jahrhundert zurück-

reichende Proben. An vielen Geräten, wie namentlich an den Wäscherollen, Mangelbrettern, kleineren Holzkassetten und Stuhllehnen kam auch die Holzschnitzerei zur Anwendung. Meistens sind es Kerbschnitzereien, die auf uns gekommen sind. Diese tragen bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts noch gothischen Charakter.

Von den Eisenarbeiten sind hier dennoch zu nennen die Arbeiten jener kleineren Zeugschmiede in den entlegensten Gräben, die die Landwirtschaft mit ihrem Gewerbe gleichmäßig



betrieben und sich weniger dem Schaffen ihrer zunftmäßig organisierten Kollegen angeschlossen haben. Sie fertigen für das Bauernhaus die orginellsten Dinge, denen künstlerisches Empfinden unverkennbar eigen ist, das in seiner naiven Ausdrucksweise Zierformen schuf, die so ganz erst aus der Technik des Schmiedens herausgewachsen sind. Da sind vor allem die Küchen- und Herdgeräte, die bei einfachster, nur dem Zweck des Gegenstandes dienenden Formengebung schlichte Zierformen tragen, die absolut echt und wahr sind, weil sie weder dem Gebrauche des Gegenstandes, noch seiner Herstellung zuwiderlaufen. In naivster Art gestalteten wohl nur diese bäuerlichen Meister die noch heute in einigen Leonhardkirchen unseres

Landes gebräuchlichen Weihgeschenke aus Schmiedeeisen. Sie stellen allerlei Haustiere dar, die von der Landbevölkerung dem Kirchenpatron auch heute noch gewidmet werden. Unser Museum besitzt wohl die reichste Sammlung von solchen Weihgeschenken, die alle steirischen Leonhardskirchen entstammen. Diese schlichten Gegenstände werden ob ihrer originellen, an die etruskischen Arbeiten erinnernden Formen wohl zumeist noch von vielen Forschern zu weit zurückdatiert.

Sie gehören keinem bestimmten Stil an, sind vielmehr schlichte Blumen, die ausschließlich aus der Technik des Schmiedens und einem natürlichen, nicht anerzogenen Schönheitsgefühl heraus entstanden sind. Unsere ältesten geschmiedeten Opfertiere dürften wohl kaum über das XVI. Jahrhundert zurückreichen, und die jüngsten, die noch ganz die Naivität der früheren Stücke tragen, hat um die Mitte des XIX. Jahrhunderts ein bäuerlicher Zeugschmied zu Breitenau angefertigt. Auch von den bäuerlichen Eßbestecken sind wohl die meisten und originellsten aus bäuerlichen Schmiedewerkstätten hervorgegangen. Diese Bestecke, zumeist Messer, Gabel und Streicher in einem Lederetui enthaltend, waren mit Hirschhorngriffen versehen, welch letztere häufig mit Messing-, Silber- oder auch Zinn-Montierungen geschmückt waren, während die Klingen Sprüche, am häufigsten aber die Namen ihrer Träger und die Jahreszahl ihrer Erzeugung tragen.

Unsere Sammlung enthält aus allen Landesteilen derartige Arbeiten aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert. Der letzte bäuerliche Schmiedmeister, der an seinen Bestecken noch diese Formensprache beherrschte, war wohl der in Großsölk ansässig gewesene, um 1850 verstorbene Meister Georg Meier, dessen eigenes Besteck ich von seinem Sohne für unsere Sammlungen erwerben konnte.

Viele unserer Tabakdosen aus Horn, sowie die Eßlöffel aus Horn und Buchenholz sind auch auf hausindustrielle Erzeugung zurückzuführen. Sie sind häufig geziert mittels eingravierter Darstellungen aus dem Volksleben, Jagdszenen und Sprüchen.

Auf hausindustrielle Erzeugung ist auch die Pfeifenschneiderei zurückzuführen. Viele uns erhaltene Pfeifen lassen echt künstlerische Betätigung erkennen.

Unser ältestes Exemplar aus dem Jahre 1660 ist also nicht alzuweit von jener Zeit entfernt, in der das Tabakrauchen hierzulande Eingang gefunden hat. Zunächst sehen wir Pfeifen aus Erlen- und Eschenholz geschnitzt, wobei Jagdszenen einen beliebten Vorwurf gebildet haben. Es folgten im XVIII. Jahr-

hundert Pfeifen aus Erlenholz mit Perlmutter- und Messingeinlagen, deren Ornamentik überaus häufig den Doppeladler verwertet. Das letzte Ausklingen dieser kunstgewerblichen Hausindustrie fand ich in der Gegend von Rottenmann, wo ein bäuerlicher Pfeifenschneider bis zu seinem Tode (1890) kurze Pfeifen, sogenannte Ruepel oder Nasenwärmer erzeugte und durch einen Rottenmanner Kaufmann verkaufen ließ. Diese Erzeugnisse sind aus Buchenholz mit einfachen Messingeinlagen, Metalldeckel und kurzem Hornrohr versehen.

In der Korbflechterei kamen neben den gewöhnlichen Gebrauchskörben wohl selten feinere Arbeiten im Bauernhause vor; es fehlte dafür von jeher an geeignetem Weidenmaterial. Auch heute werden noch allgemein Körbe aus Stroh und Haselnußwurzelholz geflochten und besonders aus den Gegenden von Weiz bis Feldbach sowie aus Hitzendorf auf den Grazer Markt gebracht. Die Bemühungen der Fachschule in Bruck a/M., die Erzeugung feinerer Korbflechtwaren im Bauernhause zu erzielen, die selbst zur Anlage von Weidenplantagen führten, hatten keinen Erfolg, es mangelte schließlich an den nötigen Arbeitskräften. Auch der so rührige Ausseer Hausindustrieverein, den wir mit guten Korbmustern versehen haben, hat auf diesem Arbeitsfelde ebenfalls noch kein nennenswertes Resultat erzielt. Ob nun durch den sich immer rationeller gestalteten Obstbau des Landes das Bedürfnis nach feineren Körbchen für die edleren Obstsorten wachgerufen werden wird, und ob dann die heimische Erzeugung für diesen Bedarf nicht doch wird aufkommen wollen, das sind Fragen, auf die wohl die nächsten Jahre schon eine Antwort zeitigen werden.

Die im Museum aufliegenden steirischen Stammbücher des XVIII. und XIX. Jahrhunderts mit ihren süßen Poesien, bekunden, daß unsere galanten Altvordern selbst im Aquarellmalen, im Tusch- und Federzeichnen geübt waren.

Die Aussichten der Hausindustrie für die Zukunft sind im allgemeinen wohl nicht günstig. Mag auch dem bäuerlichen Hausfleiße sich neuerdings Geschmack und Kunstfertigkeit zugesellen, so werden doch kunstgewerbliche Hausindustrien von einer größeren wirtschaftlichen Bedeutung, die auch für die Ausfuhr in Betracht kommt, nur in ganz vereinzelten Fällen herausgebildet werden können. Da, wie schon eingangs angedeutet worden ist, die besten Arbeitskräfte der Landbevölkerung u. zw. beiderlei Geschlechtes, den Verkehrszentren zuströmen und die der bäuerlichen Scholle treu bleibenden Eingeborenen kaum ausreichen zu richtigem Landwirtschaftsbetriebe.

Bei der stetig zunehmenden Verarmung der Landbevölkerung dürfte es wohl ein vergebliches Bemühen sein, dessen Tätigkeit neuerdings auf die erloschene Hausindustrie zu lenken. Da müßten zuerst wohl andere Faktoren eingreifen, um der Entvölkerung und Verarmung des Bauernstandes wirksamst zu begegnen.

Daher wird sich auch vorerst nur in Orten mit größerem Verkehr, vor allem in den Städten eine künstlerische Förderung des Hausfleißes als nutzbringend erweisen. Da sind zahlreiche Familien, deren Angehörige neben der Wirtschaftsführung noch Zeit genug erübrigen, um sich ernster Arbeit widmen zu können. Es wurde schon angedeutet, auf welchen Zweigen des Kunstgewerbes unsere Bemühungen zur Hebung der Hauskunst schon mit nachhaltigem Erfolge versucht worden sind. Hier mit allen Mitteln weiter zu bauen, kann nur nachdrücklichst empfohlen werden.

Was hier über unseren altsteirischen Hausfleiß gesagt wurde, das haben mir die nunmehr in unserem kulturhistorischen und Kunstgewerbe-Museum zusammengestellten Sachen aus diesem Gebiete, während ich dieselben aufsammelte, einordnete und beschrieb, gar eindringlich erzählt. Die vergilbten Dorfchroniken konnte ich seltener befragen. Aber selbst wenn sie über das so bescheidene Wirken umfassendere Aufzeichnungen enthalten sollten, dürfte die Sprache, die die vielfachen Dinge des Alltags selbst sprechen, für den, der sie ernstlich zu hören bemüht ist, die verständlichere sein.

Jedenfalls aber müßten es alle Freunde der Kulturgeschichte unseres Landes dankbarst begrüßen, wenn unsere Archive auch nach der Richtung des künstlerischen und gewerblichen Schaffens hin systematisch ausgenützt würden und das so dankbare Gebiet in das Arbeitsprogramm der historischen Landeskommission einbezogen werden könnte, da diese nunmehr im Landesmuseum so bequem dargebotenen Schätze nicht nur zur Belebung des gewerblichen und kunsthistorischen Schaffens und zur allgemeinen Geschmacksbildung eine immer höhere Bedeutung erlangen, sondern auch in Hinkunft von dem Geschichtsforscher größere Beachtung als bisher werden finden müssen.

Das Haus Stubenberg in Böhmen.[1]

Von **Professor J. Loserth.**

Sehr verehrte Anwesende!

Sie hatten — es dürfte nun gerade ein Jahr her sein — die Güte, einem Vortrage anzuwohnen, der der Herkunft und dem Alter, den frühesten Geschicken und der späteren Geschichte unseres hervorragendsten Adelshauses in Steiermark, dem Herrengeschlechte Stubenberg gewidmet war. Sie haben damals vernommen, wie dies Geschlecht schon im XII. und XIII. Jahrhundert an den großen Landes- und selbst Reichsaktionen lebhaften Anteil genommen, welches ihr Verwandtenkreis gewesen und inwieweit dieser die habsburgische Herrschaft hierzulande aufrichten half. Es konnten schon damals Bemerkungen über den ausgedehnten Grundbesitz des Hauses gemacht werden und über das große Ansehen, zu dem es, weit über die Grenzen des engeren Heimatlandes hinaus, gelangt war und wie es, in raschem Aufschwung begriffen, selbst mit dem Papst- und Kaisertum in nahe Berührung kam.

Ich durfte damals schon das Versprechen geben, auch aus der späteren Geschichte dieses Herrenhauses noch eine und die andere Episode zum Vortrag zu bringen. Allerdings fand sich — als ich an die Einlösung dieses Versprechens ging — daß es nicht so leicht sei, eine Auswahl aus der großen Menge interessanter Episoden zu treffen, von denen die Geschichte des Hauses Stubenberg zu berichten weiß. Schon unter den Mitgliedern dieses Hauses im XIV. und XV. Jahrhundert — und noch mehr unter denen der späteren Zeit — gibt es viele, die eine eingehende Darstellung ihrer Geschichte und Würdigung ihrer Leistungen verdienen würden, da sie entweder — gewandt und kraftvoll — in die Geschicke der

---

[1] Vortrag, gehalten im histor. Verein für Steiermark am 10. Februar 1906.

Steiermark eingreifen oder in engen Beziehungen zu dem heimischen Fürstenhause oder zu fremden Dynastengeschlechtern stehen oder in die Geschicke anderer interessanter Adelshäuser, wie die der Baumkircher, verwickelt sind.

Allerdings ist da für die historische Forschung viel zu tun und es bedarf jahrelanger, unausgesetzter Arbeit, bis alle diese Dinge richtig dargestellt werden können. Und das ist ja begreiflich: Nicht immer liegen derlei Beziehungen klar und deutlich zutage. In manchem Briefe des einen und des anderen Stubenbergers finden sich Andeutungen, die zu weiteren Studien reizen, welche letzteren nicht selten ergebnislos verlaufen, da jenes einschlägige Quellenmaterial verloren gegangen ist, das diese Andeutungen aufzuhellen vermöchte.

Wir haben da z. B. eine Dorothea von Kanischa — wahrscheinlich eine Stubenbergerin — die in das angesehene Magnatenhaus der Kanischai geheiratet hat. Wir kennen von ihr nur einen einzigen Brief und da erscheint sie als eine mit hervorragenden politischen Talenten begabte Dame, die eben daran ist, ihren Geschwistern eine glänzende Zukunft am ungarischen Hofe zu gründen, als die Schlacht von Mohács diesen Plänen ein jähes Ende bereitet. Wie gern möchte man mehr aus dem Leben dieser Politikerin hören!

Oder wie reizend wäre es, die Geschichte jenes Wolf von Stubenberg aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts zu erzählen, der in seinem schriftlichen, seinen Söhnen hinterlassenen Vermächtnisse uns nicht bloß als ein trefflicher Hauswirt und ausgezeichneter Patriot, sondern auch als ein Mann von einer geradezu seltenen Lebensklugheit erscheint, dessen Vermächtnis — ich möchte sie Hausregeln für die Herren von Stubenberg nennen — in unserer steiermärkischen Geschichtsliteratur immer einen wichtigen Platz einnehmen werden.

„Pocht's nicht viel“ — sagt er — „auf euren Reichtum. Gar mancher reitet mit vier und sechs Rossen. Vier und sechs Jahre später wird er zu Fuß gehen.“ „Laßt's niemanden über Eure Briefe, das wär' Euer Ende“. „Dient's enkerm (eurem) Fürsten, seid's ihm gehorsam und handelt nicht wider ihn.“ Diese unentwegte Loyalität ist der Leitstern seiner Kinder, Enkel und Urenkel gewesen, und wenn da einer, wie unser Rudolf von Stubenberg, einmal entgleiste, geschah es unter Umständen, unter denen ein anderes Handeln schwer möglich gewesen — die Umstände sind eben meist stärker als die Menschen. Mit der Geschichte dieses Rudolf

wollen sich unsere Darlegungen vornehmlich befassen. Gewiß hätte man im Hause Stubenberg noch mächtigere Persönlichkeiten gefunden; da ist schon der gleichnamige Sohn jenes weisen Wolf, vielleicht der tüchtigste Landwirt seiner Zeit, dann sein gleichnamiger Enkel, damals wenn nicht die erste, so doch die beliebteste Persönlichkeit am Hofe Karls II. (1564—1590), aus dessen Verkehr mit der erzherzoglichen Familie uns eine reizende kleine Korrespondenz erhalten ist, die uns die Erzherzogin Maria, die bekannte schneidige Gegnerin der Protestanten, von ihrer liebenswürdigen rein menschlich-edlen Seite zeigt, da ist endlich dieses Wolfgang Sohn, der edle Georg der Ältere, ein Mann von unerschütterlicher Treue seinem evangelischen Glaubensbekenntnisse gegenüber, der eher als dieses seinen überkommenen Besitz und sein teures steirisches Vaterland aufgeopfert hat.

Mit Rudolf, einem Vetter dieses Georg, wird sich, wie bemerkt, unsere Darstellung beschäftigen. Er ist jener Stubenberger, der, eben als der große deutsche Krieg in Böhmen seinen Anfang nahm, in die Geschichte des böhmischen Winterkönigs verflochten, ein frühzeitiges und tragisches Ende fand. Das stubenbergische Haus hatte dabei noch schweren Verlust an Land und Gut zu tragen. Es verlor den prächtigen Herrensitz, den es seit drei Generationen in Böhmen besaß: Neustadt an der Mettau.

Wie sind die Stubenberger zu diesem Besitz gekommen? Das Haus Stubenberg konnte bis in das XV. Jahrhundert als ein rein steirisches Geschlecht bezeichnet werden, denn wenn es auch seinen Ausgangspunkt aus der Wiener-Neustädter Gegend genommen, von wo es über den Semmering und Wechsel bis in das Herz der Steiermark eindrang, man darf doch nicht vergessen, daß diese Neustädter Gegend bis in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts zu Steiermark gehörte. Mit den Baumkirchern und durch sie gewann es im XV. Jahrhundert in Ungarn reichen Besitz und als sich die habsburgische Herrschaft in den böhmischen Landen befestigt hatte, faßte es auch dort festen Boden. An zwei Punkten: in Neustadt an der Mettau und in Geiersberg. Nur den Erwerb der ersteren will ich schildern, denn nur mit Neustadt an der Mettau ist die Geschichte Rudolfs von Stubenberg auf das engste verwebt. Bezüglich des erstmaligen Erwerbes von Geiersberg — denn das Haus Stubenberg ist nach langer Zwischenzeit ein zweitesmal in dessen Besitz gekommen, fehlt es leider an hinreichendem Quellenstoff. Es ist ein höchst

charakteristisches Faktum, daß die berühmte Sommersche Topographie von Böhmen kein Wort davon weiß, daß Geiersberg schon im XVI. Jahrhunderte den Stubenbergern gehörte. Wenn es dort heißt: daß Geiersberg zu Anfang des XVII. Jahrhunderts den Zierotinen gehörte, dann an die Kolowrat gelangte, so weiß man, was davon zu halten ist. Kehren wir zunächst zu Neustadt zurück.

Es ist ein Verwandter des Stubenbergischen Hauses gewesen, ein Mitglied des kärntnischen Hauses Kreigh, das aber selbst in Böhmen heimisch geworden war, Wolf von Kreigh, der Oberstburggraf von Böhmen, der die Aufmerksamkeit seines Neffen Wolf von Stubenberg auf Neustadt an der Mettau lenkte — einen prächtigen Besitz, der dem alten Hause der Pernstein gehörte. Da über die Erwerbung dieses Besitzes in den böhmischen Topographien viele Irrtümer vorkommen, so mag hierüber etwas näheres gesagt werden. Die Topographie Schallers sagt bloß: Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts hielt Rudolf von Stubenberg diese Herrschaft in Besitz. Nach der Schlacht am weißen Berge wurde sie vom königlichen Fiskus eingezogen und an Albrecht von Wallenstein gegeben, der sie der Gräfin Magdalene von Trczka gegen die Herrschaft Kopidlno vertauschte; die große Güterkonfiskation nach der Ermordung Wallensteins brachte die Herrschaft an das Haus Leslie. Zu Neustadt gehörten außer der Stadt selbst nicht weniger als 32 Ortschaften und wie schön die Lage des Herrensitzes gewesen, davon gibt die Abbildung in der Sommerschen Topographie Zeugnis.

Die Darstellung in Sommers Topographie ist nun freilich eine äußerst mangelhafte. Da könnte es leicht den Anschein gewinnen, als hätte das Haus Stubenberg, wie es später anläßlich einer in der europäischen Wirtschaftsgeschichte jener Zeit unerhörten Güterkonfiskation seinen Neustädter Besitz eingebüßt hat, ihn vordem auch in gleicher Weise gewonnen. Sommer sagt nämlich: Nach dem Siege Karls V. bei Mühlberg im Jahre 1547 wurden nebst anderen auch die Pernsteinschen Güter eingezogen und die Herrschaft Neustadt kam an Wolf von Stubenberg, der 1560 starb.... Rudolf von Stubenberg blieb in ihrem Besitz bis nach der Schlacht am weißen Berge, wo ihm als Anhänger des Winterkönigs die Herrschaft Neustadt entzogen wurde. In dieser Darstellung Sommers sind fast mehr Fehler als Sätze. Ich will hier nur den wesentlichsten korrigieren. Bei Sommer ist es, wie bemerkt, die große Güterkonfiskation von 1547, die dem Hause Stubenberg zu seinem

Neustädter Besitz hilft. Dem ist nicht so. Der Stubenbergsche Ehrenschild weist da keinen Fleck auf. Die Stubenberger hatten für diesen Besitz den rechtmäßigsten Titel, den es gibt: durch Kauf. Noch kennen wir die Summe, die sie für Neustadt gezahlt haben. Sie kauften es aber schon 1546, also ein ganzes Jahr vor dem Ausbruche des böhmischen Aufstandes gegen das Haus Habsburg.

Die Präliminarien für den Kauf wurden 1545 erledigt, die Erwerbung hat demnach mit dem Aufstand, der fast zwei Jahre später ausbrach, nicht das mindeste zu tun. Das eine hatte freilich Wolf von Kreigh zu bedauern, daß sich die Besitznahme durch die Stubenbergschen Verwandten in so schwerer Zeit vollzog; doch konnte er im Frühjahre 1547 melden, daß die Fischteiche schon alle besetzt und die Äcker angebaut seien.

Interessant vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ist es zu sehen, wie außerordentlich praktisch Wolf von Stubenberg bei der Einrichtung des neuen Besitzes verfuhr. Man entnimmt aus ihnen, daß er ein hervorragender Ökonom gewesen, der es verstanden haben muß, auch auf seinen steirischen und österreichischen Gütern deren Erträgnisse aufs höchste zu steigern. Zwei Bedienstete schickt er nach Böhmen. Sie haben die Aufgabe, in Neustadt zu dem rechten zu sehen, wie es mit dem Wasser steht, ob die Mettau etwa so groß ist als die Mur oder die Mürz, welche Fische sie führt, ob Ottern (Fischottern) und Biber vorkommen, welches die Weinpreise sind, ob sich die Weinzufuhr lohne, wie es mit den Märkten stehe, ob man jederzeit Fuhrleute haben könne u. s. w. Es sollte demnach der Absatz österreichischer, vielleicht auch steirischer Weine in Angriff genommen werden. Die Kaufsummen für die Neustadt, Schloß, Vorstädte, Fischwässer, Meierhöfe samt Zugehör, das Städtchen Thuditz und die Dörfer betrug 25.000 Schock böhmischer Groschen. Nach vollzogenem Kaufe erhielt Wolf das böhmische Inkolat und legt den Eid darüber ab. An dem neu erworbenen Besitz wurden gleich anfangs große Meliorationen vorgenommen. Ich will da nur einen Punkt herausheben. Jeder von uns kennt die große Bedeutung, welche der Fischzucht auf den einst Rosenbergschen Gütern des fürstlichen Hauses Schwarzenberg im südlichen Böhmen zukommt. Der Begründer der berühmten Teichwirtschaft auf den alten Rosenbergschen Gütern war der Teich- und Landwirt Jakob Kertschin von Jeltschan. Wenn man nun

unter den böhmischen Dienern des Hauses Stubenberg einen Jeltschan findet und Kertschin, nach welchem der Teichwirt sich nannte, in der Nähe von Neustadt liegt, wenn wir dann weiter erfahren, daß dieser Kertschin von Jeltschan eine Zeitlang bei einem Nachbarn des Stubenbergers bedienstet war, so liegt es nahe, anzunehmen, daß er die genaue Kenntnis der Teichwirtschaft auf dem nunmehr Stubenbergschen Gute Neustadt erworben und sie dann im Dienste des Hauses Rosenberg zur Anwendung gebracht hat. — Da das Haus Stubenberg nunmehr auch großen böhmischen Landbesitz hatte, dieser in einer Gegend lag, in der das Tschechische ausschließlich gesprochen wurde, viele der neuen Nachbarn aber der deutschen Sprache nicht oder nur wenig mächtig waren, so sandte Wolf von Stubenberg einen seiner Söhne, und zwar war es der älteste — Hans — nach Jungbunzlau in die tschechische Schule, um dort das Tschechische zu erlernen. In einem Briefe, der an den genannten Erasam Jeltschan gerichtet ist, schreibt Wolf: „Laßt mich wissen, wie's meinem Sohne geht, ob er nun schon seinen Donat lernt und ob er nun bald mit anderen Knaben wird böhmisch reden können.“ Man sieht, es wird von nun an Übung im Hause, daß mindestens jenes Mitglied, dem die Verwaltung des böhmischen Güterkomplexes zugewiesen war, der tschechischen Sprache mächtig sein mußte. Als dann die Verwaltung der böhmischen Güter von Steiermark aus immer schwieriger wurde, schien es das beste, einem Mitgliede des Hauses den böhmischen Besitz ins Eigentum zu geben. Dadurch geschah es nun freilich, daß dies Mitglied schließlich ganz in den böhmischen Adelsinteressen aufging, die alte streng dynastische Politik des Gesamthauses aufgab, dafür dann aber in die Katastrophe des Winterkönigs verflochten wurde. Doch davon später.

Im Jahre 1568 wurden auch Wolfs Söhne: Hans, Wolf, Jakob und Friedrich für immer zu böhmischen Landleuten aufgenommen. Es gewann damals den Anschein, als wenn das Haus seinen böhmischen Besitz stark nach der Glatzischen Seite hin abrunden wollte. Am 16. Mai 1570 verpfändete ihm nämlich Rudolf II. die große Herrschaft Humel oder Landfried, die nicht weniger als 24 Ortschaften (zum Teile auch deutsche) umfaßte. Am 12. Juni 1588 schlossen Hansens Söhne: Rudolf, Friedrich und Georg Hartmann einen Teilungsvertrag, nach welchem Rudolf Neustadt an der Mettau und das kurz zuvor erkaufte Gut Tschermney erhielt. Rudolf schlug nun seinen Wohnsitz in Neustadt auf. Er ist es, der

in die große Katastrophe des Jahres 1618 verflochten wurde. Noch kennen wir ein Porträt von ihm: es ist im Besitze unserer allverehrten Gräfin Anna Buttler, geborenen Herrin von Stubenberg. Rudolf war danach eine stattliche, kräftige Erscheinung mit ausdrucksvollem Gesichte, Adlernase und kräftigem Schurrbart; gekleidet ist er, wie es üblich war, in nationales Kostüm. Er war dreimal vermählt, zuerst mit Elisabeth von Khevenhüller, dann mit Katharina ans dem Hause Smiřitzky, endlich mit Justina von Zelking. Wie wenig die modernen Genealogen des Hauses Stubenberg mit dessen Geschichte vertraut waren, ersieht man aus ihrer Angabe, daß das Haus Stubenberg seinen Neustädter Besitz der zweiten Heirat Rudolfs mit Katharina von Smiřitzky zu danken hatte.

Wie die Stubenberg alle — hatte auch Rudolf einen ausgesprochenen Familiensinn. Die damals schon stark ausgebreitete Verwandtschaft war mit Recht auf ihre ruhmvolle Geschichte stolz und suchte des Hauses Glanz in würdigster Weise aufrechtzuhalten. Das war nun freilich in der Familie nichts neues. Diesen ganz berechtigten Stolz hatten die Stubenberger schon ganze drei Jahrhunderte früher. Schon damals — es war im Jahre 1292 — hatten sie ein *pactum gentilicium* — einen Hausvertrag — geschlossen. Bei den grauen Mönchen im Kloster Reun soll man — ist einer gestorben — ihn begraben und sein Leibroß — wer erinnert sich da nicht an die altgermanische Sitte — dahin geben und seinen Harnisch. Dann aber — und auf das kommt es an: keiner soll ohne der anderen Willen vom Stubenberger Gut etwas — es sei Lehen- oder Eigengut — verkaufen oder verpfänden. Wir haben, sagen Ulrich, Friedrich und Heinrich in dem *pactum gentilicium* von 1292, das beschworen, was dieser Brief sagt, daß es ewig und fest bleiben soll So tat es jetzt — 300 Jahre später — ein Stubenberger. Am 25. März 1598 bekennt Friedrich von Stubenberg, seinem Bruder Rudolf zugesagt zu haben, daß er ohne sein Wissen und seinen Willen von seiner Herrschaft Gutenberg niemandem etwas vergeben, verschenken, verkaufen oder verpfänden werde. Und geschähe es doch, so habe es keine Kraft. In solcher Weise allein konnte eine Verschleuderung des großen, in vier Ländern — Steiermark, Österreich, Ungarn und Böhmen — gelegenen Familienbesitzes vorgebeugt werden. Es ist ja gewiß bezeichnend, daß in solcher Weise die Hauptgüter des Geschlechtes durch acht beziehungsweise sechs Jahrhunderte zusammengehalten werden konnten, und wenn im ersten Jahrzehnt des

XIX. Jahrhunderts Unterkapfenberg verloren ging, geschah es, weil man die Bestimmungen des alten Stubenbergischen Erbvertrages erst anrief, als es zu spät war.

Rudolf von Stubenberg ging nun ganz in den politischen Bestrebungen des böhmischen Hochadels auf. In Steiermark hatten die Stubenberger seit den Tagen Albrechts I., wenn man von ihrer Verbindung mit dem Baumkircher absieht, in unverbrüchlicher Treue zum Habsburgischen Hause gehalten. Wie stand noch Rudolfs einstiger Vormund Wolf und dessen Sohn, der biedere Georg, der erzherzoglichen Familie in Graz so nahe. Nun aber hielten nach dem Tode des Kaisers Matthias die böhmischen Stände dafür, daß ihr Königtum nicht ein Erb-, sondern ein Wahlkönigtum sei, und trotzdem sie 1617 ungeachtet der Opposition einzelner protestantischer Mitglieder den Erzherzog Ferdinand zum König „angenommen“ hatten, wurde er, weil er in Steiermark den Protestantismus unterdrückt, weil er, wie sie sagten, durch List und Betrug die böhmische Krone erlangt und alles getan habe, was auf das Verderben des böhmischen Reiches abzielt, feierlich abgesetzt und an seiner Stelle der Pfalzgraf Friedrich am 27. August 1619 zum König gewählt und am 4. November gekrönt. Zu den Anhängern Friedrichs von der Pfalz, den man seiner kurzen Regierung wegen den Winterkönig nennt, gehörte auch Rudolf von Stubenberg. Er sollte freilich das Ende des Winterkönigs in Böhmen nicht erleben, denn er fiel noch früher einem tragischen Geschicke zum Opfer — einem Geschicke, das in jenen Tagen großes Aufsehen machte. Es war nämlich zu Anfang Februar 1620, als ein Ereignis, das sich in Gitschin zutrug, auf den Winterkönig, seine Gemahlin und die ganze habsburgfeindliche Partei in Böhmen einen erschütternden Eindruck machte. Am 1. Februar 1620 sprengte eine Dame des böhmischen Herrenstandes, Elisabeth Katharina von Smiřicky, um sich von ihren ihrer eigenen Familie angehörigen Peinigern zu befreien, das Schloß von Gischin in die Luft und fand bei dem Unternehmen ihren Tod. Die Selbstmörderin war die Tochter Sigmund Smiřickys, des reichsten Edelmannes in Böhmen, der bei seinem Tode im Jahre 1614 nicht weniger als 17 Güter hinterließ, von denen einige heute noch den beneidenswerten Besitz der Fürsten von Liechtenstein ausmachen. Smiřicky hatte drei Söhne und zwei Töchter, von denen die letzteren mit Geld abgefunden wurden. Nun starb von den drei Söhnen der älteste noch vor seinem Vater, der zweite war blödsinnig,

und so kam das ganze reiche Erbe auf den jüngsten Albrecht Johann. Dieser aber starb während des böhmischen Aufstandes infolge der erlittenen Strapazen am 16. November 1618 und nun mußte bei der Krankheit des letzten Smiřicky früher oder später die weibliche Sukzession eintreten. Von den beiden Töchtern war die ältere noch bei Lebzeiten ihres Vaters in den Verdacht eines unehrenhaften Verhältnisses mit einem Schmied gekommen, dem sie ihre Liebe geschenkt haben soll. Vielleicht hat die geschäftige Sage mehr aus der Geschichte gemacht als den Tatsachen entsprach — aber der Vater glaubte an die Schuld der Tochter und brachte sie in eines seiner Schlösser in Haft, die auch dann nicht gemildert wurde, als ihr Vater starb. Nun wäre sie nach ihres jüngsten Bruders Tode die berechtigte Vormünderin ihres blödsinnigen Bruders gewesen. Da hatte aber ihre jüngere Schwester Herrn Heinrich Slawata, einen Führer der ständischen Bewegung, geheiratet und nun blieb nicht bloß die Haft der älteren Schwester aufrecht, die jüngere und ihr Gemahl erhielten jetzt auch noch die Vormundschaft über den blödsinnigen Bruder. Alles ging darauf hinaus, daß ihr und ihrem Gemahl, also dem Hause Slawata, das ungeheure Smiřickysche Erbe zufiel. Da war es ein junger Sprosse eines alten böhmischen Herrengeschlechtes, Otto Heinrich von Wartenberg, der den Plan faßte, in diese Dinge einzugreifen, um wenigstens einen Teil dieses Smiřickyschen Erbes an sich zu ziehen. Er verstand es, sich dem gefangenen Edelfräulein zu nähern, trug sich ihr als Retter an, befreite sie aus der Haft und empfing zum Dank ihre Hand. Beide gingen nach Gitschin, um sich dieses zum Nachlasse Smiřickys gehörigen Gutes zu bemächtigen und setzten für alle Fälle das Schloß in Verteidigungszustand.

Nun trat aber für Heinrich Slawata, der — im Gegensatz zu seinem Bruder — ein eifriger Parteigänger des Winterkönigs war, die Regierung in die Schranken und Elisabeth Katharina erhielt die Aufforderung, Gitschin an ihre Schwester als Vormünderin des Bruders abzutreten. Sie erhob dagegen Einsprache. Aber diese wurde nicht beachtet, vielmehr ihr Gemahl — der Wartenberger — in Prag interniert und sodann eine Kommission nach Gitschin abgeordnet, die auch seine Gattin gefangen nehmen, Gitschin aber an deren Schwester ausliefern sollte. Die Kommission kam am 1. Februar 1620 in Gitschin an. An ihrer Spitze stand Heinrich Slawata. Mitglied der Kommission war nun auch Rudolf von Stubenberg. Als sie sich ins Schloß begeben wollte, waren alle Tore

geschlossen. Slawata gelang es, mit einem zu diesem Zwe mitgebrachten Schlüssel ein Tor zu öffnen. Nun ward mit Inventarisierung des Mobiliars begonnen. Die Wartenberge geriet in eine große Aufregung. Sie suchte die Soldaten, noch ihr Gatte angeworben hatte, gegen die Kommission au zuhetzen, es kam zu erregten Auseinandersetzungen und a sie schließlich aus dem Schlosse weichen wollte und d Pferde anzuspannen befahl, wollte Slawata die schönen Ros nicht preisgeben. Laut rief sie nun aus, bei solcher Schmach die ihr zugefügt werde, könne sie nicht weiterleben. Wa nun folgte, ist nicht ganz sichergestellt. Die meisten Bericht erzählen, daß die erzürnte Edeldame, die den Soldaten reichlich zu trinken gegeben hatte, unter sie Pulver austeilen wollte und in die Pulverkammer gegangen sei. Ob nun durch eine Unvorsichtigkeit die Vorräte Feuer fingen oder ob Elisabeth selbst den zündenden Funken in das Pulver warf, das ist nicht sichergestellt. Man weiß nur, daß das Schloß plötzlich in die Luft gesprengt und die meisten Personen, die darinnen weilten, ihren Tod fanden, darunter alle Mitglieder der Kommission: mit Slawata auch Rudolf von Stubenberg. Die Wartenbergerin selbst — sie befand sich in gesegneten Umständen — hatte man an Händen und Füßen verletzt, aber noch lebend aufgefunden. Sie wurde nun noch das Opfer der rohesten Gewalttat.

So hatte der Stubenberger — fern von den Seinen — ein schreckliches Ende gefunden. Eins war ihm allerdings erspart geblieben: den Zusammenbruch der pfälzischen Herrschaft in Böhmen und damit auch den Zusammenbruch seines häuslichen Glückes und Besitzes zu erleben, zu sehen den mit offenem Zynismus getriebenen Schacher um fremdes Gut und wie das von dem steirischen Herrenhause teuer erkaufte und zu hoher Blüte gebrachte Eigengut in die Hände der Fremden gelangte.

Doch die große böhmische Güterkonfiskation behandelt Dinge, die ja allgemein bekannt sind. Sie sollen hier auch nur soweit erörtert werden, als der Stubenbergische Besitz in Frage kommt. In dem Augenblicke, als Rudolf von der Katastrophe in Gitschin ereilt wurde, stand die Herrlichkeit des Winterkönigs selbst noch aufrecht. Am 13. März 1620 schrieb Justina von Stubenberg einen Brief voll tiefer Trauer um den Verlorenen an dessen Vetter Georg nach Kapfenberg. Noch findet sich hier keine Spur einer ihrem Besitz drohenden Gefahr. Erst sieben Monate später sank in der Schlacht am

weißen Berge die ephemere Herrlichkeit des Winterkönigs in den Staub. Sein ganzer Anhang hatte nun das Vae victis durchzukosten. Es war ein Ende mit Schrecken für die ganze Partei, denn da gab es kein Recht, vor dem die Sieger halt gemacht hätten. Es folgte jene ungeheure Gütereinziehung, die den bestehenden Besitzstand in Böhmen von Grund aus änderte. Die antihabsburgische Opposition und die Herrschaft der Stände wurde zu Tode getroffen. Selbst so loyale Geschlechter, wie es das Haus Stubenberg gewesen, fanden vor dem Sieger keine Gnade. Ob die Verschuldung Rudolfs eine große oder geringe war, darnach wurde wenig gefragt: man kennt sie im einzelnen nicht. Man weiß nur, daß er im Auftrage der Direktoren des Königreiches Böhmen mit schlesischen Fürsten und Ständen verhandelte.

Vier Monate nach dem Sieg am weißen Berge erschien das Dekret Karls von Liechtenstein, „des regierenden Herrn des Hauses Liechtenstein", wie er sich nannte, in welchem die hinterbliebenen Erben der in den böhmischen Aufstand verwickelten Adelspersonen aufgefordert wurden, innerhalb vier Wochen sich in Prag einzufinden, um anzusehen und anzuhören, daß und wie wegen der verstorbenen Rebellen dem Rechte nach prozessiert, ihr Andenken zunichte gemacht und ihre Güter konfisziert werden sollen. Rudolfs Name steht in dem verhängnisvollen Dekret an vierter Stelle. Er hinterließ außer seiner Witwe einen erst einjährigen Sohn — Hans Wilhelm. Für diesen aus dem großen Schiffbruch zu retten, was noch zu retten war, das war nun die schwere Aufgabe seiner Verwandten. Vielleicht gelang es das ganze zu retten. Man erinnerte sich jetzt in der Stunde der Not an die im Stubenbergischen Hause von altersher geltende Erbeinigung, wonach dem einzelnen nur in einer gewissen beschränkten Weise Besitzrechte eingeräumt sind. Wie hätten die Sieger aber vor dieser Erbeinigung Halt gemacht? Es ward vielmehr eine andere Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht auch die in der Steiermark sitzenden Stubenberger in diese böhmische Rebellion verflochten gewesen. Hier konnte nun allerdings ein Alibi nachgewiesen werden, wie es kaum kräftiger gedacht werden konnte. Von den Stubenbergern, die da in Frage kamen, war zum Glück zur Zeit des böhmischen Aufstandes keiner in Böhmen, der eine — Georg — hatte eine Reise nach Spanien gemacht und der andere am Kaiserhofe verweilt. Die Hoffnung, die böhmische Herrschaft Neustadt auf Grund der alten Stubenbergischen Erbeinigung zu retten, mußte bald

aufgegeben werden. Denn schon am 11. August erklärte Karl von Liechtenstein auf ein Ansuchen der beiden Brüder Georg und Wolf von Stubenberg: Die in ihrem Hause gültige und von Ferdinand II. noch am 29. Dezember 1618 bestätigte Erbeinigung beziehe sich nur auf ihre in Österreich und Steiermark liegenden Güter, da Ferdinand II. damals die Administration in Böhmen noch nicht besaß. Dagegen wurden, da sie in den Aufstand nicht verwickelt gewesen, ihre auf der Herrschaft Neustadt haftenden Schuldforderungen samt den ausstehenden Zinsen anerkannt und da die Zinsen bereits zu einer ansehnlichen Höhe angewachsen waren, durfte man hoffen, durch eine Zuzahlung zu den auf Neustadt haftenden Posten, die Herrschaft doch noch zu retten. Aber schon spitzten, wie Georg von Stubenberg am 7. September 1622 schreibt, zwei Herren auf die Neustadt als auf eine gute Beute: Trczka und Wallenstein. Vielleicht, daß ihre gegenseitige Eifersucht den Stubenbergern zugute kommt. Noch ein anderer Brief vom 18. Oktober 1622 gewährte einige Aussicht. Was in dem Briefe sonst noch steht, mahnt daran, daß man mitten im großen Kriege steht: Aus den Meierhöfen in Neustadt ist das Vieh gestohlen, so daß man aus Mangel an Pferden die Felder nicht bestellen kann. „Bin“, schreibt Georg, „keinem um die Mühe neidig, die es kosten wird, alles wieder in Ordnung zu bringen.“ Wie weit da die Konfiskationswut ging: selbst die Witwengelder Justinas wurden mit Beschlag belegt.

Georgs Hoffnungen, Neustadt für das Haus Stubenberg retten zu können, waren vergeblich, und doch waren diese Hoffnungen nicht unberechtigt gewesen, denn wenn irgend ein Haus, so konnte sich dieses Stubenbergische auf seine in den schwierigsten Lagen der Dynastie erprobte Haltung berufen, eine Haltung, die selbst durch die in jüngster Zeit erfolgte Stellungnahme Rudolfs nicht beargwohnt werden darf, um so weniger, da wir über seine Motive so wenig unterrichtet sind. So lesen wir in einer Bittschrift der Stubenberger an den Kaiser auch mit Recht: „Es sei mehr als hinreichend bekannt, daß einige unruhige Leute der Krone Böhmens den Versuch gemacht haben, das sanfte und milde Joch des Hauses Österreich abzuschütteln. Es habe aber, fügen sie hinzu, doch viele gegeben, ehrliche Leute, die nicht aus Mutwillen oder Vorsatz, sondern gedrungenerweise mithalten mußten. Zu ihnen habe auch der Vetter der Bittsteller Rudolf von Stubenberg gehört. Seine Tat sei nicht zu entschuldigen, noch gutzu-

heißen, nichtsdestoweniger bitten sie die kaiserliche Majestät, den gefaßten Unwillen fallen und es die Verwandten vorab die Witwe und den hinterlassenen Sohn nicht entgelten zu lassen, um so mehr als Rudolf durch seinen erschrecklichen Tod ohnedies schon seine Strafe erlitt."

Diese Bitte blieb unberücksichtigt.

Die beiden Männer, die sich mit eifersüchtigen Augen bewachten, Trczka und Wallenstein, fanden schließlich Mittel und Wege, sich zu einigen. Neustadt an der Mettau wurde von Albrecht von Wallenstein erstanden, aber nur um es sofort gegen die den Trczkas gehörige Herrschaft Kopidlno einzutauschen.

Dem Stubenbergischen Hause blieb von dem reichen böhmischen Besitz nur noch Geiersberg, das zum Glück nicht auch in die Hände Rudolfs gekommen war, denn sonst wäre es so wenig wie Neustadt von der Konfiskation verschont geblieben. Wie es aber in diesem Geiersberg aussah, entnimmt man den Stoßseufzern des biederen Stubenbergischen Pflegers Remigius Ebner, der in einem Briefe vom 30. August 1622 die beweglichsten Klagen über die grauenhafte Verwüstung des Gutes ausspricht. Doch, schreibt er, wollten wir noch nit verzagen, wan nur Fried' und das Kriegsvolk weg wär'. Wann nur Fried' wär?! Noch sechsundzwanzig volle Jahre währte es, bis dieser Wunsch in Erfüllung ging, der schon jetzt in das dem Kampf entrückte Kapfenberg gesendet wurde.

Man wird fragen, welches war denn das weitere Geschick der unglücklichen Justine? Welches das des armen Hans Wilhelm? Von Justine liegt uns noch ein Brief vor, den sie am 22. Jänner 1628 an ihren Vetter Georg, Herrn von Stubenberg auf Kapfenberg gerichtet hat. Er ist aus Loosdorf in Niederösterreich gerichtet. Man wird fragen: Wie kommen diese Stubenberger nach Loosdorf? Da darf ich mich auf einen Aufsatz beziehen, den Prof. Khull im vorigen Jahre in den Blättern unserer Vereinszeitschrift niedergelegt hat und will ich die dortigen sehr sachgemäßen Ausführungen noch durch einige Bemerkungen ergänzen. Bis zum Jahre 1598 hatten die Protestanten in Steiermark und Krain ihre vortrefflichen Schulen in Graz und Laibach, bis 1601 bestand die in Klagenfurt. Als die Grazer Stiftsschule zerstört war, machten die protestantischen Stände von Steiermark den Versuch, an wenig auffälliger Stelle: in Schwanberg, im dortigen Amtshofe des Herrn von Galler eine neue Schule protestantischer Richtung aufzurichten. Wie hätte das aber ein Ferdinand II.

dulden können? Sie mußte begreiflicherweise in kürzester Zeit eingehen. Wohin sollten die Protestanten in Steiermark — also in erster Linie die protestantischen Adeligen — ihre Kinder in die Schule schicken? Lange Zeit ward Linz bevorzugt; dann gab es aber auch in Loosdorf bei Schallaburg eine protestantische Schule. Loosdorf liegt in unmittelbarer Nähe von Schallaburg, das den Stubenbergern gehörte und diese Loosdorfer Schule war es, der sich Georg von Stubenberg in eifrigster Weise annahm. Auch sie hatte freilich nur kurzen Bestand, denn im Jahre 1628 mußte auch sie aufgelöst werden. Nun gerade im letzten Jahre weilte unser junger Stubenberger auf dieser Schule. Er hat am 22. Januar in seiner noch kindlich unbeholfenen Handschrift als „Vettersohn“ dem alten Herrn Georg einen Brief mit herzlichen Wünschen geschickt. Er bildet die Einlage zu einem längeren Schreiben Justinens. Wir erfahren daraus, daß ihr Georg eine Wohnung auf seinem Schlosse Schallaburg anwies, wo sie in ihres Sohnes Nähe war, bis sie schließlich ganz nach Loosdorf übersiedelte. Sie klagt, sie müsse „fast von nichts“ leben. Der Brief sagt uns auch noch, daß ihr Sohn „weil jetzt ein feiner anständiger Doktor da ist“, eine Kur beginnen wird, denn er ist seit einer kurzer Zeit „an der rechten Schulter und Seiten umb ein Gutes höher“. Zu seinem Alter ist er klein und schwach, aber frisch und gut gefärbt. Unterrichtet wird er außer im Lateinischen auch im Böhmischen. Vielleicht darf man daraus schließen, daß die Hoffnung auf einen Ersatz der Neustädter Herrschaft damals im Hause Stubenberg noch nicht aufgegeben war. Sie wünscht schließlich nur eins, ihr lieber Herr Vetter, Herr Georg, möchte so lange leben, bis ihr armer Bub „seinen Verstand hat“, denn Georg ist nun einmal sein zweiter Vater. In der Tat das war Herr Georg. Er handelte an dem jungen Hans Wilhelm wirklich als Vater.

Georg von Stubenberg war in jenen Tagen in unserem Lande der Typus des vollendeten Edelmanns. Kein anderer kam ihm gleich. In den Kreisen seiner Standesmitglieder besaß er ein unvergleichliches Ansehen, unter seinen Glaubensgenossen — den Protestanten — blieb ihm sein unentwegtes Eintreten für die verfolgte Konfession für immer unvergessen und wenn es einen protestantischen Landstand in Steiermark gab, um den es dem Landesfürsten und jetzigen Kaiser Ferdinand II. wirklich leid tat, daß er protestantisch blieb „bis in seine Grube“, so war es Georg. Aber er mußte dann im Jahre 1628 — krank wie er war — seines Glaubens wegen doch

noch das harte Brot der Verbannung essen. Er zog nach Regensburg. Wie sehr er die Liebe seiner Untertanen genoß, mag man aus dem Abschied ersehen, den einer seiner Pfleger Georg Saupach von seinem Herrn genommen: Ich hab', schreibt er, mit besonderer Betrübnis vernehmen müssen, wie daß Euer Gnaden morgen früh von hier abzureisen Willens sind. Wenn es denn schon einmal nicht anders sein kann, und nunmal ich und andere Untertanen gewünscht hätten, daß Euer Gnaden die noch übrige Zeit ihres Lebens bei uns, und wir unter ihrer Herrschaft verbleiben könnten, so kann das nicht ohne große Trauer abgehen. Wie sollte es auch anders sein, wenn Herr und Untertanen, die solange mit einander gelebt, von einander scheiden müssen. So möge denn in Gottes Namen Abschied und Urlaub genommen sein. Nun — als Georg aus dem Lande schied, machte er in dem Gedanken, wie er wörtlich sagt, daß er sein Lebenlang in dies Land — die Steiermark — nicht wieder kommen möchte, Ordnung mit seiner Habe. Am 27. Juni 1629 stellte er eine Urkunde aus: Im Begriff, seiner Religion wegen, seinen Abzüg aus dem Vaterland zu nehmen, vermacht er seinen beiden Vettern Georg dem Jüngeren und Wolf von Stubenberg, denen er schon früher Schallaburg in Niederösterreich und Mureck in Steiermark eingeräumt hatte, auch noch Kapfenberg und Frauenberg. Auch Hans Wilhelm sollte nicht leer ausgehen. Dem jungen Vetter Hans Wilhelm, dem Sohne des in dem böhmischen Aufstand verwickelten Rudolf von Stubenberg, soll, da er nach seinem Vater nichts zu erben hat, wenn er zwanzig Jahre alt ist, mit Genehmigung des Kaisers die Summe von 100.000 fl. ausgezahlt werden. Sollte er des Kaisers Zustimmung nicht erhalten, so entfällt diese Verpflichtung, aber seine Vettern sind gehalten, ihn bis zur Vogtbarkeit gebührlich zu unterhalten Man weiß, daß der biedere Herr Georg schon im nächsten Jahre starb. Seine Gemahlin Amalie überlebte ihn noch Jahrzehnte und mit ihr starb dann die letzte Liechtensteinerin steierischen Ursprungs. Was aber sollen wir noch von unserem Hans Wilhelm sagen? Es ist derselbe, der in der Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft als der „unglückselige Selige", als Dichter und Übersetzer fremder Romane einen wohlverdienten Ruf erlangte. Auf seine weitere Geschichte einzugehen, kann aber nicht meine Aufgabe sein, sondern wäre die eines Literarhistorikers.

Die deutschen Besiedlungen Siebenbürgens in älterer und neuerer Zeit.[1]

Von **Karl Reissenberger.**

Das von Karpaten rings umschlossene Hochland von Siebenbürgen ist nicht nur durch die Schönheiten und Schätze der Natur, sondern auch durch die Völker, die darauf in buntem Wechsel ihre Wohnsitze gehabt und sie dort noch haben, ein anziehendes Land. Für den Deutschen hat es noch eine besondere Bedeutung. Denn hier ist eine der ältesten Kolonien seines Volkes, die trotz der heftigen und vielen Stürme, die in einer Zeit von 800 Jahren über sie dahingegangen sind, heldenmütig ihr Deutschtum gewahrt hat, getreu dem Worte des großen Dichters, den jüngst die ferne, vereinsamte Kolonie nicht minder begeistert gefeiert hat, denn das Mutterland: „Was auch draus werde, steh' zu deinem Volk!“ Dem Innerösterreicher endlich muß das deutsche Volkstum in Siebenbürgen noch dadurch von Interesse sein, daß die Verstärkungen, die dieses im XVIII. Jahrhundert erhielt, zum Teil aus Steiermark und Kärnten stammen. So sei es mir gestattet, über die deutschen Besiedlungen Siebenbürgens in älterer und neuerer Zeit zu sprechen.

Nach Ungarn kamen die ersten deutschen Einwanderer unter König Stephan dem Heiligen, welcher als Gemahl einer deutschen — einer bayrischen — Fürstentochter deren Stammesgenossen besonders begünstigte. Lange nachher rühmten sich noch die Deutschen von Szatmár Németi, in dem trotz des deutschen Namens heute der deutsche Laut verklungen ist, in Begleitung der Königin Gisela ins Land gekommen zu sein. Von hier haben wohl noch im XI. Jahrhundert deutsche Ein-

---

[1] Vortrag, gehalten am 11. Dezember 1905 im Historischen Verein für Steiermark.

wanderer den Weg nach Siebenbürgen ins Gelände der Maros gefunden, wo sie die Ansiedlungen Rams, Crapundorph, Karako[1] gründeten. Diesen Niederlassungen sind in früher Zeit noch andere gefolgt, so jene von Dees am Zusammenflusse der beiden Szamos, dann in der Nordostecke Siebenbürgens, am Fuße des Kuhhorn, die Bergwerkkolonie Rodna, die zur Zeit des Mongoleneinfalles (1241) bereits so stark und volkreich war, daß sie den Eindringlingen eine stattliche Zahl von Streitern entgegenstellen konnte. Mit der Gründung des Bistums Weißenburg am Ende des XI. Jahrhunderts hat wohl auch eine deutsche Besiedlung, der kirchlichen Schöpfung zum Schutze, stattgefunden. Die heute im Norden noch blühende Niederlassung, das Nösnerland mit Bistritz als Vorort, ist erst im XII. Jahrhundert, aber gewiß in dessen erster Hälfte entstanden.[2]

Die wichtigste und größte deutsche Besiedlung Siebenbürgens fällt in die Zeit des Königs Geysa II. (1141—1161). Eine gleichzeitige Urkunde, die sich auf diese Tatsache bezöge, ist nicht erhalten. Aber in dem „goldenen Freibriefe", den Andreas II. im Jahre 1224 den Ansiedlern „jenseits des Waldes" ausstellte,[3] sagte er von diesen ausdrücklich: vocati a piissimo rege Geysa, avo nostro. Also gerufen wurden sie von König Geysa! Siebenbürgen, damals überhaupt dünn bevölkert, war im Süden ein desertum, wie es der päpstliche Legat Gregorius[4] nennt, eine Öde, eine Wildnis, viel mit Wald bedeckt und den Einfällen der Petschenegen und Kumanen, die jenseits des Gebirgswalles wohnten, preisgegeben. Diesen Landesteil urbar zu machen, zu bevölkern und zu verteidigen, bewarb sich der König um deutsche Ansiedler. Seinem Rufe folgten gruppenweise[5] zahlreiche Einwanderer aus Deutschland, die eine Besserung ihrer rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse anstrebten, und ließen sich in Dörfern nieder. Dem einzelnen Einwanderer wurde darin je eine Hofstelle zuteil, aber

[1] Zimmermann in den Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung V, S. 539 ff.

[2] In dem Eisenbergwerke Toroczkó arbeiteten im XIII. Jahrhundert steirische Bergleute aus Eisenerz; wann sie dahin berufen wurden, ist unbekannt. Vgl. Zimmermann in den Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung IX, S. 58, u. Ergänzungsbd. VI, S. 725.

[3] Zimmermann und Werner, Urkundenbuch zur Gesch. d. Deutschen in Siebenbürgen, I, Hermannstadt 1892, S. 34.

[4] Ebenda S. 2.

[5] Fr. Teutsch bei Kirchhoff, Beiträge zur Siedelungs- une Volkskunde der Siebenbürger Sachsen (Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde), Stuttgart 1895, S. 5 ff.

Wald und Wasser, Wiese und Weide und wahrscheinlich zunächst auch das Ackerland standen zu gemeinsamer Benutzung. So entstand die ausgedehnte Niederlassung, deren Mittelpunkt Hermannstadt ist. Früher war man der Ansicht, diese Kolonisten hätten durch den Altdurchbruch, den Rotenturmpaß, das Land betreten. Dem setzte Franz Zimmermann[1] die viel natürlichere, gewiß richtige Auffassung entgegen, daß die Kolonisten der Geysaschen Zeit denselben Weg wie die früheren, durch das Szamostal, der damals überhaupt von Westen her den Verkehr zwischen Ungarn und Siebenbürgen vermittelte, genommen hätten.

Diese Ansicht wurde auch durch die Mitteilung aus dem Kölner Stadtarchive[2] unterstützt, wonach die rheinischen Kaufleute in jener Zeit von dem Donauknie bei Gran und Waitzen in ziemlich gerader Richtung den Weg nach Großwardein und von dort zu dem nordwestlichen Passe Siebenbürgens eingeschlagen haben, wenn sie in dieses Land gelangen wollten.

Die deutschen Einwanderer hatten erfüllt, wozu sie berufen waren, sie hatten den Boden gerodet und bepflanzt, Ortschaften nach deutschem Muster gegründet und den Ertrag der ungarischen Krone gemehrt, das Land gegen die von Süden her drohenden Feinde geschützt und zu einem sicheren Besitztum der ungarischen Krone gemacht. Das veranlaßte König Andreas II. auch den Südosten des Landes zu gleichem Zwecke den deutschen Rittern zu verleihen. Da das heilige Land, in dem der Orden bisher gewirkt, doch nicht zu halten war, und er auch in Siebenbürgen, seinem Gelübde getreu, gegen Heidenschwärme kämpfen konnte, folgte er im Jahre 1211 gerne der Einladung des Ungarnkönigs und nahm von dem verliehenen Gebiete, dem Burzenlande, Besitz. Er schützte es gegen die Kumanen und erbaute darin mehrere Burgen, deren nördlichste die Marienburg war. Zur Besiedlung und Bebauung des Landes aber berief er deutsche Einwanderer. Von den deutschen Gemeinden, die diese gründeten, wurde Kronstadt die bedeutendste. Als der Orden jedoch dem schwachen und wankelmütigen Könige, der ihm bald reiche Gunst erwies, bald wieder feindlich begegnete, mißtraute und sein Land unter den Schutz des Papstes stellte, trieb Andreas ihn mit Waffengewalt aus dem Lande hinaus. Die deutschen Ritter zogen ab, um nachher an der Ostsee, wo sie eine andere, berühmt gewordene Marienburg erbauten, ihre weltgeschichtliche Sen-

[1] Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung IX, S. 46 ff.
[2] Korrespondenzblatt des Vereines für sieb. Landeskunde 1888, S. 68.

dung zu erfüllen. Die deutschen Ansiedler aber blieben, dem Lande zum Heil, den deutschen Rittern zur Ehre.

Wohl hat es vor kurzem einem polnischen Gelehrten gefallen, den deutschen Rittern die Fälschung der Urkunde von 1222, womit Andreas II. ihre Rechte bedeutend erweiterte, nachzusagen. Nun hat aber Max Perlbach[1] in Berlin, einer der besten Kenner der Geschichte des Deutschen Ordens, den unumstößlichen Beweis von der Grundlosigkeit der polnischen Anschuldigung erbracht und gleichzeitig die hohe Bedeutung der deutschen Ritter für die Ungarn in die Worte zusammengefaßt: „Unbestreitbar bleibt das Verdienst des Deutschen Ordens um die Krone Ungarns, um die Sicherung eines vordem mit Ungarn nur lose zusammenhängenden Gebietes gegen Kumaneneinfälle und dauernden Anschluß des siebenbürgischen Südostens an das Reich durch Ansiedlung deutscher Kolonnen unter dem Schutze fester, durch die Ordensritter angelegter Burgen."

Auch jener andere Orden, der damals in Deutschland so glänzende Zeugnisse seiner Bodenbebauung und Besiedlung ablegte, der der Zisterzienser,[2] fehlte in Siebenbürgen nicht. Noch stehen am Fuße des höchsten Teiles der siebenbürgischen Karpaten, des Fogarascher Gebirges, die ernsten Trümmer der um das Jahr 1200 gestifteten Zisterzienserabtei Kerz, von der auch deutsche Kolonistenarbeit ausgegangen ist.[3]

Daß die frühesten deutschen Ansiedlungen Siebenbürgens, die (übrigens alle ausgestorbenen) des XI. Jahrhunderts von dem bayrischen Stamme ausgegangen sind, ist nicht zu bezweifeln. Die Ansiedler des XI. und XII. Jahrhunderts dagegen sind anderer Herkunft.[4] Eine Volkssage, die in Bodendorf bei Reps aufgelesen wurde, erzählt, daß die Vorfahren, einst am Meere gesessen, in das vier Flüsse münden, die alle nur aus einem kommen. Die Sage ist so unbestimmt und unklar, daß damit nicht viel anzufangen ist. Mehr Anhaltspunkte scheinen zwei Urkunden zu bieten. In der ersteren, um das Jahr 1195 ausgestellten, nennt der päpstliche Legat Gregorius die Ansiedler der Geysa'schen Zeit Flandrenses und in einer Urkunde des Königs Béla IV. von 1238 wird ihnen der Name Saxones

[1] Mitteilungen des Institutes für österr. Geschichtsforschung XXVI., S. 423 ff.

[2] Lamprecht, Deutsche Geschichte, IV, S. 369 ff.

[3] Ludwig Reissenberger, Die Kerzer Abtei, Hermannstadt 1894.

[4] Vgl. meine Abhandlung: Die Forschungen über die Herkunft des siebenbürgischen Sachsenvolkes im Archive des Ver. f. sieb. Landeskunde N. F. XIII. (1877).

beigelegt. Wie wir heute wissen, ist weder der eine noch der andere Name zutreffend. Doch war es ein weiter Weg, auf dem man zu solcher Erkenntnis gelangte. Im XVI. Jahrhunderte hatte man sogar die Tatsache der Einwanderung außerachtgelassen, indem man die siebenbürgischen Deutschen von den Goten, die einst das Land besetzt hatten, ableitete und diese sogar mit den Daziern vermengte. Am Ende des XVIII. Jahrhunderts hielt man sich mehr an den Namen Saxones und brachte die Siebenbürger Sachsen mit den Niedersachsen in Zusammenhang. Die oberdeutschen Elemente darin erklärte man aus der Beeinflußung durch das Österreichische und die Schriftsprache. Erst im Jahre 1843 wurde von Friedrich Marienburg im ganzen und großen das Richtige getroffen. Seine Abhandlung „Über das Verhältnis der siebenbürgisch-sächsischen Sprache zu den niedersächsischen und niederrheinischen Dialekten“ entbehrt allerdings jenes wissenschaftlichen Charakters, wie er seit Jakob Grimm für solche Arbeiten gefordert werden muß, aber in der Sache hat Marienburg recht, indem er auf Grund eines längeren Aufenthaltes in dem Rheinlande die Behauptung aufstellte und durch Beispiele stützte, dem Siebenbürgisch-sächsischen am meisten verwandt sei jener Dialekt, welcher im größten Teile der jetzigen preußischen Provinz Niederrhein in mannigfaltigen Schattierungen sich vorfindet. Die Marken des Gebietes, in welchem er gesprochen wird, könnte man ungefähr durch die Städte Elberfeld, Crefeld, Aachen, Trier, Coblenz, den Westerwald und das Siebengebirge bezeichnen. Marienburg hatte damit auf den Punkt hingewiesen, an dem die weitere Forschung über die Herkunft des Sachsenvolkes, die wesentlich germanistischer Natur sein mußte, einzusetzen habe. Seit den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts lenkte diese nun auch formell in eine streng wissenschaftliche Bahn ein.

Junge, strebsame Männer, auf deutschen Universitäten in deutscher Philologie gründlich ausgebildet, traten auf den Plan:[1] Johann Roth und Johann Wolff, Adolf Schullerus, Georg Keintzel, Andreas Scheiner und Gustav Kisch. Johann Wolff ist nach weitausgreifenden, tiefgehenden Forschungen auf dem Gebiete der siebenbürgisch-deutschen Volkskunde am 30. Dezember 1893 aus dem Leben geschieden,[2] die andern

[1] Scheiner, bei Kirchhoff a. a. O. S. 127 ff. und Archiv d. Ver. f. sieb. Landesk. N. F. XXVIII., S. 75 ff.

[2] Vgl. über ihn F. Teutsch im Archiv des Ver. f. sieb. Landeskunde N. F. XXVII., S. 1 ff.

sind mit Eifer, Geschick, und Erfolg noch tätig. Johann Wolff war der erste, der Wilhelm Braunes bahnbrechende Abhandlung „Zur Kenntnis des Fränkischen"[1] über die Mundart und die Herkunft der Siebenbürger Sachsen verwertete und das Siebenbürgisch-Sächsische dem von Braune mittelfränkisch genannten Sprachgebiete zuwies. Dessen hervorstechendste Eigentümlickeit besteht darin, daß das germanische *t* wohl zu *ʒ (s)* verschoben erscheint, jedoch mit Ausnahme der Neutralformen dat, wat, dit, it, allet. Das mittelfränkische Sprachgebiet steckt Braune von der Mosel und Lahn bis gegen Düsseldorf, gegen Westen bis nahe zur Maas ab. So stimmt es größtenteils mit dem von Marienburg als Heimat der Siebenbürger Sachsen bezeichneten Gebiete überein. Doch wenn Marienburg nur an die preußische Rheinprovinz als Auswanderungsgebiet dachte, so muß darunter heute vor allem Luxemburg, ein Teil der preußischen Rheinprovinz, Deutsch-Belgien und das nordwestliche Lothringen verstanden werden. Die Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf Luxemburg gelenkt zu haben, ist das Verdienst des Bistritzer Gymnasialprofessors Dr. Gustav Kisch. Fünfmal besuchte er dieses Land und die angrenzenden Gebiete zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung, deren Ergebnis er in mehreren Publikationen[2] niedergelegt hat. Im Sommer des Jahres 1905 haben auch andere siebenbürgische Germanisten eine Studienreise in die „Heimat der Väter" unternommen. Aber das Ergebnis ist kein abschließendes. Einer derselben Dr. A. Schullerus äußert sich in seinem gedruckt vorliegenden Berichte ähnlich wie Kisch (wenn auch sonst die Ansichten auseinandergehen), „daß die südsiebenbürgischen Mundarten mehr dem Norden, die nösnischen Mundarten ihrem Ursprunge nach mehr dem Süden Luxemburgs zuzuweisen sind.[3] Vielleicht noch skeptischer war der Bericht, den ein zweiter der vier Reisenden, Dr. A. Scheiner auf der Generalversammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde am 25. August 1905 in Hermannstadt erstattete.[4] Als not-

---

[1] Paul und Braune, Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache und Literatur I., S. 1 ff.

[2] Die Bistritzer Mundart verglichen mit der Moselfränkischen, Beiträge z. Gesch. d. d. Sp. u. Lit. XVII., 2. Vergleichendes Wörterbuch der Nösner und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart. Archiv d. Ver. f. sieb. Landesk. N. F. XXXIII. u. a.

[3] Zur Heimat der Väter. Hermannstadt 1905. Vgl. meine Besprechung der beiden letztgen. Schriften in der „Wiener Zeitung" 1906, Nr. 119.

[4] Hiezu und zu dem Folgenden vgl. Korrespondenzblatt 1905. Nr. 9—11.

wendig erwies sich da eine genaue Durchforschung des siebenbürgischen Sprachgebietes und so stellte Schullerus den Antrag, der Ausschuß wolle eine eingehende Einzelaufnahme der siebenbürgischen deutschen Dorf- und Stadtmundarten nach Lautstand und wesentlichem Wörterschatz veranlassen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und mit der Ausführung alsbald begonnen. Als letztes Glied in dieser Entwicklung kann ich dermalen anführen, daß vom 21. bis 26. Oktober 1905 der bekannte deutsche Ethnograph Prof. Dr. Otto Brenner aus Halle a. S. in Hermannstadt einen phonetischen Kurs abhielt, in welchem die Grundsätze für die geplante Aufnahme der Mundarten besprochen wurden. Vorausgesetzt, daß auch aus der „Urheimat" ausreichendes wissenschaftliches Material vorhanden ist, wird es dann wohl einmal möglich werden, über die Zugehörigkeit der siebenbürgisch-sächsischen Mundarten und die Herkunft des siebenbürgisch-sächsischen Volkes Genaues und vielleicht Abschließendes festzustellen.

Was ist denn nun aber mit dem urkundlichen Namen Flandrenses und Saxones? Flandrer hat man früher tatsächlich auch unter den siebenbürgischen Deutschen angenommen. Noch der hochverdiente Geschichtsschreiber der Siebenbürger Sachsen, G. D. Teutsch, hielt es für möglich, daß ein Teil der Ansiedler aus Flandern gekommen sei. Was man zur Begründung dessen angeführt hat, läßt sich heute nicht mehr aufrecht halten, so vor allem der Hinweis auf die Seeblumenblätter in dem zweiten sächsischen Nationalsiegel und in dem Hermannstädter Stadtwappen. Wattenbach[1] schloß 1870 aus den Seeblumenblättern auf Friesen unter den siebenbürgischen Deutschen und ich habe 1877 in einer Besprechung der Forschungen über die Herkunft des siebenbürgischen Sachsenvolkes[2] hervorgehoben, daß die genannten Blätter auch sonst vorkommen, in Wappenschildern des bayrischen Hochlandes und in dem Wappen des Ministerialengeschlechtes der Wildonier in Steiermark, hier sogar in derselben Anordnung wie in Siebenbürgen. Seither hat Zimmermann[3] nachgewiesen, daß das Seeblätterdreieck vor dem 14. Jahrhundert in dem siebenbürgischen Sachsenlande nicht vorkommt. Flandrenses ist in Siebenbürgen bloßer Kolonistenname, von den Flanderern auf

[1] Die Siebenbürger Sachsen. Heidelberg, 1870, S. 14.

[2] Archiv des Ver. f. sieb. Landesk. N. F. XIII. 3. S. 560.

[3] Das Wappen der Stadt Hermannstadt. Archiv des Ver. f. sieb. Landesk. XVII. 2. S. 338 ff.

alle andern Deutschen übertragen, die vom Westen zur Kolonisation des Ostens auszogen.

Flandern und Holland waren, um mit Karl Lamprecht zu sprechen, die Herde der auf den Osten gerichteten Kolonisationsbestrebungen. So erklingt dort auch heute noch das alte Auswandererlied Naer Ostland wollen wij rijden im Volksmunde. Ebenso wie Flandrenses ist der Name Saxones[1] Kolonistenname. Er ging von den Sachsen, die neben den Flanderern an der Besiedlung des Ostens hervorragenden Anteil hatten, auch auf andere Kolonisten, die nicht sächsischer Herkunft waren, über. Daß die deutsche Namensform Sachsen nicht in dem Volke selbst entstanden, sondern aus der Kanzleisprache in die siebenbürgisch-sächsische Mundart hineingetragen wurde, hat A. Scheiner[2] bereits im Jahre 1886 mit sprachwissenschaftlichen Gründen bewiesen.

Über die Rechte und Freiheiten, die König Geysa II. den deutschen Ansiedlern bei der Berufung zusicherte, ist eine Urkunde nicht erhalten. Aber Andreas II. bezieht sich in dem bereits erwähnten Freibriefe,[3] den er im Jahre 1224 den alten Ansiedlern gewährt, darauf. Diese hätten ihm geklagt, daß sie ihres alten Freitums, auf welches sie von dem Könige Geysa berufen worden seien, völlig verlustig gingen, wenn der König sich nicht ihrer annähme. So stellt er ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten wieder her. Doch sollten sie, die bisher getrennte Gemeinwesen gebildet hätten, von nun ab zu einer Einheit, zu einem Volke zusammengefaßt erscheinen. Der Boden, auf dem sie wohnen, wird ihnen mit dem Rechte ausschließlichen Bürgertums und voller Gleichheit als Eigentum zugestanden. An der Spitze des Gaues, der Hermannstädter Provinz, soll der von dem Könige eingesetzte Graf stehen, des Königs oberster Richter im Frieden, dessen Führer im Kriege. Die Beamten dürfen sich die Ansiedler selbst wählen, wie die Pfarrer, denen sie den Zehnten zu geben haben. Sie genießen Zoll- und Mautfreiheit und haben das Recht, ein eigenes Siegel zu führen. Doch werden sie auch verpflichtet, dem Könige jährlich 500 Mark Silber zu zahlen und Kriegsdienste zu leisten. Dies die wesentlichsten Bestimmungen des goldenen Freibriefes, der zunächst nur den Einwanderern der Geysa'schen Zeit, denen der Hermannstädter Provinz, zuteil wurde; nachher wurde er auf alle deutschen Kolonisten Sieben-

[1] Schullerus, Flandrenses, Saxones, Korrespondenzblatt 1901, S. 17 ff.
[2] Korrespondenzblatt 1886, S. 127 ff
[3] Zimmermann und Werner, Urkundenbuch, S. 34 f.

bürgens ausgedehnt. Er ist durch alle Jahrhunderte und sturmvollen Zeiten, welche diese zu durchleben hatten, das starke Bollwerk ihrer deutschen Eigenart und Bildung geblieben bis zu seiner gänzlichen Aufhebung im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

Unter dem Mongoleneinfall (1214), der weit und breit alles verwüstete und die Bewohner in großer Zahl vernichtete, hatten auch die deutschen Pflanzungen Siebenbürgens sehr zu leiden.[1] So kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß nach dieser Zeit auch Siebenbürgen wie das nordungarische Bergland eine Vermehrung der zusammengeschmolzenen Bevölkerung erhalten habe. Doch darf zweierlei dabei nicht außeracht gelassen werden: die Nachzügler wanderten entweder aus demselben Sprachgebiete zu, wie die ursprünglichen Einwanderer, oder waren, wenn sie auch aus Mitteldeutschland stammten, wie jene, die damals nach Nordungarn kamen, nicht so stark wie dort, da sie sonst wohl auch hier den mittelfränkischen Sprachcharakter umgestaltet hätten. Vom XV. bis zum XVIII. Jahrhunderte mögen sich nur einzelne Söhne des deutschen Mutterlandes in Siebenbürgen ansässig gemacht haben. Das im Karpatenlande blühende Gewerbe hatte zur Folge, daß nicht selten Handwerksburschen ihre Wege aus Deutschland nach Siebenbürgen lenkten. Der eine oder andere mag dann für immer in dem liebgewonnenen Lande geblieben sein. Nachgewiesenermaßen haben die gebildeten Stände wiederholt Volksgenossen aus Deutschland in sich aufgenommen. So wirkten an den Schulen Rektoren und Lehrer, die aus dem Mutterlande geholt waren, und einer der bedeutendsten Sachsengrafen, Markus Pemfflinger, war aus schwäbischem Geschlechte.

Erst im XVIII. Jahrhunderte erfolgten wieder größere Besiedlungen Siebenbürgens, freilich nicht in jener Stärke wie im XII. und XIII. Jahrhunderte. Zu jener Zeit[2] bedurfte die Einwohnerschaft, besonders die deutsche, abermals eines Zuwachses. Schlimme Zeiten waren vorausgegangen. In den beiden Jahrhunderten, die auf die Schlacht bei Mohács gefolgt waren, war unsägliches Elend über das Fürstentum Siebenbürgen gekommen. Krieg und Pest hatten eine reiche Ernte gehalten. „In Schäßburg waren im Jahre 1695 229 aufgelassene Höfe, der ganze Stuhl hatte deren 704 und 324 verbrannte. In dem

[1] Die Literatur hiezu bei G. D. Teutsch im Archiv d. Ver. f. s. Landesk., N. F. XXI, S. 447 ff.

[2] Über die Verhältnisse Siebenbürgens in dieser Zeit vgl. G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenb. Sachsen. 3. Aufl., Hermannstadt 1899, S. 437.

Leschkircher Stuhle waren in denselben Jahren 636 Höfe wüst, Hausväter im ganzen bloß 342 und 88 Witwen. Im Schenker Stuhl waren von 1687 an in acht Jahren 504 Höfe zugrunde gegangen und 15 verbrannt; im Hermannstädter befanden sich 1695 1175 öde Höfe und 82 verbrannte, im Buzenland 1338, im Mediascher Stuhl 549", wie G. D. Teutsch in seiner Sachsengeschichte berichtet. Und womöglich noch schlechter als sonstwo lagen die Verhältnisse im Unterwald, der Mühlbacher Gegend. Viele sächsische Dörfer hatten ihre Bewohner verloren und andere waren stark entvölkert. Die Stadt Mühlbach, einst so volkreich, hatte nur ein kleines Häuflein behalten.[1] Da trat denn an das Haus Habsburg, nachdem es die Herrschaft über Siebenbürgen ergriffen hatte, die Pflicht heran, für neue Besiedlungen Sorge zu tragen, insonderheit aber die deutsche Bevölkerung des Landes zu stärken, nicht nur weil diese zumeist gelitten hatte, sondern auch weil sie die intelligenteste, Österreich am meisten ergebene war. Wie die Sachsen einst nach dem Aussterben des arpadischen Königshauses für Otto von Bayern, „den deutschen König", eintraten, so gut und entschieden sie es konnten, so kämpften sie nach der Erledigung des Thrones im Jahre 1526 für das Haus Habsburg aus Gründen des formalen Rechtes, aber auch dem Zuge ihrer deutschen Herzen folgend. Was sie zunächst erlangten, war nur eine vorübergehende Besitzergreifung des Landes durch Ferdinand I. und Rudolf II. Erst am Ende des XVII. Jahrhunderts erfüllte sich, was sie lange ersehnt hatten: der Kaiser trat die dauernde Herrschaft in Siebenbürgen an. Es entspricht vollständig der Stimmung unter den Sachsen jener Zeit, wenn Michael Albert in seinem Trauerspiele[2] „Harteneck" den Bürgermeister von Hermannstadt gehobenen Herzens sagen läßt:

„Der Türkenkriege Feuer ist erloschen,
Des langen Brandes dunkles Rauchgewölk
Trieb über die Gebirge dort der Sturm,
Erregt vom Flügelschlag des Doppelaars.
Nach Frieden sehnten wir, nach Ordnung uns
Wie nach dem Heimatstrand der weitverschlagene,
Auf wildem Ozean verirrte Schiffer.
Der Stern. der uns in Stürmen aufgegangen
Und der die Bahn uns zeigt zum Rettungsstrand,
Ist unser Kaiser."

[1] Möckel, Die Durlacher und Hanauer Transmigranten in Mühlbach. Mühlbacher Gymnasialprogramm 1884.

[2] Hermannstadt 1886. Über Alberts Leben und Dichten vgl. Archiv des Ver. f. sieb. Landesk. N. F. XXVIII, S. 237 ff.

So gebot denn auch die Staatsklugheit den Teil der siebenbürgischen Bevölkerung, auf den sich die österreichische Regierung am meisten verlassen konnte, durch Zuwanderungzu stärken. Dies geshah, indem zunächst deutsche Ansiedler aus Ober- und Innerösterreich nach Siebenbürgen geleitet wurden.[1] Es war der Wille des Kaisers Karl VI. und der Kaiserin Maria Theresia, daß in den österreichischen Alpenländern Glaubenseinheit herrsche. Sie mußten daher das abgeben, was sich solcher Einheit nicht fügen wollte, die Protestanten. Durch die Gegenreformation war das Luthertum in den Alpenländern nicht ausgerottet. In abgelegenen Alpentälern, in dem oberösterreichischen Salzkammergut, in Oberkärnten und Obersteiermark, hier namentlich im Ennstal, auf der Ramsau und auf dem oberen Murboden, hatte es sich erhalten. Luthers Lehre ging da in gar mancher Familie vom Vater auf den Sohn über, wie die Luther'schen Bücher, die an versteckten Orten aufbewahrt wurden. Das ist die Zeit des Geheimprotestantismus, der sich zunächst ziemlich unbehindert fortpflanzen konnte. Als es jedoch in dem Fürsterzbistum Salzburg (1731) zu der großen Ausweisung der Protestanten gekommen war, da hielt es auch die österreichische Regierung für geboten, schärfere Maßregeln gegen das Luthertum zu ergreifen. Zunächst sollten alle Mittel in Anwendung gebracht werden, die Abtrünnigen zum katholischen Glauben zurückzuführen. „Die hartnäckigsten und verstocktesten Irrgläubigen“ aber, an denen eine Bekehrung nicht möglich sei, sollten nach Ungarn und Siebenbürgen überführt werden. Dort waren sie dem Staate nicht verloren, vielmehr konnten sie dort die Lücken in dem Stande der Bevölkerung ausfüllen helfen und dabei doch ihres Glaubens leben. Namentlich in Siebenbürgen, das schon im XVI. Jahrhunderte eine Stätte religiöser Freiheit war. Denn durch mehrere Landtagsbeschlüsse waren hier die Evangelischen beider Bekenntnisse und sogar die Unitarier den Römisch-Katholischen gleichgestellt. In dem Leopoldinischen Diplome von 1691 hatte Österreich die alten Rechte der vier „rezipierten Religionen“ feierlich bestätigt. Hatte das doch selbst der eifrig katholische General Caraffa dem Kaiser besonders empfohlen, da Siebenbürgen seine Religionsfreiheit wie seinen Augapfel behüte und bezüglich

[1] Vergl. hiezu meine Abhandlung „Zur Geschichte der ev. Transmigration aus Ober- und Innerösterreich nach Siebenbürgen“ (und die dort verzeichnete Literatur) im Jahrb. der Gesellsch. f. d. Gesch. d. Protest. in Österreich VII, ferner Ilwof, Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten, Krain. Graz, 1900.

der Sachsen, die er „die Grundkraft Siebenbürgens" nannte, beigesetzt, der Kaiser sollte ihre evangelische Religion, die sie bereits in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts angenommen hatten, auf keinen Fall antasten. So waren die Verhältnisse beschaffen, in welche auf Befehl Karls VI. und seiner Tochter Maria Theresia die bei ihrem Glauben beharrenden Protestanten aus Ober- und Innerösterreich abgeführt werden. Die erste Transmigration fand im Sommer 1734 aus Oberösterreich nach Siebenbürgen statt. Dieser folgten im Jahre 1735 eine zweite und dritte. Zu derselben Zeit wurden auch aus Kärnten mehrfach Züge von Protestanten nach Siebenbürgen geleitet. In weiterem Umfange und mit größerer Entschiedenheit ward die zwangsweise Verpflanzung österreichischer Protestanten nach Siebenbürgen unter Maria Theresia durchgeführt. Es entsprang das sowohl der Fürsorge der Kaiserin für die neuer Besiedlung so bedürftigen Gegenden ihres Reiches als auch ihrer streng katholischen Gesinnung. Auch jetzt waren hauptsächlieh Oberösterreich und Kärnten an den Transmigrationen beteiligt. Die kärntnerischen Auswanderer stammten vornehmlich aus Himmelberg, Paternion, Spital. Was Steiermark betrifft, berechtigt mich das Material, das über die Transmigrationsgeschichte bereits veröffentlicht ist sowie jenes, das ungedruckt aus hiesigen[1] und siebenbürgischen Archiven zu meiner Kenntnis gekommen ist, zu dem Schlusse, daß aus diesem Lande die wenigsten Protestanten nach Siebenbürgen verpflanzt worden sind. Gewiß aber nicht deshalb, weil hier das Luthertum weniger verbreitet war, dagegen sprechen die auch in Steiermark planmäßig ergriffenen Bekehrungsmaßregeln und die nach dem Erscheinen des Toleranzpatentes in Obersteiermark sofort entstandenen evangelischen Gemeinden, sondern weil hier, wie das schon Zwiedineck-Südenhorst[2] hervorgehoben hat, eine mildere Praxis herrschte. Zudem fürchtete man — es ist mir das in den Akten wiederholt begegnet — eine zu große Entvölkerung des Landes. Von den aus Steiermark Abgeführten kam wohl ein Teil nach Ungarn, der bei weitem größere jedoch — gegen 300 — nach Siebenbürgen.

[1] Mit Bewilligung Sr. Exzellenz des Herrn Statthalters Grafen Manfred Clary und Aldringen konnte ich im Herbste 1905 in die bezüglichen Akten des nun durch den Herrn kaiserl. Rat Dr. A. Kapper fachmännisch geordneten hiesigen k. k. Statthalterei-Archives Einsicht nehmen. Eine abermalige Benützung dieses Archives im Frühling 1906 verdanke ich der Güte des neuernannten Herrn Vorstandes Dr. Thiel.

[2] Geschichte der religiösen Bewegung in Innerösterreich im XVIII. Jahrh. A. f. ö. G. B. 53 S. 491.

In den Jahren 1752 bis 1772 erfolgten eine ganze Reihe kleinerer Transmigrationen aus Steiermark, namentlich aus dem oberen Ennstale und vom oberen Murboden. Aus letzterer Gegend, besonders der Pfarre Stadl, ging auch die größte steirische Transmigration aus, die in den April des Jahres 1774 fiel. Damals griffen 152 Evangelische zum Wanderstab; 9 waren schon im November des Jahres 1773 nach Siebenbürgen geführt worden und 17 aus derselben Gegend folgten im Oktober 1776 nach.

In Siebenbürgen wurden die Ankömmlinge aus Österreich in Hermannstadt, in dessen Umgebung und im Unterwalde, aber auch sonst im Lande, sogar in dem entfernteren Kronstadt angesiedelt. Um von den Steirern im besonderen zu sprechen, fanden diese in Hermannstadt, mehr aber in dem benachbarten Neppendorf, in Mühlbach, Großpold und andern Gemeinden des Unterwaldes ihre neuen Heimstätten. So erwähnt ein im hiesigen Statthalterei-Archive liegendes Dekret der Kaiserin vom 28. Oktober 1752 die Abführung von 4 steirischen Transmigrantinnen aus Pürgg in den Mühlbacher Stuhl. Die steirischen Transmigranten aus dem Jahren 1773 und 1774 wurden, so viel ich sehen kann, zumeist in Neppendorf und Großpold[1] untergebracht. Die sächsischen Stammes- und Glaubensbrüder nahmen die neuen Landesgenossen freundlich auf und taten für sie, was sie tun konnten. „Ihr exemplarischer Lebenswandel erwarb ihnen allgemein Liebe und Achtung“, sagt der Kronstädter Chronist Michael Gottlieb von Herrmann.[2]

Wiederholt ist die Frage erörtert worden, wie sich die Transmigranten in der neuen Heimat fühlten. Darüber liegen von ihnen selber zweierlei Äußerungen vor, günstige und ungünstige. Zu den ersteren gehört das Schreiben, worin die in Siebenbürgen eben angekommenen oberösterreichischen Transmigranten im Jahre 1734 dem Kaiser für die Anweisung der neuen Wohnsitze Dank sagen. Ich stimme dem verdienstvollen Verfasser der Geschichte des oberösterreichischen Bauernkrieges[3] gerne bei, wenn er diesem wohl unter einem gewissen Drucke zustande gekommenen Schriftstücke keine besondere Beweiskraft beimißt. Anders fasse ich aber die

---

1 Bisher unbekannte Daten über Großpold verdanke ich dem Pfarrer dieser Gemeinde, Herrn Bezirksdechanten E. Thullner.

2 Das alte und das neue Kronstadt, her. v. O. v. Meltzl I, S. 216.

3 Der Bauernkrieg in Oberösterreich, erzählt von einem Oberösterreicher (J. Strnadt), Wels 1902, S. 163, A. 207.

Briefe auf, die von Transmigranten ganz aus eigenen Stücken an ihre entfernten Verwandten abgesendet wurden. So schreibt Paul Kaiser am 29. August 1734 u. a.: „Wie wir in Siebenbürgen in die evangelischen Örter gekommen, haben uns sowohl weltliche als geistliche Herren mit Freuden empfangen und höchst gnädig begabet mit Geld, Brot, Fleisch, Wein, Bier u. a. m.; haben auch Gott sei dank gute, eifrige, evangelische Regenten, die uns in geist- und weltlichen Schutz tragen tun und auch einem jedweden nach seinem Stand und Vermögen zu einem Haus helfen. Welcher ein Handwerk oder Kunst kann, wird dazu aufgenommen. Wer aber eine Bauerschaft oder Grund verlangt, dem helfen sie zu".[1] Matthias Fischer teilt seinen Brüdern unter dem 9. September 1734 mit, daß er sein Stückel Brot hier in Siebenbürgen reichlich zu gewinnen habe. Aber es gab auch solche, die mit ihrem Lose nicht zufrieden waren. Heimweh machte sich wohl unter den doch ganz fremden Verhältnissen geltend, vielfach auch die Not. Mancherlei Klagen brachten Transmigranten aus Siebenbürgen vor das corpus evangelicorum[2] in Regensburg und dieses leitete sie an die Kaiserin weiter, die sie allerdings der Reihe nach als grundlos bezeichnete. In einer Entschließung der Kaiserin vom 17. November 1753, die ich im Statthalterei-Archive gefunden habe,[3] eröffnet Maria Theresia der Repräsentation und Kammer in Steier, einige von denen, die nach Siebenbürgen abgeführt worden seien, hätten sich darüber beschwert, daß ihre Häuser und Güter daheim nicht nach dem wahren Wert verkauft, sondern von den Verwaltern an deren Bekannte um einen wohlfeilen Preis dahin gegeben worden seien. Die Weisungen, welche die Kaiserin gibt, zeugen von ihrer auch sonst bewährten Gerechtigkeitsliebe und Fürsorge. In einer anderen Entschließung (gleichfalls im Statthalterei-Archive) vom 22. Oktober 1753 lesen wir ähnlich, wie sich Maria Theresia auch dem corpus evangelicorum gegenüber geäußert, daß die Erhaltung der Transmigranten in Siebenbürgen viel koste. Die Kaiserin hatte bezüglich der Versorgung der Transmigranten gewiß die besten Absichten, ob diese aber von den untern und untersten Beamten immer genau ausgeführt wurden, das ist eine andere Frage. Jeden-

[1] Ettinger, Kurze Geschichte der ersten Einwanderung von österr. Glaubensbrüdern in Siebenbürgen. Hermannstadt 1835, S. 287.

[2] Zwiedineck a. a. O. S. 497 ff. Friedrich Reissenberger im Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österr. XVII, S. 207 ff.

[3] Nun von mir im Korrespondenzblatt 1906, S. 8 f. veröffentlicht.

falls hat sich auch an diesen Kolonisten das Sprichwort erfüllt „Aller Anfang ist schwer". Wenn man die Ausweise über die Barschaften, die denselben nach dem meist schlechten Verkaufe ihrer Habe in der alten Heimat und nach verschiedenen Abzügen geblieben waren, überblickt, findet man viel Armut. Sogar Beträge von 5, 3, 1 Gulden oder auch gar kein Vermögen! Da war es ihnen denn keineswegs leicht, in der neuen Heimat ein neues Leben zu beginnen. Trotzdem möchte ich es nicht für zutreffend erachten, was Arneth in seiner Geschichte Maria Theresias (IV, 52) sagt, daß die Auswanderer „nicht selten im Elend versanken". Einige Existenzen mögen in der Not des Lebens untergegangen sein. Andere, verhältnismäßig nicht wenige, rafften das ungewohnte Klima, vielleicht auch Epidemien bald dahin. Von den Steirern, die im Jahre 1774 in Großpold und Neppendorf sich niederließen, ist gleich in der nächsten Zeit (1774 und 1775) eine größere Anzahl gestorben. Nach Erlassung des Toleranzpatentes (1781) war es den österreichischen Transmigranten in Siebenbürgen gestattet, in die alte Heimat zurückzukehren. Pfarrer Gletler in Stadl nennt in seiner Chronik,[1] die das Steiermärkische Landesarchiv verwahrt, auch 6, die heimkamen, im ganzen sind es jedoch nicht viele gewesen, die Siebenbürgen wieder verließen. Die aber dort blieben, haben sich durch ihre Rechtschaffenheit, durch ihren Fleiß und ihre Ausdauer ehrlich behauptet. Nicht wenige Transmigranten-Familien haben sich im Laufe der Zeit zu einer gewissen Wohlhabenheit emporgearbeitet. Wenn heute (ich spreche da aus unmittelbarer Erfahrung) Neppendorf und Großpold zwei Gemeinden sind, auf welche das Sachsenland stolz ist, so ist das den Transmigranten zu danken, die hier in besonderer Stärke angesiedelt wurden. In diesen Gemeinden haben die Österreicher auch ihre Mundart und teilweise ihre Sitten behalten bis auf diesen Tag.

Während Maria Theresia evangelische Österreicher nach Siebenbürgen überführen ließ, suchte sie auch auf andere Weise dort ihren Besiedlungsplan zur Ausführung zu bringen. Merkwürdig mutet es uns heute an, daß sie in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges unter den in Österreich zurückgehaltenen preußischen Kriegsgefangenen und Fahnenflüchtigen Umfrage halten ließ, wer von diesen sich gegen Gewährung wohlbemessener Begünstigungen auf einem der

[1] Ich werde sie mit Erläuterungen und Ergänzungen aus den Aktenbeständen des k. k. Statthalterei-Archives an einem anderen Orte herausgeben.

königlichen Krongüter in Ungarn oder in einer sächsischen Gemeinde Siebenbürgens niederlassen wolle.[1] Für diejenigen, die sich meldeten, wurde ein „Versicherungsschein" ausgestellt. Einer der erhalten gebliebenen Versicherungsscheine ist von Graz datiert. Er lautet: „Nachdeme Christoph Göttling von Magdeburg im Magdeburgischen gebürtig, 22 Jahre alt, Lutherischer Religion, Leedigen Standes, ein Bökher seiner Profession in Siebenbürgen sich ansässig zu machen erkläret hat; So wird derselbe im Nahmen Ihro Kaiserlich-Königl.-Apostolische Majestät hiemit versicheret, daß ihme nicht nur zwei Dukaten auf die Hand gegeben, der bisherige Sold annoch auf drey Monat continuiret, das freye Burger- und Meister-Recht für ihn, und respective sein Weib zugestanden, von allen Gaaben durch die erste fünf Jahre losgesprochen, sondern auch dreyßig Gulden als die erste Aushülf zur Anhebung seines Handwerks in loco seiner Ansiedlung abgereichet, nicht minder dahin gesorget werden wird, daß er die zu seiner Profession weiters erforderliche Aushülf einen Kredit erlangen möge und wann er lieber auf ein Dorf als in eine Stadt ziehen will so wird ihme nebst allen obigen annoch ein gewisses Grundstück angewiesen werden. Wo übrigens ihme sich zu verheurathen, als auch der Religions-Exercitium nach Verfassung des Lands, in welchem er seyn wird, gestattet werden solle. Zu dessen Urkund ist dessen gegenwärtiger Versicherungsschein von mir hierzu verordneten Kommissäro aus Allerhöchster Kaiserl. Königl. Vollmacht angefertigt worden. Sig. zu Graz den Eylfften Juli 1761 L. S. Müllburg, N. Ö. Regmts. Rath".

Von Steiermark gingen unter militärischer Bewachung mehrere Züge über St. Gotthard, Ofen, Temesvar nach Siebenbürgen ab. Auf diese Weise erhielt das Karpatenland 1500 neue Ansiedler. Ein glücklicher Griff war mit solcher Besiedlung nicht geschehen. Daher hatten die Sachsen über die neuen Landesgenossen auch keine besondere Freude. Man findet das begreiflich, wenn man erfährt, daß der kommandierende General von Siebenbürgen über sie berichtete, es seien viele von ihnen liederlich und zur Arbeit nicht geeignet. Diese ergriffen denn auch, nachdem das empfangene Geld vergeudet war, die nächste Gelegenheit, um über den Nordosten Ungarns und Polen nach Preußen zu entweichen. Auch bessere Elemente konnten sich in die Verhältnisse nicht

[1] Korrespondenzblatt, 1893, S. 116 ff. und 145 ff.

finden und äußerten das Verlangen, heimzukehren. Die Entlassung wurde ihnen auch gewährt, als nach dem Frieden von Hubertsburg durch die Verabschiedung österreichischer Soldaten die Arbeitsverhältnisse im Lande ungünstiger wurden. Nur etwa 100 blieben im Lande und verschmolzen durch ihre Verheiratung mit den Sachsen. Einer solchen preußisch-sächsische Familie entsproß auch der am 29. März 1901 verstorbene Heinrich Wittstock,[1] ein edler Charakter, ein hervorragender, unermüdeter Arbeiter und Kämpfer für die Rechte und Güter des sächsischen Volkes.

Aber auch vom Oberrhein[2] erhielt Siebenbürgen im XVIII. Jahrhundert neue Ansiedler. Um die Mitte des Jahrhunderts (1747—1764) kamen die ersten aus dem Baden-Durlacher Oberlande. Kriegsnot und dadurch hervorgerufenes wirtschaftliches Elend zwang sie zur Auswanderung nach dem Osten, die sich übrigens auch bis nach dem südlichen Rußland erstreckte. Von 1770 folgten weitere Züge aus den Gemeinden längs des Rheins in und bei dem sogenannten Hanauer Lande. Häufige Überschwemmungen, Mißwachs und Teurung trieben sie aus der Heimat. Sie wurden in Mühlbach und den benachbarten Ortschaften Petersdorf und Deutsch Pian, aber auch an andern Orten des Sachsenlandes, namentlich im Mediacher Stuhl angesiedelt. In Mühlbach und wohl auch sonst erhielten sie ohne Bezahlung Hofstellen, Äcker, Wiesen, Anteil am Gemeindewald und Weinberge.

Aus alemannisch-schwäbischem Sprachgebiete ist auch die deutsche Einwanderung erfolgt, die sich im Jahre 1846 vollzog.[3] Schon im Jahre 1844 wurde von dem württembergischen Ministerium in Wien angefragt, ob nicht württembergische Landeskinder, die infolge der Übervölkerung daheim überflüssig seien, in Ungarn und Siebenbürgen Unterkunft finden könnten. Die sächsische Nation erklärte sich bereit, einige Landwirte und Handwerker aufzunehmen. Namentlich der ersteren bedurfte der neugegründete sächsische Landwirtschaftsverein für seine Zwecke. Es wurde jedoch die Bedingung gestellt, daß die schwäbischen Einwanderer nicht mittellos seien. Die Auswanderung ins Werk zu setzen, begab sich im Jahre 1845 St. L. Roth, einer der wackersten Männer Siebenbürgens,

[1] Vgl. über ihn den schönen Nachruf von Fr. Teutsch im Archiv d. Ver. f. sieb. Landesk. N. F. XXXII, S. 205.

[2] Badische Landeszeitung vom 22. März 1889; Korrespondenzblatt 1889, S. 40 ff. Möckel a. a. O.

[3] Czörnig, Ethnographie der österr. Monarchie III, S. 89; Milner, Schwäbische Kolonisten in Ungarn. Berlin 1880; F. Obert, St. L. Roth I. Wien 1896.

einst ein Lieblingsschüler Pestalozzis, jetzt evangelischer Pfarrer zu Niemesch, nach Stuttgart, wo er einen Aufruf erließ, dem ich die folgenden Stellen entnehme: „Der Unterzeichnete ist aus Siebenbürgen hieher gereist, um Auswanderungslustige in sein Vaterland einzuladen, und zwar ins Sachsenland, wo keine Untertänigkeit herrscht, sondern freies Bürgertum. Das Land hat große Ähnlichkeit mit dem guten Schwabenland und alles, was hier gebaut wird, gerät dort auf das vollkommenste; denn der Boden ist fetter und die Witterung etwas milder. Weizen, Welschkorn und Wein sind Haupterzeugnisse. Grund und Boden sind wohlfeil und der Ankauf ist leicht zu bewerkstelligen, weil von seinen Gründen jeder Bauer so viel oder wenig verkaufen kann, als er Lust hat. Die evangelische Kirche ist eine der vier Landeskirchen. Es gibt kein deutsches Dorf, kein einziges, wo nicht Kirchen und Schulen seien. Holz kaufen die Landleute an den wenigsten Orten. Die Luft ist gesund und auch das Wasser; nur schmeckt der feurige und wohlfeile Wein einwandernden Deutschen gewöhnlich zu gut, woher sich der böse Leumund von Gesundheit herschreiben mag Die Abgaben sind mäßig; die Landeskonstitution ist freisinnig. Alle sächsischen Beamten sind Ausdruck des Volkswillens, weil sie, die Geistlichen nicht ausgenommen, vom Volkswillen gewählt werden." Dieser Aufruf verfehlte die Wirkung nicht. Nach einem Ausweise, den der siebenbürgisch-sächsische Landwirtschaftsverein in seiner am 6. Juni 1846 zu Mühlbach abgehaltenen Jahresversammlung gab, waren bis Ende Mai dieses Jahres 307 Familien mit 1460 Köpfen in Siebenbürgen eingewandert, 116 Familien brachten ein Vermögen von 57.582 fl. mit. Sie wurden in die südlichen, sächsischen Stühle eingeteilt, wo für sie, die meist ordentliche Menschen waren, soviel als möglich geschah. Mißlich jedoch war, daß verhältnismäßig zahlreiche Einwanderer ganz mittellos waren und entweder vom Handwerk oder vom Taglohn leben wollten. Auch kamen mehr, als man aufnehmen konnte. So sah sich die Regierung genötigt, die Bedingungen der Zulassung zu erschweren, infolgedessen die Auswanderung nach Siebenbürgen bald aufhörte. Ja, es blieben nicht einmal alle, die gekommen waren. Diese deutsche Einwanderung kann nicht als geglückt bezeichnet werden und derjenige, der sie so sehr betrieben hat — mag mir gestattet sein, das noch beizufügen — St. L. Roth, ist nachher als Märtyrer der österreichischen und deutschen Sache am 11. Mai 1849 gestorben, auf der Zitadelle von Klausenburg, von den ungarischen Aufständischen erschossen.

Die Schwabeneinwanderung war die letzte deutsche Besiedlung Siebenbürgens. Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen wäre eine neue auch nicht mehr möglich. Dagegen hat das siebenbürgische Deutschtum in den letzten Jahrzehnten durch Auswanderungen eine gewisse Einbuße erfahren.[1] Das Ziel derselben ist namentlich ein zweifaches: Rumänien und Amerika, die Ursache sind Sorgen um die materielle Existenz. Seitdem der Zollkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien seinen Anfang genommen, ist das Gewerbe in den sächsischen Städten, wo es in frühern Zeiten so sehr geblüht, in stetem Niedergange begriffen. Nicht wenige Gewerbsleute haben es drum vorgezogen, der Heimat zu entsagen und sich in dem bisherigen Absatzgebiete niederzulassen, wo für sie das Handwerk wieder einen goldenen Boden zu gewinnen schien. Trotz dieser Abgänge ist das deutsche Volkstum in Siebenbürgen noch über 200.000 Seelen stark.

Allerdings eine kleine Schar, die aber treu an dem festhält, was sie an volkstümlichem Gute von den Vätern ererbt hat. An die alten Rheinfranken haben sich die späteren deutschen Einwanderer eng angeschlossen. Sie fühlen sich alle eins und wollen eins bleiben. Von ihnen insgesamt gelten darum die Worte ihres heimischen Dichters:[2]

„Dem König Treue ohne Wank und Wandel,
Dem Land, dem Boden Treue immerdar,
Und Treue immerdar dem eignen Volke,
So lang uns Gott läßt dauern hier im Lande!"

---

[1] Schuller, Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen bei Kirchhoff a. a. O. Rechenschaftsbericht über die Amtswirksamkeit des neunten Landes-Konsistoriums. Periode 1899—1903. Hermannstadt 1903. Ein neuer Rechenschaftsbericht mit neuen Daten dürfte in diesem Jahre erscheinen. Einen vorläufigen diesbezüglichen statistischen Ausweise für das Ende des Jahres 1905 brachte jüngst — augenscheinlich aus sicherer siebenbürgischer Quelle — die „Kölnische Zeitung" und daraus die Grazer „Tagespost" im Morgenblatt vom 10. April 1906.

[2] Michael Albert, Die Flandrer am Alt. Hermannstadt 1883.

Wallenstein und die deutsche Armeesprache.[1]

(Hiezu eine Karte und eine genealogische Tabelle.)

Wallenstein, der Begründer des modernen Heeres, zählt mit Recht zu den Geistesriesen der europäischen Kulturwelt. Seine Leistungen als Feldherr und Staatsmann sind zum Gemeingute aller Gebildeten geworden und je größer die Strecke wird, die den gewaltigen Mann von uns zeitlich trennt, desto magischer zieht uns seine Persönlichkeit an.

Der Friedländer stammte aus wohlhabender Familie. Frühe verlor er die Eltern, er mußte somit bald lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Sein Oheim Albrecht Slavata ließ ihn verschiedene Universitäten des In- und Auslandes besuchen, den Abschluß der Studienzeit bildete eine Reise durch Deutschland nach Frankreich, Spanien, England und Holland. Dabei erreichte Wallenstein das 21. Lebensjahr. Zu Hause angelangt, bot sich ihm eine Gelegenheit, Polen, Ungarn und Siebenbürgen im Fluge kennen zu lernen. 1603 schickte Kaiser Rudolf II. aus Böhmen und Mähren einen Staffel Soldaten nach Siebenbürgen, wo im Augenblicke alles drunter und drüber ging, da sieben bis acht Parteien sich bemühten, die ephemere Würde eines Großfürsten zu erlangen. Wallenstein bekam ein Hauptmannspatent. In moderne Begriffe übertragen, war Wallenstein Eskadronskommandant. Als solcher gelangte er durch Polen und Oberungarn nach Siebenbürgen. Was er nun da sah an politischen und militärischen Kämpfen, waren die letzten Zuckungen einer Geistesrichtung, welche planmäßig die Zertrümmerung Ungarns vorbereitet und — man muß sagen — mit großem Geschicke ins Werk gesetzt hatte. Diese Geistesrichtung ist umso erstaunlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ungeheuer groß der Einfluß Ungarns um die Mitte des XIV. Jahrhunderts war. Der Ungarkönig Ludwig d. Gr., aus dem Hause Anjou hervorgegangen, herrschte nicht nur über Ungarn, sondern auch im Wege

---

[1] Nach einem Vortrage, gehalten im Leo-Vereine zu Wien am 26. Februar 1906.

einer Personalunion über das räumlich noch größere Königreich Polen. Durch Polen wieder waren zugleich Beziehungen angebahnt, welche später für Ungarn eine Personalunion mit den Ländern der Wenzelskrone ermöglichten.

Die Zertrümmerung Ungarns erfolgte teils aus inneren Ursachen, teils durch äußere Ereignisse. Die inneren Ursachen waren gegeben durch die soziale Struktur des Staates, die äußeren Ereignisse brachte das rollende Zeitenrad in Gestalt der Osmanen. Ein Haufe fanatisierter Asiaten brachte sich in erstaunlich kurzer Zeit derart zur Geltung, daß man ihnen den Rang einer europäischen Großmacht zuerkennen mußte.

Um die Mitte des XIV. Jahrhunderts langten die Osmanen, aus Kleinasien kommend, gegenüber von Konstantinopel an. Noch stand unversehrt in seinem Glanze das oströmische Kaisertum, noch herrschte das stolze Byzanz uneingeschränkt über den nach ihm benannten Kulturkreis. Konstantinopel zu erobern, war, wie die Dinge lagen, nicht gut möglich, die Sultane warfen sich daher vorerst auf das Gebiet von Thrazien und Ostrumelien. Wider Erwarten glückte gleich der allererste Versuch derart, daß der Padischah 1361 in Adrianopel seine Residenz aufschlagen konnte. Von hier aus nahm die osmanische Hochflut ihren Siegeslauf.

Die Art und Weise, wie die Türkenherrschaft um sich griff, verdient selbst heute Bewunderung. Hinter sich das Meer, vor sich das öde und unwegsame Balkangebirge, tastend und suchend breiteten sich die Türken aus. Die Karte ermöglicht, das Vordringen der Osmanen graphisch darzustellen. So sehen wir, daß bald darauf (1382) die Türken schon Sofia in Besitz genommen haben.

Am Nordabhange des Balkangebirges stellen sich den Türken zwei Gegner entgegen, die Serben und die Bulgaren. Mit den Serben werden die Türken fertig in der ersten Schlacht am Amselfelde (1389) mit den Bulgaren werden sie ohne wesentliche Kämpfe fertig, die Hauptstadt Tirnova wird (1393) türkisch.

Angesichts dieser Erfolge erklärt sich das lateinische Europa, der römische Kulturkreis, solidarisch mit den Byzantinern und es rückt ein Kreuzfahrerheer nach dem Balkan ab. Bei Nikopoli kommt es zu einer Schlacht (1396), die Türken bleiben wieder Sieger und wohl oder übel müssen sich die Nachbarn damit abfinden. Die türkische Herrschaft war aber ein Schreckensregiment. Zu Hunderten und Tausenden wurden die Christen der eroberten Länder abgeschlachtet wie die Kälber. Wer am Leben bleiben wollte, hatte die Wahl, ent-

weder Türke zu werden oder auszuwandern. Bei den mannigfachen Beziehungen, die zwischen Ungarn und Konstantinopel bestanden, war es eine logische Folge, daß nun ein Strom von Auswanderern in Ungarn Schutz und Sicherheit suchte. Der leitende Staatsmann in Ungarn, Johann Hunyady, griff die gegebenen Anregungen auf und eröffnete, moralisch wie materiell durch Papst Eugen IV. unterstützt, einen Feldzug gegen die Türken. Das Unternehmen verschlang enorme Geldsummen, kostete sehr viele Menschenleben, hatte aber nicht den mindesten Erfolg. Einen Offensivstoß vollführte Johann Hunyady im Sommer 1443 über Belgrad, Nisch, Sofia bis Philippopel. Man machte Beute und trat dann den Heimweg an. Im nächsten Jahre ging der Offensivstoß, dem nun auch der blutjunge König Ladislaus beiwohnte, über Orsova und Widin entlang der Donau nach Varna. Hier kam es 10. November 1444 (wie 1792 bei Valmy) mit verkehrten Fronten zur Schlacht, wieder blieben die Türken Sieger. Der junge König fiel im Getümmel. Der dritte Offensivstoß, im Sommer 1448 unternommen, fand in der zweiten Schlacht am Amselfelde sein Ende. Johann Hunyady brachte von seinem Heere kaum 30 Personen zurück.

Nach solchen Erfolgen mußte den Türken der Kamm wachsen. Einen längst gehegten Wunsch ausführend, warf sich der Padischah 1453 auf Konstantinopel und eroberte die Stadt. Das oströmische Kaisertum verschwand nun von der Landkarte und Konstantinopel wurde fortan Residenzstadt der Sultane. Mit der Stadt nahmen die Sieger eine Menge italienischer, insbesonders venezianischer Elemente in sich auf. Aus diesen Renegaten holte sich das Türkentum seine besten Staatsmänner und Feldherren, ja selbst eine Sultanin ging aus diesen Kreisen hervor.

Das Aufsaugen der benachbarten Länder ging nun rasch und ohne wesentliche Anstrengungen vor sich.

1459 wurde Serbien unterworfen, hierauf folgte 1463 Bosnien und endlich 1465 die Herzegowina und Albanien.

Bis zur Donau waren somit alle Balkanstaaten unter türkische Herrschaft gelangt. Der Versuch, auch nördlich der Donau festen Fuß zu fassen, stieß aber auf erhebliche Schwierigkeiten. Walachei und Moldau besaßen soviel innere Widerstandskraft, daß es den Sultanen erst 1511 gelang, im Wege von Verträgen diese Länder sich dienstbar zu machen. Walachei und Moldau wurden durch eigene Fürsten regiert, die Pforte sorgte aber dafür, daß von staatlicher Unabhängigkeit nicht viel zu verspüren war.

Unter Sultan Soliman II. und dessen Nachfolgern wurde nun die Zertrümmerung Ungarns in Angriff genommen, innerhalb von 80 Jahren gelang das Werk.

1521 ließ Soliman die Festungen Belgrad und Šabac erobern. Beide Plätze hatte Serbien früher den Ungarn vertragsmäßig übergeben in der Erwartung, daß man sich der Sache annehmen werde. Die Kommandanten nahmen zwar die jährlich ausgeworfenen Geldsummen in Empfang, verpraßten aber das Geld. Eine Deputation kroatischer Edelleute begab sich nun eiligst zu Kaiser Karl V. und Agram bekam spanische Landsknechte.

1524 erwarben die Türken das Banat Macsó.

1526 kam die Katastrophe von Mohács. Nach errungenem Siege behielten die Türken den Landstrich zwischen Belgrad und Essek.

1528 besetzten sie Požega.

Nun kam Wien an die Reihe; 1529 erschien Soliman zur ersten Türkenbelagerung, ohne aber seinen Zweck zu erreichen. Dasselbe war 1532 der Fall, als er bei Güns erfuhr, das deutsche Reichheer sei in Baden und St. Pölten eingetroffen. Unverrichteter Dinge marschierte Soliman nach Hause zurück.

Knapp vor der Katastrophe von Mohács hatte sich Johann Zápolya, damals Wojwode von Siebenbürgen, unter türkische Oberhoheit gestellt. Unmittelbar nach der Katastrophe ließ sich Zápolya zum König von Ungarn ausrufen. Soliman setzte ihm einen Vormund zur Seite, den Italiener Gritti. Dadurch kam Siebenbürgen in dasselbe Abhängigkeitsverhältnis wie die Walachei und die Moldau, fortan führte hier die Pforte das entscheidende Wort.

Johann Zápolya starb 1540. Nun jeder Rücksicht entbunden, setzte der Padischah 1541 in Ofen einen Statthalter ein, Namens Suleiman Pascha, Ungar von Geburt und zweifelsohne ein Mann von großen Verdiensten sowie erprobter Treue. Der türkische Statthalter schafft Raum. 1543 fällt der Landstrich östlich und westlich der Donau in türkische Hände.

Große Vorteile brachte den Türken der Feldzug von 1551/2, sie eroberten das Gebiet von Temesvár, Veszprim, Fülek. Auch Erlau hätte genommen werden sollen, doch leistete die Stadt so hartnäckig Widerstand, daß die Türken ihr Vorhaben aufgeben mußten. Dem Padischah war der Besitz von Erlau notwendig; so lange das Loch da oben offen blieb, war das Türkenreich gegen Westen nicht abgeschlossen.

Soliman beschloß 1556, in eigener Person vor Erlau zu rücken. Sein Vortrab passierte die Drau bei Essek, wurde

unvermutet durch Niklas Zrinyi angefallen und der Kriegskasse beraubt. Darüber erbost, wendete sich der Sultan gegen Sziget. Mit dem Falle dieser Veste kam der angrenzende Landstrich in türkische Gewalt.

Dank einer weitausgreifenden und mit zäher Ausdauer verfolgten Politik hatte Soliman sein Ziel fast vollständig erreicht. Binnen 35 Jahren war der größte Teil Ungarns in seiner Gewalt. Den Nachfolgern blieb wenig Arbeit übrig.

1592 fällt Bihač, 1596 wird Erlau erobert, 1600 fällt Kanizsa.

Nun wir die äußeren Ereignisse kennen, wollen wir den inneren Ursachen näher treten, wobei aber das Bild nur in sehr knappen Umrissen gezeichnet werden soll. Ludwig d. Gr. hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter. Die ältere wurde Erbin des Königreiches Ungarn, die jüngere bekam das Königreich Polen. Staatsrechtlich war somit die Personalunion erloschen, die persönlichen Beziehungen wirkten aber noch lange und derart kräftig nach, daß bald wieder eine solche Personalunion zustande kam. Für die eigenartige Logik, die man damals bei der Anerkennung von Erbrechten beobachtete, kann die genealogische Übersicht als Wegweiser dienen. Näher einzugehen, verbietet der Mangel an Raum.

Aus der inneren Struktur der dynastischen Verbindungen sproßten zur Zeit Wallensteins die Keime und Triebe naturgemäß überaus lebhaft hervor, das gesamte öffentliche Leben empfing von da aus die mannigfachsten Anregungen. Die damals übliche Wehrverfassung verfolgte Wallenstein mit regem Interesse. Nachdem er Siebenbürgen verlassen hatte, wohnte er in Oberungarn einer Musterung bei und sein scharfer Blick erkannte bereits, wo der Sitz des Übels zu suchen war. 1606 befand er sich in der Veste Gran, die durch Dampierre verteidigt werden sollte. Die Besatzung meuterte und Dampierre mußte den Platz den Türken übergeben. Dann kam der Friedensschluß zu Wien, Wallenstein begab sich auf seine Güter in Böhmen. Durch den Tod seines Oheims Slavata fiel ihm eine so große Erbschaft zu, daß man Wallenstein zu den reichsten Kavalieren der Wenzelskrone zählen mußte.

Der 1616 ausbrechende Uskokenkrieg brachte Wallenstein in die Gegend von Gradiska. Wieder war er nur Hauptmann, das Getriebe im Hauptquartiere beobachtete er aber weit nüchterner, als zehn Jahre zuvor. Der kaiserlichen Truppen, die da gegen die Republik Venedig fochten, waren zwar nicht viele, aber Vertreter aller Nationen konnte man hier finden: Spanier und Italiener, Niederländer und Franzosen, Deutsche

aus dem Reiche, Kroaten, Steirer, Kärtner, Krainer. Dank den Privilegien, die jeder Heereshaufen ausüben durfte, wurde eigentlich nichts geleistet. Nicht an Ort und Stelle im Felde wurden die Entscheidungen getroffen; der oberste Heerführer mußte immer einen Kurier nach Prag schicken, wenn ein Zwischenfall eintrat, der bei Beginn des Krieges nicht vermutet worden war.

An den Ereignissen in Böhmen, welche das Jahr 1618 brachte, nahm Wallenstein nicht teil. Die Motive der böhmischen Herren kennend, die mit Waffengewalt Böhmen wieder in ein Wahlreich verwandeln wollten, stellte sich Wallenstein auf die entgegengesetzte Seite, er errichtete auf eigene Kosten ein Kürassierregiment und verfocht mit Nachdruck die Sache des Kaisers. Der Schlacht am Weißen Berge, 3. November 1620, brachte den Verteidigern der Erbmonarchie militärisch einen Sieg, der dann sofort auch auf das wirtschaftliche Gebiet verpflanzt wurde. Eine ausgiebige Güterkonfiskation fand statt, Wallenstein allein kaufte 60 Herrschaften.

Auf den europäischen Kontinent übte der Prager Fenstersturz dieselbe Wirkung aus, wie 1848 der Fall der Bourbonen in Frankreich, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Revolution damals durch 30 Jahre die Welt in Atem hielt. Von allen Seiten bedrängt, sah sich Kaiser Ferdinand I. schon 1625 außerstande, den Stürmen Trotz zu bieten. Kein Geld, keine Soldaten, kein Feldherr — es war ein Ringen um Leben oder Tod. Wallenstein machte sich erbötig, 50.000 Mann auf die Beine zu bringen, ohne daß die Hofkammer einen Pfennig zu zahlen brauchte.

Nach damaligen Begriffen war dies jedoch eine Leistung, die ein Einzelner nicht vollführen konnte. Um 50.000 Mann aufzubringen, mußte der Kaiser die Kurfürsten, die Reichsgrafen, die Vertreter der Reichsfreiherren und Ritter, die Abgesandten der Reichsstädte einberufen und in wochenlangen Beratungen das erforderliche Geld ausfindig machen. Unter der eisernen Not verstand sich der Kaiser zur Erlaubnis, daß Wallenstein die Hälfte des Kontingents, also 25.000 Mann, aufbringen durfte.

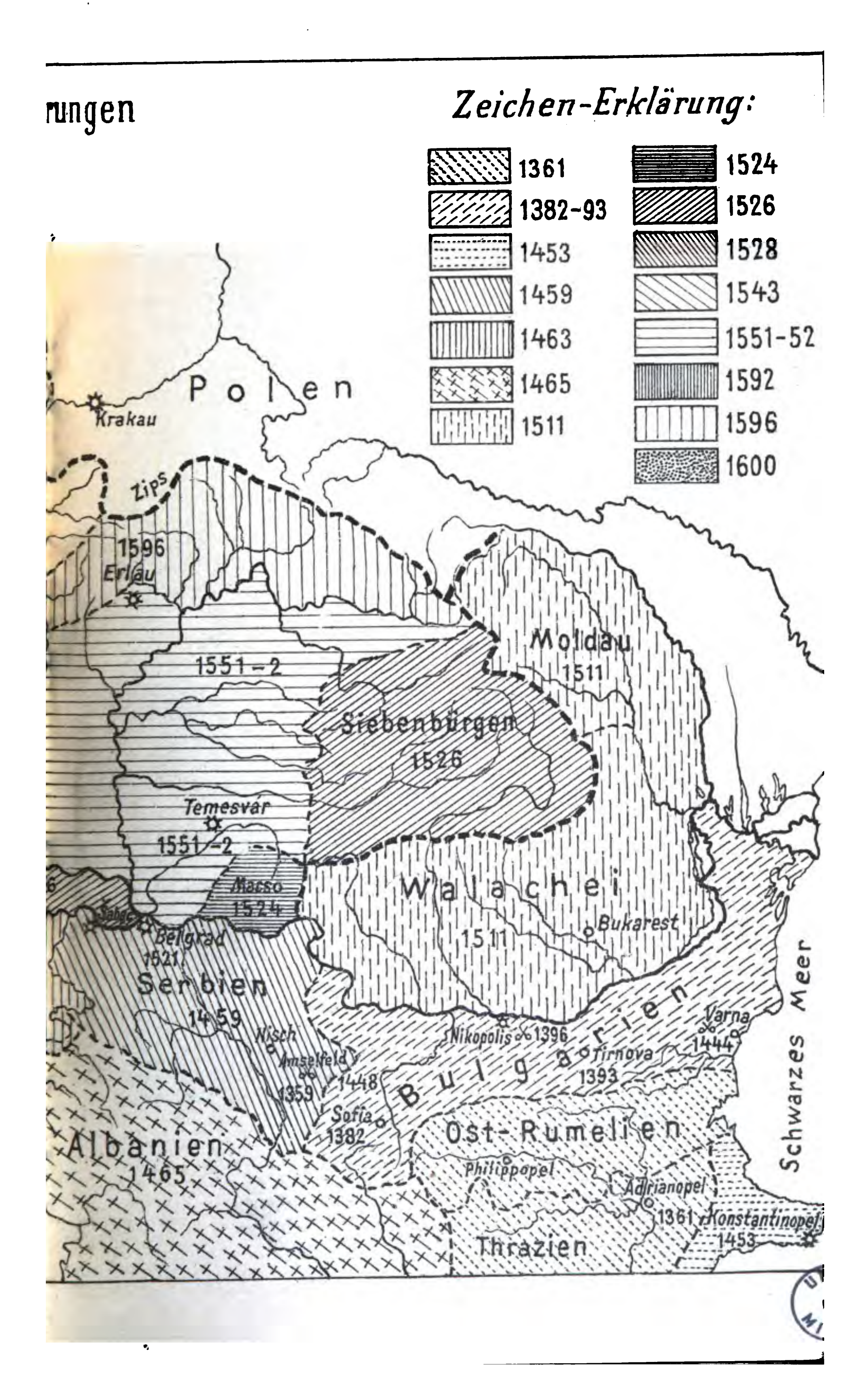
Im Besitze dieser Erlaubnis suchte nun Wallenstein die ihm passend erscheinenden Männer. Freunde und Verwandte wurden seine Oberste. Militärische Tüchtigkeit allein war noch keine Empfehlung; Wallenstein sah mehr auf die Gesinnung. Er machte sich so zum Haupte einer Verbindung, die ihm schon deshalb anhänglich sein mußte, weil unter seiner Führung nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch materielle Güter zu

Karte der türkischen Erobe

in Europa von 1361–1600.

Entw. v. F. Strobl v. Ravelsberg.

Deutsches Reich
Prag
Länder der Wenzelskrone
Ungarn
Wien
Güns
Österreichische Erbländer
Schweiz
Graz
Ofen
1600
Kanizsa
Mohács
1526
Požega
Bosnien
1463
Herzegowina
1465
Kroatien
Italien
Adriatisches Meer



rungen
Zeichen-Erklärung:
1361
1382-93
1453
1459
1463
1465
1511
1524
1526
1528
1543
1551-52
1592
1596
1600
Polen
Krakau
Zips
1596
Erlau
1551-2
Moldau
1511
Siebenbürgen
1526
Temesvár
1551-2
Macso
1524
Belgrad
1521
Serbien
1459
Walachei
Bukarest
1511
Nikopolis 1396
Tirnova
1393
Varna
1444
Bulgarien
Schwarzes Meer
Nisch
Amselfeld
1389
1448
Sofia
1382
Ost-Rumelien
Albanien
1465
Philippopel
Adrianopel
1361
Konstantinopel
1453
Thrazien

erwerben waren. Sein Heer, das nur durch einen einzigen Willen beseelt wurde, erwies sich naturgemäß stets als das stärkere und zuverlässigere. Von selbst stellte sich Vertrauen zur obersten Führung ein und mit dem Selbstgefühle des Einzelnen wuchs auch die Leistungsfähigkeit der Masse.

Im Gegensatze zu früher, wo der oberste Feldherr keinen Angriff unternehmen durfte, ohne vorher Kriegsrat abgehalten zu haben, wurde es nun Sitte, über Pläne und Absichten möglichst wenig verlauten zu lassen. Wallenstein duldete keine Vertraulichkeiten, er zeigte sich gewiß mit Absicht nur sehr selten. Der mystische Zug, der seine Persönlichkeit umwob, das Ernste, das Geheimnisvolle in seinem Auftreten war wohl die Hauptursache, daß man sich vor ihm zu fürchten begann. Er verstand glänzend zu belohnen, er verstand aber auch fürchterlich zu strafen. Ein gigantischer Geist, war Wallenstein wie Napoleon I. nicht zu biegen, nur zu brechen.

Geht man die Namensliste der Oberste durch, welche im Heere Wallensteins dienten, so hat man Vertreter aller Nationen vor sich. Es dienten Spanier, Franzosen, Niederländer und Italiener; es dienten Schotten und Iren; es dienten Nord- und Süddeutsche; es dienten Kroaten, Böhmen, Polen, Mährer und Schlesier. Sich hier allgemein verständlich zu machen, gab es nur einen Weg: man schuf eine gemeinsame Umgangssprache für die Oberste. Im Privatleben hat der Einzelne zweifelsohne seine Muttersprache angewendet, Deutsch zu lernen war aber nicht zu umgehen, weil das, was wir heute „Dienstgang" nennen, auf deutsche Grundlage gestellt war. Deutsch waren die Bestallungen für die Oberste, deutsch die Kriegsartikel, deutsch die Musterregister. Der Musterschreiber mußte allerdings neben dem Kanzleideutsch auch die Sprache der Leute beherrschen, die dem Regimente angehörten.

Wallensteins Schöpfung ist mit seinem Tode nicht untergegangen. Den Grundstock seiner Reformen hat man beibehalten, einzelne Bruchstücke bestehen ja selbst heute noch, weil man eben nichts Besseres an deren Stelle zu setzen weiß. Sein geistiges Vermächtnis läßt sich mit einem einzigen Worte abtun: Einheit. Je größer ein Heer ist, das irgendwo und irgendwann zur Verwendung gelangen soll, desto notwendiger ist eine einheitliche Leitung.

Ferdinand Strobl v. Ravelsberg.

Genealogisch[e]

der Häuser Anjou in Ungarn, Jagello in Polen, Böhmen un[d]

Regentenreihe in Siebenbürgen:

Johann Zápolya, vgl. Nr. 16	1526	bis 21./7.	1540.
Siegmund Zápolya „ „ 23	1540	„ 14./3.	1571.
Stephan Báthory „ „ 17	1571	„	1576.
Christoph Báthory „ „ 17	1576	„	1581.
Siegmund Báthory „ „ 25	1581		1602.
Stephan Bocskay	1604	„ 29./11.	1606,
Gabriel Báthory vgl. Nr. 24	1608	„ 11./10.	1613.
Gabriel Bethlen	1613	„ 5./11.	1629.

Töchter Königs Ludwig I. von Ungarn:

1. Marie, 1370, † 1395, verm. 1385 mit Mgfn. Sigismund von Brandenburg, 1368, † 1437. Dessen Tochter unter Nr. 3.

2. Hedwig, 1371, † 1399, verm. 1386 mit Wladislaw II. Jagiello, 135.., † 1434. Dessen Söhne unter Nr. 4 u. 5.

3 Elisabeth, 1394, † 1442, verm. 1422 mit Albrecht von Österreich, 1399, † 1439. Dessen Kinder unter Nr. 6 u. 7.

4. Wladislaw III., 1423, † 1444 bei Varna.

5. Kasimir IV., 1427, † 1492, verm. 1454 mit teiner Cousine Elisabeth (vgl. Nr. 6), 1439, † 1505. Deren Kinder unter Nr. 8 bis 11.

6. Elisabeth, 1439, † 15.. verm. 1454 mit ihrem Vet[ter] König Kasimir IV. (vgl. Nr. [5])

7. Ladislaus Posthumus, 14.. † 1457.

8. Wladislaw, 1456, † 15.. verm. 1502 mit Anna von K[an]dale, 14.., † 1506 im Woch[en]bett. Deren Kinder unter Nr. [12] und 13.

9. Johann Albrecht, 14[5.] † 1501.

10. Alexander, 1461, † 150[6]

11. Sigismund I., 1467, † 154[8] verm. a) 1512 mit Barbara Z[á]polya, 1489, † 1515. Der[en] Kinder unter Nr. 13 u. 14 b) 1516 mit Bona Sforza, 149.. † 1557, vergiftet. Deren Kind[er] unter Nr. 15 bis 17.

Regentenreihe für Böhmen:

Wenzel IV.		1378	bis	1419.
Sigismund, vgl. Nr. 1		1420	„	1437.
Ladislaus „ „ 7		1453	„	1457.
Georg von Podébrad	2./3.	1458	„ 22./3.	1471.
Wladislaw, vgl. Nr. 8		1471	„ 13./3.	1516.
Ludwig „ „ 13		1516	„ 28./8.	1526.

Dann wie Ungarn.

Regentenreihe in Ungarn:

Marie, vgl. Nr. 1	17./9.	1382	bis	1385.
dann ihr Gemahl 31./5. 1387 bis 9./12. 1437.				
Albrecht als Gemahl Elisabets, vgl. Nr. 2	1./1.	1438	„	1439.
Ladislaus IV., vgl. Nr. 4		1440	„ 20./11.	1444.
Regentschaft Johann Hunyady		1444	„ Juli	1456.
Ladislaus V., vgl. Nr. 7	Okt.	1456	„ 23./11.	1457.
Matthias Corvinus (Sohn des Hunyady)	24./1.	1458	„ 6./4.	1490.
Ladislaus, vgl. Nr. 8	15./6.	1490	„ 13./3.	1516.
Ludwig II., vgl. Nr. 13		1516	„ 29./8.	1526.
* Ferdinand I. als Gemahl Annas, vgl. Nr. 12		1527	„ 25./7.	1564.
Max II., vgl. Nr. 19		1564	„ 12./10.	1576.
Rudolf II., vgl. Nr. 26		1576	„ 20./1.	1612.
Matthias, vgl. Nr. 27		1612	„ 20./3.	1619.
Ferdinand II., vgl. Nr. 29		1619	„ 15./2.	1637.

* Sein Gegenkönig Johann Zápolya, vgl. Nr. 16, 1526 bis 1540.

Übersicht

Ungarn. Wasa in Schweden und Habsburg in Österreich.

12. Anna, 1503, † 1543, verm. 21 mit Ehg. spät. Kaiser Ferdinand I., 1503, † 1564 Deren der unter Nr. 18 bis 21.

13. Ludwig II,, 1506, † 1526 Mohács, verm. 1521 mit seiner Schwägerin, Ehgin. Marie von Österreich, 1505, † 1558.

14. Katharina, 151., † 1583, verm. mit Johann III., Wasa, von Schweden, ..., † 1592. Dessen Sohn unter Nr. 22.

15. Sigismund August II., 1520, † 1572, verm. a) 1543 m. Ehgin. Elisabeth (vgl. Nr. 18), 1526, † 1545; b) heimlich 1545 und öffentlich 1548 mit Barbara Radziwill, verw. Trocka, ..., † 1551, auf Veranlassung ihrer Schwiegermutter (vgl. Nr. 11 b) vergiftet; c) 1553 und geschieden 1567 mit Ehgin. Katharina (vgl. Nr, 20), seit 1550 verwitw. Hgin. Gonzaga, 1533, † 1572.

16. Isabella, 1522, † 1559, verm. 1539 mit ihrem Oheim Johann Zápolya (des Ferdinand I. Gegenkönig in Ungarn), 1487, † 1540. Dessen Sohn unter Nr. 23.

17. Anna, 1524, † 1596, verl. 1573 mit Heinrich III., Valois (erster Wahlkönig von Polen); verl. 1575 u. verm. 1576 mit Stephan Báthory (zweiter Wahlkönig von Polen), 1534, † 1586. Dessen Sohn unter Nr. 24. Christoph Báthory (d. Stephan Báthory Bruder) wurde 1576 Großfürst von Siebenbürgen; sein Sohn unter Nr. 25.

18. Elisabeth, 1526, † 1545, verm. 1543 mit Sigismund August II. v. Polen (vgl. Nr. 15).

19. Max II., 1527, † 1576, verm. 1548 mit Infantin Marie von Spanien, 1528, † 1603. Deren Sohn unter Nr. 26 u. 27.

20. Katharina, 1533, † 1572, verm. a) 1549 mit Franz III., Gonzaga Herzog von Mantua, † 1550; b) mit ihrem Schwager Sigismund August II. (vgl. Nr. 15).

21. Karl, 1540, † 1590, verm. 1570 mit Marie von Bayern, 1551, † 1608. Deren Kinder unter Nr. 28 bis 30.

22. Sigismund III., Wasa, 1566, † 1632, verm. a) 1592 mit Ehgin. Anna (des Ehg. Karl Tochter), 1573, † 1598; b) 1605 mit Ehgin Konstanze (der Vorigen Schwester), 1588, † 1631; vgl. Nr. 28 u. 30.

23. Siegmund Zápolya, 1540, † 1571.

24. Gabriel Báthory, 15.., † 1613, ermordet.

25. Siegmund Báthory, 15.., † 1613, verm. 1595 und gesch. 1602 mit Ehgin. Marie Christine (des Kais. Ferdinand II. Tochter), 1574, † 1621.

26. Rudolf II., 1552, † 1612.

27. Matthias, 1557, † 1619.

28. Anna, 1573, † 1598, verm. 1592 mit Sigismund III., Wasa (vgl. Nr. 22).

29. Ferdinand II., 1578, † 1637, verm. a) 1600 mit Marie Anna von Bayern, 1574, † 1616; b) 1622 mit Eleonore Gonzaga, 160., † 1655.

30. Konstanze, 1588, † 1631, verm. mit ihrem Schwager Sigismund III., Wasa (vgl. Nr. 22).

Regentenreihe für Polen:

Hedwig, dann ihr Gemahl, vgl. Nr. 2		1382	bis	1434.
Wladislaw III.	„ „ 4	1434	„	20./11. 1444.
Kasimir IV.	„ „ 5	1444	„	1492.
Johann Albrecht	„ „ 9	1492	„	1501.
Alexander	„ „ 10	1501	„	1506.
Sigismund I.	„ „ 11	1506	„	1./4. 1548.
Sigismund August II.	„ „ 15	1548	„	7./7. 1572.
Heinrich III., Valois	„ „ 17	15./1. 1574	„	18./6. 1574.
Stephan Báthory	„ „ 17	15./9. 1575	„	15./9. 1586.
Sigismund III., Wasa	„ „ 22	19./8. 1587	„	30./4. 1632.

Literaturberichte.

Acta Salzburgo-Aquilejensia. Quellen zur Geschichte der ehemaligen Kirchenprovinzen Salzburg und Aquileja. Band 1. Die Urkunden über die Beziehungen der päpstlichen Kurie zur Provinz und Diözese Salzburg (mit Gurk, Chiemsee, Seckau und Lavant) in der avignonischen Zeit: 1316—1378. Gesammelt und bearbeitet von Alois Lang. Zweite Abteilung 1352—1378. Graz 1906. Verlagsbuchhandlung Styria.

Selten hat uns das Erscheinen eines Buches eine reinere und aufrichtigere Freude bereitet, als es bei dem vorliegenden der Fall ist. Gibt uns doch das Erscheinen dieses Buches eine Gewähr dafür, daß der Autor, der schwerer Krankheit verfallen gewesen, völliger Genesung entgegensieht, wozu ihn seine Kollegen und Freunde zweifellos herzlich beglückwünschen. Mit diesem zweiten Hefte gelangt die Ausgabe der Urkunden über die Beziehungen der päpstlichen Kurie zur Provinz und Diözese Salzburg in der avignonischen Zeit zum Abschluß. Wir finden hier das gesamte in Archiven und der entsprechenden Literatur vorfindliche Aktenmaterial hiefür in einer vollständigen Reihe abgedruckt. Nachdem wir bereits über die erste Abteilung dieses Bandes in den Blättern unserer Zeitschrift eine ausführliche Besprechung gegeben haben, dürfen wir hier, unser Gesamturteil in wenige Worte zusammenfassend, sagen, daß auch die zweite Abteilung die gleichen Vorzüge besitzt, die wir an der ersten zu rühmen hatten: Beherrschung des gesamten Materials und dessen kritische Behandlung. Ferner, daß der Ertrag, der auch hier für die steiermärkische Geschichte abfällt, ein sehr erheblicher ist, daß endlich wie bei der ersten Abteilung nicht bloß die reichhaltigen römischen, sondern auch die heimatlichen Archive und Bibliotheken in umsichtiger und sorgsamer Weise ausgenützt sind. J. Loserth.

Archiv für Geschichte der Diözese Linz. II. Band, herausgegeben von Dr. Konrad Schiffmann, Linz, Aktien-Buchdruckerei des katholischen Pressvereines, 1905, 331 S.

Oberösterreich besitzt als einziges von allen seinen Nachbarländern bisher weder einen eigenen historischen Verein noch eine historische Zeitschrift. Die den Jahresberichten des Museums Francisco-Carolinum beigegebenen, gewiß sehr wertvollen „Beiträge zur Landeskunde“ enthalten jährlich meist nur eine einzige — nicht immer historische — Abhandlung und so fehlt es an einem Organe für die landeskundliche Literatur, namentlich für kleinere Detailarbeiten, in welchen z. B. in Niederösterreich wie in der Steiermark bereits so vieles geleistet wurde.

Diesem heute vielfach empfundenen Mangel wenigstens auf kirchlichem Gebiet abzuhelfen, ist das „Archiv für Geschichte der Diözese Linz“ bestimmt, von welchem nun der 2. Jahrgang vorliegt. Als Herausgeber zeichnet seit dem Tode des um die Landeskunde verdienten Dr. P. Otto Grillnberger der Leiter des gleichfalls neugegründeten und vorzüglich geordneten Linzer Diözesan-Archives Prof. Dr. K. Schiffmann und Prof. Dr. F. Berger.

Voran bringt letzterer eine wertvolle Abhandlung über die kirchlichem Verhältnisse des Innviertels um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, wozu er insbesondere Visitationsprotokolle der Jahre 1558/59 heranzieht. Demnach blieb in diesem östlichsten Teile des damaligen Bayerlandes damals die Masse der Laien und wohl auch der Geistlichen zwar katholisch, war aber von protestantischen Anschauungen durchsetzt; die Geistlichkeit lebte zum allergrößten Teile verheiratet, fast ganz protestantisch war das Schulwesen.

Eine dankenswerte Übersicht über die älteren Bibliotheken und Archive Oberösterreichs, vorab jene der Klöster bietet der reichhaltige Aufsatz von K. Schiffmann.

Dr. K. Pammer sucht das östliche Gemärke der einst passauischen Herrschaft Wildberg im Gegensatze zur Ansicht Handel-Mazzettis („Das Gemärke von Wildberg“, 57. Bericht des Museums Francisco-Carolinum) weiter nach Osten zu verlegen — wie es scheint nicht mit Glück. J. Strnadt wenigstens hat sich erst kürzlich („Das Land im Norden der Donau“, Archiv für österreichische Geschichte XCIV, S. 128), was die wichtige Lokalisierung des Sternsteins (Stella mons) anbelangt, im Sinne Handel-Mazzettis und Lampels („Das Gemärke des Landbuches“, Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, XXX, 330) ausgesprochen.

Reichbedacht ist ferner in diesem Jahrgange die Monasteriologie. P. Lindners Arbeit über das Professbuch der Abtei Mondsee, die älteste des Landes bringt ein Verzeichnis aller Angehörigen dieses Klosters und willkommene Nachrichten über ihre literarische Tätigkeit. Wilhering, das nun seinen fleißigen Haushistoriographen Otto Grillnberger verloren hat, ist mit einer hinterlassenen Arbeit desselben vertreten, der Ausgabe seines von Abt Kaspar (1507—18) angelegten Stiftungsbuches. Annalistische Aufzeichnungen, welche K. Schiffmann, aus mehreren Wilheringer und Sankt Florianer Codices, sowie einer Handschrift aus dem Pfarrarchive zu Moosbach (Innviertel) veröffentlicht, bringen brauchbare Nachrichten zur Lokalgeschichte aus dem XIV. und XV. Jahrhundert.

Mehrere kleinere Notizen, sowie eine reichhaltige Bücherschau beschließen den Band, welcher der Umsicht der Herausgeber und dem historischen Sinne alle Ehre macht, der vielfach traditionell im oberösterreichischen Klerus gepflegt wird.

Er könnte manchen Kreisen in der Steiermark zum Vorbilde dienen.

Max Doblinger.

Ferdinand von Andrian. Die Altausseer. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes. Wien. Alfred Hölder. Preis 6 Kronen.

Einer der gründlichsten Kenner des Volkes, das heute das Salzkammergut bewohnt, legt uns hier über dieses Volk ein Buch vor, das geradezu ausgezeichnet genannt werden muß. In 23 Kapiteln findet sich hier alles zusammengetragen, das zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Ausseer Landes, wie es in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts beschaffen war, gehört. Da die Allweltsnivellierung auch das Ausseer Leben stark mitnimmt, ist der Wert des Buches Andrians geradezu unschätzbar, denn

viele der uralten Gebräuche, Sitten, Lebenseinrichtungen und Anschauungen der Leute dieses bis zum Bau der Eisenbahn sehr abgeschlossenen Erdenwinkels werden in einem Jahrzehnt vergessen sein und der Verfasser ist wohl einer der letzten, die über die Altausseer etwas Gründliches wissen. Wir sind ihm deshalb für dies sein Buch zu dem größten Danke verpflichtet. Aus demselben kann nicht nur der Folklorist, sondern auch der Kulturhistoriker, Statistiker, Germanist sehr viel lernen und die treffliche Anordnung, die klare Übersicht, die schöne Darstellung, muß jedem Steiermärker, besonders jedem Kind der obersteirischen Berge das Buch wert machen. An dieser Stelle, an der wir ins einzelne nicht eingehen können, seien besonders die Abschnitte über den Salzberg, über das Almleben, die Wilderei und die Seefischerei, über die Wirtschaftsgebräuche und den Aberglauben hervorgehoben. Großes Interesse gewähren die zahlreichen technischen Ausdrücke, von denen eine erhebliche Zahl noch niemals durch den Druck bekannt geworden sind. Hohes Lob verdient auch die Ausstattung des Buches durch eine große Zahl trefflicher Bilder aller Art, besonders solcher von Geräten und Werkzeugen, deren Dasein in raschem Hinschwinden begriffen ist. Daß wir das Buch allen Landsleuten auf das wärmste empfehlen, ist selbstverständlich.

Dr. Khull.

Stephan Kekule von Stradonitz. Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechtes und der Genealogie. Berlin. 190 S., Heymann. Preis 5 Mark.

Der bekannte Genealoge und Heraldiker von Kekule vereinigt in dem vorliegenden Buche neunzehn Aufsätze, die zum Teil schon in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Er ist einer der Vorkämpfer der wissenschaftlichen Genealogie, die keineswegs noch den Rang in der allgemeinen Wertschätzung einnimmt, die ihr gebührt. Das vorliegende Buch erbringt glänzend in einer Reihe ganz ausgezeichneter Aufsätze den Nachweis, daß in Genealogicis noch sehr viel nachzuholen ist. Es ist der Genealogie im abgelaufenen Jahrhundert so gegangen wie der Heraldik: beide galten infolge der demokratisierenden und proletarisierenden Richtung der Zeit als abgetane Größen. Aber seit Ottokar Lorenz der Genealogie durch sein bekanntes Buch den Weg zu neuem Aufstieg — allerdings nicht ganz in der alten Richtung — gebahnt hat, seitdem die umfassende Tätigkeit des Vereines „Herold“ in Berlin auch der Wappenkunde viele bedeutende Freunde gewann und vor allem seitdem die Erforschung der Rassen der Wissenschaft neue Ziele und Wege absteckte, erhebt sich langsam auch die Genealogie zu einer der übrigen ebenbürtigen Wissenschaft. Das wird niemand leugnen, der Kekules 7. und 8. Aufsatz des vorliegenden Buches über „Die Beziehungen der Genealogie zur wissenschaftlichen Behandlung des Staatsrechtes“ und über die „Ziele und Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie“ gelesen hat. Auch für weitere Kreise enthält das Buch sehr lesenswerte Dinge. Wie wenige sind sich z. B. klar, was das heißt, einen Stammbaum oder eine Ahnentafel richtig herstellen, wie wenige wissen etwas davon, wie viele hunderte von bürgerlichen Familien in Europa und Amerika königlicher und fürstlicher Abstammung sind, oder, was man im Wissenschaftlichen und Staatsrechtlichen unter „Ebenbürtigkeit“ versteht, wenn sie auch dies Wort schon tausendmal gebraucht haben. Hohes Interesse dürften auch die Aufsätze über Kaiser Wilhelms II. Abstammung von Cid und von Karl dem Großen haben, welch letzterer z. B. in Wilhelms II. Ahnentafel über hunderttausendmal erscheint. Oder wie wenige wissen es, daß sie z. B. in ihrer achtzehnten Ahnenreihe nicht weniger als 262144 Ahnen zählen und daß auf der Tafel,

die alle diese 18 Ahnenreichen aufstellen würde, nicht weniger als 524287 Personen verzeichnet stehen müßten?! Sehr lehrreich ist auch der Aufsatz über die Degeneration der spanischen Habsburger, ihre Ursachen und Folgen. Mit einem Worte, jeder geschichtlich denkende Leser wird es dem Verfasser Dank wissen, daß der Verfasser seine wichtigsten in schwer zugänglichen Zeitschriften verstreuten Aufsätze in so handlicher Form hat erscheinen lassen.

Dr. Khull.

Die Innerberger Hauptgewerkschaft. 1625—1783. Von Dr. Anton von Pantz, k. k. Landesregierungsrat. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria". 1906. (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark. VI. Band. 2. Heft.)

Die beiden Bergorte Vordernberg und Innerberg (Eisenerz) waren von einander seit alten Zeiten völlig unabhängig. Jeder hatte sein eigenes Industrie- und Absatzgebiet, seinen eigenen Distrikt für die Versorgung von Lebensmitteln, Holzkohle u. s. w. Trotz der völligen Unabhängigkeit war, der Natur der Dinge entsprechend, die Entwicklung und Gliederung der an der Produktion des Eisens, sowie an dem Handel beteiligten Faktoren Jahrhunderte hindurch in beiden Gebieten im grossen und ganzen die gleiche gewesen. Die Verhüttung der aus dem Erzberge gewonnenen Erze geschah in Schmelzöfen, die einzelnen Besitzern gehörten. Der Schmelzofen samt dem dazugehörigen Anteil am Erzberg hieß Radwerk, der Besitzer Radmeister. Die weitere Verarbeitung des in den Schmelzöfen erzeugten rauhen Eisens (Roheisens) zu „geschlagenem Zeug" in Stahl und Eisen besorgte ein weiteres Glied — die Hammermeister auf ihren Hämmern. Das dritte Glied waren die Eisenhändler, die den Verschleiß der von den Hammermeistern erzeugten Waren besorgten. Die Produkte des Vordernberger Gebietes wurden zu Leoben, jene von Innerberg in Steyr aufgestapelt und von da nur in bestimmten Richtungen in den Handel gebracht.

Während im Vordernberger Gebiete diese Organisation aufrecht blieb und insbesondere sich die Rad- und Hammermeister bis in unsere Tage selbständig erhielten, erlitten die an dem Innerberger Eisenwesen beteiligten Glieder im Jahre 1625 durch die Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft eine gänzliche Umgestaltung. Unter diesem Titel wurden nämlich die 19 Radgewerke zu Eisenerz, die 44 welschen und die dazugehörigen kleinen Hämmer im ganzen Gebiete nebst ihrem Besitz in eine einzige Körperschaft vereinigt, der auch die Eisenhandlungsgesellschaft in Steyr teilweise beitrat.

Diese, durch die Gründung von 1625 neugeschaffene Gestaltung des Innerberger Eisenwesens dauerte bis zum Verkaufe der Hauptgewerkschaft an die Innerberger Aktiengesellschaft im Jahre 1868. Gewissermaßen einen Wendepunkt in der Geschichte der Innerberger Hauptgewerkschaft bildet allerdings auch schon das Jahr 1783, weil in diesem Jahre das alte Wirtschaftssystem sein Ende gefunden. Aus diesem Grunde, und weil für die spätere Zeit bereits Publikationen vorhanden, hat der Verfasser seine Arbeit auch mit 1783 geschlossen.

Er bringt jedoch keine eingehende Geschichte der eben bezeichneten Periode, denn eine solche ließe sich bei der ungeheuren Stoffmenge, die für dieses Gebiet in den Archiven, namentlich im steiermärkischen Landesarchive aufgestapelt liegt, nicht in einem Bande durchführen. Die Geschichte der hauptgewerkschaftlichen Finanzgebarung würde wohl allein schon ein stattliches Bändchen füllen. Der Verfasser hat sich nur zur Aufgabe gestellt, die Organisation des Innerberger Eisenwesens und seine weitere Entwicklung von der Gründung der Hauptgewerkschaft bis zu dem Zeitpunkte darzustellen, in

welchem durch die Aufhebung der „Widmungen" und „Eisensatzordnungen" Handel und Verkehr umgestaltet und das moderne wirtschaftliche Leben begründet wurde, und diese Aufgabe hat er trefflich durchgeführt.

Die vorliegende Arbeit füllt nicht nur eine tatsächlich vorhanden gewesene Lücke aus, sie stellt an sich eine gewaltige Leistung dar, namentlich für den, der die Menge des zu bewältigenden Stoffes kennt.

Zweckentsprechend schenkt der Verfasser der Gründungsgeschichte seine besondere Aufmerksamkeit; zum klaren Verständnis derselben schickt er eine Darstellung der Organisation sowie der Lage des Innerberger Eisenwesens in den letzten Jahrzenten des XVI. und zu Beginn des XVII. Jahrhunderts voraus; durch dieselbe gewinnt man den richtigen Einblick in die Verhältnisse, die zur einschneidenden Umgestaltung im Jahre 1625 geführt haben. Die Besprechung der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung wird in drei Zeitabschnitte (1625 bis 1678, 1678 bis 1740 und 1740 bis 1783) gegliedert. Hiebei führt uns der Verfasser, soweit es zweckdienlich ist, in die äußeren und inneren Verhältnisse ein und läßt keine der vielen Fragen unberührt. Von besonderem Werte sind die beigegebenen Tabellen, die uns über verschiedene Gebiete (Lebensmittelpreise, Löhne, Eisenerzeugung u. s. w.), entsprechende Aufschlüsse geben.

Aus dem reichen Inhalte sei hier nur Einiges hervorgehoben. Die Oberleitung der ganzen gewerkschaftlichen Geschäftsführung lag in den Händen der zwölf Vorgeher, von denen von jedem der Gewerkschaftsmitglieder (Radmeister, Hammermeister, Eisenverlag), je vier gewählt wurden. Zur Überwachung der gewerkschaftlichen Gebarung wurde 1626 mit dem Amtssitze in Eisenerz eine landesfürstliche Behörde, das Kammergrafenamt errichtet, dem 1670 die Gewerkschaft vollständig unterstellt wurde; damals fand auch die Verminderung der Vorgeher auf je zwei aus einem Gliede, dem Obervorgeher und dem Vorgeher statt. Der Vorstand des Kammergrafenamtes, der ursprünglich den Titel Kammergraf geführt hatte, hieß seit 1747 Oberkammergraf und war demselben die Oberaufsicht über das ganze Eisenwesen von Österreich ob und unter der Enns und Steiermark übertragen worden. Zu seiner Entlastung wurde 1768 in Eisenerz ein Amtmann bestellt, der die Hauptgewerkschaft gemeinsam mit den Vorgehern zu leiten hatte und die Mittelperson zwischen der Gewerkschaft und dem Oberkammergrafen bildete.

Die Geschichte der gewerkschaftlichen Finanzwirtschaft füllt manche Seite. Gerade die Geldgebarung mag den leitenden Kreisen wohl große Sorgen bereitet haben, besonders, wenn die Schulden sich häuften und die Zinsen für die aufgenommenen Kapitalien den größten Teil des Ertrages verschlangen; so hatte z. B. die Gesamtschuld im Jahre 1669 die Höhe von einer Million Gulden erreicht, die Zinsen betrugen über 60.000 Gulden.

Was die Eisenerzeugung selbst betrifft, so geben uns die Tabellen für jedes Jahr genauestens Aufschluß. Am Beginne (1626) war die Menge des jährlich gewonnenen Roheisens 36.000 Zentner, am Schlusse der Periode (1783) mit Radmer 130.000 Zentner; in der ganzen Zeit, 1625 bis 1783 wurden über 14 Millionen Zentner Roheisen gewonnen und dazu bei 40 Millionen Zentner Erz verschmolzen. Anfänglich wurden 50 bis 60 Gruben in Arbeit gehalten; von den 19 Schmelzöfen sollten 15 im Gange bleiben; Hämmer wurden 17 aufgelassen. Es standen jedoch immer nur 10 bis 11 Öfen in Arbeit (Höchstzahl 1630 14 Öfen, Mindestzahl 1626 7 Öfen). 1678 finden wir 38 Gruben belegt, 10 Blahäuser in Eisenerz, 1 in Wildalpen, 22 welsche und 3 kleine Hämmer. Bis 1761 wurde jeden Samstag um 10 Uhr vormittags der Schmelzofen ausgeblasen und Sonntag um Mitternacht die Arbeit wieder aufgenommen. 1762 wurde die Floßenerzeugung eingeführt und der Stuckofenbetrieb gänzlich eingestellt.

Die Zahl sämtlicher bei der Hauptgewerkschaft beschäftigten Personen belief sich [illegible] über [illegible], später auf [illegible]. Über deren Entlohnung werden wir eingehend [illegible] unterrichtet. Die Versicherungen für die Versorgung dienstunfähig gewordener Arbeiter waren anfangs ungenügend [illegible], [illegible] erst wurde ein Provisionsnormal erlassen und [illegible] die Provisionierung der Arbeiter und ihrer Witwen neu geregelt.

Fast alle Arbeiter standen in Fassung, das heißt, sie erhielten alle 4 Wochen eine bestimmte Menge an Getreide und Schmalz zu einem [illegible] gleich niedrigem Preise. Zur Beistellung der genannten Lebensmittel benötigte die Hauptgewerkschaft im XVII. Jahrhundert jährlich 7000 bis 10.000 Metzen Weizen, 27.000 bis 35.000 Metzen Korn, 23.000 bis 25.000 Metzen Hafer und 100 Zentner Speck.

Die Arbeiterschaft war im allgemeinen durchaus bodenständig. Soweit ihre Namen überliefert sind, findet man bis auf unsere Zeit dieselben Familien. Diese Verhältnisse wurden wesentlich begünstigt durch die Befreiung der Arbeiter vom Militärdienste.

Die Hälfte der Arbeiter war verheiratet, von den Bergarbeitern drei Fünftel. Es brachten dies die Umstände mit sich. Die Gewerkschaft gestattete jedem definitiven Arbeiter, „der in Fassung und Löhnung stand", zu heiraten.

Dem Kammergrafen war zur besonderen Pflicht gemacht, das Interesse der Arbeiter in jeder Hinsicht wahrzunehmen.

Hochinteressant sind die Ausführungen über die Kohlenbeschaffung und die in Verbindung stehende Waldwirtschaft, über die Mautverhältnisse, das Markenwesen u. s. w., doch können wir darauf hier nicht eingehen.

Vorliegende Arbeit bildet einen sehr wertvollen Beitrag zur steirischen Berg- und Hüttengeschichte und infolge der zahlreichen Angaben über Preise von Lebensmitteln, Löhne u. s. w. eine reiche Quelle für den Forscher auf dem Gebiete der heimatlichen Kulturgeschichte. Johann Schmut.

Styriaca in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Dritte Folge, IV. Band, Wien 1905.

Sitzung am 27. Jänner. Die alte morsche Decke im großen Saale des Jesuitenkollegiums in Graz (Priesterhaus) wurde durch eine neue ersetzt und mit den Stuckverzierungen der Wände in Einklang gebracht. An der Burgruine Cilli sind Sicherungsarbeiten in Aussicht genommen, ebenso an den Filialkirchen in Cäcilienbrücke und St. Lorenzen.

Sitzung am 10. Februar. Über die aufgedeckten Wandmalereien an der südlichen Außenseite der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Weitenstein werden Erhebungen gepflogen.

Sitzung am 24. Februar. An der Kirche St. Anton in W. B. werden nur Sicherungsarbeiten vorgenommen. Die Erwerbung des im Stifte Seckau aufbewahrten Orgelgehäuses durch das Landesmuseum wird subventioniert.

Sitzung am 3. März. Gymnasialprofessor Dr. Pischinger legt ein Manuskript vor „Archäologische Studien auf dem Gebiete von Pettovio".

Sitzung am 10. März. Die Rekonstruktionsarbeiten bei der Chorstiege der Pfarrkirche in Gonobitz wurden durchgeführt.

Sitzung am 4. April. Dem Musealverein in Cilli wird zu Sicherungsarbeiten an der Burgruine Cilli eine Staatssubvention von 6000 Kronen bewilligt. Der steiermärkische Landtag bewilligt von 1906 ab jährlich 600 Kronen.

Sitzung am 5. Mai. Das gotische Portal bei der Pfarrkirche in Studenitz wird einer Restaurierung unterzogen.

Sitzung am 19. Mai. Die Wandmalereien in der Kirche zu Niederwölz werden einer Restaurierung unterzogen.

Sitzung am 2. Juni. Die Restaurierungsarbeiten in der Kirche Maria im Walde (ehem. Minoritenkirche) in Bruck a. M. finden im allgemeinen die Zustimmung der Zentralkommission.

Sitzung am 9. Juni. Die Durchsuchung des von der Rochuskapelle bekrönten Hügels in Heidin wird befürwortet.

Sitzung am 16. Juni. Für die Restaurierung der Filialkirche St. Lorenzen in der Pfarre St. Georgen ob Murau werden 500 Kronen bewilligt. Die Mariensäule auf dem Hauptplatze in Murau wird restauriert. Die Kopien der Skulpturen der demolierten St. Luciakapelle in Sachsenfeld werden in der Taufkapelle in der neuen Kirche verwahrt.

Sitzung am 30. Juni. An der Pfarrkirche St. Peter in Aflenz und an der Magdalenenkirche in Judenburg werden Sicherungsarbeiten vorgenommen. Die Zentralkommission spricht sich gegen die geplante Restaurierung des Rathauses in Knittelfeld aus.

Sitzung am 6. Juli. Der Pettauer Musealverein ersucht um hierämtliche Verwendung: 1. wegen Abgabe eines in der Sakristei der Pfarrkirche zu St. Martin in Haidin eingemauerten römischen Reliefsteines an das Museum in Pettau; 2. daß das zuerst ausgegrabene Mithraeum ebendahin übertragen werde und 3. wegen Erwirkung einer Staatssubvention auf Grabungen. Innerhalb der Ringmauer von Uranje wurde ein römischer Inschriftenstein (vermutlich III. Jahrhundert) nebst Resten von Menschenknochen und Tonscherben gefunden. Der Stein kam ins Joanneum.

Sitzung am 7. Juli. Korrespondent Mell legt seine Druckschrift „Das Archiv der steirischen Stände etc." vor. Das Notdach am Pavillon im Pfarrgarten zu Radkersburg wird weiter belassen.

Im Hefte 9 und 10 bringt Konservator O. Cuntz eine Anzahl Nachvergleichungen römischer Inschriften der weiteren Umgebung von Graz, also aus dem Gebiete von Flavia Solva (Leibnitzerfeld) von den Orten Adriach, Geisttal, Stallhofen und Semriach. Im selben Hefte berichtet Korrespondent V. Skrabar über „Römische Funde aus Pettau", und zwar: 1. Über „Zwei Sarkophage von Veteranen der XIV. Legion und andere Einzelfunde"; 2. über „Grabungen aus Oberrann bei Pettau" und 3. über „Neueste Einzelfunde".

Am gleichen Orte berichtet Konservator Schmidel über einen Münzenfund im gräflich Lambergischen Familienarchive im Schloß zu Steyer. Darunter befanden sich für Steiermark aus der Zeit Kaiser Ferdinands I. 58 Pfennige und 1 Hälbling.

In der Zeit der Unterbrechung der regelmäßigen Sitzungen wurden verhandelt: Über die neue Verglasung der Fenster der Hof- und Domkirche in Graz. Die Restaurierungsarbeiten im Innern der Pfarrkirche zu Gaishorn wurden beendet. Die romanischen Malereien in der Bischofkapelle zu Goeß werden gesichert, an der Pfarrkirche in Pernegg werden Sicherungsarbeiten vorgenommen, ebenso wurde das gemalte Fenster im St. Nikolauskirchlein in Unterort (Tragöß) aus dem XIII. Jahrhundert gesichert. Von der Bloßlegung der Malereien an der Außenseite der Kirche St. Peter und Paul in Weitenstein wird abgesehen.

Sitzung am 6. Oktober. Die Zentralkommission erhebt gegen die Flüßigmachung der Staatssubvention für die Restaurierung der Pfarrkirche in Leibnitz keine Einwendung. In Lichtenwald wurde ein Topf mit zirka 1000 Silbermünzen gefunden. Die Münzen gehören der 1. Hälfte des XVI. Jahrhunderts an und stammen größtenteils aus den österreichischen Alpenländern. (Wurden vom Cillier Museum erworben.)

Sitzung am 13. Oktober. Die Zentralkommission spricht sich gegen den beabsichtigten Umbau der gothischen Pfarrkirche in Grabendorf bei Polstrau aus. Die Pfarrkirche in Laporje wird erweitert.

Sitzung am 27. Oktober. Gegen den Verkauf zweier Mamorepitaphien von der Pfarrkirche in Aussee ins Ausland wird Einspruch erhoben. Die ohne Vorwissen der Zentralkommission vorgenommenen Restaurierungsarbeiten an der Pfarrkirche in St. Georgen a. d. Stiefing werden sistiert. An der St. Rupertskirche in Kulm wurden alte Wandmalereien aufgedeckt.

Sitzung am 24. November. In der Pfarrkirche St. Leonhard i. d. W.-B. werden anläßlich der Erneuerung des Fußbodens die daselbst liegenden Grabsteine an den Wänden aufgestellt. Die Restaurierung der Leonhardskirche in Murau wird mit Ausschluß aller puristischen Tendenzen beschlossen,

Sitzung am 1. Dezember. Von Teilen der jetzigen Decke der Priesterhauskapelle, des Stiegenhauses im ehemaligen Münzamte und der Stukkodecke in den Bogengängen des 2. Stockwerkes des zum Abbruche bestimmten ehemaligen Vorauerhofes in Graz, sowie von Teilen der Fassade dieses Hauses werden Zeichnungen angefertigt.

Sitzung am 15. Dezember. Die Zentralkommission erhebt gegen die Abtragung des vorderen Musikchores in der Pfarrkirche in Piber, um Raum zum Aufstellen einer neuen Orgel zu gewinnen, keine Einwendungen.

Sitzung am 29. Dezember. Das Kupferdach der Kreuzkapelle bei der Domkirche in Graz wird in der alten Form erneuert. In Klein-Klein wurde ein gewölbtes Grab mit Rüstungsgegenständen aufgedeckt. Kurz vor Steinbrück am rechten Sannufer wurde eine Großbronze des Kaisers Pupienus gefunden.

Historischer Atlas der österreichischen Alpenländer. Von diesem groß angelegten Kartenwerke gelangt im Herbste bereits die 1. Lieferung der I. Abteilung zur Ausgabe. Dieselbe enthält Salzburg (von Ed. Richter), Oberösterreich (von J. Strnadt) und Steiermark (von A. Mell und H. Pirchegger).

Nach dem Verluste Hofrat Dr. Eduard Richters wurde die Kommission durch die Zuwahl der wirklichen Mitglieder Hofrat von Luschin in Graz und Professor von Ottenthal in Wien ergänzt, die Professor Redlich in Wien zum Obmann wählte. Die Vorarbeiten zur ersten Abteilung des historischen Atlas, der Landgerichtskarte, waren glücklicherweise noch unter Richter so weit gediehen, daß die wesentlichen Grundsätze der Bearbeitung festgelegt waren und die erste Lieferung des Atlas schon der Vollendung entgegenging. Für diese erste Lieferung waren bereits fertig die Landgerichtskarte von Salzburg mit den Erläuterungen dazu, bearbeitet von Richter, und die Landgerichtskarte von Oberösterreich samt den Erläuterungen, bearbeitet von Ober-Landesgerichtsrat Julius Strnadt. Die Landgerichtskarte von Steiermark, bearbeitet von Archivdirektor Mell in Graz und Professor Pirchegger in Pettau, war in bezug auf die kartographische Festlegung im wesentlichen fertig, die Erläuterungen dazu wurden von Professor Pirchegger im Laufe des Jahres 1905 vollendet und sind bereits im Drucke. Die einheitliche Durchführung dieser Arbeiten und der mühsamen Korrekturen übernahm in dankenswerter Weise Archivdirektor Mell. Für die übrigen österreichischen Alpenländer sind die Arbeiten an der Landgerichtskarte in vollem Gange und teilweise schon weit vorgeschritten. Für das Gebiet von

Görz hat Archivdirektor Mell die Feststellung der Landgerichte schon vollendet, für Kärnten steht die Vollendung der Karte und der Erläuterungen durch Professor Wutte unter Mitwirkung des Landesarchivars Dr. von Jaksch im Laufe dieses Jahres in Aussicht. Privatdozent Dr. Grund wird ebenfalls noch in diesem Jahre die Karte der drei Viertel ob dem Wienerwald, ob und unter dem Manhartsberg von Niederösterreich vollenden, mit dem Viertel unter dem Wiener Walde ist Archivsekretär Dr. Giannoni beschäftigt. Für Südtirol ist Professor von Voltelini tätig. Für Nordtirol hat der verstorbene Professor Josef Egger bedeutend vorgearbeitet, mit Hilfe dieser Materialien wird Dr. Otto Stolz in Innsbruck die Landgerichtskarte und die Erläuterungen vollenden. Die Karte von Vorarlberg hat Professor Zösmair beinahe fertig. Für Krain hat die Vorarbeiten Professor Kaspret in Graz übernommen. Zu jedem Lande begleiten die Karte „Erläuterungen“, welche die quellenmäßigen Belege für die Karte und eine knapp gefaßte Geschichte der Entwicklung der Landgerichte zu geben haben. Da aber gerade die intensiven Arbeiten für den historischen Atlas ganz neue Fragen anregten und zu eingehenden Untersuchungen über Entstehung und Geschichte der Landgerichte und damit zusammenhängender Dinge führten, konnten derartige größere Vorarbeiten nicht in den „Erläuterungen“ Platz finden. Sie werden als „Abhandlungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer“ im „Archiv für österreichische Geschichte“ erscheinen. Die ersten vier dieser „Abhandlungen“ liegen bereits als erste Hälfte des 94. Bandes des Archivs vor, und zwar:

I. Die Entstehung der Landgerichte im bayrisch-österreichischen Rechtsgebiete. Von Hans v. Voltelini. S. 1—40.

II. Immunität, Landeshoheit und Waldschenkungen. Von Eduard Richter. S. 41—62.

III. Gemarkungen und Steuergemeinden im Lande Salzburg. Von Eduard Richter. S. 63—82.

IV. Das Land im Norden der Donau. Mit einer historischen Karte. Von Julius Strnadt. S. 83—310.

Eine eingehende Würdigung dieser Abhandlungen im Zusammenhange mit der I. Lieferung des Atlasses wird im nächsten Hefte dieser Zeitschrift erscheinen.

Das Deutsche Rechtswörterbuch. In den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften berichtet Heinrich Brunner alljährlich über den Stand der Arbeiten am Wörterbuch der deutschen Rechtssprache. Da dieses Unternehmen nicht nur für Rechtshistoriker und Philologen, sondern auch für die allgemeine Geschichte, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte von der größten Bedeutung ist, so sind einige Worte hierüber an dieser Stelle vielleicht von Interesse.

Das Bedürfnis nach einem Werke, in dem die deutschen Rechtsausdrücke aller Zeiten und Mundarten gesammelt und erklärt sind, ist wohl bei allen Studien auf historischem Gebiete ein lang und lebhaft empfundenes. Die bereits vorhandenen Glossare und Wörterbücher sind teils recht veraltet[1] und lückenhaft, oder sie berücksichtigen die rechtliche Bedeutung der Ausdrücke zu wenig; andere bringen überhaupt keine Erklärungen oder sie beschränken

[1] Ganz abgesehen davon, daß sich in den letzten Jahrzenten infolge der großen Zahl von dankenswerten Quellenausgaben unsere Kenntnis des alten Wortschatzes außerordentlich erweitert hat.

sich der Natur der Sache nach zeitlich, örtlich oder sachlich auf ein begrenztes Gebiet, wie z. B. die oft vorzüglichen Register der Urkundenausgaben. Du Cange berücksichtigt das deutsche Sprachgut erst in zweiter Linie.

Bereits 1893 hat Heinrich Brunner auf dieses Bedürfnis nach einem deutschen Rechtswörterbuche hingewiesen und bereits ausgesprochen, welche Förderung der historischen Forschungen durch ein derartiges Unternehmen erwachsen würde. Die Berliner Akademie der Wissenschaften nahm sich dieses Planes an, das Kuratorium der Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung stellte Mittel hiezu zur Verfügung und 1896 bildete sich eine Kommission, die aus den Professoren v. Amira (München), Brunner, Dümmler, Gierke, Weinhold (Berlin), Frensdorff (Göttingen) und Schröder (Heidelberg) bestand. Heute sind in der Kommission die Professoren Brunner, Gierke, Frensdorff, Huber (Bern, als Vorsitzender der seit 1900 bestehenden Schweizer Kommission), Roethe (Berlin), Schröder und Freiherr v. Schwind (Wien, als Vorsitzender der 1903 ins Leben getretenen österreichischen Kommission). Den Vorsitz führt Geheimrat Brunner, die Leitung der praktischen Arbeiten liegt in den Händen des Geheimrates Schröder. Als Hilfsarbeiter standen, beziehungsweise stehen letzterem zur Seite: 1898 bis 1901 Professor R. His (jetzt in Königsberg), 1901 bis 1904 Dr. jur. et. phil. H. Rott, seit 1901 Dr. phil. G. Wahl, seit 1903 Privatdozent Dr. jur. L. Perels und seit 1905 der Unterzeichnete.

Die leitenden Grundsätze bei der Arbeit sind kurz folgende: Es werden alle Rechtsausdrücke (als solche gelten auch Rechtssymbole, Münzen und Maße) des deutschen Sprachgebietes vom Beginn der Aufzeichnungen bis um das Jahr 1750 gesammelt. Auch die angelsächsischen, friesischen und langobardischen Wörter werden aufgenommen; der skandinavische Wortschatz wird nur zur Etymologie gemeingermanischer Ausdrücke herangezogen. Aufzeichnungen in lateinischer Sprache werden ebenfalls verwertet, jedoch daraus bloß die eingestreuten germanischen Wörter notiert: z. B. jus quod vulgariter dicitur spitzreht, oder gualdemannus. Vor allem gilt es, die gesamten Rechtsaufzeichnungen älterer Zeit zu exzerpieren, weiters werden aber auch Urkunden und andere Nebenquellen der Rechtserkenntnis verarbeitet.

Die Fülle des Materiales erfordert eine große Zahl von Mitarbeitern und es sind auch erfreulicherweise Juristen, Historiker und Philologen im Deutschen Reiche, in Österreich, in der Schweiz, in den Niederlanden und in Belgien dafür gewonnen worden. Wie den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften[1] zu entnehmen ist, sind bereits sehr viele Quellen erledigt, doch ist begreiflicherweise noch ein reichlicher Stoff zu bewältigen, so daß weitere Meldungen zur Mitarbeit sehr willkommen sind.[2] Diejenigen Forscher, welche dem Werke Interesse schenken, aber infolge Berufspflichten und anderer Arbeiten nicht in der Lage sind, in größerem Umfange mitzuarbeiten, können der allgemeinen Sache dadurch außerordentlich schätzenswerte Dienste leisten, daß sie gelegentliche Funde dem Rechtswörterbuche zukommen lassen. Für diese gelegentliche Mitteilung von Notizen handelt es sich vornehmlich um solche deutsche Rechtsausdrücke und formelhafte Wendungen der Rechtssprache, die entweder überhaupt oder doch in dieser Zeit und Gegend selten vorkommen; insbesondere sind aber

[1] Die Wörterbuchberichte werden auch abgedruckt in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte (germ. Abt.).

[2] Diesbezügliche Zuschriften wollen an Geheimrat Professor Dr. Richard Schröder, Heidelberg, Ziegelhäuser Landstraße Nr. 19 gerichtet werden, worauf Zusendung einer Instruktion und Zutellung einer Quelle erfolgt. Betreffs österreichischer Quellen wolle man sich an Professor Dr. Ernst Freiherr v. Schwind, Wien, XIII. Penzingerstraße 66 wenden.

jene Ausdrücke sehr willkommen, die in den landläufigen Glossarien und Wörterbüchern nicht oder nicht in der gefundenen Bedeutung für jene Zeit und Gegend verzeichnet sind. Hiebei kommt gedrucktes und ungedrucktes Material in Betracht. Namentlich wird sich Anlass bieten zu solchen gelegentlichen Beiträgen bei Archivstudien, Urkundenausgaben, lokalgeschichtlichen Untersuchungen u. dgl. Auf diese Weise kommen Kenntnisse des Spezialforschers der Allgemeinheit im weitesten Maße zu gute: Die zeitliche und räumliche Verbreitung von Rechtsausdrücken und Rechtseinrichtungen kann genauer festgestellt werden, viele bisher nicht genügend erklärte Wörter werden in ihrer Bedeutung erkannt und der reiche Schatz unserer deutschen Rechtssprache erhält weiteren Zuwachs.[1] Abgesehen von solchen buchstabengetreuen Quellenexzerpten wird sich unter Umständen Gelegenheit zu einer wertvollen Bereicherung des gesammelten Materiales dadurch ergeben, daß Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu bereits vorhandenen Wörterbüchern dem Archive des Rechtswörterbuches bekanntgegeben werden.

Von der künftigen Einrichtung des Wörterbuches geben einige Probeartikel, die von Kommissionsmitgliedern verfasst wurden, ein anschauliches Bild. So der Artikel Weichbild (von R. Schröder) in der Festschrift für den 26. deutschen Juristentag 1902, dann makler (von F. Frensdorff), pflege (von O. Gierke), walraub (von H. Brunner), wîze (von G. Roethe) in dem Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, 1906.

Dr. jur. Eberhard Freiherr v. Künssberg.

Metternich und seine Zeit 1773—1859. Von Ferdinand Strobl von Ravelsberg. I. Band. Wien-Leipzig 1906. C. W. Stern Verlag, XIV und 437 S. Mit einem Kärtchen des westlichen Galizien.

Mit dem Namen Metternich sind die verschiedenartigsten und auch widerstrebendsten Empfindungen verbunden. Wir sind gewohnt, von Metter-

---

[1] Diese Beiträge bitten wir auf Oktavblätter des Kanzleipapieres (16½×10½ cm) quer zu schreiben mit Unterstreichung des Stichwortes und rechts mit Freilassung eines beiläufig zwei Finger breiten Randes. Die betreffende Quellenstelle ist buchstabengetreu und in solcher Ausdehnung zu geben, daß sich die Bedeutung des Stichwortes möglichst unzweideutig erkennen läßt. Etwaige Erklärungen des Einsenders oder solche Notizen, die sich in der Ausgabe selbst finden, sind sehr erwünscht und mögen auf dem rechten Rande vermerkt werden mit Angabe des Urhebers der Erklärung, wie aus dem folgenden Muster ersichtlich ist. Ort, Jahr und Fundstelle (bei Büchern auch Bandnummer, Seite und Urkundennummer) sollen möglichst genau angegeben sein. Ferner wird um deutliche, lateinische Schrift gebeten. Auf Wunsch werden gedruckte Zettelformulare, wie sie im Archive des Rechtswörterbuches (Heidelberg, Universitätsbibliothek) verwendet werden, jederzeit unentgeltlich zugeschickt.

Von lugpann.	lugpann	
Item, ain ieder rechter lugpann, der erweist wirdt, das es ain rechter lugpann ist, darumb ist die pen *L* ℔, doch auf gnad nach gewonhait des lugpann. Niedervintl 1474. Österr. Weistümer V, 1. Tirol IV, 1. S. 449, 10.	Glossar S. 886. = strafe für lüge und diese selbst.	

nichischem Geiste, Metternichischer Zeit und Regierungskunst zu sprechen und meinen damit die Zeit, das Wesen und die Verhältnisse des Vormärz. Was denken wir uns dabei alles? Wenn, meist etwas ziemlich Verworrenes. Es zeugt gewiß von großem Mute, der Persönlichkeit Metternichs und seinem „System", das ja Österreich nicht immer zum Nutzen gereichte, durch die gerechte Verteilung von Licht und Schatten die gebürende Würdigung zuteil werden zu lassen. Damit schnitt der Verfasser ein gar gefährliches Gebiet an und das ist entschieden sein Verdienst. In vier Bänden, von denen nun der erste, gewissermaßen die Einleitung, die Projektionsfläche auf der die übrigen aufgetragen werden sollen, vorliegt, will uns der Verfasser ein Bild der Zeit von 1773—1859 entrollen und uns, wie wir aus dem vorliegenden Bande schließen können, einen tiefen Blick in die diplomatischen Werkstätten dieser Zeit tun lassen. Die Einleitung kann als vollständig gelungen bezeichnet werden. Besonders für die Geschichte des Jahres 1848 hat der Verfasser viel Neues beigebracht. Auch der frische prägnante Stil spricht sehr an. Es wird vielleicht von mancher Seite der Vorwurf erhoben werden, daß die Bedeutung der Familienbeziehungen etwas stark betont ist. Wenn man aber so Kapitel um Kapitel liest, kommt man zur Überzeugung, daß die Frauen in der Bestimmung der Völkergeschicke eine weit größere Rolle spielen als man gemeinhin glaubt. Man braucht da nur das Kapitel über Rußland zu lesen, das übrigens dem Verfasser am besten gelungen zu sein scheint. Das Buch und die darin angewandte Methode wird naturgemäß Aufsehen erregen. Mögen demselben auch viele Freunde erwachsen.

Historische Streifzüge durch Klagenfurt. Unter diesem Titel ist vor kurzem bei Leon in Klagenfurt ein hübsch ausgestattetes Büchlein erschienen. Der Verfasser, Klemens Mayer, hat mit wahrem Bienenfleiße alles zusammengetragen, was sich an Geschichtlichem über die Stadt ermitteln ließ.

Auf wenigen Seiten wird die allgemeine Geschichte der Stadt von der Gründung durch den Sponheimer Herzog Bernhard bis in die neueste Zeit erzählt: wie der im Jahre 1514 durch eine furchtbare Feuersbrunst eingeäscherte Ort den Landständen geschenkt wurde, wie er unter diesen einen außerordentlichen Aufschwung nahm und in eine Festung verwandelt wurde, wie der Lendkanal enstand usw. Der Verfasser berührt die Zeit der Türkenkriege, den Einbruch der Franzosen, das Jahr 1848 und geleitet den Leser bis in unsere Tage.

Der Wiedergabe einer Schilderung Klagenfurts im XVII. Jahrhunderte von Valvasor folgt der wertvollste Teil des Büchleins. Der Verfasser führt den Leser durch die Straßen der Stadt, erklärt ihm den Namen jeder Gasse und knüpft daran, wenn er derjenige einer berühmten Persönlichkeit ist, gleich eine kurze Biographie dieser letzteren. Er führt ihn zu den Monumentalbauten und Denkmälern, zu den Resten der Festungswerke und bringt geschichtliche Daten nicht allein einzelner Stadtteile, sondern auch vieler Häuser. Von denen am alten Platz und am Pfarrplatz, die den ältesten Teil der Stadt bilden, weiß er fast von jedem etwas Interessantes zu berichten und ebenso vom Heiligengeistplatz.

Zeitschriftenschau.

Wesen und Aufgaben der historischen Geographie. In der historischen Vierteljahresschrift, herausgegeben von G. Seeliger, neue Folge, Heft 1 (1906) bespricht in beachtenswerter Weise Hans Beschorner den Begriff „historische Geographie“. Er versucht eine Einigung über die hier in Frage kommenden Hauptpunkte zu erzielen und die Grenze der Arbeitsteilung zwischen dem Geographen und dem Historiker zu ziehen. Die Arbeiten, welche zunächst im Interesse der historischen Geographie zu unternehmen sein werden, kenntzeichnet B. folgendermaßen. „Man gehe in den einzelnen Landschaften der Geschichte der Kartographie nach und bemühe sich dabei, festzustellen, was an brauchbaren Kartenwerken aus früheren Zeiten vorhanden ist. Man sammle ferner überall Flurnamen und Wüstungen. Man lege gute historisch-topographische Nachschlagewerke an. Man vervielfältige Flurkarten, wo solche nicht sowieso schon im Handel sind, und vervollständige diese oder sonst geeignete Karten mit allen nötigen historisch-geographischen Einzelheiten. Auch setze man die Grundkarten fort und stelle schließlich eine Grundkarte für ganz Deutschland in kleinerem Maßstabe her, mit Hilfe der Grundkarten aber versuche man, die schwierigen Probleme der kirchlichen Geographie, der Gau- und Burgwardverfassung, der Ämtereinteilung u. s. w. zu lösen. Ja, man wage sich schließlich, wo die Vorarbeiten einigermaßen dazu ausreichen, an große historische Karten und Atlanten heran. Mit diesen und ähnlichen Arbeiten wird man der Wissenschaft gute Dienste leisten. Dagegen sehe man zunächst von zusammenfassenden historisch-geographischen Darstellungen ab, die sich bei dem heutigen Stande unserer Forschungen nur an der Oberfläche bewegen können und uns nicht weiterhelfen.“

Eduard Richter betitelt sich ein Aufsatz Georg A. Lukas' in der von A. Hettner herausgegebenen Geographischen Zeitschrift, 12. Jahrgang, 5. Heft, der auch als Sonderabdruck vorliegt. In demselben entwirft uns der Verfasser mit warmer Empfindung ein treffliches Bild des unvergeßlichen Gelehrten und Menschen. Er schildert Richters Lebensgang und dessen wissenschaftliche Arbeiten in bezug auf die Gletscherkunde, Seenforschung, dessen geomorphische Untersuchungen, namentlich dessen Forschungen auf dem Gebiete der historischen Geographie, denen das groß angelegte Werk „Der historische Atlas der österreichischen Alpenländer“ seine Entstehung verdankt. Leider sollte er den Abschluß dieses Werkes nicht mehr erleben. Den Nachruf, der noch nicht abgeschlossen ist, ziert ein wohlgetroffenes Lichtbild Richters.

Beiträge zur Namenforschung aus Steiermark veröffentlicht Franz Ilwof im 8. Hefte des VII. Bandes der von A. Tille herausgegebenen Deutschen Geschichtsblätter, um Josef v. Zahns Darstellungen und Untersuchungen über „Steiermärkische Taufnamen“ (in „Styriaca“ I, 1894, S. 33—85) weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Von alten steirischen Arbeitsstätten betiteln sich zwei Aufsätze in der Grazer „Tagespost“ Nr. 321 von 1905 und Nr. 76 von 1906 von Dr. V. Pogatschnigg, wovon der erste das Gußwerk und die Zeug- und Waffenschmiede zu Plabutsch und der zweite die Eisenerzbergbaue und Schmelzstätten am Südfuße des Schöckels behandelt.

Altsteirische Wohnräume im Landesmuseum zu Graz. Dem Grazer Kunstgewerbemuseum hat dessen Direktor, Professor K. Lacher, der die Sammlungen seit dreißig Jahren mit so vieler Liebe und Hingebung zusammengetragen hat, anläßlich des zehnjährigen Bestandes des Neubaues durch diese Veröffentlichung ein schönes Denkmal gesetzt. Auf 32 vorzüglichen Lichtdrucktafeln sieht man hier die Säle und Stuben des Museums vor sich, unter anderem den Prunksaal aus dem Schlosse Radmannsdorf bei Weiz von 1563, die Bauern- und Wirtsstuben von 1568, 1577, 1596, 1607 und 1740, die Grazer Rokokostube von 1782 aus dem Besitze der Leykamischen Druckerei und das auch aus Grazer Bürgerhäusern zusammengestellte Empirezimmer. Eine kurze Erläuterung der Tafeln vervollständigt dieses mustergültige Werk.

Die österreichische Grundsteuer. Allen jenen, die sich über dieses Thema gründlich informieren wollen, ist der ausgezeichnete Artikel Dr. Franz Freih. v. Mensi-Klarbachs im österreichischen Staatswörterbuche, 7. Auflage, 1906 (auch Separatabdruck) auf das wärmste empfohlen.

Pettau als Grenzfeste. In der Festzeitung zum XII. Gauturnfeste des südösterreichischen Turngaues in Pettau behandelt Dr. H. Pirchegger in einem lesenswerten Aufsatze dieses Thema, in dem er hauptsächlich über das mittelalterliche Pettau schreibt. Gelungene Abbildungen zieren die Schrift. In derselben Zeitung findet sich auch ein Aufsatz:

Aus Pettaus Römerzeit, in dem uns die zwei wichtigsten Hauptstücke, die das Stadtbild von Pettau charakterisieren, der sogenannte Pranger und der allerdings erst aus dem frühen Mittelalter stammende Stadtturm, auf ihren kunsthistorischen Wert hin beschrieben und gewürdigt werden.

Archivalische Beiträge zur Geschichte Pettaus und des Pettauer Feldes von Dr. H. Pirchegger im diesjährigen Gymnasialprogramme sind zum Teile eine Fortsetzung der in den zwei ersten Aufsätzen, welche die Geschichte der Stadt Pettau bis 1364 behandeln, enthaltenen Urkundenauszüge bis 1430. Daran schließen sich Auszüge aus dem Thurnischer Kopialbuche von 1675—1730 und dem „bürgerlichen Lesebuche" von S. Powoden, betreffend Draulaufänderungen, Besitzungen der Stadt, Fischerei, Handel, Steuern, Türkenkrieg 1663/4 etc.

Anselm Hüttenbrenners Erinnerungen an Schubert teilt uns der Grazer Literarhistoriker Otto Erich Deutsch im Grillparzer-Jahrbuche 1906 (auch Separatabdruck) mit. Für Steiermark ist der Aufsatz von besonderem Interesse, wurde doch Hüttenbrenner am 13. Oktober 1794 in Graz geboren, erhielt hier seine Ausbildung und heiratete 1821 auch in dieser Stadt. Reichhaltige Anmerkungen zeugen von der Gründlichkeit des strebsamen Forschers.

Aus dem Revolutionsjahre. Unter dieser Überschrift findet sich in der „Neue Freie Presse", Morgenblatt vom 13. März d. J., ein mit F. unterzeichneter Beitrag zur Geschichte der Wiener Oktoberrevolution, bestehend aus Briefen des damaligen Technikers und Legionärs I. W. Grailich, der 1859 als Universitätsprofessor und Mitglied der k. Akademie in Wien starb. Die Briefe fanden sich im Nachlasse des 1905 verstorbenen Rektors Wilhelm Michaelis in Preßburg und schildern mit lebhaften Farben die Ereignisse vom 11. bis 31. Oktober 1848.

Kaiser Max von Mexiko. Professor Ottokar Weber gibt in der Österreichischen Rundschau, Band 5, Heft 65, vom 25. Jänner 1906 eine klare Darstellung der mexikanischen Tragödie und verbindet damit den bestimmten, sehr dankenswerten Zweck, „alle, die jene Zeit mitgemacht haben, zu bitten, bevor es zu spät wird, ihre Erinnerungen an diese hochinteressanten Tage festzuhalten". Er verweist dabei auf das gute Beispiel, mit

dem ein Veteran aus dem österreichischen Freikorps, Oberstleutnant v. Stöhr, vorangegangen ist. — In derselben Zeitschrift, Heft 75—77, veröffentlicht Karl Baron Vesque „Erinnerungen eines ehemaligen k. mexikanischen Majors".

Bosnien. Von Hofrat Prof. Dr. Ed. Richter. Aus dem Nachlasse des verstorbenen Gelehrten veröffentlicht die „Österreichische Rundschau" im 69. Hefte des 6. Bandes (22. Februar 1906) einen Aufsatz über die geographischen und politischen Verhältnisse Bosniens. Richter arbeitete seit 1899 an einer großen wissenschaftlichen Landeskunde von Bosnien, die er leider nicht mehr vollenden konnte. Bruchstücke jenes Werkes aber sollen demnächst veröffentlicht werden.

Aus Kommissionen, Vereinen, Archiven, Museen.

Historische Landeskommission für Steiermark. Am 3. März d. J., 11 Uhr vormittags, fand die 4. ordentliche Hauptversammlung in der 3. Geschäftsperiode unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Herrn Landeshauptmannes Edmund Grafen v. Attems und in Anwesenheit des Referenten für Unterrichts- und Bildungswesen im Landes-Ausschuße, Herrn Dr. Leopold Link, in der Amtskanzlei des Landeshauptmannes statt. Nach Begrüßung der erschienenen Mitglieder und Mitteilung der Tagesordnung durch den Vorsitzenden berichtet der Sekretär der Kommission, Prof. Dr. v. Zwiedineck-Südenhorst über die Tätigkeit derselben im verflossenen Jahre. In Druck gelegt wurden 1906: Der VI. Band der „Forschungen" mit Abhandlungen von J. Loserth „Genealogische Studien zur Geschichte des steirischen Uradels" (das Haus Stubenberg bis zur Begründung der habsburgischen Herrschaft in Steiermark) und A. v. Pantz „Die Innerberger Hauptgewerkschaft 1625—1783"; das XXII. Heft der „Veröffentlichungen" mit Mells „Regesten zur Geschichte der Familien von Teufenbach in Steiermark I (1074—1547)" und von demselben „Das Archiv der steirischen Stände im steiermärkischen Landesarchive (Bericht über die vorläufige Ordnung desselben)". In stetem Fortgange begriffen sind die Vorarbeiten für die Geschichte des steirischen Finanzwesens durch Herrn Dr. Franz Freiherrn v. Mensi-Klarbach. Der 1. Teil (direkte Steuern) dürfte binnen Jahresfrist druckfertig sein. Über die Ordnung des reichhaltigen und wertvollen Familienarchivs der Herren von Stubenberg wird Professor Dr. J. Loserth in dem nächsten Hefte der „Veröffentlichungen" eingehend berichten. Die Sammlung von Urkunden und Akten zur Geschichte der altsteirischen Familie von Prank unterzieht Archivsadjunkt Dr. Doblinger einer eingehenden Durchsicht und Revision. Die Herstellung von Regesten und Auszügen aus den Beständen der gräflich Herberstein- und fürstlich Eggenbergischen Archive wird unter der Aufsicht des Sekretärs fortgesetzt. Die vom verstorbenen Universitätsprofessor Dr. Karl Hiller begonnenen Studien zur Kodifikation der steirischen Landgerichtsordnung von 1573 hat Privatdozent Dr. Fritz Byloff beendet

Nach Genehmigung der Verrechnung über die Landesdotation und den Adelsfond und des Voranschlages für 1906 erklärt der Sekretär Professor Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorst, daß er sich mit Rücksicht auf dringende

wissenschaftliche Arbeiten leider gezwungen sehe, das Ehrenamt eines Sekretärs niederzulegen. Der Vorsitzende nimmt mit größtem Bedauern diesen Entschluß zur Kenntnis, widmet der dreizehnjährigen Tätigkeit v. Zwiedinecks in der Landeskommission Worte der vollsten Anerkennung und bittet ihn, auch fernerhin diesem heimatsgeschichtlichen Unternehmen seine Kräfte leihen zu wollen. Über Antrag des ständigen Ausschußes wird der Landesarchivsdirektor Prof. Dr. A. Mell dem Landes-Ausschuße als Sekretär der Kommission in Vorschlag gebracht und von demselben als solcher für die restliche Funktionsdauer bestellt. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten schließt Se. Exzellenz die Versammlung mit dem Ausdrucke der Befriedigung über den Fortgang der Arbeiten und mit dem Danke an die Herren Mitglieder, die sich denselben in uneigennütziger Weise unterzogen.

Die IX. Versammlung deutscher Historiker hat heuer (1906) vom 17. bis 21. April zu Stuttgart getagt und einen durchaus gelungenen Verlauf genommen. Zahlreiche Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde von Nord und Süd — leider jedoch sehr wenige aus Österreich — hatten sich in der schönen Hauptstadt des Schwabenlandes zusammengefunden: alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue geschlossen, als am 17. April beim Begrüßungsabend im großen Saale des Museums der Namensaufruf der Erschienenen erfolgte. Am 18. begannen dann die Vorträge, die täglich zwischen 9 bis 1 Uhr die Zeit ausfüllten und bis zum 21. April fortgesetzt wurden. Große Anregung, die sich in der anschließenden lebhaften Erörterung äußerte, boten namentlich die Vorträge von Fabricius: Über das römische Heer in Deutschland, Rietschel: Tausendschaft und Hundertschaft, Meinecke: Deutschland und Preußen im XIX. Jahrhundert, Oswald Redlich: Über historisch-geographische Probleme, Ludwig Hartmann: Wirtschaftsgeschichte Italiens im früheren Mittelalter. Von den öffentlichen Abendvorträgen sind die geistreichen Ausführungen Knapps über die rechtshistorischen Grundlagen des Geldwesens starkem Widerspruche begegnet und es wurde vielfach bedauert, daß dieselben nicht als Diskussionsvortrag angemeldet worden waren, bei welchem auch die Ansichten der Gegner zum Worte gelangt wären.

Neben dem Historikertage hat in den Nachmittagsstunden die VII. Konferenz landesgeschichtlicher Publikationsinstitute ausgiebige aber auch ergebnissreiche Sitzungen abgehalten, in welchen u. a. über die Erschließung agrargeschichtlicher Quellen, über Veröffentlichung von Quellen zur städtischen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, über Herausgabe von Münzwerken verhandelt wurde. Mein Bericht wäre jedoch nicht vollständig, wenn ich nicht der Teilnahme gedenken würde, mit welcher die Nachricht von der Erkrankung und dem Wegbleiben unseres Kollegen Professor v. Zwiedinecks, eines der Gründer der deutschen Historikertage, allseitig aufgenommen wurde.

Luschin.

Die Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs legt den Jahresbericht über das zweite Vereinsjahr 1905—1906 vor. Wegen der unzulänglichen Geldmittel konnte die Gesellschaft keinen weitreichenden Arbeitsplan entwickeln. Trotzdem wußte sie auf andere Weise ihrer Aufgabe nach verschiedenen Richtungen hin gerecht zu werden. Infolge des Programmpunktes: Ordnungsarbeiten in Privatarchiven wurde die Intervention der Gesellschaft vom Grafen Heinrich von Lamberg über das Familienarchiv in Mór in Ungarn erbeten. Ferner vermittelte dieselbe die Benützung privater Archivalien für die Weistümer- und Urbarkommission der kais. Akademie der Wissenschaften und veranlaßte die Deponierung kleinerer Archive in öffentlichen Archiven. Da der Gesellschaft wiederholt kleinere historische Beiträge zur Verwertung angeboten wurden, wurde vom Vorstande die Frage periodischer Veröffentlichungen erwogen und zum Studium

dieser Angelegenheit in der Sitzung vom 30. Oktober 1905 ein Sonderausschuß eingesetzt. Auch die Frage der wissenschaftlichen Vorträge wurde bereits erwogen.

Historische Gesellschaft. An der Wiener Universität hat sich eine Historische Gesellschaft gebildet, deren Satzungen am 11. November 1905 genehmigt wurden, deren Wirkungskreis hauptsächlich in der Veranstaltung von Verträgen liegen soll.

Von regem historischen Interessse zeugt die Gründung eines **historischen Vereines in Kufstein.** In Brixen entstand ein **„historischer Stadtsaal“.**

Der internationale Kongreß für historische Wissenschaften. der für das Jahr 1906 in Aussicht genommen war, wird erst im Jahre 1908 in Berlin abgehalten werden.

Die Badner Fälschungsaffären. Eine Angelegenheit, die nicht bloß Fachleute von Archiven und Museen interessiert, kam in diesem Jahre hoffentlich zu endgültigem Abschlusse. Man kann dem Vereine für Landeskunde von Niederösterreich nur zustimmen, wenn er den Redakteur seiner Publikationen ermächtigte, im Monatsblatte Nr. 2 (Februar 1906) die Badener Fälschungsaffären einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Es handelt sich um drei Stücke im Besitze des Museums in Baden: um den Stadtplan von 1205, die sogenannte Dreieckersche Stadtansicht von 1486 und den Lobspruch auf Baden von 1505. Der Nachfolger des Stadtarchivars Dr. Hermann Rollett, Prof. Dr. Rainer von Rainöhl bezeichnete die erwähnten drei Stücke als Fälschungen und begründete seine Behauptungen in streng sachlicher und kritischer Weise in der Schrift „Drei Fälschungen, nachgewiesen durch Dr. Rainer von Rainöhl“ (Baden 1905). Auf die Entgegnung G. Gallianos soll hier nicht näher eingegangen werden. Beginn und Ausgang der ganzen Streitfrage hat Dr. M. Vancsa im erwähnten Monatsblatte klargelegt. Dem Leser dieses Aufsatzes wird es wahrlich nicht schwer fallen, ein Urteil über diese Angelegenheit selbst zu fällen.

Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Nach vierzigjähriger Tätigkeit wurde der hochverdiente n.-ö. Landesarchivar Dr. Anton Mayer über seine Bitte von dem Posten eines Vereinssekretärs und Redakteurs der Vereinspublikationen enthoben. An seine Stelle wurde einstimmig der Kustos des n.-ö. Landesarchives Dr. Max Vancsa gewählt. Die diesjährige Sommerversammlung (am 12. Juni) führte die Teilnehmer über Loosdorf, eine der interessantesten Burgen Niederösterreichs, nach dem historisch bedeutsamen Stifte Melk.

Vom 24. bis 28. September findet in Wien die Jahresversammlung des **Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine** in Verbindung mit dem **VI. deutschen Archivstage** statt. Dabei halten folgende Herren Vorträge: Prof. Fournier-Wien: „Österreich und Preußen in den ersten Jahren des XIX. Jahrhunderts“; Generalmajor von Pfister-Stuttgart: „Jena 1806“; Prof. Tragendorf-Frankfurt a. M.: „Alterstumsforschung in Nordwestdeutschland“; Prof. von Schröder-Wien: „Die Religion der arischen Urzeit“; Hofrat Piper-München: „Osterreichische Burgen“. Am 28. September findet ein Ausflug nach der Burg Kreuzenstein statt.

Teilnehmen kann jedermann, der eine Teilnehmerkarte zu 4 Kronen löst. Anmeldungen müssen bis spätestens 10. September in der Vereinskanzlei, Landesarchiv, Hamerlinggasse 3, erfolgen.

Archivrat. Der Minister des Innern hat den Geheimen Rat Dr Josef Alexander Freiherrn von Helfert, ferner die ordentlichen Professoren an der Universität in Wien Dr. August Fournier, Dr. Josef Konstantin

Jirecek, Dr. Emil von Ottenthal und Dr. Oswald Redlich, sowie den ordentlichen Professor an der böhmischen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Dr. Jaromir Čelakovsky zu ordentlichen Mitgliedern des Archivsrates auf die Dauer von fünf Jahren ernannt. Neueren Nachrichten zufolge sollen aber keine Sitzungen mehr stattfinden.

Steiermärkisches Landesarchiv. Seit dem Bestande dieses Institutes (1869) läßt der steiermärkische Landesausschuß demselben weitgehendste Förderung angedeihen. Durch die räumliche Verbindung der historischen Landeskommission mit dem Landesarchive, durch den stetig sich steigernden Parteienverkehr und durch Übernahme auswärtiger Archivsbestände ergab sich die Notwendigkeit, neue Depoträume zu schaffen und die für den Parteienverkehr dienenden Räumlichkeiten zu vergrößern. Zu diesem Zwecke wurden die gegen die Ringstraße zu gelegenen großen Kellerräume adaptiert und mit dem Hauptarchive verbunden. Im Personalstande trat insoferne eine Änderung ein, als der Aspirant Dr. Max Doblinger zum zweiten Adjunkten ernannt wurde. Der oberösterreichische Landesarchivar Dr. Ziebermayer besuchte im Juni d. J. das steiermärkische Landesarchiv, um dessen Einrichtungen und Erfahrungen besonders auf dem Gebiete der Zentralisation sämtlicher Archive der Städte, Märkte und Familien des Landes Steiermark kennen zu lernen.

Exzellenz Gräfin Johanna Gleispach trat das gräflich **Gleispachische Familienarchiv** und das Herrschaftsarchiv von Pirkwiesen an das steiermärkische Landesarchiv unter Wahrung des Eigentumsrechtes ab.

Das steiermärkische Statthaltereiarchiv, dessen Neuaufstellung in den Räumen der alten Universitätsbibliothek im November 1905 zum Abschluse kam, wurde endlich für den Parteienverkehr eröffnet, indem der Konzipist des k. k. Archivs für Niederösterreich, Dr. Viktor Thiel in gleicher Eigenschaft als Leiter desselben der steiermärkischen Statthalterei zur Dienstleistung zugeteilt wurde. Über den Inhalt dieses Archives orientiert die bei Ul. Moser (J. Meyerhoff) 1906 erschienene Schrift Dr. A. Kappers: „Das Archiv der k. k. steiermärkischen Statthalterei. Nach der Neuaufstellung im Sommer 1905." Mit 3 Tafeln.

Das Archivswesen wurde in erfreulicher Weise gefördert durch die Ausgestaltung des **Deutsch-Ordens-Zentralarchivs** in Wien und durch die Neugestaltung des **Malteserordensarchivs** in Prag. Letzteres ist für Steiermark insoferne von großer Wichtigkeit, als dasselbe auch die Archivalien der Malteserordenskommenden von Fürstenfeld und Melling teilweise enthält.

Das k. u. k. Kriegsarchiv übersiedelte mit seinen reichhaltigen Beständen in das ehemalige Gebäude der technischen Militärakademie, wodurch dasselbe eine bedeutend günstigere Aufbewahrung der Archivalien erfuhr, was auch der Benützbarkeit zum großen Vorteile gereicht. Von der Idee eines Neubaues, der der Wichtigkeit des Archives entsprochen hätte, mußte man leider wegen Geldmangels absehen.

Das städtische Ferk-Museum in Pettau beschreibt V. Skrabar in der Festzeitung zum XII. Gauturnfest des südösterreichischen Turngaues in Pettau im Juli 1906.

An der Ausstellung alter Städtebilder des mährischen Gewerbemuseums in Brünn beteiligte sich das steiermärkische Landesarchiv mit 29 Grazer Ansichten aus dessen reichhaltiger Ortsbildersammlung.

Der Cillier Musealverein legt seinen Tätigkeitsbericht vor, aus dem wir entnehmen, daß derselbe im abgelaufenen Jahre eine äußerst ersprießliche Arbeit geleistet hat und daß namentlich seine Bestrebungen, dem Vereine neue Mittel für die Erhaltungsarbeiten auf der Burgruine Obercilli zuzuführen, von Erfolg begleitet waren.

Vereinsnachrichten.

Bericht über die Tätigkeit des historischen Vereines im Jahre 1905.

In der am 10. Februar 1905 abgehaltenen Hauptversammlung gelangte der Geschäftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr zur Kenntnis der Mitglieder. In der unmittelbar darauffolgenden 496. Ausschußsitzung wurde satzungsgemäß die Neuverteilung der Ämter im Ausschusse für 1905 vorgenommen und wurden unter dem Vorsitze des Obmann-Stellvertreters Herrn Universitätsprofessors Dr. O. Cuntz folgende Herren gewählt, und zwar zum Obmanne Direktor Dr. A. Mell, zu dessen Stellvertreter Universitätsprofessor Dr. O. Cuntz, zum Schriftführer Gymnasialprofessor Dr. F. Khull, zum Stellvertreter Stadtschulinspektor Dr. R. Frettensattel, zum Kassier L. Archivsadjunkt Dr. A. Kapper, zum Stellvertreter Se. Exzellenz Feldzeugmeister J. R. v. Samonigg. Ausschußmitglieder ohne Funktion waren die Herren Pfarrer H. J. Joherl, Universitätsprofessor Dr. K. Uhlirz und Universitätsprofessor Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Sowohl die äußere Entwicklung des Vereines wie auch dessen finanzielle Lage hat sich im Laufe des Jahres erheblich gebessert. Der Ausschuß hat in acht Sitzungen die laufenden Geschäfte erledigt. Das Wichtigere daraus soll hier kurz zur Kenntnis der Herren Mitglieder gebracht werden. In der 497. Ausschußsitzung am 2. März wurde beschlossen, an Professor Kaindl in Czernowitz den 3. Band des Urkundenbuches nicht zu senden; dem Bürgermeisteramte in Pettau als Überprüfer der aufgefundenen Akten Professor Dr. H. Pirchegger in Pettau zu empfehlen; in der Leitung der Zeitschrift die alte Form noch weiter zu belassen und Dr. Mell zu ersuchen, bis zur endgültigen Regelung der Frage den nächsten Jahrgang zu redigieren: in das Volksblatt wegen des Angriffes bezüglich der Erhaltung der Grabstätte Muchars eine Erwiderung einfließen zu lassen, wie auch im nächsten Hefte der Zeitschrift diese Angelegenheit aufzuklären.

498. Ausschußsitzung am 10. April. Der Universitätsbibliothek wird ein zweites Exemplar des Urkundenbuches geschenkweise überlassen; das Titelblatt zum ersten Bande der Zeitschrift nachgeliefert; für die nachträgliche Zusendung reklamierter Vereinsschriften 52 Kronen bewilligt und der Wortlaut der Erklärung in der Zeitschrift bezüglich Muchars Grabstätte festgesetzt (Vergl. III. Jahrg., 1. u. 2. Hft., S. 84).

499. Ausschußsitzung am 27. Mai. Dem Herrn Lehrer Kremer in Spital a. S. wird für die musterhafte Führung der Ortschronik eine Ehrengabe von 40 Kronen in Gold zuerkannt. Auf den Antrag des Schriftführers, die Zeitschrift von nun ab bei der Deutschen Vereinsdruckerei drucken zu lassen, die ein Heft zu drei Bogen um zirka 30 bis 32 Kronen billiger herstellt, erfolgte ein Gegenantrag, an die Druckerei „Leykam", die die Publikationen schon 50 Jahre hindurch besorgt, ebenfalls ein Ansuchen um entsprechende Preisreduktion zu stellen. Zur Klarstellung über Umfang und Inhalt des „Grazer Straßenbuches" wird ein Unterausschuß gewählt, dem es auch obliegt, dem Wunsche des Stadtrates nach Angabe passender Straßenbezeichnungen nachzukommen.

500. Ausschußsitzung am 6. Juli. Die Druckerei „Leykam" gewährt einen Nachlaß von 30 Kronen für das Heft; dem Oberlehrer Franz Krones in Kumberg wird für die musterhafte Führung der Ortschronik eine Ehrengabe von 40 Kronen zuerkannt; über Wunsch des Bürgermeisteramtes in Pettau dem Verfasser einer Chronik von 1873 bis 1905 die Anerkennung ausgesprochen; der Straßenbuch-Ausschuß infolge der Erklärung des

Verfassers des Straßenbuches aufgelöst und zur Namhaftmachung von Straßennamen ein Unterausschuß eingesetzt, der auf Antrag Professor Uhlirz' ein Verzeichnis von Straßennamen ohne Vornamen zusammenstellen soll. Exzellenz Feldzeugmeister R. v. Samonigg wünscht in das Verzeichnis auch die Namen Krones, Richter und Teuffenbach aufgenommen.

501. Ausschußsitzung. Die Grabstätten Muchars und Wartingers wurden auf Vereinskosten um 180 Kronen instandgesetzt und präsentieren sich nach dem Berichte des Obmannes ganz vorteilhaft. Die Stadtgemeinde Graz wird ersucht, wieder dem Vereine als Mitglied beizutreten.

502. Ausschußsitzung. Die Reihe der in diesem Winter zu haltenden Vorträge wurde in folgender Weise festgesetzt. Herr Regierungsrat Dr. K. Reißenberger am 11. Dezember über: „Die deutschen Besiedlungen Siebenbürgens in älterer und neuerer Zeit". Universitätsprofessor Dr. J. Loserth, am 10. Februar 1906 über: „Das Haus Stubenberg in Böhmen". Im Laufe des Monats März hätte noch ein solcher von Seite des Herrn Professors Dr. Mell stattfinden sollen. Derselbe fiel aber aus und fand dafür am 30. Juni und 1. Juli 1906 eine Wanderversammlung in Fürstenfeld statt, bei welcher Gelegenheit kais. Rat Dr. Kapper einen Vortrag hielt über: „Die bauliche Entwicklung und Bedeutung Fürstenfelds als Grenzfestung". Dem Vereine wurde als Erinnerung an das langjährige Ausschußmitglied, den Dichter Oberst Friedrich Marx, von dessen Tochter ein schönes Lichtbild geschenkt. Der Ausschuß beschloß, dieses Bild im nächsten Hefte der Zeitschrift, das einen Lebensabriß des trefflichen Mannes bringen soll, zu reproduzieren.

503 Ausschußsitzung. Der Denkmalausschuß für das Kronesdenkmal, der seinerzeit aus dem Vereinsausschusse hervorgegangen ist, setzt den Verein in Kenntnis, daß der Entwurf Professor Winklers zum Preise von 1000 Kronen angenommen wurde. Der Denkstein soll im Herbste 1906 in der Aula der Universität zur Aufstellung gelangen. Da durch die mäßige Honorarforderung Professor Winklers ein Überschuß von zirka 500 Kronen erzielt wird, beantragte Se. Exzellenz Feldzeugmeister J. R. v. Samonigg, diese Summe dem Historischen Verein für Steiermark als vinkuliertes Kapital zukommen zu lassen, von dessen Zinsen die Gräber seiner verdienten Mitglieder erhalten werden sollen. Der Ausschuß dankt Sr. Exzellenz für diesen Beweis wohlwollender Fürsorge. Das Programm der 59. Jahreshauptversammlung (am 10. Februar, ursprünglich war der 26. Jänner bestimmt) wird genehmigt. Satzungsgemäß schieden die Herren Dr. Kapper, Professor Khull und Professor v. Zwiedineck-Südenhorst aus dem Ausschusse. Alle erklärten aber, eine Wiederwahl anzunehmen. An die Steiermärkische Sparkasse soll ein Ansuchen um Erhöhung der Subvention auf 1000 Kronen gerichtet werden, Professor Khull und Dr. Kapper erklärten sich bereit, das Gesuch persönlich zu überreichen und bei den Herren Ausschußmitgliedern vorzusprechen. Auch an den Steiermärkischen Landtag erging die Bitte um Erhöhung der Subvention auf 1500 Kronen, da die der Landesbibliothek alljährlich vom Vereine zukommenden Werke einen Buchwert von 3800 Kronen repräsentieren. Diesem Ansuchen wurde besonders über Intervention des Herrn Reichsrats- und Landtagsabgeordneten Dr. Hofmann v. Wellenhof Folge gegeben und auch die Steiermärkische Sparkasse erhöhte die Subvention auf 600 Kronen. Es möge gestattet sein, hiefür an dieser Stelle den ergebensten Dank des Vereines zum Ausdrucke zu bringen. Direktor Professor Dr. Mell erklärte infolge seiner Ernennung zum Sekretär der Historischen Landes-Kommission für Steiermark und wegen Arbeitsüberbürdung die Obmannstelle nicht länger beibehalten zu können. (Damit die Herren Mitglieder von der Zusammen-

setzung des Ausschusses für 1906 in Kenntnis sind, soll davon, obwohl nicht mehr in den Rahmen dieses Berichtes fallend, hier Notiz genommen werden.) Es wurde am 21. März Se. Exzellenz Feldzeugmeister R. v. Samonigg einstimmig zum Obmanne gewählt. Derselbe erklärte aber, die Wahl nicht annehmen zu können. Aus dem Ausschusse ist Stadtschulinspektor Dr. Frettensattel geschieden und Regierungsrat Dr. K. Reißenberger an seine Stelle gewählt worden. Der Ausschuß besteht nun aus Regierungsrat Dr. Reißenberger als Obmann, Professor Dr Khull als Schriftführer und Dr. Kapper als Zahlmeister. Beisitzer: Pfarrer J. H. Joherl, Professor Dr. Cuntz, Professor Dr. Mell, Exzellenz Feldzeugmeister R. v. Samonigg, Professor Dr. Uhlirz und Professor Dr. v. Zwiedineck-Südenhorst. Die Herausgabe der Zeitschrift wurde endgültig geregelt, indem sich Dr. Kapper bereit erklärte, dieselbe bis auf weiteres zu übernehmen. Auch wurde beschlossen über Antrag Professor Uhlirz', den Titel und die Lettern zu ändern, so daß sie in einem neuen Kleide als „Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark" erscheinen wird.

Was endlich die Bewegung unter den Mitgliedern und der Zahl betrifft, so hatte der Verein zu Ende des Jahres 1904 308 Mitglieder, worunter 33 Ehrenmitglieder sind; verloren wurden durch Austritt und Tod 23, gewonnen 12, so daß sich mit Ende Dezember 1905 die Zahl von 298 Mitgliedern ergab. Neu eingetreten sind die Herren: Dr. Fritz Byloff, Privatdozent, Graz; Josef Holzer, k. k. Gymnasial-Professor, Graz; Geza Kodella, cand. iur., Graz; Anton Kodella, Graz; Dr. Josef Neubauer, Domkapitular, f.-b. wirkl. Konsistorialrat und Referent etc., Graz; Fräulein Dr. Seraphine Puchleitner, Hauptlehrerin an der landschaftlichen Lehrerinnenbildungsanstalt, Marburg a. d. Drau; die Herren: Dr. Paul Puntschart, k. k. o. ö. Universitätsprofessor, Graz; Dr. Moritz Rüpschl, Amanuensis der steiermärkischen Landesbibliothek, Graz; Josef Winkler, Präfekt am öffentl. f.-b. Gymnasium und Seminar, Graz; Dr. Max Zaversky, Redaktionsmitglied des „Grazer Tagblatt", Graz; Dr. Adam Schuh, k. k. Professor an der Staatsrealschule, Marburg a. d. Drau; Marktgemeinde Ober-Zeiring.

Im Berichtsjahre sind verstorben: Gottfried Edmund Frieß, Professor, Seitenstetten; Dr. Karl Gritz, Regenschori, St. Lambrecht; Dr. Wilhelm Gurlitt, k. k. o. ö. Universitätsprofessor, Graz; Dr. Karl Hiller, k. k. Regierungsrat und o. ö. Universitätsprofessor; Josef Hütter, Kaplan, Deutsch-Landsberg; Friedrich Marx, k. u. k. Oberst, Graz (dessen Lebensbild leitet dieses Heft ein); Dr. Eduard Richter, k. k. Hofrat und o. ö. Universitätsprofessor (über dessen Lebensgang vergl. 1. und 2. Heft des III. Bandes dieser Zeitschrift); Johann Rösch, Pfarrer, Vordernberg; Johann R. v. Streruwitz, k. u. k. Oberst, Mies in Böhmen; Juri Zmavc, Pfarrer, St. Georgen bei Mahrenberg.

Am Ende des abgelaufenen Vereinsjahres stand der historische Verein mit 298 Vereinen und Körperschaften im Schriftentausche, deren Veröffentlichungen alljährlich einen Wert von 3800 Kronen darstellen. Darunter waren 232 deutsch-holländische, 18 slawische, 22 französische, 10 italienische, 6 englisch-amerikanische und 10 schwedisch-norwegische.

In der Hauptversammlung stellte kaiserl. Rat Professor Ferk den Antrag „Die Versammlung wolle den Wunsch aussprechen, daß der Ausschuß die Fortsetzung des Werkes ‚Styria illustrata' in baldige Beratung ziehe". Nach den aufklärenden Worten des Vorsitzenden, daß das Werk bis zum 30. Bogen gedruckt sei, nimmt die Versammlung den Antrag Ferks an.

Nach dem der Hauptversammlung vorgelegten Kassebericht stellt sich die Vermögenslage des Vereines in folgender Weise dar:

Geldgebarung im Jahre 1905.

	Ausgaben.	*K*
1.	An Schriftenmaler Kraus	16·50
2.	Gehalt dem Diener Kager	192·—
3.	Pension dem alten Diener Anderl	120·—
4.	Remunerationen u. Trinkgelder an Diener, Briefträger etc.	22·19
5.	Postauslagen (allein für Nachsenden der reklamierten Publikationen aus früheren Jahren *K* 111·55)	238·31
6.	An Pappermann für Autographien	4·90
7.	An Vereinsdruckerei für Drucksorten	13·10
8.	Kranz für Hofrat Richter	34·—
9.	Jahresbeiträge an Vereine und Museen	70·95
10.	Photographien und Clichés für die Zeitschrift, hauptsächlich bei Angerer und Göschl in Wien	174·50
11.	Ehrengaben an die Ortschronisten Kremer und Krones	83·20
12.	An Steinmetz Schrödl für Herstellungen am Grabe Muchars	120·—
13.	An Steinmetz Schrödl für Neuherstellung von Wartingers Grab	60·—
15.	An Druckerei Leykam für den Druck der Beiträge 32, 33 und 34 und 1. u. 2. Heft der Zeitschr.	2412·70
	Summe	3562·45

	Einnahmen.	*K*
1.	1./1. 1905 Kasserest von 1904	695·33
2.	24./2. Von Cieslar für verkaufte Vereinsschriften	198·—
3.	17./2. Subvention des steierm. Landtages	1050·—
4.	29./3. Subvention der steierm. Sparkasse	400·—
5.	10./5. Vom Antiquar Rohracher für verkaufte Vereinsschriften	161·—
6.	1./6. Vom Antiquar Rohracher Abschlagszahlung für verkaufte „Muchar“	300·—
7.	1./1.—31./12. Mitgliederbeiträge mit Abzug von 4% für den Einkassierer	1465·20
8.	1./1.—31./12. Für einzeln verkaufte Vereinsschriften	141·20
9.	31./12. Zinsen der Eskomptebank	25·62
10.	31./12. Sparkassebuch für Wartingers Graberhaltung	80·99
	Summe	4517·34
	Rest	954·89

Kais. Rat Dr. A. Kapper,
derzeit Zahlmeister.

Musealdirektor Prof. K. Lacher,
derzeit Rechnungsprüfer.

Kais. Rat Prof. Fr. Ferk,
derzeit Rechnungsprüfer.

Voranschlag pro 1906.

Ausgaben.	K
1. Druckkosten der Zeitschrift	1100·—
2. Druckkosten der Beiträge	600·—
3. Gehalt dem Diener Kager	192·—
4. Pension dem alten Diener Anderl	120·—
5. An Portoauslagen, Trinkgelder etc.	200·—
6. Kanzleierfordernis . . .	200·—
7. Mitgliederbeiträge an auswärtige Vereine und Museen, Steuer etc. . . .	100·—
8. Nachtragszahlung an Leykam für Schönbachs Aufsatz in Beitrag 32 (Miszellen aus Grazer Handschriften)	300·—
9. Prämien für Ortschronisten	100·—
Summe	2912·—

Bedeckung.	K
1. Kasserest von 1905 . .	954·89
2. Subvention des steiermärkischen Landtages .	1050·—
3. Subvention der steiermärkischen Sparkasse .	400·—
4. Mitgliederbeiträge . . .	1500·—
5. Verkauf an Vereinsschriften	100·—
6. Vom Antiquar Rohracher noch ausständig . . .	580·—
7. Zinsen pro 1906 . . .	30·—
Summe	4614·89
Rest	1702·89

Der historische Verein hat, um das Interesse an der Geschichte unseres Landes zu wecken, die alte Institution der Wanderversammlungen wieder aufleben lassen und veranstaltete eine solche über Einladung der Stadtgemeinde Fürstenfeld am 30. Juni und 1. Juli in diesem Orte. 40 Teilnehmer, Herren und Damen, machten die Fahrt von Graz aus mit. Die Festversammlung am 30. Juni, 8 Uhr abends im großen Saale des Brauhauses, der kaum die große Anzahl der Teilnehmer, es dürften an 500 Personen gewesen sein, zu fassen vermochte, wurde durch begrüßende Worte des Herrn Bürgermeisters Karl Pferschy eingeleitet. Nach kurzer Erwiderung seitens des Vereinsobmannes ergriff kaiserl. Rat Dr. A. Kapper das Wort zu seinem Vortrage: „Die Bedeutung und bauliche Entwicklung Fürstenfelds als Grenzfestung“. Daran schloß sich ein äußerst gemütlicher, geselliger Abend. Am nächsten Vormittage fand eine Besichtigung der wichtigsten alten Gebäude und der Überreste der alten Festungsbauten statt, wobei der Vortragende an Ort und Stelle im Anschlusse an das am vorigen Abend Gehörte die Bedeutung der einzelnen Objekte erklärte.

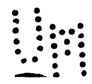
Die Wanderversammlung, über die hier vorläufig dieser kurze Bericht Platz finden möge, muß in allen ihren Teilen als sehr gut gelungen bezeichnet werden, wozu wohl in erster Linie das außerordentlich freundliche Entgegenkommen der Stadtvertretung und die große Liebenswürdigkeit der Bewohnerschaft Fürstenfelds das Wesentliche dazu beitrugen, wofür ihnen allen der wärmste Dank ausgesprochen sei. Der historische Verein ist einerseits seinem Zwecke, der auch in der Pflege der Ortsgeschichte, der Weckung des historischen Interesses überhaupt und in der Volkstümlichmachung der Geschichtswissenschaft besteht, vollinhaltlich nachgekommen, anderseits wuchsen dem Verein eine Anzahl neuer Mitglieder zu. Möge die nächste Wanderversammlung von gleichem Erfolge begleitet sein.

Im Herbste dieses Jahres ist eine Besichtigung des restaurierten Schlosses Hollenegg unter fachmännischer Führung des Herrn Direktors K. Lacher geplant. Der Ausflug umfaßt einen Tag. Die Herren Mitglieder werden rechtzeitig davon durch die Tagesblätter verständigt werden.

---

†

Dr. Johann Nep. Graf zu Gleispach. Am 22. Februar starb zu Graz der Präsident des Grazer Oberlandesgerichtes, Minister a. D. Dr. Johann Nep. Graf zu Gleispach, Freiherr auf Waldegg und Ober-Rakitsch, Herr auf Kainberg und Pirkwiesen. Er war am 29. September 1840 in Görz geboren worden und hatte an der Grazer Universität seine juridische Ausbildung erhalten. Er hatte sich auf archivalischem Gebiete insoferne große Verdienste erworben, als er die alten Grund- und Urkundenbücher der steirischen Patrimonialherrschaften vor dem Untergange rettete und dieselben in einer Anzahl von zirka 6000 Bänden zur dauernden Aufbewahrung dem steiermärkischen Landesarchive überwies.



Nachricht.

Im Jahre 1903 trat an Stelle der „Mitteilungen“ die „Steirische Zeitschrift für Geschichte.“ Dieselbe wandte sich „nicht nur an Fachmänner und Gelehrte, sondern an alle, die über den Fortgang der geschichtlichen Studien in der Steiermark und den Nachbarländern regelmäßig in Kenntnis gesetzt zu werden wünschen und an Einzelunternehmungen und Geschichtserzählungen geringeren Umfanges Gefallen finden.“

Eine dreijährige Erprobung und Erfahrung ließ nun eine kleine Änderung im Äußeren dieser Zeitschrift wünschenswert erscheinen. Am 30. April 1906 wurde in der 508. Ausschußsitzung über Antrag des Herrn Professor Dr. K. Uhlirz beschlossen, den Titel abzuändern und einen solchen zu wählen, der dem Wesen der Zeitschrift mehr entspricht. Als solcher wurde „Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark“ gewählt. Gleichzeitig wurde beschlossen, diese Zeitschrift von nun ab mit Antiqualettern zu drucken, die Personalnachrichten nur auf Neuanmeldungen und Todesfälle zu beschränken und den historisch-geneologischen Fragekasten entfallen zu lassen. In der Zeitschrift soll Polemik grundsätzlich vermieden werden.

Form, Umfang, Inhalt und Tendenz bleiben aufrecht erhalten. Deshalb wurde auch die alte Numerierung weitergeführt und ist demnach die „Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark“ nichts anderes als die Fortsetzung der „Steirischen Zeitschrift für Geschichte“. Der historische Verein für Steiermark gibt also nach wie vor zwei Publikationen heraus, die „Beiträge etc.“ und die „Zeitschrift etc.“

In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Leykam“.

Druckerei „Leykam“, Graz.

Ankündigung.

Zufolge Ausschußbeschlusses werden die früher erschienenen Publikationen des Historischen Vereines für Steiermark durch die Vereinskanzlei (**Landesarchiv,** Hamerlinggasse 3) bis auf weiteres zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft, nämlich:

1. **Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark,** seit 1850. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 1, 2, 3, 4, 5, 10, 11, 12, 13, 17 und 18.)*

2. **Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen,** seit 1864. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 6, 7, 9, 10, 27.)*

3. **Steirische Zeitschrift für Geschichte,** I. II. und III. Jahrgang, 1903—1905. Preis 4 Kronen.

4. **Steiermärkisches Landrecht des Mittelalters,** bearbeitet von Dr. Ferdinand Bischoff, Graz 1875. Preis 1 Krone.

5. **Urkundenbuch des Herzogtumes Steiermark,** bearbeitet von Dr. Josef von Zahn, I. Band, Graz 1875, Preis 5 Kronen; II. Band, Graz 1879, Preis 4 Kronen; III. Band, Graz 1903, für Mitglieder 8 Kronen, Ladenpreis 14 Kronen.

6. **Der Historische Verein für Steiermark,** sein Werden und Bestand, von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Preis 20 Heller.

7. **Sigismund Grafen von Auerspergs Tagebuch** zur Geschichte der französischen Invasion vom Jahre 1797. Veröffentlicht von Kratochwill, revidiert und mit Erläuterungen versehen von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Separatabdruck aus dem 28. Heft der „Mitteilungen", Graz 1880. Preis 50 Heller.

8. **Über das angebliche Turnier von 1194 und den Tummelplatz zu Graz.** Von Dr Josef von Zahn. Separatabdruck aus dem 35. Hefte der „Mitteilungen". Graz 1887. Preis 50 Heller.

9. **Die Festversammlung des Historischen Vereines für Steiermark am 20. November 1892** zur Feier der 700jährigen Vereinigung der Steiermark mit Österreich. Preis 30 Heller.

10. **Übersicht der in den periodischen Schriften des Historischen Vereines für Steiermark bis einschließlich 1892 veröffentlichten Aufsätze.** Preis 40 Heller.

---

*) Vergriffene Hefte werden zurückgekauft.

Inhalt des Heftes:

Die P. T. Mitglieder werden ersucht, bei ihren Sommeraufenthalten oder Wanderungen im Lande das Interesse des Vereines wahrzunehmen durch Weckung des historischen Sinnes auf dem flachen Lande, durch Werbung neuer Mitglieder und Verbreitung der Vereinspublikationen.

Druckerei „Leykam“, Graz.

IV. JAHRGANG. 3. UND 4. HEFT.

ZEITSCHRIFT
DES
HISTORISCHEN VEREINES
FÜR
STEIERMARK.



HERAUSGEGEBEN VON DESSEN AUSSCHUSS.

REDIGIERT VON
DR. ANTON KAPPER.



GRAZ 1906.

IN KOMMISSION DER VERLAGS-BUCHHANDLUNG „LEYKAM".

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.



Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

Von **Franz Ilwof.** [1]

Es ist eine gewiß lobenswerte Gepflogenheit des Historischen Vereines für Steiermark, welche er seit vielen Jahren als angenehme Pflicht vollzieht, denjenigen seiner Mitglieder, welche sich um ihn verdient gemacht haben, in seinen Veröffentlichungen nach ihrem Hinscheiden Nachrufe (Biographien, Nekrologe) zu widmen, um das Andenken an ihr Wirken so lange als möglich wachzuerhalten und sie und damit auch sich selbst zu ehren. Es geschah dies, so lange die „Mitteilungen" bestanden, in dem eigens zu diesem Zwecke gegründeten „Gedenkbuch" und seither in der „Zeitschrift".

Wenn irgend jemand um den Verein sich ansehnliche Verdienste erworben hat, außer bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte der Neuzeit Vorragendes auch in der Erforschung und Darstellung der Geschichte der Steiermark geliefert hat und daher eine eingehende Würdigung seiner Person und seines wissenschaftlichen Wirkens vollauf verdient, so ist es der leider zu früh Hingeschiedene, dessen Name an der Spitze dieser kleinen Arbeit steht, der aber auch durch seine Betätigung als Lehrer an der größten Landesmittelschule, als Leiter der großen Landesbibliothek am Joanneum und als Professor der beiden Hochschulen unserer Stadt unvergessen bleiben wird. Diesem Manne also sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein, deren Verfasser dem Verblichenen durch vierzig Jahre als Freund und durch zwölf Jahre als Amtsgenosse nahe stand und der deshalb glaubt, nicht ungeeignet zu sein, ihm Worte des Nachrufes zu widmen.

---

[1] Die mit eckigen Klammern [ ] eingefangenen Stellen sind willkommene Ergänzungen von Herrn kais. Rat Dr. Anton Kapper, I. Adjunkten des steiermärkischen Landesarchives, einem Schüler und Verehrer Zwiedinecks.

Hans von Zwiedineck-Südenhorst wurde als Sohn des k. k. österreichischen Artillerie-Oberst Ferdinand Zwiedineck (am 25. Juni 1854 mit dem Prädikate Edler von Südenhorst in den Adelstand erhoben) am 14. April 1845 zu Frankfurt am Main geboren, wo der Vater als Mitglied der Militärkommission beim deutschen Bundestage zugeteilt war; 1848 abberufen, machte Oberst Zwiedineck den Feldzug in Ungarn mit und stand seit 1850 in leitender Stellung in der Armee Radetzkys in Italien. Da erregte[1] sein offenes rückhaltloses Auftreten gegen die Fehlgriffe und Fahrlässigkeiten einiger Vorgesetzten, welche ihm im artilleristischen Wissen weit nachstanden, den Unwillen einer damals im Artillerie-Oberkommando herrschenden einflußreichen Clique, gegen die selbst die Anerkennung, welche ihm von seiten Radetzkys zuteil wurde, nicht aufzukommen vermochte. Seine Gegner benützten die Erkrankung des Kaisers infolge des Libényischen Attentates und erwirkten die Versetzung des Obersten in den Ruhestand. Er zog sich nach Graz zurück, wohin sich seine Gemahlin mit den Kindern bereits 1848 begeben hatte. So wurde Graz und die Steiermark unserem Hans v. Zwiedineck zur vollen Heimat, daß wir ihn als unseren echten und rechten Landesgenossen betrachten können.

Hier besuchte er das Gymnasium, an dessen Lehrer, besonders an die hier wirkenden Benediktiner des Stiftes Admont, er in späteren Jahren noch oft dankbar und in freudiger Rückerinnerung dachte und dieser in lieben Worten Ausdruck gab. Er studierte an der juridischen Fakultät durch vier Semester, [konnte aber dem römischen Rechte kein Interesse abgewinnen, so sehr ihn das deutsche Recht anzog, was auch mitbestimmend war, daß er sich ganz der Historie widmete] und an der philosophischen Fakultät wendete er sich sodann dem Studium der deutschen Sprache und Literatur und der Geschichte zu.

Im Jahre 1866 wurde sein Bruder Hauptmann Anton von Zwiedeneck in der Schlacht bei Königgrätz schwer verwundet; auf diese Nachricht eilte der Vater in Begleitung seines jüngsten Sohnes Hans nach Böhmen, um dem Verletzten wenn möglich Hilfe zu bringen. Sie fanden ihn in dem von den Preußen besetzten Orte Horšič in einem Bauernhause. Nach vielfachen Mühen gelang es ihnen, die Erlaubnis zu erwirken, den todkranken Bruder nach Prag zu schaffen. Oberst

[1] Wurzbach, Biographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates. Wien 1891. LX, 337—341.

v. Zwiedineck, der greise Vater mußte, von den Anstrengungen erschöpft, nach Graz zurückkehren. Hans blieb in Prag und es gelang ihm den Schwerverwundeten in das von der Gräfin Colloredo errichtete Spital zu bringen. Erst nach vielen Wochen war er so weit genesen, daß Hans den Bruder nach Graz geleiten konnte, wo er seitdem bis zu seinem Tode als Major in Pension lebte. Hans v. Zwiedineck erzählte später oft von seinen damaligen Erlebnissen mitten im feindlichen Heere, von den Schwierigkeiten trotz Passierscheines mit dem verwundeten österreichischen Offizier durch die preußischen Vorposten zu kommen und da alles Fuhrwerk für Kriegszwecke requiriert war, doch noch einen Wagen zum Transport des Kranken aufzubringen.

Im Jahre 1867 erlangte Zwiedineck die philosophische Doktorwürde und trat als Aspirant in die Landesbibliothek am Joanneum ein. Am 15. April 1869 wurde er zum Supplenten an der Landes-Oberrealschule ernannt, legte die Lehramtsprüfung für Geschichte, Geographie und deutsche Sprache mit günstigem Erfolge ab, wurde Lehrer und 1873 Professor an dieser Lehranstalt. Er war ein geborener Lehrer, warmer Freund der Jugend, ein ausgezeichneter Pädagoge aus sich selbst, ohne vorhergegangene philosophische und pädagogische Studien; er war es nicht nach dem Buche, aus dem Leben heraus. Rasch hatte er die Herzen der studierenden Jugend gewonnen, frisch und frei strömte ihm beim Unterrichte das Wort von der Zunge, stets wußte er die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln, ihren Eifer anzuspornen; an den Schulfesten, an den Ausflügen der Schüler, an musikalischen Aufführungen derselben nahm er stets den regsten Anteil, ja wirkte dabei meistens als Arrangeur und Leiter; kleine Fehler der studierenden Jugend übersah er, gute Leistungen wurden von ihm immer voll anerkannt, „wohlwollend und gerecht" war der Leitstern seines Wirkens als Lehrer, so daß jetzt noch viele seiner einstigen Schüler, die nun in höheren Lebensstellungen sich befinden, ihres einstigen edelgesinnten und hochgebildeten Lehrers sich freudig und dankbar erinnern. Nicht bloß Vermehrung des Wissens bei seinen Schülern, auch Bildung des Charakters, Aneignung feiner Lebensformen war sein Streben, das auch schöne Ergebnisse erzielte.

Am 6. Juni 1872 starb Hans von Zwiedinecks Vater der Oberst Ferdinand von Zwiedineck (geb. 19. Oktober 1791), was den Sohn mit tiefer Trauer erfüllte.

Außer seiner unmittelbaren Lehrtätigkeit an der Landesoberrealschule hatte Zwiedineck an ihr auch als Bibliothekar der Lehrer- und Schülerbibliothek und der Bücher-, der Lehr- und Lernmittelsammlung des Unterstützungsvereines für dürftige und würdige Studierende der technischen Landeshochschule und Oberrealschule höchst ersprießlich gewirkt. Bei dem Schulfeste am 2. Dezember 1873 zur Feier des fünfundzwanzigsten Jahrestages der Thronbesteigung des Kaisers hielt er eine der Festreden. Er warf einen Rückblick auf die Geschichte Österreich-Ungarns seit dem Regierungsantritte des Kaisers, worin er der vielen Hindernisse gedachte, welche überwunden werden mußten, bis es gelang, unter der Sonne freiheitlicher Einrichtungen, als deren Schirmer der Monarch sich feierlich erklärt hatte, im fünfundzwanzigsten Jahre seiner Regierung ein Werk des Friedens ins Leben zu rufen, einen Wettkampf mit allen Nationen um den Vorrang in der Verbreitung des materiellen Wohlstandes und der geistigen Blüte (die Wiener Weltausstellung), den die Völker Osterreich-Ungarns in der Hauptstadt des Reiches ehrenvoll mitzukämpfen sich nicht scheuten. — Als am 11. April 1876 Anton Alexander Graf Auersperg, der Dichter und Staatsmann in Graz seinen siebzigsten Geburtstag feierte, wurde ihm vom Lehrkörper der Landesoberrealschule eine Glückwunschadresse überreicht, welche der Jubilar huldvoll und dankend entgegennahm und in einer Ansprache und später in einer Zuschrift erwiderte. Der Verfasser dieser glänzend geschriebenen Adresse war Zwiedineck. —

Auch bei der Feier, welche am 24. April 1879 aus Anlaß der silbernen Hochzeit unseres Kaiserpaares von den Landeslehranstalten im Landtagssaale war veranstaltet worden, hielt Zwiedineck eine der Festreden. Er hob hervor, daß bei diesem Feste alle Völker des weiten Reiches von inniger Vaterlandsliebe beseelt seien, erörterte dann, was man unter Vaterlandsliebe versteht, daß für den Österreicher Patriotismus und dynastisches Gefühl untrennbar verbunden sind, daß wir bei unserem Kaiser das alte Österreich finden, dem unsere Väter gedient, dem sie soviel Liebe und Treue erwiesen und das sie auch uns lieben lehrten; in diesem Geiste mögen alle Völker dieses Fest feiern und sie mögen es mit ungeteiltem Jubel in alle Welt ertönen lassen, daß Fürst und Volk sich liebend die Hände reichen seht hin auf ein in der Freude einiges Volk, seht den würdigsten Träger der herrlichsten Kronen, vernehmet die Huldigung, die ihm alle zollen, vernehmet die Rufe der Liebe, des Dankes, die von Millionen

Lippen ertönen, ohne anderen Antrieb, als das eigene Herz, vernehmet es und — lernt den Glauben an Österreich. „Wir aber, die wir in diesem Glauben wirken und schaffen, wie es uns mit unseren besten Kräften vergönnt ist, wir deutschen Österreicher, wir wollen eingedenk sein, daß uns unsere Abstammung, unsere Geschichte und die Sitte unseres Volkes ein Vorrecht gewährt: wir werden als die ältesten Mannen, die sich zuerst unter allen Völkern des Reiches dem Habsburger gelobt, den Ehrenplatz einnehmen, wenn es gilt, mit Schild und Schwert dem Feinde ins Auge zu blicken, wir werden als die letzten und immer Getreuen ausharren an der Seite unseres Kaisers und Herrn."

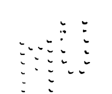
Im Jahre 1875 hatte sich Zwiedineck als Privatdozent für neuere und neueste Geschichte an der Karl-Franzens-Universität habilitiert und 1880 wurde ihm vom steiermärkischen Landesausschusse die Leitung der Landesbibliothek am Joanneum übertragen. Als er infolgedessen 1881 von der Landes-oberrealschule schied, bedauerten der Direktor, die Professoren und die Schüler auf das lebhafteste diesen Verlust, denn er hatte durch zwölf Jahre als vorzüglicher Lehrer, als treuer Kollege, als Freund der studierenden Jugend von allen hoch geachtet, von den Schülern innigst geliebt an ihr gewirkt.

Mit Beschluß des steiermärkischen Landesausschusses vom 10. Juli 1880 wurde Zwiedineck die provisorische Leitung der Landesbibliothek am Joanneum mit allen Rechten und Verpflichtungen eines Bibliothekars übertragen und am 1. August trat er dieses Amt an. Damit war ihm ein großes und fruchtbares Feld zur Betätigung des Organisationstalentes, das er in hohem Maße besaß, eröffnet. Mit Ende 1880 zählte diese Bibliothek 80.410 Bände und Hefte, bis 1900, als Zwiedineck als Bibliothekar in den Ruhestand trat, war ihr Bücherbestand auf 146.000 gestiegen. Aber nicht bloß diese Vermehrung erfolgte unter seiner Leitung, auch die innere Organisation der ihm anvertrauten Bücherei war total umgestaltet worden. Schon im Jahre 1881 wurde die Bibliothek in Hinsicht auf ihre Bestimmung und innere Entwicklung auf eine neue Grundlage gestellt. Da die technische Hochschule, welche aus dem Joanneum hervorgegangen war und in innigem Zusammenhange mit demselben stand, 1874 vom Staate übernommen wurde und eine eigene Bibliothek erhielt, entfiel für die Joanneumsbibliothek die Notwendigkeit, den Professoren und Hörern derselben ihre Literatur zu beschaffen und konnte die Landesbibliothek ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder

zugeführt werden, als Fachbibliothek für die Vorstände, Beamten und Benützer jener Musealabteilungen zu dienen, welche im Joanneum vereinigt sind und anderseits eine Bildungsanstalt für die gesamte Bevölkerung des Landes, auch jene, welche nicht gelehrten Berufszweigen sich widmen, zu sein. Zwiedineck hatte daher in Hinkunft gewisse Disziplinen an der Bibliothek nicht mehr zu pflegen, andere jedoch nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit und der Zulänglichkeit der Mittel zu kultivieren. Hiezu gehören Geschichte, Naturkunde, Naturgeschichte, Landwirtschaft, Gewerbewesen, Handel, Hauswirtschaft, Staatswissenschaften, Soziologie, Literatur der schönen Künste, Bibliothekskunde, Sammelwerke, Enzyklopädien und Zeitschriften, soweit sie auf die obengenannten Disziplinen Bezug haben und in hervorragender Weise Styriaca.

Ein zweites glänzendes Ergebnis für die Landesbibliothek im Jahre 1881 war das großartige Vermächtnis, welches der k. k. Oberfinanzrat und Gutsbesitzer Dr. Franz Ritter v. Heintl in Wien ihr hinterließ. Er bestimmte in seinem Testamente, daß seine Bibliothek dem Joanneum in Graz zufallen solle. Zwiedineck wurde vom Landesausschusse mit der Intervention bei der Inventarisierung und Schätzung und mit der Übernahme des Legates betraut, welche Vorgänge 22 Tage in Anspruch nahmen und für die Bibliothek einen Zuwachs von 22.856 Bänden und Heften ergaben, und zwar durchaus wertvollen Inhalts. Nach Graz gebracht, wurden sie der Landesbibliothek angereiht, wodurch dem Leiter derselben und seinen Beamten große Arbeitslasten erwuchsen, die jedoch alle in relativ kurzer Zeit bewältigt wurden.

Für den 70. Jahresbericht des Joanneums zu Graz über das Jahr 1881 (Graz 1882) lieferte Zwiedineck eine biographische Skizze „Dr. Franz Ritter v. Heintl“, in welcher er das Leben und Wirken dieses für das Joanneum so ungemein wohlwollenden und großmütigen Erblassers entwarf, welche mit den Worten schließt: „Am 5. März 1881 verschied der Mann, der es wie wenige verstanden hatte, sein Leben durch geistige Arbeit und durch ein offenes Herz für alles, was den Menschen erfreuen kann, genußreich zu gestalten. Das schönste Denkmal hat er sich selbst errichtet durch die Stiftung, vermöge welcher seine Büchersammlung in die Landesbibliothek am Joanneum übergegangen ist, wo ihre Benutzung noch tausenden Belehrung und künstlerische Befriedigung gewähren wird. Das Land Steiermark, dem er so viel Liebe und Dankbarkeit entgegengebracht hat, erfreut sich durch sein Ver-



mächtnis eines kostbaren Schatzes, der gewiß dazu beitragen kann, anregend und fördernd für seine Bewohner zu wirken. Dies wird um so sicherer geschehen, je leichter die auf nahezu 110.000 Bände angewachsene Bibliothek auch den außerhalb Graz wohnenden Literaturfreunden zugänglich gemacht wird, je eifriger wir an der Verwirklichung der Ideen arbeiten, von welchen jetzt die Reformen des Bibliothekswesens ausgehen und die in dem Bestreben gipfeln, die öffentlichen Bibliotheken nicht nur als wertvolle Sammlungen zu erhalten und zu erweitern, sondern sie zu Bildungsanstalten zu machen, welche das Volk in seiner Gesamtheit in Verbindung bringen mit der geistigen Arbeit der einzelnen, die sich derselben widmen."

An Zwiedineck trat nun überhaupt und im besonderen infolge der großartigen Vermehrung der Landesbibliothek durch Heintls Vermächtnis die Notwendigkeit der Reorganisation der unter seiner Leitung stehenden Bücherschätze heran. Er unternahm, um auf diesem Gebiete Erfahrungen zu sammeln, eine Studienreise zur Besichtigung einer Reihe hervorragender Bibliotheken des In- und Auslandes und schritt dann, da die noch geltende Instruktion von 1866 längst veraltet war, zur Abfassung einer neuen für die Verwaltung der Bibliothek; zunächst wurde eine neue Signierung vorgenommen und ein systematischer Zettelkatalog angefertigt. Als am 20. Jänner 1882, dem Tage, an dem hundert Jahre vorher Erzherzog Johann das Licht der Welt erblickt hatte, in Graz eine große glänzende Festfeier stattfand, war es Zwiedineck, der in Vertretung der dem Joanneum angehörigen Landesinstitute die Festrede hielt. An der zur Feier der Einführung der Buchdruckerkunst (1482) in Wien veranstalteten Ausstellung von Wiener Drucken war die Joanneums-Bibliothek mit 18 Werken beteiligt.

An der 1883 in Graz veranstalteten Ausstellung kulturhistorischer Gegenstände zur Feier der 600jährigen Regierung des Hauses Habsburg in Steiermark beteiligte sich die Joanneums-Bibliothek in vortretender Weise; sie stellte aus a) Druckwerke, welche von Steiermärkern oder in Steiermark hergestellt wurden, b) Werke hervorragender Autoren, welche entweder aus Steiermark stammen oder eine längere Reihe in Steiermark gewirkt haben, c) seltene Druckwerke aus steirischen Bibliotheken, d) Manuskripte und Bucheinbände, e) Auswahl steirischer Zeitschriften, im ganzen 91 Werke; die Zeitungs-Sammlung war bis auf eine Nummer durchaus den Beständen der Bibliothek entnommen. Bei der achttägigen Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I.

gelegentlich dieser Feier in Graz, besuchte der Allerhöchste Herr auch die Landesbibliothek, wobei Zwiedineck die Ehre der Führerschalt hatte. Der Kaiser geruhte, den Allerhöchsten Namen in das dort seit 1811 aufliegende Gedenkbuch einzuzeichnen und sprach sich anerkennend über das Gesehene aus.

Am 12. Juli 1883 systemisierte der steiermärkische Landtag die Stelle eines Bibliothekars am Joanneum und der Landesausschuß verlieh sie definitiv am 16. Juli dem bisherigen provisorischen Vorstande v. Zwiedineck.

Im Jahre 1884 gelang es ihm die längst schon dringend nötige Vermehrung der Lokalitäten zu erreichen, wodurch es möglich wurde, die Bibliothek der k. k. Hochschule, welche noch immer durch die Vorstehung der Landesbibliothek verwaltet wurde, in einem von dieser geschiedenen Raume aufzustellen, den Lesesaal durch Entfernung von Kästen seiner ursprünglichen Bestimmung wiederzugeben und in die Aufstellung der verschiedenen Abteilungen der Landesbibliothek bessere Ordnung zu bringen. Die Bibliotheca styriaca erhielt ein eigenes Zimmer, die politischen und belletristischen Zeitungen wurden einer besonderen Sichtung unterzogen und in eigenen Räumen untergebracht. Für die Publikationen der Akademien und wissenschaftlichen Vereine wurde ein eigener Zettelkatalog angelegt.

Als im Jahre 1887 die k. und k. Hoheiten Kronprinz Erzherzog Rudolf und Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie in Steiermark und in Graz weilten, wurde am 26. Oktober der Joanneumsbibliothek die Ehre Ihres Höchsten Besuches zuteil. Die Höchsten Herrschaften begaben sich in die Räume der Landesbibliothek, wurden durch Zwiedineck auf die dort ausgestellten Cimelien, Inkunabeln, steirischen Kostümbilder, Ortsbilder u. dgl. aufmerksam gemacht und trugen Höchstihre Namen in das schon oben erwähnte Gedenkbuch ein.

Die Bibliothek der k. k. technischen Hochschule, welche bisher von dem Vorstande der Landesbibliothek verwaltet worden war, wurde 1888 in der Stärke von 7000 Bänden und 2600 Programmen samt allen Katalogen, Protokollen, Einrichtungen, Drucksorten, Repertorien in das neue Gebäude der technischen Hochschule übertragen und dadurch die Landesbibliothek einigermaßen entlastet.

Im Sommer des Jahres 1889 wurden im Joanneumsgebäude große Adaptierungen vorgenommen; wesentliche Änderungen in der Einrichtung der Bibliothek hinsichtlich

der Leseräume, Kanzleien und Bücherdepots — allerdings immer noch ein Provisorium bis zu dem bereits beschlossenen Anbau eines Südflügels an das alte Joanneumsgebäude für die definitive Unterbringung der Bücherschätze. Bücherdepots, sodann Lesesäle und Kanzleien in lichten Zimmern wurden gewonnen. Sieben Säle mit zirka 70.000 Bänden mußten geräumt und in den neuen Lokalitäten aufgestellt werden — alles über Anordnung und unter Leitung Zwiedinecks.

Die Adaptierungsarbeiten wurden 1890 fortgesetzt; der große Büchersaal und drei Zimmer mußten gänzlich geräumt, 45.000 Bücher wieder provisorisch untergebracht werden und dennoch wurden nur zweimal auf je vier Tage die Lesezimmer gesperrt.

Im Herbste 1890 und im Frühjahre 1892 hatte Zwiedineck abermals Studienreisen unternommen, um die modernen Bibliotheksanlagen zu Leipzig, Halle, Göttingen, Hamburg, Kassel, Karlsruhe, Stuttgart, Frankfurt am Main, Köln und Leyden kennen zu lernen und gegebenenfalls die dort bestehenden Einrichtungen auch in Graz in Anwendung zu bringen. In Leyden wurde das von dem Oberbibliothekar W. H. du Rien durchgeführte System des gedruckten Zettelkataloges eingehend untersucht, als nachahmenswert erkannt und sodann an der Joanneumsbibliothek in Verwendung gebracht.

Über Anregung von seiten des Statthalters und des Landeshauptmannes von Steiermark wurden zwischen der Regierung und dem Landesausschusse Verhandlungen eingeleitet über die Frage, ob eine Vereinigung der beiden in Graz bestehenden großen öffentlichen Bibliotheken, der der Universität und der des Joanneums ausführbar wäre; Zwiedineck arbeitete einen Organisationsentwurf hierüber aus, der akademische Senat und der Landesausschuß stimmten dem Projekte zu, eifrig wurde darüber zwischen diesem und der Regierung verhandelt, das Ministerum stellte jedoch dem Lande Steiermark unannehmbare Bedingungen, damit war die Angelegenheit erledigt und jede weitere Erörterung der Vereinigungsfrage zwecklos.

Im Sommer 1892 wurde in Wien eine internationale Ausstellung für Theater- und Musikwesen veranstaltet; Zwiedineck wurde vom Ausstellungskomitee zum Ausstellungskommissär für Steiermark, Kärnten, Krain, Triest und Görz bestellt; dadurch hatte er Gelegenheit, die in den innerösterreichischen Ländern vorhandenen Sammlungen, welche die

Geschichte des Theaterwesens in diesen Ländern betreffen, kennen zu lernen und zu würdigen. Er sammelte für die Ausstellung in Wien ein reiches Material, das jedoch dort nur zum Teile wegen Mangels an Raum verwendet werden konnte. Hingegen veranstaltete er Ende Oktober 1892 in den Räumen der Bibliothek eine Spezialausstellung für innerösterreichisches Theaterwesen, welche sich trefflich präsentierte und zahlreich besucht wurde.

In diesem Jahre (1892) wurde auch der Neubau der Bibliothek bis auf einige innere Herstellungen vollendet und 1893 konnte die Übertragung und Neuaufstellung des Bücherbestandes im Neubau vorgenommen werden. Es war dies eine schwierige und sehr komplizierte Arbeit, denn es mußten bauliche Rekonstruktionen vorgenommen, Bücherrepositorien geleert, diese zerlegt und teilweise umstaltet wieder aufgestellt und mit Büchern gefüllt werden. Eine Neusignierung nach dem numerus currens fand statt, wobei sich die Zahl von 127.633 Bänden ergab. Fünf Beamte, drei Diener und vier Träger arbeiteten daran unter Zwiedinecks Leitung von Anfang Juni bis Ende Oktober. Gleichzeitig wurde eine Handbibliothek, die am häufigsten im Lesesaale gebrauchten Werke enthaltend, ausgesondert, signiert, katalogisiert und aufgestellt. Die Bibliotheken mehrerer wissenschaftlicher Vereine, so des Vereines der Ärzte, der Sektion Graz des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines und des steiermärkischen Lehrerbundes unter Wahrung des Eigentumrechtes jener Vereine übernommen und in der Landesbibliothek aufgestellt. Zwiedineck arbeitete sodann den Entwurf der „Bestimmungen für die Benützung der steiermärkischen Landesbibliothek“ aus, der vom Kuratorium des Joanneums durchberaten und vom Landesausschusse provisorisch genehmigt wurde.

Es war ein großes Stück Arbeit, was mit all dem war geleistet worden [und für sein persönliches Wesen ist es kennzeichnend, daß er bei den großen Übersiedlungen der Bibliothek stets selbst mit Hand anlegte und so dem ganzen Beamtenkörper mit mustergültigem Eifer voranging; 8 bis 10 Stunden im Tage Bücher schleppen, das war wahrlich keine kleine Arbeit]. Der Landesausschuß anerkannte es auch vollauf und richtete am 1. Dezember 1893 folgendes Dankschreiben an Zwiedineck.

„Der Landesausschuß hat in seiner heutigen Sitzung einstimmig beschlossen, anläßlich der am 26. v. M. erfolgten

Eröffnung der neuen Landesbibliothek Euer Wohlgeboren für Ihre bei Verfassung des Bauplanes und Durchführung des Baues bewiesene Umsicht und Fachkenntnis sowie für die Tatkraft, mit welcher die Umräumung und Neuaufstellung des Büchervorrates in kurzer Zeit bewältigt worden ist, überhaupt für die unermüdliche und vom besten Erfolge begleitete Tätigkeit, die Sie hiebei entfaltet, seine volle Anerkennung auszusprechen und Euer Wohlgeboren zu ersuchen, auch sämtliche Ihnen unterstehende Herren Beamten von der Anerkennung ihrer angestrengten Leistungen in den letzten sechs Monaten seitens des Landesausschusses zu verständigen."

Als am 26. November 1893 bei dem alljährlich stattfindenden Stiftungsfeste des Joanneums — am 26. November 1811 ist die Gründungsurkunde des Joanneums von Erzherzog Johann ausgestellt worden — gleichzeitig die reorganisierte Landesbibliothek wieder eröffnet wurde, hielt Zwiedineck die Festrede, in welcher von der Geschichte der Bibliothek, dem Neubau, der Aufstellung, den Katalogen und der Art und Weise der Benützung ausführlich Bericht erstattet wird.

Im Laufe des Jahres 1894 wurden Vorarbeiten für ein Verzeichnis der Inkunabeln und Cimelien, welche in den Schaukästen aufgestellt sind, eingeleitet und die Anlage des Kataloges der Zeitschriften und Zeitungen fortgesetzt. Sowie im Vorjahre von drei Vereinen übernahm die Landesbibliothek dieses Jahr die Bücher- und Kartensammlung des steiermärkischen Gebirgsvereines.

Am 5. Juni 1894 fand die feierliche Eröffnung des kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums statt, welche durch die Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers verherrlicht wurde. Bei dieser Gelegenheit besichtigte Er auch die Kanzleiräume und Lesesäle der Bibliothek, nahm mit großer Befriedigung von der Meldung Zwiedinecks Kenntnis über die stets wachsende Benützung der Bibliothek durch das Lesepublikum in Graz und über die Einrichtungen, die getroffen worden sind, um die Bestände der Bibliothek allen Bewohnern des Landes zugänglich zu machen; über die Anlage des wissenschaftlichen Kataloges nach dem Leydener System, von dem einige Proben vorgezeigt wurden, sprach sich der Kaiser sehr anerkennend aus. Vor dem Verlassen des Institutes trug der Kaiser Allerhöchst Seinen Namen in das Gedenkbuch des Joanneums ein.

In den Jahren 1895 bis 1900 wurden die Arbeiten an den Katalogen eifrigst fortgesetzt und bei einzelnen bereits beendet.

Das war die Wirksamkeit Zwiedinecks während der zwanzig Jahre, in welchen er an der Spitze der Landesbibliothek am Joanneum stand. Im März 1900 richtete er an den Landtag das Gesuch um Versetzung in den bleibenden Ruhestand, dem auch stattgegeben wurde und in den er am 1. Jänner 1901 trat. Er schied damit aus seiner Tätigkeit, die reich an Arbeit und an Erfolgen war. Seinem Amte war er voll gewachsen[1] „ebenso durch die Sorgfalt, die er den Einzelheiten der Verwaltung angedeihen ließ, als durch den weiten Blick, mit dem er das ganze umfaßte. Als den Hauptzweck einer so erweiterten und in ihrem Werte gesteigerten Büchersammlung, wie sie das Land nun besaß, erkannte er die weitestgehende Benützung derselben. Darauf war nun seine ganze Mühewaltung gerichtet. Wenn Steiermark heute eine Landesbibliothek besitzt, die nicht nur an Reichhaltigkeit, sondern auch durch die Art ihrer Wirksamkeit als ohnegleichen in den österreichischen Provinzen gilt, so ist das letztere: die Art ihrer Wirksamkeit zum nicht geringen Teile das Verdienst Professors von Zwiedineck. Durch ihn ward der hohe Wert, den sie für die Stadt Graz besaß, gesteigert zu einem höheren Werte, den sie nun für das ganze Land Steiermark einnehmen sollte und wirklich auch bald einnahm. Denn von nun an flossen die Bücherschätze durch die Leitungen der Schulen wie aus einem unerschöpflichen Born nach allen Richtungen des Landes. Kein Schullehrer, kein Jugendbildner, auch in dem entlegensten Gebirgsdorf in Steiermark war von der Wohltat ausgeschlossen, vom Quell aller Bildung schöpfen zu dürfen, von der Bibliothek, die den Menschengeist der Vergangenheit und Gegenwart in Wissenschaft, Kunst und Poesie in sich vereinigt. Jetzt erst wurde sie zur echten und rechten Landesbibliothek und zinste der ganzen Steiermark geistig reichlich. Weil sie somit auch zu einer edlen Volksbibliothek geworden ist, hat sie den Adel ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nicht im geringsten eingebüßt. In ihrer Freigebigkeit, in der Art, ihre Mittel allen zugute kommen zu lassen, die deren bedurften, darin zeigte sie sich vornehm, nicht aber in der Ausschließung der Belle-

[1] LXXXIX. Jahresbericht des steiermärkischen Landesmuseums Joanneum über das Jahr 1900. Herausgegeben vom Kuratorium. Graz 1901. S. 48—50.

tristik als Unterhaltungslektüre, wie es in den nur wissenschaftlichen Bibliotheken gehandhabt werden muß. Auch die Belletristik gehört der Kultur einer Zeit an und was ihr jetzt abgesprochen wird, gewinnt sie nach Jahren doppelt und mehrfach zurück: die wissenschaftliche Bedeutung. Und durch die Vereinbarung mit dem Museumvereine, die auch zu Professor von Zwiedinecks Verdiensten gehört, werden die Kosten der Werke aus der schöngeistigen Literatur vielfach bestritten mittelst der Beiträge, die der genannte Verein zu diesem Zwecke der Landesbibliothek zur Verfügung stellt."

„Daß das ganze Land Steiermark die Bedeutung seiner Bibliothek voll anerkannte, geht daraus hervor, daß es durch seine Vertreter die Zustimmung aussprach, ihr ein neues, den gesteigerten Anforderungen entsprechendes Heim zu erbauen und die oberste Verwaltung, der Landesausschuß, den Bau nach allen zeitgemäßen Ansprüchen zur Ausführung brachte. Sowohl an den Vorarbeiten zur Bauanlage, als auch nach Vollendung des Gebäudes an dessen innerer Ausstattung beteiligte sich Professor von Zwiedineck mit Rat und Tat. Auf seine Veranlassung wurde auch, der gesteigerten Bedeutung der Landesbibliothek gemäß, der Beamtenstand vermehrt und die Dotation erhöht. Die Neusignierung und Neuaufstellung des gesamten Bücherbestandes war das Ergebnis seines wohlerwogenen Entschlusses, die praktische Bedeutung der neuen Bibliothek über alles andere zuhöchst zu stellen. Dieser Erwägung gemäß wurde das sogenannte wissenschaftliche System in der Aufstellung der Bücher aufgehoben und dafür um so gründlicher und folgerichtiger den Katalogen einverleibt: das Äußere wurde damit ins Innere getragen und das notwendig Schematische in eine vergeistigte Form umgewandelt. Die Rechtfertigung dieser Umgestaltung hat Professor von Zwiedineck selbst in einer von ihm verfaßten verdienstvollen Schrift dargestellt, deren voller Titel lautet: „Die steiermärkische Landesbibliothek am Joanneum in Graz. In ihrer geschichtlichen Entwicklung und neuen Einrichtung aus Anlaß der Eröffnung des neuen Bibliotheksgebäudes am 26. November 1893 geschildert." In der Geschichte dieses für alle Klassen der Bevölkerung segensreichen Landesinstitutes wird somit Professor von Zwiedineck stets eine hervorragende Stellung einnehmen. Alle, die künftig berufen sein werden, in dem gleichen Amte zu wirken, wie er, werden nicht anders können, als in seinem Geiste die praktische Bedeutung der Bibliothek, die die Frucht der wissenschaftlichen

ist, zu pflegen, und durch Zugänglichkeit und Erschließung der Bücherschätze Kunst und Wissenschaft, Bildung und Erkenntnis, und somit die höchsten geistigen Güter des Menschen im ganzen Lande Steiermark zu verbreiten."

* * *

Nachdem Zwiedineck an der Landesoberrealschule zwölf Jahre und an der Bibliothek am Joanneum zwanzig Jahre im Dienste des Landes Steiermark gestanden, trat er in den gewiß wohlverdienten Ruhestand; aber nicht um fortan Ruhe zu genießen, sondern um sich nun ganz seinen akademischen Aufgaben als Professor der neueren und neuesten Geschichte an der Universität und seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können. 1880 war er zum Ehrenmitgliede der Historischen Gesellschaft in Berlin gewählt worden, 1885 hatte er den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors, 1898 den eines ordentlichen erhalten, am 29. Mai 1906 wurde er zum korrespondierenden Mitgliede der kaiserlichen Akademie in Wien erwählt und im Juli 1906 zum wirklichen ordentlichen Professor an der Universität in Graz ernannt.

Seine Vorlesungen an derselben wurden von den Studenten der philosophischen und juridischen Fakultät zahlreich besucht, und auch Männer vorgerückten Alters des Zivil- und Militärstandes wohnten, je nachdem er ein interessantes Thema behandelte, den Vorträgen bei. [Und wie konnte er vortragen! Er saß nicht auf dem Katheder und las aus einem Manuskripte, an das er sich ängstlich anklammerte, oder, wie das ja auch vorkommt, aus einem Buche seiner Zuhörerschaft vor. Nein, er trug vor und ging dabei auf und ab oder setzte sich seinen oft wenigen Zuhörern gegenüber auf die Bank, ab und zu einen Blick in sein Manuskript werfend, ganz erfüllt von dem Gegenstande, den er mit Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit und regen Gestaltungsgabe den Wissensdurstigen plastisch vor Augen zu stellen wußte. Im „Taubenkogel" war es, in der Hofgasse im 1. Stocke, dessen einzigen Raum die Geschichtswissenschaft mit der Germanistik teilen mußte und wo auch einträglich auf hohem Podium das Klavier des akademischen Gesangvereines Platz fand, wo jahraus jahrein Zwiedineck von 3—4 Uhr, oft selbst der Tertius im Collegium die Ergebnisse seiner Forschungen kundtat und häufig der Vortrag in ein Zwiegespräch zwischen Lehrer und Schüler überging. Ob er nun die Wallenstein-

Kriege und die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf diesem Gebiete behandelte, oder mit Eugen v. Savoyen gegen die Türken zog, den Zuhörer durch die Wirren des Erbfolgekrieges leitete oder auf die böhmisch-schlesischen Schlachtfelder des siebenjährigen Krieges führte, die Schrecknisse der französichen Revolution schilderte und Europas gewaltiges Ringen gegen Napoleons Kraftgenie und die endliche Niederwerfung desselben, sich und die Zuhörer an Deutschlands Befreiung begeisterte, oder ob er Österreichs Kämpfe um die Vorherrschaft in Italien besprach und den Bruderkampf im Jahre 1866, immer wußte er die Ereignisse mit solcher Lebendigkeit zu schildern, wobei ihm ein eigenes Empfinden für militärische Dinge zustatten kam, daß der Zuhörer das Empfinden hatte, der Mann besitzt neben einem eminenten Gedächtnis eine geradezu plastische Vorstellungskraft. Hatte er Akten, Briefe u. dgl. durchstudiert, so hatte er sie auch schon mit allen in ihnen niedergelegten Lebensanschauungen vor seinen Augen. Und weil sie so lebendig vor ihm standen, haftete auch der Inhalt des Durchforschten so fest in seinem Gedächtnisse.

Eines blieb ihm zeitlebens versagt, wonach er sich so sehr gesehnt hatte: ein Seminar, in dem in persönlicher Aussprache mit dem Hörer seine Lehrtätigkeit die schönsten Früchte getragen hätte. Und so suchte er sich außerhalb der Universität für diese vollkommenste Art der Lehrtätigkeit Ersatz zu schaffen, indem er mit Hilfe des Aktenmateriales, das die historische Landeskommission verarbeitete, eigene Kurse einrichtete zur Lesung und Erklärung der Akten des XVI.—XVIII. Jahrhunderts. Jenem, der sich ihm anschloß, eröffnete sich da im trauten Gespräche der ganze Zauber seiner Persönlichkeit und rührend war er für dessen weiteres Fortbilden und Fortkommen bedacht. Oft genug betonte er, daß er seinen Lehrern gegenüber den Vorwurf erheben müsse — er tat dies ohne Bitterkeit, wie das so seine Art war — daß seine Studienförderung am Mangel der wissenschaftlichen Grundlegung litt. Er wolle nicht, daß auch ihn dereinst ein gleicher Vorwurf treffen könnte. Er hat es gefühlt, daß er sich in einem ganz anderen Tempo zu jener Stufe wissenschaftlicher Arbeit emporgerungen haben würde, in methodischer Beziehung, wie in Hinsicht auf die Gesamtanschauung alles historischen Geschehens, wenn er Lehrer gehabt hätte, die sich für ihre Schüler und ihren Werdegang interessiert, sich ihrer angenommen hätten. Was war das für eine historische Schulung

an einer österreichischen Universität, wenn die Studenten nicht einmal erfuhren, daß es in Wien ein Institut für österreichische Geschichtsforschung gibt.

Die Grazer Universität erlangte endlich ihre so dringende Ausgestaltung und als sie 1896 den Prachtbau in der Halbärthgasse bezog, mußte auch Zwiedineck den trauten dämmerigen Winkel im Taubenkogel verlassen. Die Anzahl der Hörer wuchs bedeutend, da auch viele Juristen seine Vorlesungen besuchten und damit schwand auch die Intimität, die früher seine Vorträge so anziehend machte. Diese Intimität fand sich aber wieder im Kreise des akademischen Historiker-Klubs, zu dessen treuesten und anhänglichsten Mitgliedern er neben Vater Krones zählte. Da gab es keine Veranstaltung, wo Zwiedineck nicht dabei war und vielfach wirkte er selbst bestimmend auf Inhalt und Form derselben. Voll köstlichen, echten Humors wurde da manch heiteres Wort geprägt und flog hinüber und flog herüber, ohne daß er je eines krumm genommen hätte. Duckmäuser und Streber, die den Professoren nachkriechen der Prüfungen willen, die vertrug er in seinem geraden Sinne nicht. Student sein, d. h. eine harmonische Mischung von ernstem Studium und heiterem Lebensgenusse, das war seine Rede und ein verzeihendes Lächeln hatte er, wenn manchmal der Becher etwas überschäumte, er, der selbst in seiner Jugend eine scharfe Klinge führte und noch als gereifter Mann so gerne die bunte Mütze auf sein graues Haupt drückte].

Schon frühzeitig wendete sich Zwiedineck literarischen und journalistischen Arbeiten zu; als Jüngling von 18 Jahren dichtete er ein „Festgedicht zur Feier der Installierung der medizinischen Fakultät in Graz, 14. November 1863“ und verfaßte die kulturhistorische Novelle: „Der Aufstand der steirischen Herren im Jahre 1291. Graz 1863“. 1868 und 1869 war er Redakteur der von Leopold von Sacher-Masoch in Graz herausgegebenen „Monatshefte für Theater und Musik“ und der „Österreichischen Gartenlaube“; 1869 und 1870 Herausgeber der Zeitschrift „Edelweiß“; im Sommer 1871 übernahm er die Schriftleitung der von der Deutschen Partei in Steiermark herausgegebenen „Deutschen Zeitung“, welche er bis 1872 führte und 1868 war die Schrift: „Die Aufgaben und Mittel der Musik. Graz 1868“ erschienen. Von 1870 an waren es meist wissenschaftliche Arbeiten, welche aus seiner Feder flossen; im Anhange sollen sie soweit als möglich vollständig verzeichnet und im folgenden teilweise kurz besprochen werden.

Wenn wir Zwiedinecks Forschungen und Darstellungen gruppieren und charakterisieren wollen, so sind es verschiedene Partien der neueren und neuesten Geschichte, auf welche sich seine Arbeiten erstrecken. Er behandelte in mehreren Schriften die Zeit der Gegenreformation und des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, so in „Christian der Andere von Anhalt", in dem dessen Beziehungen zu den damals noch größtenteils evangelischen Ständen von Steiermark, Kärnten und Krain dargestellt werden, in den Biographien „Ruprecht von Eggenberg, ein österreichischer Heerführer des XVI. Jahrhunderts", in der des „Haus Ulrich von Eggenberg", des Ministers Kaiser Ferdinands II. und Freundes, dann Gegners Wallensteins, der auch bei dessen Katastrophe eine wichtige Rolle spielte, sodann in den „Venetianischen Gesandschaftsberichten über die böhmische Rebellion 1618 bis 1620" und über „Wallensteins Feldzug gegen Mansfeld". Die Geschichte der religiösen Bewegung in Innerösterreich" ist ein wertvoller aus den Akten geschöpfter Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Österreich und zerfällt in die zwei Abschnitte: „Religiöse Unruhen in Steiermark und in Kärnten 1731 bis 1736 und die Gegenreformation unter Karl VI." und „Konfessionelle Wirren in Innerösterreich unter Maria Theresia", worin Zwiedineck nachweist, daß schon bei Karl VI. und noch mehr bei Maria Theresia die Verfolgung der Protestanten viel mehr durch politische Interessen als durch religiöse Beweggründe veranlaßt war, daß auch die große Kaiserin in ihrer letzten Zeit sich milderen Anschauungen zuneigte; aber doch erst seit Josephs II. Toleranzpatent wurde der Grundstein zur Freiheit des evangelischen Bekenntnisses in Österreich gelegt. — In dasselbe Gebiet schlagen ein: „Innerösterreichische Religionsgravamina im XVII. Jahrhundert" und „Dorfleben im XVIII. Jahrhundert. Kulturhistorische Skizzen aus Innerösterreich". Diese Schrift beruht ganz auf den unmittelbaren Quellen, Briefen und Akten, und schildert die Transmigration, die von der Regierung erzwungene Auswanderung der protestantischen Bauern aus Steiermark und Kärnten nach Siebenbürgen, das Treiben der katholischen Missionäre in Innerösterreich und diesem gegenüber die Charakterfestigkeit der evangelisch gebliebenen Bauern, die gedrückte Lage des Bauernstandes, den Aufstand der Bauern zu Millstatt in Kärnten 1735 bis endlich durch Joseph II. Er-

leichterungen eintraten. Ein besonderes Verdienst erwarb sich, Zwiedineck dadurch, daß er in „Zeitungen und Flugschriften aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts“ auf die Wichtigkeit der fliegenden Blätter, Einzeldrucke und politischen Broschüren als Quellen der Geschichte des XVII. Jahrhunderts aufmerksam machte und die in der Universitäts- und Joanneumsbibliothek und im Landesarchive in Graz vorhandenen bibliographisch verzeichnete. — Ein gleiches dadurch daß er die Durchforschung der Privatarchive, besonders die adeliger Familien nachhaltig anregte und über zwei derselben eingehenden Bericht erstattete, so über das von Steyersberg, aus dem sich ergibt, welche reiche Fülle von Urkunden und Akten, belangreich für die Geschichte von Deutschland, Österreich und Steiermark es enthält, und über das von Schloß Feistritz bei Ilz, in dem sich umfangreiche Familienkorrespondenzen aus dem XVIII. Jahrhundert befinden, welche von späteren Forschern vortrefflich benützt werden können und interessante Mitteilungen über die sozialen Zustände in Wien, in Innerösterreich, am kurfürstlichen Hofe zu Mainz, über die Lebensverhältnisse der adeligen Gesellschaft auf ihren Gütern und in ihren Stadtpalästen und Damenstiften und in Klöstern, im Felde und in Friedensgarnisonen und wichtige Materialien für die Geschichte der Familien Lamberg und anderer Geschlechter des alpenländischen Grundadels, sowie für die Landesgeschichte von Salzburg, Oberösterreich, Steiermark, und Kärnten enthalten. In der Abhandlung „Über den Versuch einer Translation des deutschen Ordens an die ungarische Grenze“ legt Zwiedineck im Detail den Plan dar, den Kaiser Maximilian II. gefaßt und 1576 dem Reichstage zu Regensburg vorgelegt hatte, zum Schutze gegen die Türken den deutschen Orden an die ungarische Grenze zu verpflanzen und berichtet über das Scheitern desselben — er wurde vom Ordenskapitel abgelehnt. — Nicht minder wertvoll ist die Untersuchung über „Die Obedienz-Gesandtschaften der deutschen Kaiser an den römischen Hof im XVI. und XVII. Jahrhundert“. —

Besonders intensiv beschäftigte sich Zwiedineck mit der Geschichte der großen altehrwürdigen Lagunenstadt; in „Die Politik der Republik Venedig während des 30jährigen Krieges“ entwirft er auf Grund der Protokolle der Senatssitzungen, des Consiglio dei Pregadi und des engeren Collegio von S. Marco und der Berichte der am kaiserlichen Hof akkreditierten venetianischen Gesandten und

Sekretäre eine eingehende Darstellung der Politik Venedigs von der Verschwörung des Jahres 1618 an bis zum Falle von Mantua und in einer eigenen Abhandlung spricht er von „Graf Heinrich Matthias Thurn in Diensten der Republik Venedig." Eine glänzende Monographie ist „Venedig als Weltmacht und Weltstadt"; alles, die politische Geschichte von ihren ersten Anfängen bis zur höchsten Machtentfaltung und zum allmählichen Niedergang, wo die Republik sich den veränderten Zeitverhältnissen nicht mehr anzupassen vermochte, die Kulturzustände in ihren blendenden Lichtseiten, denen indessen der Schatten nicht fehlt, die wunderbaren Schöpfungen menschlicher Phantasie und Gestaltungskraft in dieser Aristokratie, deren schöne Frauen Tizians Meisterhand herrlich wiedergegeben hat — all das schildert Zwiedineck trefflich. — Und in „Geschichte und Geschichten" unternimmt er es „die venetianische Inquisition" darzustellen, die Sage von der furchtbaren Wirksamkeit dieser Staatseinrichtung zu widerlegen und berichtet über ihren Ursprung und ihre wichtigsten Prozesse.

Aus derselben Sammlung heben wir noch hervor: „Die Unglückstage von Mantua", worin von der Eroberung dieser Stadt durch die Kaiserlichen (1630), ihrer Plünderung und der Zerstreuung der in ihrer Art einzigen Kunstsammlung der Gonzagas erzählt wird; „Turenne und die Fronde" ist eine sehr interessante Darstellung des Verhältnisses des großen Feldherrn zu Mazarin, zur Fronde und des Anteils, den er an der Begründung des Königtums in Frankreich nahm. In „Die Geschichte der Prinzessin von Ahlden", der unglücklichen Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover und des Grafen Philipp Christoph von Königsmarck wird nachgewiesen, daß der Charakter der Fürstin viel besser gewesen, als man bisher annahm und daß Schiller in dem Entwurfe „Die Prinzessin von Celle" sie viel richtiger gezeichnet, als die Historiker vor und nach ihm. — Im spanischen Erbfolgekriege nach der Schlacht bei Höchstädt wurden die Söhne Max Emanuels von Bayern von den Österreichern gefangen; Zwiedineck widerlegt die Fabel von der unwürdigen, ja schimpflichen Behandlung dieser jungen Wittelsbacher in Österreich und legt dar, daß der Kaiser ihre Erziehung auf das genaueste und gewissenhafteste angeordnet und die damit betrauten Kavaliere und Priester sie ebenso durchgeführt haben; sie wurden in jeder Beziehung wie die Prinzen des eigenen kaiserlichen Hauses gehalten. — „Neue Ergebnisse der

Wallensteinforschung" schließen mit den Worten: „Der Mann, den der Drang nach Erwerb zum Soldaten gemacht hat, dessen erstes bedeutendes Projekt der Überfall und die Brandschatzung von Venedig war, der reichen, aber damals schon für die Ruhe Europas ungefährlichen Patrizierstadt, jener Großsprecher, der mit seinen Worten den Taten stets weit vorauslief, der Übermütige, der sich in einem unvernünftigen Luxus gefiel und dabei einen schwunghaften Güterschacher trieb, den unsere Börsenjuden bewundern könnten, der Wortbrüchige, der die Freunde, die er selbst zu Vertrauten und Vollstreckern seiner geheimsten Pläne machte, auf unverantwortliche Weise täuschte und zum Narren hielt — der hat vom deutschen Helden nichts und wird sich die Liebe unseres Volkes nie erwerben, so wenig er sie je besessen. — Schiller hat dies sehr richtig erkannt und mit der Eingebung des Dichters den Charakter Wallensteins schon vor hundert Jahren so sicher erfaßt, wie es alle historische Kritik sicher nicht besser imstande war". Der Dichter war auch Seher.

Sehr beachtenswert sind die „Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte" und die von Adolf Wolf begonnene und durch dessen Tod unterbrochene Geschichte „Österreichs unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II." wurde von Zwiedineck vollendet.

Zahlreiche am Schlusse im Verzeichnisse genannte Abhandlungen lieferte er für die von ihm herausgegebene „Zeitschrift für allgemeine Geschichte", für Helmolts Weltgeschichte schrieb er „die Entstehung der Großmächte", aus dem Archive des Reichsverwesers Erzherzog Johann (jetzt gräflich Meransches Archiv in Graz) gab er „Eine deutsch-österreichische Bundesakte" heraus und lieferte als einen Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte: „Österreich und der österreichische Bundesstaat".

Biographische Denkmale widmete er Alfred von Arneth, Franz von Heintl, Karl Hillebrand, Engelbert Mühlbacher, Theodor von Sickel und Heinrich von Treitschke.

Daß er auch seine Heimat, die Steiermark, die er über alles liebte, in den Kreis seiner Forschung zog, ist begreiflich und wertvolle Abhandlungen hat sie ihm zu danken: „Die Hochzeitfeier Erzherzog Karls II. mit Marie von Bayern", „Das steirische Aufgebot von 1565", „Beiträge zur Geschichte der Verwaltung aus dem Protokolle der Herrschaft Hohenwang", „Die Schlacht bei St. Gotthard 1664", „Die Ostalpen

in den Franzosenkriegen", „Zur Geschichte des ersten Franzosen-Einfalls 1797", „Die politische und militärische Bedeutung des Vorfriedens von Leoben", „Zur Geschichte des Krieges von 1809 in Steiermark", „Das Gefecht bei Sankt Michael und die Operationen des Erzherzogs Johann in Steiermark 1809", „Erinnerungen aus der Franzosenzeit", „Die geschichtliche Stellung der Steiermark". Für das Kronprinzenwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", schrieb er: „Die Geschichte der Steiermark von 1564 bis zur Gegenwart", und der Stadt, in der er erzogen und gebildet wurde, studierte und sein Berufsleben fand, widmete er eine Charakteristik „Graz" und schilderte „Grazer Feste zu Zeiten Erzherzog Johanns".

Seine Stellung am Joanneum, seine Studien über die neueste Geschichte Österreichs und der Umstand, daß das gräflich Meransche Archiv in Graz ihm zur Benützung offen stand, führten ihn zu Untersuchungen und Darstellungen über Leben und Wirken Erzherzogs Johann und daraus entsprang die Monographie: „Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge von 1809", welche aus dem obengenannten Archive und aus dem k. u. k. Kriegsarchiv geschöpft, einen höchst wichtigen Beitrag zur Kriegsgeschichte des Jahres 1809 bildet — eine Rechtfertigung Erzherzogs Johann gegen die Anschuldigung der verzögerten Ankunft auf dem Schlachtfelde von Wagram, welche nicht die Schuld Johanns, sondern die Erzherzogs Karl war, der seinem Bruder zu spät den Befehl zukommen ließ.

Zwiedinecks Hauptwerke, die ausführlichsten und umfangreichsten, sind die „Deutsche Geschichte im Zeitraume der Gründung des preußischen Königtums" in zwei Bänden und die „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs (1806 bis 1871)" in drei Bänden. Beide beruhen nicht auf neuen Forschungen, oder wenn — nur in einigen Teilen, sondern bringen das Ergebnis der bisherigen Forschungen in abgerundeter und vollkommen gelungener Darstellung. Für das erste hat sich Zwiedineck die Jahre 1648 bis 1740 gewählt, obwohl gerade diese Zeit sehr schwierig zu bearbeiten ist, da für manche in sie fallende Ereignisse, und zwar besonders für die Zustände in den einzelnen deutschen Ländern noch wenig Vorarbeiten vorliegen; es war viel und zerstreutes Material beizubringen und diese Menge in ein gleichartiges

Ganze zu verschmelzen, was er auch erreicht hat. Die gedruckte Literatur wurde in reichem Maße benutzt, so daß das Werk die Ergebnisse der bisherigen historischen Forschungen über die deutsche Geschichte von 1648 bis 1740 darbietet. Wie Zwiedineck schon früher in mehreren kleineren Abhandlungen auf die Flugschriftenliteratur des XVII. und XVIII. Jahrhunderts aufmerksam gemacht hat, so benützt er diese auch hier in ausgiebiger und ersprießlicher Weise. Ebenso wie die kriegerischen Ereignisse werden auch die diplomatischen Verhältnisse und die inneren Zustände trefflich dargestellt. Als Held des ersten Bandes tritt der große Kurfürst hervor, so daß man diesen Teil des Geschichtswerkes nahezu als eine Apologie des Begründers der preußischen Macht bezeichnen kann. — Im zweiten Bande wird von dem dritten Raubkriege Ludwigs XIV. erzählt und von den Friedensschlüssen zu Ryswick und Karlowitz, ein Bild des deutschen Volkes an der Schwelle des XVIII. Jahrhunderts nach allen seinen Beziehungen entworfen, sodann die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges gegeben, aus der wir besonders die glänzende Schilderung der Taten des Prinzen Eugen von Savoyen hervorheben, und zuletzt ausführlich über die Regierung des letzten Habsburgers, Kaiser Karls VI., in Österreich und im Deutschen Reiche, und des Vaters Friedrichs des Großen, des Königs Friedrich Wilhelm I. in Preußen, berichtet. — Als Resultat seiner Forschungen stellt er hin, daß die Errichtung und der Ausbau des brandenburgisch-preußischen Staates, die Gründung des hohenzollerischen Königtums das für die deutsche Geschichte wichtigste Ereignis des Zeitraumes von 1648 bis 1740 ist; er verwahrt sich, daß man seiner Geschichtserzählung politische Tendenzen unterschiebe und aus ihr Anlaß nehme, ihm seine patriotische Gesinnung abzusprechen. „Ich erzähle als Deutscher für Deutsche und äußere, was ich als solcher fühle und denke: auf die Stellung des kühlen Beobachters und teilnahmslosen Registrators erhebe ich keinen Anspruch. Aber ich muß mich allen Ernstes dagegen verwahren, daß ich wissentlich und absichtlich ungerechte Urteile verbreite, daß ich dies- und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle verschiedenes Maß in Anwendung bringe, dort ohne Grund lobe und hier hämisch tadle. Ich kann mich allerdings nicht zu jenen österreichischen Historiographen rechnen, die in der Entstehung des preußischen Staates ein Attentat auf die wohlerworbenen Rechte des Hauses Habsburg erblicken und von einem patriotischen Schriftsteller erwarten,

daß er in den Veränderungen der Machtverhältnisse das Werk des Satans erkenne. Diese Art des Patriotismus...... verstehe ich nicht zu würdigen, ich halte es meinerseits vielmehr für eine patriotische Pflicht des Geschichtsschreibers, auch auf die Fehler und Mißgriffe der Staatslenker aufmerksam zu machen und nachzuweisen, welche Folgen aus denselben für die Gegenwart erwachsen sind."

Der erste Band der „Deutschen Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs (1806 bis 1871)" behandelt die Zeit von der Gründung des Rheinbundes bis zum Ausgange des Wiener Kongresses in eingehender kritischer Darstellung, der zweite beginnt mit der Gründung des Deutschen Bundes, schließt mit dem Frühjahr 1849 und ist außer der gedruckten Literatur aus der Akten- und Briefsammlung des einstigen Reichsverwesers Erzherzog Johann (im gräflish Meranschen Archive zu Graz befindlich) geschöpft. Der dritte Band behandelt Österreichs Wiedergeburt und Preußens Reformversuche seit 1848/49, die Lösung der deutschen Frage 1866 und die Gründung des Kaisertums der Hohenzollern 1870/71; das ganze Werk macht den Eindruck ernster Arbeit, ist mit patriotischer Wärme geschrieben und der kundige aufmerksame Leser gewinnt den Eindruck, als habe Zwiedineck das Vorbild Treitschkes vor Augen gehabt.

Des zu früh Hingeschiedenen letzte Schrift ist die Monographie »Maria Theresia", in der er das Leben und Wirken von „Österreichs bestem Herrscher" trefflich, ja teilweise glänzend schildert.

Außerdem gab Zwiedineck in den Jahren 1884 bis 1888 bei Cotta in Stuttgart die „Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte", 5 Bände, der letzte unter dem Titel „Zeitschrift für Geschichte und Politik", heraus und war der Herausgeber und Leiter des ebenfalls bei Cotta erscheinenden großen Sammelwerkes „Bibliothek deutscher Geschichte", für welche er die zwei oben besprochenen großen Werke „Deutsche Geschichte im Zeitraum der Begründung des preußischen Königtums", 2 Bände, und „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Reiches", 3 Bände, verfaßte. Endlich lieferte er durch eine Reihe von Jahren die Berichte „Aus Österreich" für die „Preußischen Jahrbücher", welche regelmäßig in jedem zweiten der jährlich erscheinenden zwölf Hefte dieser Zeitschrift erschienen.

In den letzten Jahren arbeitete er im Auftrage der Erzherzoge Friedrich und Eugen an einer großen Biographie des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern; sie sollte drei Bände umfassen, der erste, bis 1797 reichend, ist nahezu vollendet und für die folgenden hat Zwiedineck bereits reiches Material, auch aus Archiven, so von Wien, Brüssel, Paris, München u. a. gesammelt.

Zwiedineck war ein Mann von außerordentlicher Begabung, von großem Organisationstalente, gewandt in Schrift und Wort; er arbeitete ungemein leicht und schnell; nur dadurch ist es erklärlich, daß er neben der jeden stark in Anspruch nehmenden Stellung als Vorstand einer großen Bibliothek eine so reiche, forschende und darstellende Tätigkeit entfalten konnte. Stets wußte er seine Gedanken und den Stoff, der ihm vorlag, vortrefflich zu gestalten, in Worte zu kleiden, er war gewissermaßen ein Meister des Stils. Die Geschichtschreibung betrachtete er nicht bloß als eine Wissenschaft, auch als eine Kunst; jeder Vortrag, den er hielt — er war auch ein Meister freier Rede — sei es auf der Lehrkanzel, sei es in einem wissenschaftlichen Vereine oder in einer großen Versammlung, war ebenso wie jeder einzelne Aufsatz und jede größere Arbeit ein abgerundetes Ganzes, wohl durchdacht, klar durchgeführt: bei allen Ereignissen und Begebenheiten, die er erzählt, bei allen Zuständen, die er schildert, sind Ursachen, Verlauf und Schlußergebnisse umsichtig herausgearbeitet, alles ist übersichtlich, klar gegliedert, so daß Studium und Lektüre aller seiner Arbeiten nicht bloß Belehrung, sondern vielseitige Anregung und Vergnügen darbieten.

Mit dem Wirken an Bibliothek und Universität und mit seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft sind Zwiedinecks Leistungen nicht erschöpft. In den letzten zwei Jahren seines Lebens, seit dem Tode des Professors von Krones trug er als Honorardozent Geschichte an der technischen Hochschule vor und seine Vorlesungen wurden von vielen Hörern besucht. — Als 1883 das 600jährige Jubiläum der Herrschaft des Hauses Habsburg in Steiermark zu feiern unternommen wurde, schlug Zwiedineck in dem maßgebenden Kreise die Veranstaltung einer kulturhistorischen Ausstellung vor; sie kam zustande, er fungierte in ihr in der wichtigsten und schwierigsten Stellung, als Sekretär; sie gelang glänzend. Kaiser Franz Joseph besuchte sie und sprach sich höchst anerkennend und wohlwollend aus. Eine sehr erfreuliche Folge dieser Ausstellung war das kulturhistorische

Museum am Joanneum, das aus ihr hervorging und eine der glänzendsten Zierden unserer Stadt und unseres Landes ist. Das Ritterkreuz des Franz-Josephs-Ordens, womit der Kaiser Zwiedineck auszeichnete, war der verdiente Lohn seiner Mühen, nachdem er schon für die Schrift über Christian von Anhalt das Ritterkreuz des Ordens Albrechts des Bären von dem Herzoge von Anhalt erhalten hatte. Am 29. Mai 1906 wurde er zum korrespondierenden Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt.

Der Landeshauptmann der Steiermark Gundaker Graf Wurmbrand äußerte sich, es mag 1889 oder 1890 gewesen sein, zu Zwiedineck, daß die innere Geschichte der Steiermark, insbesondere ihre Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, bisher nur sehr spärlich bearbeitet worden sei; auf das hin machte Zwiedineck den Vorschlag, eine historische Landeskommission zur Erforschung und Bearbeitung dieses Gebietes der Landesgeschichte ins Leben zu rufen. Wurmbrand faßte diesen Gedanken in seiner bekannten Tatkraft rasch auf, beschloß ihn zu verwirklichen, erreichte vom Landtage eine Subvention, die Kommission wurde 1891 gegründet und Zwiedineck vom Landesausschusse zu ihrem Sekretär bestellt; wie sehr diese Schöpfung, als deren Urheber Zwiedineck zu betrachten ist, gedieh, beweist das bereits vorliegende Ergebnis, indem seither sechs Bände Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, 23 Hefte Veröffentlichungen der Kommission erschienen sind und umfangreiche Forschungen und Sammlungen für weitere Darstellungen veranlaßt und großenteils durchgeführt wurden.

Nicht minder eifrig und erfolgreich wirkte er im Historischen Verein für Steiermark. Noch als Hörer der Rechte trat er ihm 1864 bei. In der 14. Vierteljahrsversammlung dieses Vereines am 28. April 1874 hielt er einen Vortrag: „Innerösterreichische Religionsgravamina im XVII. Jahrhundert“. welcher im 22. Hefte der „Mitteilungen“ abgedruckt wurde. — Als der Ausschuß des Vereines in der Sitzung vom 19. November 1875 beschloß, eine Wanderversammlung in Marburg a/D. abzuhalten, wurde Zwiedineck in das zu diesem Behufe zusammengesetzte Komitee gewählt; die Versammlung fand am 4. und 5. Juni 1876 statt, verlief glänzend und Zwiedineck nahm an ihr teil. — Er war auch 1877 Mitglied des Komitees zur Veranstaltung einer Wanderversammlung in Judenburg, welche jedoch nicht zustande kam. — Ebenso gehörte er dem Komitee an, welches den Antrag zu

beraten hatte, betreffend die Veranstaltung von außerordentlichen Versammlungen in den Wintermonaten, in welchen nur Vorträge gehalten werden sollten. — Am 22. Jänner 1878 hielt Zwiedineck in der 30. allgemeinen Versammlung des Vereines einen Vortrag „über den Erbhuldigungslandtag von 1564, ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Steiermark"; am 15. März 1879 an dem Geselligkeitsabende des Vereines einen „über die Gesandtschaftsreise des Freiherrn Adam von Herberstein nach Konstantinopel im Jahre 1608", am 20. Dezember 1879 einen „über den Stand der Wallensteinfrage", wobei eine Übersicht der durch Hallwichs neueste Publikationen gewonnenen Resultate für die Geschichte von 1632 bis 1634 gegeben und dabei insbesondere auf die Stellung des Fürsten Hans Ulrich von Eggenberg zu Wallenstein hingewiesen wurde. — Dem Ausschusse gehörte er schon seit 1877 an, wurde 1880 wieder in denselben gewählt, lehnte jedoch 1884 eine Wiederwahl wegen Überladung mit Berufsgeschäften ab. — In der 37. Vierteljahrsversammlung am 28. Oktober 1881 fand Zwiedinecks Vortrag über „Franz Ritter von Heintl und sein Vermächtnis an das Joanneum" statt, der erweitert im 70. Jahresberichte dieses Institutes abgedruckt ist. — In der Jahresversammlung am 30. Jänner 1886 sprach er den Wunsch aus, der Historische Verein möge in der Angelegenheit des Landesmuseums zur Lösung der Frage die entsprechenden und gedeihlichen Schritte unternehmen, worauf der Vereinsvorstand erklärte, daß der Ausschuß die Bedeutung des Landesmuseums wohl anerkenne und hochschätze und in der nächsten Ausschußsitzung diesen Antrag in Beratung ziehen werde. Dies geschah und der Ausschuß faßte den Beschluß: „In Erwägung, daß der Historische Verein seit seinem 35jährigen Bestande nach seinen besten Kräften bemüht war, die Sammlungen des Joanneums — insbesondere die Bibliothek und das Münz- und Antikenkabinett — durch seine Erwerbungen zu fördern und zu bereichern, und in Erwägung, daß eine wissenschaftliche Benützung der jetzt schon in den letzteren und in den Sammlungen des Musealvereines Joanneum vorhandenen Schätze nur durch eine Umgestaltung der Landesmuseen möglich ist, richtet der Verein an den Landesausschuß die Bitte, er möge der Reorganisation des Landesmuseums seine vollste Aufmerksamkeit zuwenden, damit diese für die Wissenschaft und das Land Steiermark so wichtige Angelegenheit sobald als möglich in gedeihlicher Weise der Lösung zugeführt werde." — In der Jahresversamm-

lung vom 28. Jänner 1889 hielt er einen Vortrag „über die Schlacht von St. Gotthard am 1. August 1664", als dessen Veranlassung er einen Programmaufsatz des Gymnasiallehrers Wilhelm Nottebohm in Berlin bezeichnet, der sich bemüht, die Leistungen des christlichen Heeres so viel als möglich herabzusetzen und den Nachweis zu liefern, daß die Schlacht nicht von den Christen gewonnen, sondern von den Türken freiwillig abgebrochen worden sei, was Zwiedineck aus den Kriegsakten des steiermärkischen Landesarchivs entschieden widerlegt. — In der Ausschußsitzung vom 14. Dezember 1889 gab Zwiedineck bekannt, daß es bei der Umstaltung der Kanzlei- und Leseräume der Landesbibliothek möglich geworden sei, ein besonderes Lese- und Arbeitszimmer für den Historischen Verein herzustellen, in dem sämtliche vom Vereine an die Bibliothek abgelieferten Publikationen, soweit sie nicht schon gebunden sind, aufliegen und lud zur Benützung dieser neuen Einrichtung ein. Der Ausschuß beschloß, der Bibliotheksverwaltung seinen Dank für diese Einrichtung auszusprechen. — In der Vierteljahrsversammlung vom 29. April 1890 hielt Zwiedineck einen Vortrag „über das Gefecht von St. Michael am 25. Mai 1809". In der 49. Jahresversammlung am 30. Jänner 1895 wurde er wieder in den Ausschuß und von diesem zum Vereinsvorstande gewählt. — Im Jahre 1895 feierte der Historische Verein für Kärnten in Klagenfurt das Fest seines 50jährigen Bestandes, wozu der Historische Verein für Steiermark geladen wurde. Der Ausschuß beschloß den Vorstand zu ersuchen, an diesem Feste als Vertreter des steiermärkischen Schwestervereines teilzunehmen, was auch geschah und worüber er in der Ausschußsitzung am 25. Oktober 1895 Bericht erstattete. Im Jahre 1903 faßte der Ausschuß über Zwiedinecks Antrag den Beschluß, die Reihe der „Mitteilungen des Historischen Vereins für Steiermark", von welchen bis dahin 50 Hefte erschienen waren, zu schließen und statt derselben eine „Steirische Zeitschrift für Geschichte" (seit 1906 unter dem Titel: „Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark") herauszugeben und den Titel der „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" vom XXXIII. Jahrgange (1904) an in „Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichte" zu ändern. Dieser Beschluß wurde durchgeführt. Die Zeitschrift enthält größere und kleinere Aufsätze und Abhandlungen, und zwar nicht nur landesgeschichtliche, sondern auch Erörterungen verschiedener Fragen aus allen Gebieten der Geschichte, jedoch mit Bevorzugung

solcher, die entweder die Steiermark und die Alpenländer unmittelbar berühren und mit ihren politischen und Kulturverhältnissen in näherer Verbindung stehen, dann folgen Literaturberichte, Nachrichten aus Archiven, Vereinen, Bibliotheken, Museen, Personalien und ein Fragekasten. Die Beiträge sind streng wissenschaftlichen Zwecken gewidmet und dazu bestimmt, neben den vom Vereine hiezu gewählten Aufsätzen auch die Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark aufzunehmen, was schon seit dem Jahre 1896 infolge eines Abkommens zwischen Kommission und Verein geschieht, welches für beide günstige Verhältnis hergestellt zu haben ein Verdienst Zwiedinecks ist. — Am 2. Dezember 1900 fand die Feier des 50jährigen Bestandes des Historischen Vereines für Steiermark statt. Zwiedineck hatte hiezu die Anregung gegeben, alle Vorarbeiten geleitet und so zum glänzenden Verlaufe derselben auf das wesentlichste beigetragen. Sie gelang in ausgezeichneter Weise, fand in der altehrwürdigen Landstube (dem Sitzungssaale des steiermärkischen Landtages) im Landhause statt, und was man in Graz an Autoritäten und Honoratioren zählt, vom Statthalter, Landeshauptmann, Korpskommandanten an, wohnte dem Feste bei. Zwiedineck als Vorstand begrüßte die Festgäste und hielt die erste Rede. — Der Historische Verein für Steiermark kann mit Freude und Stolz auf dieses Fest blicken. Es war daher nur ein Akt der Gerechtigkeit und Dankbarkeit, daß Herr Prof. Dr. Ferd. Khull in der Hauptversammlung vom 27. Mai 1903 den Antrag stellte: „Die Vereinsversammlung wolle den Vorstand Herrn Univ.-Prof. Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Anbetracht seiner großen Verdienste um den Historischen Verein, dessen Leitung er unter schwankenden Verhältnissen übernahm und durch fünf Jahre mit großer Aufopferung führte, in dem Zeitpunkte, in dem der Verein durch wichtige Änderung seiner Arbeiten an einem Wendepunkte stehe, zum Ehrenmitgliede ernennen", welcher Antrag unter allgemeinem Beifall angenommen wurde. — In der Hauptversammlung des Vereines am 15. März 1904 legte Zwiedineck die Stelle als Obmann nieder, da er eine Wiederwahl im Hinblick auf seine wissenschaftlichen Arbeiten in den nächsten Jahren nicht annehmen könne.

[Für den Historischen Verein kommt freilich, abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung und wohl mehr noch als diese eine andere Seite seiner Begabung besonders in Betracht, seine organisatorische Tätigkeit und vor allem seine

Lust und Freude an dieser Arbeit. Die Anerkennung seiner Verdienste auf diesem Gebiete nach seinem Tode ist ein Lohn, den er im Leben nicht voll geerntet hat, wie er es verdiente. Aber um Lohn wars ihm nicht zu tun, er ist immer in der Sache aufgegangen. Und war er eine Persönlichkeit, die in Verreinssachen eine scharfe Klinge schlug, so muß man immer seine absolut sachliche Motivation seines Vorgehens heranziehen, wenn man die Schärfe seines Auftretens richtig würdigen will. Gerade darüber wissen am besten diejenigen Auskunft zu geben, die Gelegenheit hatten, *procul negotiis* ihn über diese seine außerordentlich mühevolle, zeitraubende und im Hinblicke auf persönliche Gegnerschaften selbstlose Arbeit sprechen zu können.

Aber ein Sinn war bei ihm über alles entwickelt, der Gemeinsinn. Daß das Land Steiermark in Hinsicht auf geschichtswissenschaftliche Tätigkeit die Aufmerksamkeit der Außenwelt auf sich lenkte, daß es die achtungsvolle Anerkennung der deutschen, spezifisch reichsdeutschen Gelehrtenwelt finde, das war sein Ehrgeiz und als dies erreicht war, sein Stolz. Dieser in unserer im Grunde noch blutwenig gemeinsinnigen Gesellschaft, in unserer zumeist individual-kapitalistischen Zeit so seltene Sinn für die Geltung des Gemeinwesens verband sich aufs innigste mit dem auch wieder ihm eigentümlichen Maße von Nationalismus. Er kannte nur jenes nationale Selbstgefühl als berechtigt an, das sich aufbaute auf positive Arbeit, auf Kulturleistungen, wie sie andere Nationen nicht aufzuweisen vermögen. Aber nicht nur Kulturleistungen der Vergangenheit ließ er gelten, sondern er forderte, daß, wie die Väter, auch die Söhne ihre Gegenwart mit achtunggebietenden Leistungen erfüllen. Wie er es selbst gehalten, so kann und konnte es freilich nicht von allen anderen gefordert werden. Arbeit war der Inhalt seines Lebens. Das weiß niemand so sehr wie seine nächsten Angehörigen und Freunde, die nicht ohne Sorgen seine nächtliche Arbeit Jahr für Jahr und Tag für Tag nach 9 Uhr abends bis 1 oder 2 Uhr nachts beobachten mußten. Aber er verstand es auch wie wenige zu genießen. Auch darin war er gerade das Gegenteil eines βάναυσος. In der letzten Zeit war die Arbeit über Erzherzog Karl sein Sorgenkind. Da gab es so viele Raupennester von Irrtümern, die er zerstäuben wollte. Er freute sich so sehr auf die Veröffentlichung verschiedener scharfer Polemiken und das lag in seinem Innern knapp beieinander: neben grenzenloser Güte die Freude, mit einem scharfen Wort einen wuch-

tigen Hieb sitzen zu lassen. Aber den Hauptinhalt seiner Berufsgedanken bildete in letzter Zeit immer mehr sein Lehramt. Und eine unsagbare Tragik liegt darin, daß eine grausame Naturgewalt ihn in dem Augenblicke von seinem Posten zerrt, da er vor die Tatsache des erweiterten Wirkungskreises nach namenlosem schweren Ringen endlich gestellt war.

Was hätte er für seine Schüler noch wirken wollen und wirken können! Denn hilfreich und gut war er wie wenige und an dem „edel", das Goethe noch für das Menschentum fordert, zweifeln und mäkeln auch seine Gegner nicht].

Zwiedineck war auch Mitglied der in Wien seit 1891 bestehenden Kommission für neuere Geschichte Österreichs und Mitglied des Ausschusses der zur Unterstützung der Arbeiten dieser Kommission 1904 ebenfalls in Wien errichteten Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs, in welchen beiden er auf das eifrigste tätig war.

Den in verschiedenen Städten Deutschlands und Österreichs stattfindenden Historikertagen und den Generalversammlungen des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine wohnte er regelmäßig als Vertreter des Historischen Vereines für Steiermark bei und an den Ferialvorträgen in Salzburg nahm er tatkräftigen Anteil.

Der holden Frau Musika war er von Jugend auf treu ergeben, selbst ein trefflicher Violinspieler wirkte er in Konzerten des steiermärkischen Musikvereins und bei Quartetten in Privatzirkeln eifrig mit. Viele Jahre war er Mitglied des Ausschusses des steiermärkischen Musikvereines, in dem er eine höchst ersprießliche Wirksamkeit entfaltete.

Die Ferien brachte er meistens in den Bergen zu; er war ein Freund der Alpinistik, der er in den Grenzen, die Vernunft und Verstand vorschreiben, eifrig huldigte. Noch im August 1905 bestieg er den Dachstein. Als der Zentral-Ausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines 1895—1897 den Sitz in Graz hatte, gehörte er ihm an und wirkte in demselben mit gewohntem Eifer.

Vom Ferienaufenthalte zurückgekehrt, erkrankte er im Oktober 1905 an einem bösartigen Leiden (Carcinoma recti), das trotz zwei schwerer Operationen immer heftiger um sich griff und das ihn, obwohl er mit der ganzen Kraft seines Körpers und Geistes dagegen ankämpfte, die schweren Leiden mit größter Geduld ertrug, noch immer Lebens- und Genesungshoffnungen hegte und an seine wissenschaftlichen Arbeiten und

seinen Lehrberuf dachte und Pläne dafür schmiedete, am 22. November 1906 dahinraffte.

Es ist ein geradezu tragisches Verhängnis, von dem Zwiedineck noch in den besten Mannesjahren ereilt wurde. Durch Jahrzehnte seines Lebens war er geistig und körperlich vollkräftig gewesen, arbeitete er rastlos und genoß doch das Leben als heiterer Gesellschafter und als tätiger Freund der schönen Kunst Musik. Im Leben war er ein Glückskind, alles was er erstrebte, erreichte er, alles um was er rang, ward ihm schließlich doch zuteil und in seiner Familie, an der Seite seiner Gattin, im Kreise seiner Kinder, die den Gemahl und Vater innig liebten und verehrten, war er glücklich wie selten jemand. Da ergriff ihn im 60. Jahre seines Lebens jene furchtbar tückische Krankheit, deren Ursache die ganze Ärztewelt nicht kennt und für die es kein Heilmittel gibt und raffte ihn nach 14monatlicher Dauer dahin. Soviel Glück im Leben und früh und traurig das Ende.

An seiner Bahre trauerten seine Gattin Anna, geborene Dettelbach, Töchter Grete und Rosa, letztere vermählt mit dem Artilleriehauptmann Kreißler und ein Sohn Dr. Otto von Zwiedineck, der, dem Beispiele des Vaters folgend, die akademische Laufbahn ergriff und seit mehreren Jahren als o. ö. Professor der Nationalökonomie an der technischen Hochschule zu Karlsruhe im Großherzogtum Baden wirkt.

Wie hochgeschätzt und beliebt er in allen Kreisen war, wie viele Freunde und Verehrer er hatte, bewies das Leichenbegängnis. Alles, was in Graz durch Rang und Stand hervorragt, alle Männer der Wissenschaft und ebenso fast alle deutschen Studenten und Professoren der beiden Hochschulen, an denen er gelehrt hatte, wohnten tieftrauernd der Bestattung bei, denn bei der Vielseitigkeit des Geistes, der Gewandtheit in Ausdruck und Schrift, bei umfassendem Wissen, hatte er ein so liebenswürdiges Benehmen, daß jeder, der mit ihm umging, davon gewonnen werden mußte; trotz der sechs Jahrzehnte, die er erlebte, war er bis zur letzten schweren Erkrankung geistig und körperlich jung geblieben, nichts, was da vorging, auf dem Gebiete der Politik, der Kunst, der Wissenschaft blieb ihm fremd, alles erfaßte er mit regem Geiste und bei allem wußte er stets die beste Seite herauszufinden, so daß sein Hinscheiden nicht bloß seinen Freunden, auch der Wissenschaft, der er sich gewidmet hatte, den Hochschulen und der Gesellschaft ein unersetzlicher Verlust ist.

Dennoch möchte man fast behaupten, daß das *nemo propheta in patria* auch bei ihm einigermaßen zutreffend war, denn sein Wirken und seine Arbeiten waren außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle höher geachtet und geschätzt, als in seiner Heimat Steiermark und im alten Osterreich.

Friede seiner Asche!

Ehre seinem Andenken!

Zwiedinecks Schriften

in chronologischer Folge.

1863. Festgedicht zur Feier der Installierung der medizinischen Fakultät in Graz am 14. November 1863. Graz 1863.

Der Aufstand der steirischen Herren im Jahre 1291. Kulturhistorische Novelle. Graz 1863.

1868. Die Aufgaben und Mittel der Musik. Graz 1868.

1870. Die Neugestaltung des deutschen Nationalepos. (Im Jahresbericht der Landes-Oberrealschule Graz 1870.)

1871. Leitfaden zum Unterrichte in der Geographie von Steiermark für Volksschulen. Hiezu: Wandkarte von Steiermark für Volks- und Bürgerschulen. Graz 1871.

Deutschlands Ringen um Staat und Verfassung. In den politischen Flugblättern, herausgegeben vom Vereine der Deutschnationalen in Graz 1871.

1873. Zeitungen und Flugschriften aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. (Im Jahresberichte der Landes-Oberrealschule. Graz 1873.)

Der Geldschwindel im XVII. Jahrhundert. (Deutsche Zeitung 1873, Nr. 321.)

Rückblick auf die Geschichte Österreich-Ungarns seit dem Regierungsantritte Sr. Maj. des Kaisers Franz Joseph I. Festrede. (In den Erinnerungsblättern an das Schulfest der Landes-Oberrealschule zu Graz zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät Kaisers Franz Joseph I. am 2. Dezember 1873. Graz 1873.)

1874. Ein merkwürdiges Flugblatt. (Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, XXI.)

Zur Vorgeschichte Österreichs. (Im Volkskalender für Kärnten 1874.)

Fürst Christian der Andere von Anhalt und seine Beziehungen zu Innerösterreich. Graz 1874.)

1875. Geschichte der religiösen Bewegung in Innerösterreich im XVIII. Jahrhundert. (Archiv für österreichische Geschichte, LIII., 457—546.)

Innerösterreichische Religionsgravamina im XVII. Jahrhundert. (Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, XXII.)

1876. Zur Geschichte der geistigen Bewegung in Steiermark. (Grazer Tagespost 1876, Nr. 143).
Das steirische Aufgebot von 1565. (Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, XXV.)
Dorfleben im XVIII. Jahrhundert. Kulturhistorische Skizzen aus Inner Österreich. Wien 1876.

1878. Über den Versuch einer Translation des deutschen Ordens an die ungarische Grenze. (Archiv für österreichische Geschichte, LVI., 403—445.)
Ruprecht von Eggenberg. Ein österreichischer Heerführer des XVI. Jahrhunderts. (Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, XXVI.)
Wallenstein. Neuntes Bändchen der Hölderschen historischen Bibliothek für die Jugend. Wien 1878.

1879. Des Freiherrn Adam von Herberstein Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel. (Allgemeine Zeitung 1879, Nr. 129, 130)
Die Obedienzgesandtschaften der deutschen Kaiser an den römischen Hof im XVI. und XVII. Jahrhundert. (Archiv für österreichische Geschichte, LVIII.)
Eine Hochzeitsreise nach Spanien 1598—1599. (Im Morgenblatt der „Presse", Wien, 15. November 1879.)
Rede, gehalten beim Feste der Landes-Lehranstalten in Graz am 4. April 1879 zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares. (Im Jahresberichte der Landes-Oberrealschule, Graz, 1879.)
Die Resultate der neuesten Forschung über die Wallenstein-Katastrophe. (Grazer Tagespost, 1879, 28., 29., 30. Dezember.)

1880. Hans Ulrich Fürst von Eggenberg, Wien 1880.
„Kulturgeschichte." (Im I. Jahrgang 1878 der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. Berlin 1880.)
Venetianische Gesandtschaftsberichte über die böhmische Rebellion 1618—1620. Graz 1880.

1881. Dr. Franz Ritter von Heintl. Eine biographische Skizze. (Im 70. Jahresberichte des Joanneums zu Graz, 1882.)
„Kulturgeschichte." (Im II. Jahrgang der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 1879. Berlin 1881.)

1882. Festrede, gehalten bei der Feier des hundertsten Geburtstages Erzherzog Johanns am 20. Jänner 1882. (Im 71. Jahresberichte des Joanneums zu Graz, 1883. Sonderabdruck. Graz 1882.)
Die Politik der Republik Venedig während des 30jährigen Krieges Zwei Bände. Stuttgart 1882—1885.
Beiträge zur Geschichte der Verwaltung aus dem Protokolle der Herrschaft Hohenwang. (Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, XXX.)
„Kulturgeschichte." (Im III. Jahrgang für 1880 der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. Berlin 1882.)

1883. Die Lieblinge. Festspiel zur Feier des 80. Geburtsfestes des Herrn Johann Dettelbach (Vater von Zwiedinecks Gemahlin), aufgeführt von seinen Enkeln am Vorabende des 10. Jänner 1883. Graz 1883.
Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte. Stuttgart 1883.

1884. Graf Heinrich Matthias Thurn in Diensten der Republik Venedig. (Archiv für österreichische Geschichte, LXVI.)

Österreich unter Maria Theresia, Josef II, und Leopold II. Begonnen von Adam Wolf, vollendet von Zwiedineck. (Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, III., 9.)
Der Türkenkrieg von 1683. (Zeitschrift für allgemeine Geschichte, I.)
Die Geschichte als Wissenschaft. (Ebenda.)
Die Einleitung des Herbstfeldzuges 1813. (Ebenda.)
Karl Hillebrand. (Ebenda.)
Ein wohlgemeintes Liedlein zur hohen Ehr Ihrer Stammgeigen, aufs feinst gespielt von dem Grafen von und zu Aichelburg. Graz 1884.

1885. Wallensteins Feldzug gegen Mansfeld im Herbste 1626 und die Brucker Konferenz. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, VI.)
Die Unglückstage von Mantua. (Zeitschrift für allgemeine Gesch., II.)
Zur Geschichte des 30jährigen Krieges. (Ebenda.)
Aus den Briefen eines deutschen Diplomaten. (Ebenda, II.)

1886. Turenne und die Fronde. (Ebenda III.)
Politische und Kulturgeschichte. (Ebenda, III, 879—883.)

1887. Die neueste Wallenstein-Forschung. (Ebenda. IV.)
Die Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum. (Ebenda, IV.)
Heinrich von Treitschke. (Ebenda, IV.)
Theodor von Sickel. (Ebenda, IV.)

1887. Festgruß zur Feier des zehnjährigen Bestandes des Streichquartettes im Hause Alfred Graf Aichelburg Graz 1887.
Stammtafel der Familie Dettelbach in Graz. Graz 1887.

1888. Das böhmische Staatsrecht und die deutschnationale Politik in Österreich. (Zeitschrift für Geschichte und Politik, V.)
Deutschnational. (Ebenda.)
Gefahren von Osten. (Ebenda.)
Neue französische Allianzen. (Ebenda.)
Der Bund der mitteleuropäischen Kaisermächte. (Ebenda.)
Eine böhmische Akademie der Wissenschaften. (Ebenda.)
Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. (Ebenda, nebst Sonderabdruck. Stuttgart 1888.)

1889. Edwina. Eine Bibliotheksgeschichte. (Deutsche Revue 1889, Maiheft.)
Die Schlacht bei St. Gotthard. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, X.)

1890. Der Jäger von Maria-Hof. Eine steirische Geschichte aus der Franzosenzeit von Johannes Kohldorfer (Pseudonym für Zwiedineck). Obersteirerblatt 1890.
Die Geschichte der Steiermark von 1564 bis zur Gegenwart. (Im Kronprinzenwerke: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Steiermark. Wien 1890. S. 118—138.)
Die Augsburger Allianz von 1686. (Archiv für österreichische Geschichte, LXXVI.)

1890—1894. Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums. Zwei Bände. Stuttgart 1890—1894.

1891. Das Gefecht bei St. Michael und die Operationen des Erzherzogs Johann in Steiermark 1809. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, XII.)

1892. Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge von 1809. Graz 1892.

1892 und 1893. Zur Geschichte des Krieges von 1809 in Steiermark. I. und II. (Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, XXIII. und XXIV. Jahrgang.)

1894. Festrede bei der Stiftungsfeier des Landesmuseums Joanneum und Eröffnung der Landesbibliothek am 26. November 1893. (Im 82. Jahresberichte des Joanneums. Graz 1894.)

Geschichte und Geschichten. Bamberg 1894.

1895. Das Grafendiplom der Windischgrätz von 1557. (In der Festgabe für Franz von Krones zum 19. November 1895. Graz 1895.)

1896. Die Brigade Thierry im Gefechte von Abensberg am 19. und 20. April 1809. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband V.)

Napoleon in Dresden. (Allgemeine Zeitung, Beilage, 1896, Nr. 43)

Heinrich von Treitschke. (Sonderabdruck aus den Biographischen Blättern, II., 6.)

Das Reichsgräflich Wurmbrandsche Haus- und Familienarchiv zu Steyersberg. (Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark, II.)

1897—1905. Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). Drei Bände. Stuttgart 1897, 1903, 1905.

1897—1901. Die Ostalpen in den Franzosenkriegen. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines. 1897, 1898, 1899, 1901.)

1897—1899. Das gräflich Lambergsche Familienarchiv zu Schloß Feistritz bei Ilz. (Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark. IV., VII., XI. Graz 1897, 1898, 1899.)

1897. Die militärische und politische Bedeutung des Vorfriedens von Leoben. (Gedenkblatt, herausgegeben vom Komitee für das Lokalmuseum in Leoben, 1897.)

1898. Alfred von Arneth. (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Neue Folge, II. Jahrgang 1897-98, Monatsblätter.)

1899. Zur Vermählungsfeier Künigl-Reininghaus. Graz 1899.

Venedig als Weltmacht und Weltstadt. (Monographien zur Weltgeschichte, VII. Bielefeld und Leipzig 1899.)

Erinnerungen aus der Franzosenzeit. (Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, XLVII.)

Bericht über die von der provisorischen Kommission zur Herausgabe von Akten und Korrespondenzen zur neueren Geschichte Österreichs eingeleiteten Erhebungen in öffentlichen und Privatarchiven. Graz 1899.

Die Hochzeitsfeier Erzherzog Karls II. mit Maria von Bayern. (Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark. XLVII.)

1900. Die Entstehung der Großmächte. (In Helmolts Weltgeschichte, VII., 1. Leipzig 1900.)

1901. Erinnerungen an Franz Schlechta (2. Februar 1832 bis 6. Dezember 1899). Zur Enthüllung seines Gedenksteines auf dem Friedhofe St. Peter in Graz. Graz 1901.

1902. Graz. Mit 13 Abbildungen und Photographien. (Velhagen und Klasings Monatshefte 1901-1902, S. 689—699.)

Grazer Feste zu Zeiten Erzherzog Johanns. (Im Festblatt für das VI. Deutsche Sängerbundesfest. Graz 1902.

Die geschichtliche Stellung der Steiermark. (Sonderabdruck aus dem Festführer für das VI. Deutsche Sängerbundesfest in Graz 1902.)

Österreich und der deutsche Bundesstaat. Ein Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte 1848—1849. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, XXIV.)

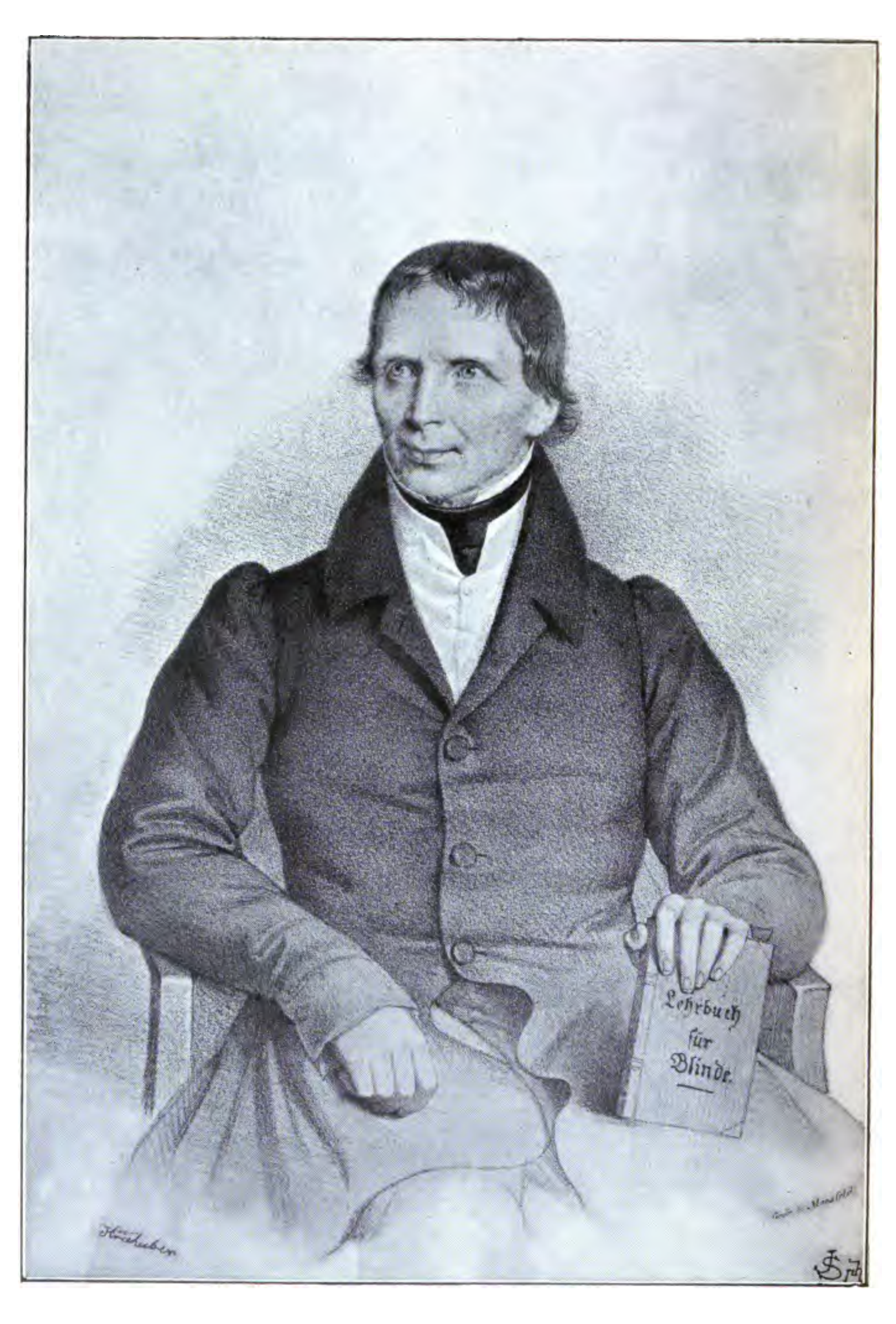
1904. Eine deutsch-österreichische Bundesakte. Aus dem Archive des Reichsverwesers Erzherzog Johann. (Im VII. Ergänzungsbande der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Dem Salzburger Historikertag gewidmet.)

Zur Geschichte des ersten Franzoseneinfalls in Steiermark 1797. (Steirische Zeitschrift für Geschichte. I.)

Engelbert Mühlbacher. (Ebenda.)

1905. Maria Theresia. (In den Monographien zur Weltgeschichte. XXIII. Bielefeld und Leipzig 1905.)

Außer diesen zahlreichen Werken und Abhandlungen liegen von Zwiedineck noch viele kleinere Notizen und Besprechungen von Werken vor, so in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, in der historischen Vierteljahrsschrift, in den Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, in den Steiermärkischen Geschichtsblättern, in der Grazer Tagespost, im Grazer Tagblatt u. a. a. O., Biographien in der Allgemeinen Deutschen Biographie u. s. w.



JOHAN WILHELM KLEIN

k. k. Rath

und Director des k. k. Blinden-Instituts, Gründer des Privat-
Vereins zur Versorgung und Beschäftigung erwachsener
Blinder in Wien.

gewidmet von einem seiner Verehrer.

Über die Anfänge der Blindenfürsorge in Steiermark.

Von Regierungsrat **Alexander Mell,**

Direktor des k. k. Blinden-Erziehungs-Institutes in Wien.

Ziemlich frühe trat Steiermark in die Reihe jener Länder, in denen man sich um das Schicksal einer Klasse nicht vollsinniger Menschen bemühte, welches seit jeher das Mitgefühl der glücklicheren Mitmenschen im hohen Grade hervorrief; die Blinden sind es, die hier gemeint sind. Obzwar es richtig ist, daß das allgemeine Mitleid mit dem Unglücke der Blindheit ein sehr großes ist, daß jedermann, der mit einem Blinden in Berührung kommt, die Schwere des Unglückes fühlt, sich der Tragweite des Verlustes eines so wichtigen Sinnesorgans ohne weiteres Überlegen bewußt wird, so hat man im allgemeinen verhältnismäßig spät die richtigen Wege gefunden, eine werktätige, zweckentsprechende Fürsorge für die Nichtsehenden zu organisieren. Aber auch als die richtigen Wege zur Hilfe für die Blinden gefunden waren, verbreiteten sich diese Fürsorgebestrebungen nur langsam, und in Steiermark erhält man so recht ein Bild, durch welche Vorbedingungen sich die intensive Arbeit für die Blinden den vorbereitenden Boden schaffen mußte.

Um die Verhältnisse der Blindenfürsorge in Steiermark auch demjenigen verständlich zu machen, der mit den allgemeinen Umständen des Blindenwesens nicht vollständig vertraut ist, habe ich folgendes vorauszusenden:[1]

Weit zurück in die „grauesten Zeiten“ reicht die Kunde von begabten Blinden, die trotz ihres Unglückes imstande waren, sich eine hervorragende Stellung zu schaffen und dem

---

[1] Zur genaueren Orientierung über das gesamte Blindenwesen dient: Mell, Encyklopädisches Handbuch des Blindenwesens, Wien, 1900. 56 Bogen, mit vielen Abbildungen und Tafeln.

Lose des Bettlers zu entrinnen. Mit der Sicherheit, mit welcher über historische Dinge berichtet wird, wächst auch die Zahl der Nachrichten über besondere Blinde, die durch Begabung und durch Betätigung im öffentlichen Leben die Aufmerksamkeit der Mitwelt erweckten.

Solche Blinde fanden ihren Biographen, und je mehr wir uns der neueren Zeit nähern, desto häufiger treten bestimmte und beglaubigte Nachrichten über den Unterricht von Blinden auf, über einen Unterricht, der sich allerdings vorerst nicht verallgemeinerte, sondern auf einzelne vom Glücke begünstigte, mit zeitlichen Gütern gesegnete Blinde beschränkt blieb.[1] Erst zu Ende des XVIII. Jahrhunderts wurde der Versuch gemacht, dem Blinden im allgemeinen Erziehung und Belehrung zugänglich zu machen, und darauf hatte eine Österreicherin, die blinde Maria Theresia von Paradis keinen geringen Einfluß.

Diese hochbegabte Blinde, ein Patenkind der Kaiserin Maria Theresia, besuchte den Hof in Versailles, um dort ihre Kunstfertigkeit im Orgelspiele und im Gesange zu zeigen. Die junge, sehr gut erzogene Dame erregte begreifliches Aufsehen, und da die Blinden in Paris eine sehr zweifelhafte Rolle spielten, in berüchtigten Vergnügungslokalen und sonst noch wahrhaft mißbraucht wurden, eine förmliche Gilde von blinden Bettlern Paris nahezu überschwemmte und die öffentliche Mildtätigkeit in fast unverschämter Weise in Anspruch nahm, war der Kontrast zwischen der blinden Wienerin und dem blinden Pöbel ein zu großer, als daß er nicht allgemein auffallen mußte. Der Eindruck veranlaßte denn auch ein Mitglied der Pariser Philanthropischen Gesellschaft, den Versuch zu machen, einen Blinden zu unterrichten und im Falle des Gelingens weitere Bestrebungen für das Wohl der Blinden daran zu knüpfen.

Valentin Haüy, Beamter im französischen Ministerium des Auswärtigen, wagte den Versuch; er glückte und gab den Anlaß zur Gründung der ersten Blinden-Unterrichtsanstalt in Paris, die vom Jahre 1784 ihr Bestehen datiert.[2] Das Beispiel fand zuerst in England, dann auf dem Kontinent Nachahmung. Hier allerdings erst zwanzig Jahre später, d. i. 1804.

---

[1] Vergleiche: Strodtmann, Geschichte jetzt lebender Gelehrter, Zelle 1745, bezüglich Achilles Daniel Leopold, der ein sehr charakteristisches Beispiel hiefür ist. Ferner: Trinkhaus, M. Georg, Dissertatiuncula de caecis sapientia ac eruditione claris, mirisque caecorum quorundam actionibus Gerae MDCLXXII.

[2] Haüy, Valentin, Essai sur l'éducation des aveugles. Paris 1786. Höchst wahrscheinlich die erste von Blinden gesetzte und gedruckte Schrift.

Von diesem Jahre ab ist die Bewegung zugunsten der Blinden in Österreich in Fluß und nicht mehr zum Stillstande gekommen. Für Österreich bildet das Entstehen der Wiener Blindenanstalt den Kristallisationspunkt für alle Unternehmungen, die in dieser Richtung auftraten. Die Zeit 1804 bis 1818 muß für Steiermark als tote Zeit im Blindenwesen betrachtet werden, doch dürfen wir die Ereignisse innerhalb dieses Zeitraumes nicht übergehen, damit die Vorkommnisse in Steiermark verständlich werden.

Am 13. Mai 1804 also wurde in Österreich, — in Wien — die erste Anstalt für Blinde überhaupt ins Leben gerufen.[1] Die Anregung hiezu mag wohl von Paris in gewissem Sinne ausgegangen sein, allein das ist sicher, daß das Vorgehen bei Errichtung der ersten deutschen Anstalt — so kann man sie nicht nur wegen ihres Gründers, sondern auch wegen der Sprache beim Unterrichte nennen — dem heutigen k. k. Blinden-Erziehungs-Institute, ein selbständiges war. Die zwanzigjährigen Bemühungen in Paris erbrachten wohl den Beweis, daß der Blinde einer angemessenen Ausbildung fähig, daß die für ihn aufgewendete Mühe keine vergebliche, ja sogar teilweise eine reich belohnte sei, allein für Österreich war die Sache damals immerhin eine ebenso gewagte, wie sie es seinerzeit für Paris war.

Die geborenen Bettler, die Blinden, von denen die Menschheit nur das wußte, daß sie „die Ärmsten der Armen“ seien, sollten nun anders behandelt werden als bisher. Das Beginnen war entschieden sehr merkwürdig: Man erzog besonders geartete Menschen in einer für ihren Zustand angemessenen Weise, brachte sie zur Tätigkeit, zur Arbeit, die der Allgemeinheit von Nutzen sein konnte, und suchte sie dem Übel zu entziehen, eine oft höchst widerwärtige Last der Mitbürger zu sein. Damit hatte Joh. Wilh. Klein, der Begründer des österreichischen Blindenwesens, seine Tätigkeit als eminent sozialökonomische charakterisiert. Das Ziel der Blinden-Bildung und -Erziehung war: „die bürgerliche Brauchbarmachung“ der nicht sehenden Menschen. Hunderte bisher unbenutzbarer und unbrauchbarer Menschen sollten ersprießliche, gewinnbringende Tätigkeit entfalten, sie sollten der werktätigen, produzierenden menschlichen Gesellschaft als Glieder angereiht werden; die Blinden sollten nicht mehr als Bettler die Stufen und Türen

---

[1] Ausführlich behandelt in Mells „Geschichte des k. k. Blinden-Erziehungs-Institutes.“ Wien, 1904.

der Kirchen belagern, nicht mehr an den Straßenecken als verkommene, oft abscheuerregende, aufdringliche Almosenheischer stehen, sie sollten arbeiten.[1]

Daß ein hierauf abzielendes Unternehmen die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich ziehen, daß die schöne Idee namentlich bei hochgebildeten Personen vollen Beifall und alle Förderungen finden mußte, ist wohl leicht verständlich, und als die ersten Erfolge der Erziehung sich deutlich bemerkbar machten, das zu erstrebende Ziel sich als erreichbar erwiesen, fehlte die Unterstützung der Sache, ohne welche sie unmöglich aufblühen konnte, nicht.[2]

Diese Unterstützung machte sich begreiflicherweise zuerst in einem kleinen Kreise, am Orte des Versuches, selbst geltend, aber mit den fortschreitenden Erfolgen, mit der weiteren Verbreitung der Kenntnis hierüber mußte die naturgemäße Entwicklung es mit sich bringen, daß auch an entfernteren Orten eine Bewegung zugunsten der Blinden sich entwickelte, wenn auch fast immer der Anstoß vom Zentrum der Bewegung, von Wien aus erfolgte. Als endlich Kaiser Franz im Jahre 1816 offen und in nachdrücklicher Weise für die Blinden in Wien Partei nahm, das bereits bestehende und wirkende Privatinstitut Joh. Wilh. Kleins in Anerkennung seiner Erfolge zur Staatsanstalt mit eigenem Statute erhob, wurde die Bewegung in rascheren Fluß gebracht, die Kreise der Blindenfreunde erweiterten sich mehr und mehr. Zuwendungen aller Art fanden sich ein, sie blieben sodann nicht mehr auf Wien beschränkt, sondern griffen weiter aus und man bedachte auch die „Provinzen".

Wiewohl Klein nach jeder Richtung beflissen war, die Öffentlichkeit auf sein Unternehmen aufmerksam zu machen, er der Wichtigkeit der bestehenden Presse voll bewußt war und er die Wiener Blätter ganz angemessen benützte, so kann diesem Bestreben der Heranziehung des Publikums zur Unterstützung der Blinden außerhalb Wiens nicht so viel Wert beigemessen werden, wie den Besuchen der Anstalt durch Reisende aus allen Teilen Österreichs. Das Zeitungswesen war noch sehr wenig entwickelt, Nachrichten derartiger Qualität kamen auch weniger in Blätter, dagegen waren Besucher der

[1] Klein J. W., Beschreibung eines mit einem neunjährigen Knaben angestellten Versuches, blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden Wien, 1805.

[2] Klein J. W., Das Blinden-Institut in Wien, wie es entstand, wie es gegenwärtig besteht und was noch dafür zu wünschen übrig ist. Wien, 1822.

Anstalt stets voll des Lobes über das, was sie dort gesehen hatten, nahmen die besten Eindrücke, durch Demonstrationen wohl eingeprägte Lehren aus dem Blindenhause mit und dadurch kam manche die Sache fördernde Kunde nach den Kronländern der Monarchie.

Weiter waren der Sache freundlich gesinnte Männer bestrebt, neben Klein für die Blinden zu wirken, und manche jener richteten ihr Augenmerk eben auf die Verhältnisse in den Provinzen, indem sie dorthin ihre Anregungen wirken ließen.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Bemühungen Kleins nicht überall gewürdigt wurden, daß ihm mancher Gegner erstand, der den Nutzen der Blindenbildung nach den Ideen Kleins nicht einsehen wollte. Die Gegnerschaft, auf die bald näher eingegangen werden soll, hatte aber doch auch etwas Gutes, und zwar das, daß die Maßnahmen mächtiger Personen in den österreichischen Ländern auf die Blinden aufmerksam machten, da sie eine gewisse Fürsorge für die Nichtvollsinnigen eintreten lassen wollten, allerdings nicht in der Form von Blindenanstalten, sondern, wie später genauer dargelegt werden wird, auf dem Boden der allgemeinen Volksschule.

Mit diesen wenigen Worten sind die wichtigsten Wege bezeichnet, auf denen von Wien aus — und nur von dort kam mittelbar oder unmittelbar die Anregung — die Lehren von der Blindenfürsorge nach Steiermark gelangten, und es ist nun möglich, auf die speziellen Verhältnisse dieses Kronlandes an der Hand jener Akten einzugehen, die mir zugänglich gemacht worden sind.

Durch die mir sehr wertvolle Verbindung mit Herrn Dr. Anton Kapper, I. Adjunkten des steiermärkischen Landesarchives, der im Jahre 1905 mit der Neueinrichtung des Archives der k. k. steiermärkischen Statthalterei in Graz betraut war, wurde es mir möglich, zunächst einen Überblick über die Materie in den Akten des genannten staatlichen Archives zu erlangen, und auf meine Bitte hatte das Präsidium der Statthalterei die besondere Güte, mir das Material besser zugänglich zu machen, daß mir die betreffenden Konvolute[1] nach Wien gesendet wurden. Dadurch wurde mir volle Zeit und Muße,

[1] Sämtliche benützte Akten über das Blindenwesen in Steiermark sind, nach den betreffenden Materien geordnet, im Faszikel 44 zusammengelegt, weshalb Hinweise auf die Akten selbst in nachfolgender Darstellung entfallen können.

die Akten durchzugehen und die Verhältnisse in Steiermark zu studieren, was mir als Vorarbeit für eine allgemeine Geschichte des Blindenwesens höchst wertvoll erschien. Es geziemt sich, daß ich dem hohen Statthaltereipräsidium in Graz sowie Herrn Dr. A. Kapper an dieser Stelle für die mir zuteil gewordene Arbeitsförderung meinen ergebensten Dank hiemit abstatte.

Die erste Aktion der Regierung zugunsten der Blinden. 1819.

Es ist bereits ausgesprochen worden, daß die Gegner des Unternehmens der Blindenbildung durch Joh. W. Klein die ersten Maßnahmen zugunsten der blinden Schulkinder in die Kronländer trugen. Die Bestrebungen des Wiener Blindeninstitutes fanden aus nicht ganz klargestellten Gründen die Billigung der Behörden nicht. Den Anlaß zur Äußerung hierüber und zur Verfolgung der Angelegenheit in anderem Sinne gab die Verhandlung wegen Erhebung der Privatanstalt Kleins zur Staatsanstalt. Klein war Ausländer, er war evangelischer Konfession, und einer dieser beiden Umstände, vielleicht beide zugleich, hatten gewiß Teil an der Gegnerschaft gegen seine Arbeit. Die Schulenoberaufsicht in Wien kritisierte die Anstalt Kleins in rücksichtsloser, geradezu verletzender Weise, wobei sogar Spott und Hohn nicht gespart wurden. Klein, dem ein sehr ungleicher Kampf aufgedrängt worden war, verteidigte sich mit großer Ruhe und Sachlichkeit und fand hiedurch den Weg zur Überzeugung für die Richtigkeit seiner Anschauungen und siegte hiedurch. Dabei kam ihm ungemein zustatten, daß Kaiser Franz während seiner Anwesenheit in Paris das dortige Blindeninstitut besuchte, hiedurch auf Klein mehr als bisher aufmerksam wurde und dessen Arbeit sehr günstig mit den Pariser Blindenschutzbestrebungen verglich.

Das Hauptargument der Gegner Kleins bei der Oberaufsicht der deutschen Schulen in Wien bestand aber darin, daß sie behaupteten, die Erziehung der Blinden in besonderen Anstalten sei eine zu teure Sache. Der Blinde könne ganz gut in den Schulen für Sehende, also in der „gemeinen Schule", unterrichtet und in irgendeiner Arbeit im Hause seiner Eltern oder Angehörigen abgerichtet werden, da er zu feinen Verrichtungen nicht tauge und grobe Arbeiten im Kreise seiner Heimat erlernen und betreiben könne. Um diese

Gründe recht wirksam zu machen und den Beweis zu liefern, daß sie richtig seien, erstattete die Landesregierung einen eingehenden Bericht an die Studienhofkommission (23. Oktober 1818) und regte an, daß auch für die Blinden der Schulbesuch obligatorisch erklärt werden möge. Daraufhin ergingen die erforderlichen Weisungen an alle Landesstellen, also auch an das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium durch ein Hofdekret vom 29. Dezember 1818, durch welches ausgeführt wurde:

„Die n.-ö. Regierung hat sich zu dem Vorschlage veranlaßt gefunden, daß die Vorschriften der politischen Verfassung der deutschen Schulen in Absicht auf den Schulbesuch und die Beschreibung der schulfähigen Kinder, auch auf die blinden Kinder ausgedehnt werden. Da die Ausführbarkeit des öffentlichen Schulbesuches der blinden Kinder, wenn sie auch geradezu bewiesen werden könnte, dennoch vielen Schwierigkeiten unterliegt, und ein zweckmäßiger Privatunterricht derselben, weil er bey blinden Kindern doch sehr individuell sein muß, immer noch vorzuziehen ist, so kann ihnen zwar im allgemeinen der Besuch der öffentlichen Schulen nicht zur Pflicht gemacht, sie sollen aber bey Beschreibung der schulfähigen Kinder nicht übergangen werden, teils um diejenigen von ihnen, die keinen Privatunterricht genießen, zum Besuch der öffentlichen Schule so viel möglich verhalten, theils daß sie selbe besuchen können und wollen, in die Lage versetzen zu können. Wie der Lehrer sich in Behandlung derselben zu benehmen habe, wird ihm theils aus allgemeinen psychologischen Maximen von selbst bekannt, theils gibt ihm das vom Direktor des hiesigen Blindeninstitutes, Klein, verfaßte Werk mehrere Anleitung."

Der Auftrag, welcher eine strenge Auslegung der Schulpflicht des blinden Kindes nicht enthält, hatte übrigens weder in Steiermark noch in einem der anderen Kronländer irgendwelchen weiterreichenden Erfolg. Nicht einmal in Niederösterreich war er ein nennenswerter, obzwar in Wien bereits vor Erscheinen des Erlasses an zwei oder drei Volksschulen blinde Kinder unterrichtet worden waren. Gerade in Steiermark stand man der Blindensache zu dieser Zeit noch ganz fremd gegenüber, die Darlegungen der Studienhofkommission fanden begreiflicherweise gar kein Verständnis bei den Unterbehörden und so kam der Akt in Vergessenheit. Die erste Regung in Angelegenheit der Blindenfürsorge in Steiermark verlief somit völlig resultatlos.

Die erste Blindenstiftung in Steiermark. 1826.

Eine solche Zuwendung, ausdrücklich für Blinde bestimmt, kam von Wien, und zwar von einem Manne, der in engster Fühlung mit Johann Wilhelm Klein stand und das Bestreben hatte, dem Blindenbildungswesen im Sinne Kleins weitere Verbreitung zu geben.

Im Jahre 1826 erschien in Wien eine Zusammenstellung unter dem Titel: „Erinnerungstafel an die unter der Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz I. sowohl auf Kosten des Staates, als auch durch den Biedersinn einzelner Staatsbürger und ganzer Vereine neu ins Leben getretenen, nicht allein die religiöse und intellektuelle Bildung, sondern auch die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, dann die Begründung und Beförderung der Wohlfahrt sämtlicher Untertanen bezweckenden Institute von Johann Georg Megerle von Mühlfeld, k. k. Rat und Archivsdirektor der k. k. allgemeinen Hofkammer.[1] In der „Ankündigung“ über das Erscheinen der Tafel weist der Verfasser darauf hin, daß schon im Jahre 1824 in einer Wiener Zeitschrift die beste Schilderung aller, seit der Regierung Kaiser Franz I. „geschehenen Einrichtungen, Verbesserungen, Verschönerungen, Errichtungen von Instituten und Bildungsanstalten etc. zum Gegenstand einer öffentlichen Preisaufgabe gemacht“, diese aber nicht gelöst worden ist. Er habe sich der gestellten Aufgabe unterzogen, aber nicht um den Preis zu erringen, sondern um „einem bereits entstandenen, dem künftigen Wohle unserer allein nur wahrhaft unglücklichen Mitbrüder gewidmeten Institute,[2] die so höchst wünschenswerte möglichste Erweiterung und die allgemeine Anteilnahme“ zu verschaffen. Er widmet den Ertrag „dem Unterrichte und der Erziehung armer blinder Kinder“ in der Weise, daß das, was jede Provinz hierzu beigetragen, den blinden Landesangehörigen zugute kommen soll.

In Verfolgung dieses Zweckes sendet Megerle eine undatierte Eingabe an das Gubernium in Graz, die am 18. September 1826 präsentiert wird, in welcher er bittet, „seinem gewiß gemeinnützigen Unternehmen die gewohnte

---

[1] J. G. Megerle v. Mühlfeld, geb. zu Wien am 20. Juni 1780, gest. daselbst 1831, fruchtbarer Schriftsteller auf rechtshistorischem Gebiete, hat auch bezüglich der Steiermark Spezialabhandlungen und Zusammenstellungen veröffentlicht.

[2] Hier ist das Wiener Institut gemeint.

Aufmerksamkeit gnädigst zu schenken und dasselbe durch den Weg der Kreisämter allen Dominien und Magistraten bekannt machen lassen zu wollen, damit durch diese die gewiß nicht geringe Zahl wahrer Menschenfreunde erhoben, von denselben der für die Erinnerungstafel nach Verschiedenheit der Auflage mit 36 kr. und 1 fl. Konventionsmünze bestimmte Preis einkassiert, unmittelbar an Eure Excellenz zur allsogleichen Einlegung in die Grazer Sparkasse eingesendet werden möge."

Noch im September 1826 wird die Angelegenheit durchgeführt, so daß am 14. Dezember 1826 die steiermärkische Provinzial-Staatsbuchhaltung das „Haupttableau über die eingegangenen Pränumerationsbeträge" vorzulegen in der Lage ist. Es wurden 332 Exemplare der Erinnerungstafel verkauft, wofür der Betrag von 238 fl. 24 kr. erzielt wurde; hievon kamen dem Herausgeber 57 fl. 20 kr. zu, so daß der zum bestimmten Zwecke verwendbare Betrag sich auf 181 fl. 4 kr. stellte, der in der Sparkasse angelegt wurde. — Nachträglich kam noch einiges ein, so daß 229 fl. als Erlös in Steiermark angesehen werden können.

Am 25. März 1827 erging an das k. k. Gubernial-Haupt-Taxamt der Auftrag, die dort erliegenden Sparkassebüchel über die eingelangten Beträge auf den Namen „Stiftung des Joh. Georg Megerle von Mühlfeld zur Erziehung armer blinder Kinder", umschreiben zu lassen. Nach den im Archive der steiermärkischen Statthalterei vorfindlichen Akten ist dies die erste steirische Stiftung zur Erziehung blinder Kinder, deren Grund hiemit gelegt wurde. Zur Persolvierung kam sie allerdings erst später.

Megerle von Mühlfeld hatte unzweifelhaft einen anderen Erfolg vom Verkaufe seiner Schrift erwartet; der Mindererträg mußte ihn enttäuschen.

Darum suchte er durch den Verkauf einer neuen Schrift: „Erinnerungsblätter an alle, unter der Regierung Kaiser Franz I. zur Wohlfahrt seiner deutschen Staaten erflossenen Allerhöchsten Entschließungen"[1] den Fonds zu stärken; allein auch hier blieb der Erfolg aus, die Behörden konnten mit der Realisierung der Stiftung nicht vorgehen und das Gubernium beschließt, „die bereits vorhandene Summe und die noch eingehenden und bei der Sparkasse anzulegenden Beträge, bei derselben insolange fruchtbringend liegen zu lassen, bis mit Hinzurechnung der Zinsen ein Kapitalsbetrag

[1] Wien 1830, 2. Auflage.

von 500 fl. C. M. erreicht sein wird, wovon sodann der Zinsenertrag zum Unterhalte und zur Erziehung eines armen blinden Kindes verwendet werden soll.“ Von diesem Beschlusse wird der Stifter durch die niederösterreichische Statthalterei in Wien in Kenntnis gesetzt und gefragt, ob er damit einverstanden sei. Unter den mir vorgelegten Akten ist eine Antwort, beziehungsweise Zustimmung des Stifters nicht vorhanden, doch ist eine solche, wie aus einem späteren Referate ersichtlich ist, mit Note vom 22. September 1827 erfolgt.

Auf diese Bestimmung betreffs der Kapitalshöhe von 500 fl. wurde bei Verfügungen bezüglich der Stiftung bis spät Rücksicht genommen.

Die Absichten des Stifters waren sicher ganz andere. In seiner Ankündigung weist er auf eine bereits entstandene Anstalt hin, deren möglichste Erweiterung wünschenswert sei. Diese Anstalt ist zweifellos das der Erziehung der blinden Kinder gewidmete Institut Joh. Wilh. Kleins und aus dem Zusammenhange des Stifters mit diesem kann mit voller Berechtigung geschlossen werden, daß die von ihm beabsichtigte Stiftung zur Erhaltung von Freiplätzen in dem genannten Institute bestimmt war, wobei die aus der betreffenden Provinz stammenden Blinden aufzunehmen waren. Dies lag überdies im Sinne des Direktors der Anstalt, der begreiflicherweise die Teilnahme aller Kronländer an seinem Institute wünschte und zu fördern suchte.

Der Mißerfolg in der Geldbeschaffung für Stiftplätze in den verschiedenen Kronländern — es wurde ja auch in Kärnten, Krain, Istrien auf die angegebene Weise gesammelt — mußte die Ansprüche des Stifters auf die Stiftung begreiflicherweise herabmindern und er nahm daher die Proposition an, wodurch allerdings die ganze Situation wesentlich verschoben wurde, die Stiftung eigentlich keine solche, wie Megerle von Mühlfeld wünschte, geworden, nicht vollständig im Interesse der blinden Kinder gelegen war, wie man später einsah.

Die Gelder ruhen nun, sie vermehren sich durch Zins und Zinseszins und erst im Jahre 1854 geht die steiermärkische Statthalterei an die Errichtung und Realisierung der Stiftung.

Da ergeben sich nun verschiedene Bedenken. Zu dieser Zeit mußte ja die Kenntnis von der Erziehung und dem Unterrichte der blinden Kinder in weitere Kreise gedrungen

sein. Die in den Jahren 1837 bis 1848 unternommenen Anstrengungen, den Blindenunterricht zu verbreiten und auszugestalten, auf die ich weiter unten zurückkomme, haben die Ansichten der Referenten wesentlich beeinflußt, wie dies aus dem weiteren Vorgange bei der Durchführung der Stiftung ersichtlich ist.

Im Jahre 1850 wird endlich der Stiftbrief aufgestellt, wobei den entwickelten, vorgeschrittenen Verhältnissen des Blindenwesens in Niederösterreich bereits Rechnung getragen wird. Allerdings stützt sich die Behörde auf den Beschluß, einen Stiftungsplatz mit den Interessen von 500 fl. zu dotieren, aber die Kammerprokuratur wünscht, die Verwendung des Stiftungserträgnisses durch den Vater oder durch einen anderen gesetzlichen Vertreter des Kindes unter die Aufsicht der Schuldistriktsleitung des Wohnortes zu stellen, damit die Verwendung wirklich zugunsten des Unterrichtes und der Erziehung des blinden Kindes geschehe.

Übrigens ist die Kammerprokuratur vorsichtig, indem sie weiter erklärt: „Hiedurch dürfte einer in späterer Zeit etwa wünschenswert erscheinenden Modifikation der Stiftungsbedingungen" kaum ein Hindernis entgegengestellt werden. Als das Blindeninstitut in Graz errichtet wurde und sich weiter entwickelte, mußte es naturgemäß auf diese Stiftung Anspruch erheben; dem Begehren konnte Rechnung getragen werden, weil die vorausschauende Kammerprokuratur die Möglichkeit hiefür offengelassen hatte.

Die Professor Klarsche Blindenstiftung. 1832.

Nach sechsjähriger Pause, während welcher das Blindenwesen in Österreich manchen Fortschritt machte — es entstanden mittlerweile das Blindeninstitut zu Linz, die Kleinsche Versorgungsanstalt in Wien und die Versorgungsanstalt in Prag — wird wieder Steiermarks gedacht. Ein Mann, den wir einen Schüler Kleins im Blindenwesen nennen können, der gleiche Ansichten hatte wie dieser, allerdings auch manche Ähnlichkeit hat mit Megerle von Mühlfeld, greift mit seinen Intentionen nach Graz herüber.

Professor Alois Klar[1] in Prag, der in dieser Stadt im

[1] Alois Klar, Philolog, Humanist und Ästhetiker, Deutschböhme, Professor an der Karl Ferdinands-Universität in Prag, war 1808 einer der

Jahre 1832 eine Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde nach dem Muster der 1826 errichteten Wiener Anstalt gründete, gab im Jahre 1831 eine Druckschrift heraus,[1] durch deren Verkauf einerseits eine Einnahme erzielt, andererseits auf die Notwendigkeit der ausgiebigen Fürsorge für die Blinden hingewiesen werden sollte. Er machte 1832 u. a. auch dem steiermärkischen Gubernium den Vorschlag, „im ganzen Lande unter allen Ständen, Kommunitäten und Korporationen eine allgemeine Beitragsleistung für diese Anstalt in Prag einzuleiten." Der Gesamtbetrag dieser Sammlung sollte sodann als Stiftungskapitel behandelt und von den Interessen sollten so viele Blinde aus dieser Provinz in der Prager Anstalt bleibende Unterkunft finden, als der jährliche Unterhaltungsbetrag Bedeckung finden würde. Es handelte sich diesmal nicht um Unterricht und Erziehung, sondern um dauernde Versorgung der Blinden.

Diese Unternehmung hatte ähnlichen mindergünstigen Erfolg wie die Megerle von Mühlfeldsche, denn erst 1864 konnte der Stiftbrief aufgestellt werden, wobei aber schon in der Voraussicht, daß einmal doch in Steiermark eine eigene Anstalt für Blinde entstehen müßte, darauf Bedacht genommen war, das Kapital, das dem Lande entstammte, auch diesem zu erhalten.

Darum wurde unter die Bedingungen aufgenommen: „1. daß die steiermärkische Statthalterei als politische Landesstelle das Besetzungsrecht auszuüben habe, wobei unter den nach Steiermark zuständigen Bewerbern die im Lande Steiermark geborenen den Vorzug haben, und daß ihr (der Statthalterei) das Recht gewahrt und vorbehalten bleibe, im Falle in der Zeitfolge eine ähnliche Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für arme Blinde oder überhaupt ein Blinden-Institut in Steiermark errichtet werden sollte, diesen Stiftungsplatz und die allenfalls im Verlaufe der Zeit zugewachsenen mehreren steiermärkischen Stiftungsplätze, respektive Stiftungsplatz-Renten für

---

Mitbegründer der über Einfluß Joh. Wilh. Kleins in diesem Jahre in Prag errichteten Blinden-Erziehungsanstalt. Sodann errichtete er die Blindenversorgungsanstalt auf der Kleinseite in Prag, die heute noch seinen Namen trägt. Für die Blinden Böhmens war Klar der tätigste Förderer, aber auch nach auswärts suchte er — wie oben gezeigt wird — zu wirken.

[1] „Denkwürdigkeiten des Prager Privat-Institutes für arme blinde Kinder und Augenkranke. Nebst Ideen zu einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für (erwachsene) Blinde . . . Der Ertrag ist zur Begründung einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für arme Blinde in Böhmen bestimmt." In Böhmen hatte der Verkauf der Schrift bedeutenden Erfolg.

die eigene Anstalt im Lande einzuziehen und folgerecht den jeweiligen steiermärkischen Stiftling (eventuell Stiftlinge) in der Prager Anstalt in jener des eigenen Landes unterzubringen und zu versorgen".

1864 war man an den behördlichen Stellen somit der Blindenfrage in Steiermark bereits so nahe gerückt, daß man eine eigene Landesanstalt nicht mehr als Ding der Unmöglichkeit oder der späten Zukunft erachtete. Allerdings ist von der Gründung bis zur Errichtung des Stiftbriefes der Klarschen Stiftung auch ein Zeitraum von 32 Jahren verflossen, während dessen in Steiermark sehr vieles geschehen war, was die Ansichten der Behörden in Ansehung der Blinden-Anstalten änderte, wie aus den späteren Darlegungen hervorgehen wird.

Als die Odilien-Blinden-Anstalt 1881, beziehungsweise die vom Odilien-Vereine errichtete Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde 1891 ins Leben traten, wurde in einem Nachtrage zur vorhergenannten Stiftung die Persolvierung an den Odilien-Verein übertragen.

Ebenausche Stiftung. 1836.

Der am 8. August 1836 in Graz verstorbene pensionierte Hauptmann Johann Ritter von Ebenau setzte in seinem am 24. Juli 1834 errichteten Testamente unter anderm folgendes fest:

„5. Bestimme ich als ein bleibendes Stiftungskapital 4000 fl., sage Viertausend Gulden CM. 20ger zur Versorgung für vier arme Blinde seiner Zeit in einem Institute. Ein derlei Institut besteht dermalen noch nicht allhier, wird jedoch bei dem bekannten Wohlthätigkeitssinne der hiesigen Bewohner seinerzeit unfehlbar zu Stande kommen. Einstweilen sollen von den Zinsen dieses Kapitals vier arme Blinde (Manns- oder Frauenspersonen) mit besonderer Rücksicht auf kränkliche und im Alter sehr vorgerückte Individuen beteilt, und nach Ableben derselben mit anderen ersetzt werden. Sollte in der Folge nun derlei Institut ins Leben treten, so möge die Versorgung der Beteilten mit der eben ausgesprochenen Rücksicht auf Armuth, Alter und Kränklichkeit daselbst stattfinden."

Der Willbrief wurde am 5. Februar 1840 aufgestellt und vom Grafen Wickenburg als Gouverneur unterzeichnet. Zunächst wurde die Stiftung von der k. k. Versorgungsanstalten-Verwaltung akzeptiert und dabei ausgesprochen, daß die Zinsen

fortwährend nach dem Willen und Sinne des Herrn Stifters und, solange kein eigenes Blinden-Institut für Graz errichtet ist, nach Weisung der hohen Landesstelle verwendet werden sollen.

Bemerkenswert an der Sache ist die vollste Sicherheit des Testators bei Erwägung des Umstandes, daß ein Blinden-Institut in Graz errichtet werden wird. Das gibt völlig den Beweis dafür, daß in den Kreisen der Gebildeten Steiermarks in Kenntnis des wohltätigen Wirkens der bestehenden Blindenanstalten die Überzeugung sich einwurzelte, es müsse auch in Steiermark endlich etwas für die Blinden geschehen. Ritter von Ebenau gibt aber auch das Beispiel, wie man dem Zwecke nachstreben könne, daß man selbst mit einer verhältnismäßig geringen Summe der Sache einen Dienst zu leisten vermag.

Es dürfte der Schluß wohl gestattet sein, daß das Vorgehen Ritter von Ebenaus nicht ohne Wirkung geblieben ist, denn schon ein halbes Jahr nach dem Tode dieses Mannes kann man eine neue Zuwendung für die steirischen Blinden verzeichnen.

Josef Seßlersche Stiftung. 1837.

Am 20. Februar 1837 richtete der Herrschafts- und Eisenwerksinhaber Josef Seßler folgende Eingabe an das Gubernium:

„In unserer schönen Hauptstadt Grätz sind unter dem gnädigsten Schutz dieses hochlöbl. k. k. Guberniums viele gute und für die leidende, oft schon von Natur unglückliche Menschheit durch Zusammenwirken mancher Menschenfreunde und Wohlthäter zu ihrer Linderung und Erhaltung nützliche Anstalten errichtet und ihr Fortbestehen durch den hohen Schutz des hochlöbl. k. k. Gubernium gegründet worden; woraus sich getröst hofen läßt, daß auch noch künftig Hochselbes manche derartig neue Anstalten in hohen Schutz zu nehmen geneigt seyn dürfte, die diesen hinsichtlich ihrer Gemeinnützlich- und Wohltätigkeit an die Seite gestellt zu werden verdienen, und dieses dürfte unvorgreiflichermaßen ein für die durch die Natur oder durch Zufall des Augenlichtes beraubten Unglücklichen neu errichtetes Blindeninstitut seyn. — Wenn daher durch die hohe Gnade und Fürsorge dieses hochlöbl. k. k. Landes-Gubernium über kurz oder lang eine solche Anstalt in das Leben tretten würde, so unterstehet sich der ehrfurchtsvollst-gehorsamst Unterzeichnete, einen Stiftungsplatz auf ewige Welt-

zeiten mit 1200 fl., sage Eintausendzweyhundert Gulden in Conv. Münz zu jährlichen 5% Interesse somit mit jährlichen 60 fl. CM. Stipendium zu stiften; auch erklärt er sich gehorsamst einen zweyten des Augenlichtes Beraubten auf drei Jahre mit jährlichen 60 fl. CM. in diesem Institute zu unterstützen; und da mehrere biedere Menschen zu diesem edlen Zweck mitzuwirken nicht abgeneigt seyn dürften, so würde gar bald ein so nützliches Institut in das Leben tretten können ....“

Aus dem Schreiben geht hervor, daß der Stifter, so wie sein Vorgänger v. Ebenau, von der Notwendigkeit der Errichtung einer Fürsorgeanstalt für Blinde überzeugt war. Seßler wollte gleich jenem eine solche Anstalt in Graz entstehen sehen, einer solchen wollte er ausgiebige Unterstützung leihen, aber auch nur einer heimischen Anstalt. Er leiht der Überzeugung Ausdruck, daß sich die Spenden mehren müssen, wenn Beispiele vorhanden sind.

In der Antwort auf dieses Schreiben wird Herrn Seßler zur Kenntnis gebracht, daß Klar in Prag eine Anstalt zur Beschäftigung und Versorgung für Blinde eingerichtet, aus dem Erträgnisse einer von ihm verfaßten und zugunsten der Blinden verkauften Schrift auch ein Platz für einen steiermärkischen Blinden in Prag errichtet werden soll und Herr Seßler wird aufmerksam gemacht, daß dieses Stiftungskapital bereits 1237 fl. betrage, jedoch 2000 fl. betragen müsse, um einen Freiplatz im Prager Institute zu geben. Vielleicht wäre Herr Seßler, so meint das Gubernium, geneigt, diese Stiftung auf die erforderliche Höhe zu bringen, und es wird ihm nahegelegt, dies zu tun.

Herr Seßler äußert sich ablehnend, indem er am 26. April 1837 aus Großlobming an das Gubernium schreibt:

„Des ehrfurchtsvollst Unterzeichneten sein Bestreben ist stets dahin gerichtet, zur Verherrlichung der Provinz Steyermark und ihrer guten Hauptstadt mitzuwirken, wozu er auch die edlen Anstalten, in welchen Hilfslos und von Natur Verunglückte Unterkunft und Hülfe finden, zählet; daher ist sein Wunsch nur jener, daß nebst denen vielen bereits bestehenden rühmlichen Institut auch in der Prov.-Hauptstadt Graz eine blinden Anstalt ins Leben tretten möchte, wozu er eine Stiftung zu machen und durch drey Jahre drey arme Blinde zu unterstützen sich erbothen hat: Jedoch für die sehr weit entlegene Blindenanstalt zu Prag hat er keinen Sinn; wenn sich aber in der Zwischenzeit dieses edle Blinden-Institut in unserer Hauptstadt nicht sollte wieder bestens Vermuthens in

Ausführung bringen laßen, bis das dermalen in 1237 fl. 8 kr. C. M. bestehende, nach Prag bestimmte Stiftungs-Kapital auf 1900 fl. C. M. anwächst, so erklärt er sich gehorsamst, daß er sodann hiezu bar 100 fl. C. M. um dieses nach Prag beabsichtigte Kapital per 2000 fl. C. M. vollzählig zu machen, beizutragen sich verbindlich machen wolle. Jedoch glaubt der ehrfurchtsvollest Gehorsamste in aller Unterthänigkeit bitten zu dürfen, wenn über kurz oder lang eine Blinden-Anstalt in unserer Hauptstadt errichtet werden sollte, daß dieses Stiftungskapital zu dem hierländisch bestehenden Institut, etwa mit Illyrien in Vereinigung, zurückgerufen werden wolle."

Das Gubernium nimmt daraufhin die Anträge Seßlers dankend zur Kenntnis und erklärt, daß es nicht ermangeln werde, in dem einen oder dem andern Falle von den gestellten Anerbietungen Gebrauch zu machen.

Es wäre höchst interessant zu wissen, woher Seßlers Interesse für die Errichtung einer Blinden-Anstalt stammte. Vermutungen sind bereits ausgesprochen worden. Vermuten läßt sich auch, daß Seßler die Wiener Anstalt kennen lernte und dort den Entschluß faßte, ähnliches in Steiermark zu unterstützen, bezw. anzuregen.

Dr. Josef Piringer. 1838.

Ein Jahr später, 1838, wird von neuer Seite der Frage der Blindenfürsorge näher getreten. Der Protomedikus Lorenz v. Vest richtet an das Gubernium eine Eingabe, in welcher er zunächst darauf hinweist, daß sich in Graz „schon mehrere Stimmen erhoben haben, welche die Errichtung eines Blinden-Institutes, beyläufig nach dem Muster des von Wien als sehr wünschenswert aussprechen". Dr. Piringer[1] habe sich mit ihm in nähere Erörterung des Gegenstandes eingelassen. Dieser sei „aus sehr guten und höchst berücksichtigungswerten Gründen gegen solche Institute und glaubt, daß der dafür allenfalls entstehende Fonds auf eine andere Weise für arme Blinde viel zweckmäßiger verwendet werden könne". Dr. Piringer beabsichtigt, den Gegenstand in einer Druckschrift zu behandeln, dadurch der öffentlichen Beurteilung zu übergeben und vielleicht „allgemeiner das Mitgefühl und die Teilnahme milder

---

[1] Josef Fr. Piringer, damals ordinierender Arzt des k. k. Siechenhauses und der okulistischen Abteilung des k. k. Krankenhauses in Graz.

Menschen anzuregen, um die Hilfe derselben gemeinnütziger zu machen, als es durch ein Bildungsinstitut möglich ist."[1]

Dazu aber wünscht Dr. Piringer durch statistische Daten über die Zahl der im „Gouvernement" vorhandenen Blinden zu erhalten, da hievon mit die Dringlichkeit der Unternehmung sowie die Art und Weise, wie man den Zweck erreichen könnte, abhängt. Es sollen bereits Jugendblinde von später Erblindeten geschieden werden, doch will Piringer sich mit summarischen Daten zufrieden geben. Es ist hier zum erstenmale in Steiermark die Erhebung der Zahl der Erblindungen begehrt und die Behörde geht darauf ein, indem sie an die fünf Kreisämter Steiermarks am 2. Mai 1838 den Auftrag hinausgehen läßt, daß durch die Bezirksobrigkeiten die Zahl der in jedem Bezirke befindlichen Blinden erhoben werde. Dabei soll doch schon etwas differenziert werden, indem nicht nur von Geburt Blinde und solche, welche später durch Krankheit, durch Unglücksfälle erblindeten, unterschieden werden sollen, sondern auch gleich angegeben werden soll, wie viele heilbar oder unheilbar, vermöglich oder dürftig sind.

Eine solche Statistik scheint unter den Akten nicht vorhanden zu sein. Sie wäre übrigens nur von akademischem Interesse, da Piringer auf seine Absicht, über die Blinden seine Meinung abzugeben, verzichtet haben dürfte. Von einer Druckschrift über den Gegenstand ist mir nichts bekannt, denn die Nachforschungen darnach haben ein negatives Resultat ergeben.

Piringer war anderweitig in Anspruch genommen worden. Im August 1839, also ein Jahr später, als er sich über die Blinden in Steiermark informieren wollte, überreichte er dem deutschen ärztlichen Verein in St. Petersburg eine umfangreiche Abhandlung unter dem Titel: „Die Blennorrhoe am Menschenauge". Die Schrift wurde mit einem Preise ausgezeichnet und 1841 in Druck gelegt.[2]

Die Untersuchungen über diese Augenerkrankung, welche trotz eines ausgezeichneten, nunmehr allbekannten Heilungsverfahrens heute noch eine hohe Prozentziffer der Erblindungen hervorruft, mußte Piringer unbedingt auf die Blinden und in weiterer Folge auf die Frage ihrer Versorgung leiten. Daher ist auch sein Interesse für diese Klasse der Nichtvollsin-

---

[1] Ein ungenannter Ehrenbürger von Graz spendet in diesem Jahre zur „Blinden-Instituts-Errichtung" einen Betrag unter der Devise: „Gebet gern den Unglücklichen — Vergelt es Gott "

[2] Grätz, Franz Ferstelsche Buchhandlung, Joh. Lorenz Greiner.

nigen während des Studiums oder gegen Abschluß der Arbeit über die Blennorrhoe begreiflich. Allein es lagen ihm die Blinden seiner Klinik am nächsten, Personen, die einem Erziehungs-Institute meist entwachsen waren, aber doch arme Leute, einer Unterstützung höchst bedürftig. Wenn daher Piringer sich gegen Institute ausspricht, so ist es naheliegend; er wollte für diese älteren Personen etwas getan sehen, diesen sollte das Leben einigermaßen erleichtert werden.

Das Werk Piringers befaßt sich mit den Blinden nicht; es ist darauf für die vorliegende Abhandlung nicht genauer einzugehen; andererseits sind doch so interessante Daten darin enthalten, daß man darüber nicht hinweggehen kann. Vorauszusetzen wäre folgendes: Es ist usuell geworden, bei Versammlungen von Blindenlehrern und Blindenfreunden, wie sie in neuerer und neuester Zeit abgehalten werden, auch der Prophylaxe zu gedenken, und es werden bei fast jeder Versammlung sehr belehrende Vorträge von Ärzten gehalten. Fast immer wird der Ophthalmobblennorrhoe neonatorum als sehr verbreiteter Erblindungsursache und der Bekämpfung dieser Krankheit durch das Credésche Verfahren gedacht, wobei reiches statistisches Material vorgebracht wird. Dieses Verfahren,[1] das seit zirka 1880 in Anwendung ist und die Zahl der Erblindungen durch Blennorrhoe bedeutend zurückgedrückt hat, besteht der Hauptsache nach in einer Behandlung des kranken Auges mit einer schwachen Lapis-(Silbernitrat-)Lösung.

Da das Credésche Verfahren so wichtig ist, so fragt man sich bei Durchsicht eines älteren Buches über die Blennorrhoe unwillkürlich, wie hat man damals über die Heilung dieser weitverbreiteten Krankheit gedacht, wußte man schon etwas von der Wirksamkeit der Anwendung einer Silberlösung? — Also auch hier.

Das Mittel war dem steirischen Augenarzte Piringer nicht unbekannt, denn er berichtet,[2] er wisse von Mitteilungen, nach denen in England zwei Ärzte jede Blennorrhoe durch Ätzen der Augenbindehaut mit einer Höllensteinlösung heilten. Dann berichtet er, daß ein holländischer Arzt namens Kerst ebenfalls diese Lösung als Heilmittel in Anwendung brachte und mit so viel Erfolg, daß andere holländische Ärzte sich dessen bedienten und Heilungen erreichten. Er, Piringer, wolle

[1] Credé, Karl S. F., „Die Verhütung der Augenentzündung der Neugeborenen, der häufigsten und wichtigsten Ursache der Blindheit", Berlin, 1884. Der Verfasser bezieht sich auf einzelne Ausführungen Piringers.

[2] Piringer a. a. O. § 143.

über das Mittel kein absprechendes Urteil fällen, aber er könne sich nicht entschließen, ein Ätzmittel anzuwenden. Nur große Gewissenhaftigkeit und die Sorge, Schaden anzurichten, hielten Piringer ab, Versuche mit Höllenstein, den er am meisten für wirksam hält, anzuwenden, und er belegt seine Ansicht über Ätzmittel im Auge auch mit Beispielen von Erblindung infolge unvorsichtiger Behandlung dieser Art.[1]

Piringer geht übrigens in einem zweiten Buche,[2] das der Belehrung junger Mütter gewidmet ist, auf die Gefahren der Blennorrhoe-Erkrankung ein und gibt einfache Mittel zur Behebung des Übels an, und dadurch stellt er sich in die Reihe jener Ärzte und Blindenfreunde, ist vielleicht sogar einer der ersten, wenn nicht der erste unter ihnen, die in dieser Richtung mahnende Worte in populärer Form an das Volk richteten und Warnungen in eindringlichster Art laut werden ließen.

Bemerkenswert ist ferner, daß er in diesem zweiten Werke (Seite 198 der zweiten Auflage) mitteilt, es wären im Jahre 1841 bei 900 Blennorrhoe-Blinde in Steiermark gewesen. Wie die Zählung erfolgte, auf welcher Basis diese hohe Zahl aufgestellt wurde, vermag ich nicht zu erkennen.

Was Piringer als Arzt und Forscher bedeutet, zu beurteilen, ist nicht meine Sache; zu verzeichnen ist aber seine Tätigkeit, wenn der Blindenfürsorge in Steiermark gedacht wird.

Der Unterricht der Blinden in der Volksschule. 1842.

Nach dreijähriger Pause begegnet man dem Gegenstande in den Akten wieder. Freunde der Blinden, die sich deren Förderung zum Lebensberufe gemacht haben, sind eben unermüdlich durch Schrift und Wort tätig, für diese Klasse der Nichtvollsinnigen zu wirken. Das Beispiel Kleins in Wien ist ja höchst fördernd, aber auch dessen Epigonen wollen nicht zurückbleiben, darunter ein gewisser Anton Dolezalek, ein Schüler Kleins, der in Preßburg, sodann in Ofen ein Blinden-Institut errichtete und über die Blindenfürsorge verschiedene Schriften herausgab. Wiewohl dieser Mann eine nicht durchaus einwandfreie Tätigkeit entwickelt und sich zur

[1] Piringer a. a. O. § 166.

[2] Piringer, Dr. Josef: „Die richtige Pflege der neugeborenen und kleinen Kinder.“ 1. Aufl. Graz, 1871, 2. Aufl. 1877.

Erreichung seiner Ziele nicht immer entsprechender Mittel bedient,[1] so muß man ihm doch zugestehen, daß er für die Verbreitung der Idee der Blindenfürsorge manches getan hat. Insbesondere jenen Kronländern, wo eine Anstalt sich zur gegebenen Zeit nicht befand, wandte er sein Augenmerk zu und sandte u. a. drei seiner Broschüren an das Landesgubernium in Graz (20. Juli 1841) mit dem Ersuchen, eine derselben, „Anweisung, blinde Kinder von der frühesten Jugend an zweckmäßig zu behandeln",[2] in der „landesüblichen Sprache drucken und den Seelsorgern und Lehrern im Lande unentgeltlich verteilen zu lassen". Gubernialrat Krauß berichtet hierüber und es wird beschlossen, „die drei Hefte in der Registratur zu hinterlegen, bis das Vorhandensein hinlänglicher Fonds den Gebrauch derselben hervorrufen wird".

Wirkungsvoller gestaltete sich eine Aktion Joh. Wilhelm Kleins in Wien, mit der wir uns bezüglich ihres Ursprungs zunächst zu beschäftigen haben.

1836 veröffentlichte der Ebengenannte ein Schriftchen unter dem Titel: „Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder von der frühesten Jugend an in dem Kreise ihrer Familien und in der Schule ihres Wohnortes".[3] Es war dies eine sehr populär gehaltene Schrift, die der Erkenntnis entsprang, daß es trotz des besten Willens und mancher Anstrengungen mit der Errichtung von Blinden-Unterrichtsanstalten sehr langsam vorwärts gehe. Infolgedessen und weil sich die Lehrer auf dem Lande aus begreiflichen Gründen, hauptsächlich aber aus Unkenntnis der Behandlung der Blinden, dieses gar nicht annehmen, bleiben derartige Kinder in den weitaus meisten Fällen ganz ohne Erziehung, andererseits werden sie nicht selten durch falsche Behandlung noch unglücklicher gemacht. Das große, 1819 erschienene Werk Kleins sei zu teuer, um gerade in den interessierten Kreisen Abnehmer zu finden, daher es wertvoll sei, eine kleine, dadurch ganz billige Schrift zu besitzen, die über die Erziehung der Blinden Aufschluß gibt. Klein sagt ferner in der Vorrede, diese Anleitung sei wohl in erster Linie den Eltern blinder Kinder gewidmet, aber die Mehrzahl solcher Eltern lese derartige Schriften nicht, und darum mögen Geistliche und Schullehrer den Zweck fördern, aus dem Büchlein die wichtigsten Kenntnisse schöpfen und die Eltern blinder Kinder über deren Behandlung unterrichten.

---

[1] Vgl. Mell, Geschichte des k. k. Blinden-Institutes in Wien. 1904.
[2] Ofen, 1839.
[3] Wien, 1836. Zu haben im k. k. Blinden-Institute.

Diese Schrift wurde von dem vorhin genannten Dolezalek benutzt; er schrieb die oben angeführte Abhandlung, die er nicht nur nach Steiermark, sondern an verschiedene Landesstellen einsandte, darunter auch an das Gubernium von Tirol und Vorarlberg, welches Klein aufforderte, ein Gutachten über den Inhalt abzustatten. Dadurch bekam Klein überhaupt erst Kenntnis, daß seine Arbeit anderweitige und unerwünschte Nachahmung fand, und diese Erkenntnis veranlaßte ihn, eine Neuauflage der „Anleitung" zu beschleunigen. Das Büchlein wird diesmal von einer rührigen Buchhandlung[1] verlegt und verbreitet.

Gleichzeitig gibt Klein der Regierung ein Promemoria, worin er seine Ansichten über den Unterricht blinder Kinder in der Volksschule darlegt. Alle diese Umstände rufen (10. Dezember 1842) ein Dekret der Studienhofkommission hervor, welches anordnet, es sei ein Bericht über die Bedürfnisse des Blinden-Unterrichtes im betreffenden Kronlande abzugeben. Dieses Dekret kommt natürlich auch an das Gubernium in Graz.

Das Dekret führt aus: „Nach der Erfahrung reichen die bestehenden Blinden-Institute nicht hin, um alle vorhandenen, eines Unterrichtes bedürftigen Blinden aufzunehmen, die aufgenommenen selbst aber werden in der Regel aus ihren eigentümlichen Verhältnissen herausgerissen und mit solchen Gewohnheiten und Wünschen bekannt gemacht, welche sie nach ihrem Austritte aus dem Institute nicht weiter befriedigen können. Es erscheint daher als ein Bedürfnis, daß für den Unterricht blinder Kinder und eine ihren Verhältnissen entsprechende Bildung auch in ihrem elterlichen Hause und in der Schule ihres Ortes gesorgt und daher der Blinden-Unterricht möglichst den gewöhnlichen Anstalten zur Volksbildung, den Volksschulen einverleibt werde." Dies ist der Kernpunkt der oberbehördlichen Darlegungen. Die Logik ist eine unanfechtbare: Es gibt zu wenig Blindenanstalten in Österreich. Die Blinden sollen aber nicht ohne Unterricht und Bildung heranwachsen. Daher hat die allgemeine Unterrichtsanstalt sich ihrer anzunehmen. Dem augenblicklichen Stande des damaligen Blindenwesens und seiner Entwickelung mag die Lösung der Blindenfrage in dieser Weise genügend geschienen haben. Für den Moment wäre etwas wenigstens für die Blinden geschehen, aber man vermißt den weiterschauenden

[1] A. Pichlers sel. Witwe, Wien.

Blick der Behörden, die auf dem Standpunkte des Jahres 1818 stehen geblieben sind und nicht Umschau gehalten haben, wie der Institutsunterricht in Österreich, trotzdem er seitens der Unterrichtsbehörden nicht nur keine Förderung erfuhr, sondern in manchen Fällen geradezu behindert wurde, sich entwickelte, wie auch in Deutschland — wenn man nicht noch weiter ins Ausland blicken will — Institute entstanden, die in ihrer inneren Organisation unzweifelhafte Fortschritte aufwiesen und ihren Zwecken entsprachen.

Die Anregung der Studien-Hofkommission mag ja gut gewesen sein — aber als oberste Behörde hätte sie wissen sollen, daß die Hindernisse zum Unterrichte der Blinden in der Volksschule keine gewöhnlichen sind und daß es kaum möglich sein würde, diese Hindernisse zu beseitigen.

Der Erfolg hat es gelehrt, daß der Unterricht von Blinden in der geplanten Weise nur ein Notbehelf sei, und hätte die Behörde, statt diesem Ziele unverrückbar nachzugehen, die Errichtung von Anstalten für Blinde zu fördern getrachtet, insbesondere Anregungen hiezu gegeben und die Bemühungen der an der Arbeit befindlichen Blindenlehrer unterstützt — wenn auch nur moralisch — so wäre für die Blinden mehr geschehen. Daß endlich doch in Steiermark ein Blinden-Institut entstand und dieses die Blindenfürsorge in angemessener Weise in die Hand nahm, ist doch der beste Beweis für die Nutzlosigkeit der Bestrebungen von 1818 und 1842.

Indem der Erlaß der Studien-Hofkommission nicht nur die Notwendigkeit des Blindenunterrichtes anerkennt und etwas dafür getan haben will, und zwar ganz ausdrücklich ohne Hilfe von besonderen Anstalten, übt diese Behörde zugleich eine ziemlich scharfe Kritik des Erfolges dieser Anstalten, und durch die Ablehnung bringt sie Voreingenommenheit bei den Unterbehörden hervor, von denen nach den Ausführungen der Studien-Hofkommission wohl keine sich für die Errichtung einer vollständigen Blinden-Anstalt erwärmen konnte. Sind in Steiermark gewichtige, durch materielle Leistung bekräftigte Stimmen für die Errichtung solcher Anstalten laut geworden, mußten sie doch ungehört bleiben, wenn einerseits im Lande selbst eine Gegnerschaft (Piringer) bestand, der man Gewicht nicht absprechen kann, wenn andererseits von hoher amtlicher, also autoritativer Stelle, gegen die Errichtung von Instituten förmlich Einspruch erhoben wird. Es ist den Blinden Steiermarks damals ein schlechter Dienst erwiesen worden und es wird nicht zu viel behauptet sein, wenn man folgert, daß die

Frage der Errichtung einer Blinden-Anstalt in Graz damals auf Jahrzehnte zurückgestellt worden ist.

Der Verlauf der durch das Hofdekret vom 10. Dezember 1842 hervorgerufenen Bewegung unter den Schulaufsichtsorganen — weiter ist ja die Angelegenheit nicht gedrungen — ist lehrreich und interessant. Es sei in folgendem das Wichtigste darüber mitgeteilt.

Das mehrgenannte Dekret ordnet an: „Das k. k. Gubernium hat daher nach Einvernehmung der Konsistorien in Überlegung zu nehmen und unter Vorlage eines numerischen Ausweises der dort landesbefindlichen schulpflichtigen Blinden bis Ende März 1843 gutächtlichen Bericht anher zu erstatten, ob nicht in eben dieser Art, wie dies in Folge der, mit dem hierortigen Dekrete vom 24. Juni d. J., Z. 3771, eröffneten allerhöchsten Entschließung vom 11. Juni d. J. rücksichtlich der Taubstummen geschehen ist, auch dem Blinden-Unterricht durch eine zweckmäßige Heranbildung von Lehramts-Kandidaten an einem Blinden-Institute, durch besondere Belohnung der Lehrer für den Unterricht blinder Kinder, eine erweiterte entsprechende Verbreitung in den Volksschulen verschafft oder auf welche andere Art vielleicht diesem Zwecke noch besser entsprochen werden könnte.“

Das Gubernium gibt daraufhin den Auftrag an die beiden Ordinariate Lavant und Seggau, an die f.-b. Administration der Leobener Diözese, sowie an die fünf Kreisämter in Steiermark, die geforderten Erhebungen zu pflegen, beziehungsweise die geforderten Gutachten in meritorischer Beziehung zu erstatten. Man sollte glauben, daß die Berichte sehr genau gearbeitet sind, denn es vergehen Jahre bis sie an die Landesstelle gelangen.

Die Gutachten der Ordinariate sind in vieler Beziehung interessant, da sie auch bezüglich des Standes des Volksschulunterrichtes im allgemeinen Streiflichter enthalten.

Das Lavanter Ordinariat antwortet bereits am 22. Februar 1846 in der Hauptsache folgendes:

1. Es unterliege keinem Zweifel, daß der methodische Unterricht blinder Kinder auf Regeln und Grundsätzen beruhe, und gewisse Vorteile und Fertigkeiten von Seite des Lehrers erfordere, die sich letzterer durch eigene Versuche und Erfahrungen oder durch bloße Lektüre von derlei Anleitungen nie so sicher und schnell eigen zu machen imstande ist, als wenn er hiezu eine förmliche sowohl theoretische als praktische Anweisung erhalte. Es ist daher die Einführung eines solchen

Unterrichtes für angehende Seelsorger und Lehrer nicht bloß zweckmäßig, sondern dürfte sich auch mit jenen Maßregeln in Verbindung bringen lassen, die bezüglich des Unterrichtes für zukünftige Taubstummenlehrer eingeleitet sind.

2. „Abgesehen von der Beschwerlichkeit, blinde Kinder, die im elterlichen Hause, oder wie es auf dem Lande der gewöhnliche Fall ist, sonst vom Schullokale entfernt wohnen, täglich in die Schule und aus derselben zu führen, kann sich der eigentliche Schulunterricht solcher Kinder wohl nur auf solche Gegenstände erstrecken, zu deren Auffassung der Sinn des Gesichtes entbehrlich ist, somit blos auf Religionslehre und einige wenige andere Gegenstände, zu deren Auffassung blos Verstand und Gedächtnis erforderlich sind. Am Leseunterrichte können dieselben nur durch Anhörung des Gelesenen und der Erklärungen desselben einen blos entfernten, am Schreibunterrichte aber gar keinen wirklichen und praktisch nützlichen Anteil nehmen, da es vom Lehrer nicht gefordert werden und eine Vernachlässigung der übrigen Schuljugend auch nicht geschehen kann, daß derlei Kinder allenfalls im Lesen erhabener Schriften unterwiesen würden, wie es in Blinden-Instituten wohl zur Verwunderung vollsinniger Zuseher, aber ohne reellen Nutzen für derlei Kinder, vielleicht blos zur Übung und Schärfung ihres Tastsinnes zu geschehen pflegt. Diesen Hindernissen, welche dem förmlichen Schulunterrichte und einem vollständigen Erfolg desselben bey blinden Kindern entgegenstehen, dürfte es daher beyzumessen sein, daß die bestehende Vorschrift wegen Verhalten dieser Kinder zum Besuche öffentlicher Schulen besonders auf dem Lande nur in sehr seltenen Fällen befolgt wird, und sich der Unterricht solcher Blinder anfangs blos auf die häusliche religiöse Unterweisung beschränkt, zu der später in den Jahren der Beichtfähigkeit solcher Kinder erst des Ortsseelsorgers Religionsunterricht hinzutritt, der ihnen gleichzeitig mit anderen vollsinnigen Kindern ertheilt wird; welche Anfangsgründe der religiösen Unterweisung weiterhin durch den Besuch des kirchlichen Unterrichtes noch mehr erweitert, begründet und fruchtbringend gemacht werden, wie es bey vielen Vollsinnigen der Fall ist, die in der Jugend nicht in der Lage sind, einen förmlichen und gründlichen Schul-Unterricht zu erhalten. Bey diesem beschränkteren Grade des Blinden-Unterrichtes, der übrigens für Kinder des Bauern- oder eines anderen gemeinen Standes als ganz genügend erachtet werden darf, wird es auf dem Lande auch dann meistens verbleiben müssen, wenn

allmählich das Lehrpersonale und die Seelsorger auch in dem methodischen Verfahren beim Unterrichte blinder Kinder mehr bewandert seyn werden."

3. Der Kardinalpunkt der ganzen Blindenbildung, die Heranziehung des Blinden zu einem Berufe, deren Erziehung zu einem anständigen Erwerbe, wohin ja vor allem die Tätigkeit der den Nichtsehenden gewidmeten Anstalten abzielt, wird vom Ordinariate in ganz richtiger Weise beantwortet. Das Ordinariat sagt: „Die weitere Bildung und eine dem elterlichen Stande angemessene Tauglichmachung blinder Kinder zum Erwerbe ihres Unterhaltes kann weder Sache der Schule, noch der eigentlichen Schullehrer oder Seelsorger seyn." Allerdings spricht das Ordinariat, irregeleitet durch die von der Studien-Hofkommission ausgesprochene Ansicht über die Blinden-Anstalten, auch diesen die Fähigkeit ab, entsprechend zu wirken, und meint, es sei dieser Unterricht „unter unmittelbarer Aufsicht und Leitung der Eltern oder Angehörigen der Blinden, und unter Mitwirkung hiezu geeigneter Lehrer und Werkmeister oder sonstiger Handarbeiter und Arbeiterinnen" zu erteilen. — Das läßt sich leicht theoretisch aufstellen, die Erfahrung von vierzig Jahren hatte aber bereits gezeigt, daß es nicht ausführbar sei.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß einzelne Blinde im Hause ihrer Angehörigen zur Arbeitsfähigkeit gelangt sind und sich ihren Unterhalt verdienen konnten, so sind dies im Verhältnis so seltene Fälle, daß sie nicht zählen und man getrost sagen kann, fast alle Blinden sind damals dem Bettel oder dem Müßiggange in anderer Form verfallen. In der Richtung auf die Brauchbarmachung des Blinden sind einzig und allein gut eingerichtete Blinden-Anstalten erfolgreich gewesen und sind es heute noch, trotz des Fortschrittes, den die Volksschule gemacht hat und so vollkommen sie die ihr gestellte Aufgabe im Hinblicke auf ihre sehenden Schüler erfüllt: die Volksschule kann ein Notbehelf für den Unterricht des Blinden sein, wenn es an Instituten mangelt, aber den Unterricht, beziehungsweise die Erziehung in einer den Blinden gewidmeten Anstalt kann sie nicht bieten, daher sie für den Blinden wertlos ist, wenn nicht das, was sie vorbereitungsweise beginnt, in einer wohlgeleiteten Blinden-Anstalt seine Fortsetzung findet.

Das Seckauer und Leobner Ordinariat zu Graz äußerten sich unter dem 5. April 1843, ohne auf die einzelnen Punkte im besonderen einzugehen, etwas kürzer, wobei aber dieselben

Ansichten wie beim Lavanter Ordinariate geäußert werden. Zuerst wird gemeldet, daß in der Seckauer Diözese 24, in der Leobner Diözese 2, zusammen 26 lernfähige Kinder im schulpflichtigen Alter[1] vorhanden seien. Dann fährt der Bericht fort:

„Obschon es sehr erwünschlich wäre, daß allen lernfähigen blinden Kindern ein ihren Verhältnissen entsprechender Schulunterricht zugänglich gemacht und hierdurch ihr trauriges Geschick einigermaßen gemildert werden könnte, so stehen doch der allgemeinen Verbreitung eines erweiterten Unterrichtes der blinden Kinder in den Volksschulen sehr erhebliche, zum Teile kaum zu beseitigende Hindernisse entgegen, und zwar sowohl von der Seite der Lehrindividuen als der blinden Kinder.

Es befindet sich nämlich dermalen in den beiden Diözesen noch niemand, der in der eigentlichen Unterrichtsmethode für Blinde bewandert wäre, und es läßt sich nicht annehmen, daß Lehramtskandidaten auf ihre eigenen Kosten in ein entferntes Blindeninstitut sich begeben würden, um sich in der fraglichen Lehrmethode theoretisch und praktisch einzuüben. Und würde sich auch ein oder der andere etwa gegen Ersatz der diesfälligen Kosten herbeylassen, so würde hiedurch im Allgemeinen für den Unterricht der Blinden doch wenig gewonnen werden, indem die blinden Kinder in den Pfarren der Diözese zerstreut sind, daher eine Vereinigung mehrer derselben nicht thunlich wäre, und wohl auch der Fall eintreten könnte, daß dort, wo ein geeigneter Lehrer sich befände, kein lernfähiges blindes Kind vorhanden wäre, wie sich dieses im verflossenen Jahre an mehreren Orten in Ansehung des Taubstummenunterrichtes ereignet hat.

Anbey wohnen mehrere aus den blinden Kindern eine Stunde und darüber vom Schulorte entfernt. Da hauptsächlich wegen der großenteils gebirgigen Ortslagen Steyermarks, und wegen der weiten und beschwerlichen Wege zur Schule laut der letztjährigen Schulstandsausweise in den Diözesen Seckau und Leoben ungeachtet der nachdrücklichsten Aufmunterungen zum Schulbesuche noch nahe an 10.000 schulfähige vollsinnige Kinder ohne eigentlichen Schulunterricht verblieben sind; so ist dieses Hindernis um so mehr in Ansehung der Blinden in Anschlag zu bringen, da diese auch für die kür-

[1] Nach einer späteren Darstellung waren in Steiermark zur fraglichen Zeit nur 32 bildungsfähige Kinder vorhanden; von denen entfielen auf die Lavanter Diözese nur 6, was kaum wahrseheinlich ist.

zeste Strecke eines Führers bedürfen, welchen ihnen ihre meist mittellosen Ältern nicht mitgeben können, gleichwie auch aus den von den Schuldistrikts-Aufsichten eingereichten Ausweisen ersehen wird, daß sich unter der oben angegebenen Zahl der blinden Kinder 23 arme, ja unter diesen 9 Findlinge befinden."

Der Bericht meint ferner, es sei nicht tunlich, daß die Lehrindividuen sich in entfernte Häuser zur Erteilung des Privatunterrichtes für solche Kinder begeben; es dürfte andererseits der Unterricht blinder Kinder nicht in Zeiten fallen, wo der Lehrer durch die Wiederholungsschule oder durch den Meßner- und Organistendienst in Anspruch genommen ist. „Endlich würde eine Aufmunterung des Lehrpersonales zur Erteilung des Blindenunterrichtes durch Gewährung einer besonderen Belohnung um so notwendiger seyn, als dasselbe durch seine sonstigen Berufsgeschäfte ohnehin so vielfältig in Anspruch genommen wird, daß demselben kaum eine Zeit zur notwendigen Erholung erübrigt." — Kurz es wird der Unterricht des blinden Kindes wohl nicht direkt abgelehnt, aber es ist herauszulesen, daß der Schwierigkeiten sehr viele sind, also für das blinde Kind wenig zu erwarten ist.

Die Erhebungen über die Zahl der blinden Kinder in Steiermark — diese Zahlen sind nicht ohne Interesse für die Allgemeinheit — dauern längere Zeit; erst im Juli 1843 liefert die Staatsbuchhaltung einen Totalausweis an das Gubernium. Darnach wurden Blinde überhaupt gezählt:

Im	Kreise	Judenburg	18
„	„	Bruck	12
„	„	Graz	40[1]
„	„	Marburg	10
„	„	Cilli	15
zusammen	also		95.

Blinde Kinder im schulpflichtigen Alter, oder wie es dort heißt, Kinder vom 6. bis 12. Jahre, werden 51 gezählt, davon sollen 32 bildungsfähig, nicht unterrichtsfähig 19 sein, was ein ganz günstiges Verhältnis bedeutet, wenn man bedenkt, daß das erhebende Amtsorgan nicht die nötige Erfahrung besaß, in seinem Urteil unsicher war und manchen noch immer bildungsfähigen Blinden als Idioten betrachtet haben

[1] Die hohe Zahl der blinden Kinder im Kreise Graz ist wohl auf das erwiesenermaßen häufige Vorkommen der Blennorrhoe in Städten zurückzuführen.

mag, und ferner auch dann günstig, wenn man erwägt, wie sehr die Vernachlässigung der Kinder auf deren geistige Fähigkeiten herabmindernd wirkt.

Von den 51 gezählten Kindern erhielten zusammen 13 Unterricht, und zwar 10 in Graz, 2 in Marburg und 1 in Cilli; in Obersteiermark war gar keine unterrichtliche Fürsorge für die Blinden zu verzeichnen.

Wenn auch die vorgenommene Zählung — sowie die meisten solcher Zählungen — nicht auf absolute Richtigkeit Anspruch erheben kann, ist doch aus ihr die eine Tatsache unbedingt zu entnehmen, daß eine solche Zahl von blinden Kindern schon damals in Steiermark vorhanden war, daß die Errichtung einer Anstalt für Blinde zumindest nicht überflüssig gewesen wäre.

Gerade das erlangte Zahlenmateriale hätte zu weiteren Erwägungen der Sachlage auffordern müssen, da schon bei Vorhandensein von 40 Blinden die Erhaltung einer besonderen Anstalt höchst notwendig gewesen wäre. Wie schon erwähnt, ist die Grenze der Bildungsfähigkeit von einem Laien nicht ohneweiters festzustellen, daher ist es nicht ausgeschlossen, daß manches als nicht unterrichtsfähig bezeichnete Kind in der Unterrichtsanstalt, also in sachkundigen Händen, zu einiger geistiger Tätigkeit und manueller Fertigkeit hätte gebracht werden können, während es im Elternhause einfach geistig zugrunde ging. Es hätten ferner noch Blinde über das 12. Lebensjahr hinaus ganz wohl in einer Anstalt Aufnahme finden und dort entsprechend erzogen werden können. Nach der Zählung wäre demnach die Errichtung einer Anstalt für Blinde schon 1843 ein wirkliches Bedürfnis für die Steiermark gewesen.

Das Gutachten des Guberniums an die Studien-Hofkommission bewegt sich begreiflicherweise in dem Rahmen der Ordinariatsberichte und stimmt ihren Ausführungen zu, daraus den Grund zu Anträgen schöpfend. In dem Gutachten, das Gubernialrat Propst Kraus abgibt und das nach Beschluß in der Sitzung vom 9. August 1843 an die Studien-Hofkommission hinausgeht, wird folgendes ausgeführt:

Das Ziel des Blindenunterrichtes an der Volksschule ist ein zweifaches: Jeder Blinde soll ein sittlicher guter Mensch und ein brauchbares Glied der bürgerlichen Gesellschaft werden. Wie das erste erreicht werden soll, sagen schon die mitgeteilten Ordinariatsberichte, denen sich das Gubernium vollinhaltlich anschließt. Das zweite Ziel ist zu erreichen „durch

einen den Fähigkeiten und dem Stande angemessenen Unterricht, durch welchen sie (die Blinden) in den Stand gesetzt werden, zum Erwerbe ihres Lebensunterhaltes mitzuwirken".

Betreffs der Kinder, welche von dem Pfarrorte und jeder Schule zu weit entfernt und die zugleich ganz mittellos sind — in Steiermark sollen es nur 19 sein, die ohne jeden Unterricht geblieben sind — könnte nach Ansicht des Referenten am besten gesorgt werden, „wenn sie einem am Pfarr- oder Schulorte oder in der Nähe desselben wohnenden Bürger, Landmann oder Handwerker mit der Verbindlichkeit übergeben würden, dafür zu sorgen, daß sie täglich oder wenigstens zweymahl in der Woche zum Schulunterrichte, und an Sonntagen zum Gottesdienste und zur Christenlehre geführt und zu Hause zur Erlernung häuslicher Arbeiten oder eines Handwerkes angeleitet werden. Zur Übernahme eines solchen Kindes dürften sich Landleute herbeylassen, wenn ihnen für die Zeit vom 6. bis zum 15. Jahre eine Unterstützung von jährlich 40 bis 50 fl. zugesichert würde."

„Zur Bedeckung dieser jährlichen Unterstützungen ist bereits der Grund gelegt durch die zugunsten der Blinden gemachten Geschenke und Stiftungen; nämlich von den 5 Prozent Interessen eines Kapitals von 4000 fl. CM.[1] wurden 4 Blinde jährlich lebenslänglich mit 50 fl. beteilt. Dann besteht ein Geschenk[2] mit einer Domestikalobligation per 350 fl., ferner 300 fl. CM., welche in der Sparkasse fruchtbringend angelegt und durch teilweise Geschenke entstanden sind . . . ." „Es ist nicht zu zweifeln daß ein Aufruf zur Fortsetzung dieser wohlthätigen Geschenke bei dem guten Sinn der Bevölkerung Anklang finden und mit der Zeit einen Fond begründen würde, der zur Unterstützung aller mittellosen blinden Kinder zum Behufe ihres Unterrichtes in der Schule und in häuslichen Arbeiten hinreichen wird."

Weiter verspricht der Bericht an die Studien-Hofkommission, „daß die Seelsorgegeistlichkeit dafür sorgen werde, daß die schulpflichtigen blinden Kinder, welche im Schulorte oder in dessen Nähe wohnen, regelmäßig zum Schulunterrichte, die entfernter wohnenden zum mindesten an Sonn- und Feiertagen zum Religionsunterrichte geführt werden, worüber die Schuldistriktsaufseher zu wachen und bei ihren Visitationen die Überzeugung zu verschaffen und so, wie es in Ansehung der Taubstummen vorgeschrieben ist, in ihren Visitations-

[1] Ebenausche Stiftung.
[2] Ungenannter Ehrenbürger von Graz.

berichten über die Zahl, die Bildungsfähigkeit und die wirkliche Bildung der in ihren Bezirken befindlichen Blinden genauen Bericht zu erstatten haben".

Bemerkenswert an dem Berichte des Guberniums ist der Vorschlag, blinde Kinder in den Schulort oder doch in seine Nähe zu bringen, damit der Schulbesuch möglich werde. Man könnte darin den Keim zu einer Blindenschule (Blindenklasse) erblicken, wenn gesagt wäre, daß man einen bestimmten Schulort wählen, die unterrichtsbedürftigen blinden Kinder dort sammeln und ihnen den regelmäßigen Unterricht vermitteln wolle. Bemerkenswert scheint der Vorschlag, weil dieser bereits früher von Joh. Wilhelm Klein in Wien gemacht worden ist, der aber weiter geht und sagt, an solchen Schulorten müßten nicht nur die blinden Kinder gesammelt, es müßte dort auch ein Lehrer verwendet werden, der die Methode des Blindenunterrichtes kennen gelernt und dadurch die Eignung habe, einen naturgemäßen Unterricht den ihm zugewiesenen blinden Schülern zu erteilen. Es begegnen sich somit in gewissen Punkten die Ansichten des Meisters des Blindenunterrichtes und die des Schulreferenten im Gubernium, was nach allen Richtungen für die Zweckmäßigkeit der Vorschläge deutlich spricht.

Die Studien-Hofkommission hat das vorhin bezeichnete Dekret an sämtliche deutschen Provinzen Österreichs hinausgegeben und es verging begreiflicherweise viel Zeit, ehe die begehrten Berichte einlangten. Alle diese Berichte erhielt nun Joh. Wilh. Klein zur Begutachtung, bezw. Berichterstattung, die um die Mitte des Jahres 1845 erfolgte,[1] worauf neuerlich eine allerhöchste Entschließung vom 28. April 1846 erfloß, in welcher die Grundzüge für die Verbreitung des Blindenunterrichtes festgesetzt werden.

Das Dekret der Studien-Hofkommission ordnet in allen „deutschen Provinzen" Osterreichs auf Grund der Anträge Kleins folgenden Vorgang an[2]:

1. „Da blinde Kinder an Hauptlehrgegenständen des Elementarunterrichtes teilnehmen können, so ist dafür zu sorgen, daß derley Kinder, wenn sie keinen Privatunterricht erhalten, die öffentlichen Schulen so viel es thunlich ist, besuchen. Aber auch jene blinden Kinder, welche weder die öffentlichen Schulen zu besuchen im Stande sind, noch Privat-

[1] Mell, Geschichte des k. k. B.-E.-I., p. 200 ff., enthält nähere Details über dieses Gutachten.

[2] Dekret vom 7. Mai 1846, Z. 3469.

unterricht erhalten, sollen eines angemessenen Religionsunterrichtes nicht entbehren. Es ist daher den Ordinarien zu erklären, Seine Majestät habe das Vertrauen zu ihnen, daß sie ihren Kuratklerus zur Erfüllung dieser seiner Pflicht verhalten werden."

2. Werden Winke bezüglich der Lehrgegenstände und des einzuhaltenden Vorganges gegeben, wobei die Ansichten der Ordinariate beibehalten werden.

3. Betrifft die Aufmunterung der Schullehrer und es heißt da: „Damit die Schullehrer zur Erteilung des Unterrichtes an blinde Kinder mehr aufgemuntert werden, sind denselben im Falle erzielter günstiger Erfolge, nach Maßgabe dieser Erfolge und der dabei gehabten Mühe, Berücksichtigung bei Anstellungen, Belobungen oder Remunerationen angedeihen zu lassen. Remunerationen haben jedoch nur dann stattzufinden, wenn sich Schullehrer um die Bildung blinder Kinder dadurch ein Verdienst erwerben, daß sie außer den Schulstunden denselben im Lesen, Schreiben, Rechnen mit geschriebenen Zahlen, in Musik Unterricht erteilen und dieselben auch allenfalls zu solchen Handarbeiten anleiten, welche ihnen als Mittel zu einem Erwerbe dienen können. Die Remuneration hat bei Abgang sonstiger Mittel der Normalschulfond zu tragen."

4. Auf die Anregung des steirischen Guberniums bezüglich der Beschaffung von Geldmitteln zur Unterstützung blinder Kinder geht die Studien-Hofkommission in der Art ein, daß sie anordnet: „Zur Ausführung oder doch Erleichterung der in den Absätzen 1 und 3 angedeuteten Maßregeln, sind nebst bestimmten hiezu gewidmeten Beiträgen auch die Erträgnisse solcher Spenden zum Besten der Bildung von Blinden zu verwenden, bei welchen eine ausdrückliche Widmung zu Stiftplätzen nicht gemacht worden ist, indem durch diese Maßregeln eben der Zweck der Bildung dieser Unglücklichen, und zwar auf die naturgemäßeste Weise erlangt wird."

Punkt 5 bestimmt, daß Seelsorgern und Lehramtskandidaten die Möglichkeit gegeben werden solle, sich an den bestehenden Blinden-Erziehungsinstituten in der Methode des Blindenunterrichtes zu bilden, wobei die Institutsvorstände anzuweisen sind, den Besuchern Unterricht und Anleitung bereitwilligst zu geben. An den zu dieser Zeit bestehenden Blindenanstalten wurden nicht nur auf Grund dieser Bestimmung, sondern schon früher junge Geistliche und Lehramtskandidaten mit Anweisungen zum Blindenunterrichte versehen, insbesondere ging Wien in dieser Richtung als Muster vor; mancher Freund

der Blinden ist auf diese Art für die edle Mission der Blindenfürsorge gewonnen worden.

Im 6. Abschnitt des Dekretes wird in Aussicht gestellt, daß, da zum Zwecke der Einführung in den Blindenunterricht auch schon eine theoretische Anleitung viel nützt, eine solche unentgeltlich verteilt werden wird. Die Studien-Hofkommission behält es sich vor, von dieser Anleitung der k. k. Landesstelle eine angemessene Anzahl von Abdrücken zur weiteren Verteilung zuzusenden.

Punkt 7, der letzte, enthält Bestimmungen, durch welche der Unterricht blinder Kinder im allgemeinen, sowohl in den bestehenden Anstalten als auch außerhalb derselben im Auge behalten und über die gemachten Wahrnehmungen berichtet werden solle.

Schließlich macht das Dekret auf das Buch Direktor Kleins, das Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden (Wien 1819) aufmerksam und ordnet an, daß es für die Universitäts-, beziehungsweise Lyceal-Bibliotheken angeschafft werde.

Das Gubernium gibt nun dieses Dekret in extenso heraus und zwar an das F.-B. Seckauer und das Leobner Ordinariat und das F.-B. Lavanter Konsistorium, dann ergeht an die Vorstehung der Universitätsbibliothek in Graz und an die k. k. Gymnasialdirektionen in Marburg, Cilli, Judenburg und St. Lambrecht der Auftrag, das vorhingenannte Lehrbuch des Direktors Klein, „wenn es noch mangeln sollte, beizuschaffen, und die Benützung desselben zum Selbstunterrichte den Seelsorgern, Lehrern und Lehramtskandidaten zu gestatten“. Endlich werden die fünf steirischen Kreisämter von der an die Ordinariate erlassenen Verordnung betreffend die Förderung des Unterrichtes der Blinden zur Amtswissenschaft mit der Aufforderung verständigt, die Bezirksobrigkeiten anzuweisen, die Seelsorger in der Förderung dieses Unterrichtes zu unterstützen und dahin zu wirken, daß ganz mittellose und vom Pfarr- und Schulorte zu weit entfernte Kinder für die Dauer des Unterrichtes bei nahe gelegenen Insassen unentgeltlich aufgenommen werden.

Das Gubernium geht durch diese Erklärung von dem Vorschlage ab, für solche Kinder ein wenn auch nur bescheidenes Kostgeld auszusetzen und dadurch wird die gute Absicht der Studien-Hofkommission unausführbar gemacht. Man scheut sich ja in vielen Fällen blinde Kinder selbst gegen Bezahlung aufzunehmen; wer würde dann ohne jeden Nutzen die Last, ein blindes Kind zu verpflegen und es in Obhut zu halten, auf

sich laden? Hätte das Gubernium die gleich anfangs ausgesprochene Absicht, Kostorte für blinde Kinder zu schaffen, festgehalten, so wäre sicher Gutes geschehen, denn es wäre nicht unwahrscheinlich, daß Lehrer selbst ein solches Kind zu sich genommen hätten. Ein Hindernis war übrigens nicht vorhanden, da die Studien-Hofkommission in der Verwendung von Geldern für Blinde keine die Absicht des Guberniums verhindernde Bestimmung trifft.

Einige im Gefolge der bisherigen Maßnahmen noch auftretende Umstände sind lediglich nebensächlicher Natur und die k. k. vereinigte Hofkanzlei empfiehlt auch ihrerseits die Anschaffung des Kleinschen Lehrbuches.

Klein hat mittlerweile seine „Anleitung“ [1] fertiggestellt und das Gubernium erhält zunächst 70 Exemplare mit dem Auftrage, das Büchlein an jene Schulen zu verteilen, wo sich schulfähige Blinde befinden, und an jene Lehrindividuen, welche sich die Blinden-Unterrichtsmethode zur allfälligen künftigen Benützung anzueignen beabsichtigen.[2] Im Dezember kommen abermals 70 Exemplare zur Verteilung [3] und im Jahre 1848 wird das erste für die blinden Schulkinder bestimmte, in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien hergestellte Buch mit tastbaren Lettern, ein „Nahmenbüchlein“, das ist, wie wir es nennen, eine Fibel, zum Gebrauche beim Blindenunterrichte empfohlen und zu dessen Anschaffung aufgefordert.[4]

In den verfügbaren Akten findet sich keinerlei Anhaltspunkt dafür, daß in Steiermark auf Grund aller dieser Veranlassungen ein blindes Kind in der Volksschule der Sehenden oder aber auf privatem Wege fachgemäßen Unterricht erhalten hätte. Das schließt allerdings nicht aus, daß die Anordnungen der Studien-Hofkommission bezüglich der blinden Kinder von Erfolg begleitet waren, allein zu einem Eingreifen der Volksschullehrer in dem Grade, daß eine Entschädigung für den Zeitaufwand und die Bemühungen um ein blindes Kind hätte angesprochen werden können, führte es nicht. Es dürfte auch der Effekt der Mahnungen der Schulenoberaufsicht zur Für-

[1] Anleitung, blinden Kindern die nötige Bildung in den Schulen ihres Wohnortes und in dem Kreise derer Familien zu verschaffen. Wien 1846. Im Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration bei St. Anna in der Johannisgasse.

[2] Studien-Hofkommission. 13. Juli 1846. Das Büchlein wurde an alle deutschen Kronländer verteilt.

[3] Studien-Hofkommission. 22. Dezember 1846.

[4] Studien-Hofkommission. 30. März 1848.

sorge für die blinden Kinder nur gering gewesen sein, denn während die Fürsorge für die Taubstummen zur damaligen Zeit schon eine sehr intensive war, eine „k. k. Taubstummenschule in Graz“ bestand und ihre jährlichen Ausweise und Tätigkeitsberichte an die Landesstelle gelangen ließ, hatte sich auch ein Lehrer um eine Remuneration für seine Arbeit an taubstummen Kindern gemeldet. Es war dies der Lehrer der Elementarklasse an der Judenburger Hauptschule Michael Freydl[1], dem bereits 1844 „die Zufriedenheit über seine entsprechende Betätigung für den Taubstummen-Unterricht zu erkennen gegeben“ worden war, und über dessen Verwendung bei diesem Spezialunterrichte wird im betreffenden Berichte gesagt: „ . . . welchen Unterricht derselbe bereits seit fünf Jahren, vorhin an 6, jetzt an 5 taubstummen Kindern wöchentlich durch 10 Stunden mit vielem Fleiße und gutem Erfolg ertheilt, und ungeachtet seines geringen Einkommens per 200 fl. bestreitet dieser Lehrer auch die zur fruchtbringenden Ertheilung dieses Unterrichtes erforderlichen Lehrmittel . . . “ Freydl erhielt eine Remuneration von 30 fl. zuerkannt. Leider berichten die Akten über die Bemühungen eines Lehrers zugunsten der blinden Kinder nichts ähnliches.

Was in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundertes in Steiermark für die Blinden geschah und was als Anfang der Blindenfürsorge in diesem Kronlande angesehen werden muß, ist vielleicht nicht viel, in Ansehung der bestehenden Verhältnisse aber genug. Wohltätige Männer haben Stiftungen errichtet, die politischen Behörden haben diese verwaltet; es wurde von außen der Versuch gemacht, Steiermark in den Kreis jener Kronländer zu ziehen, die ihr Blindenwesen den damaligen Verhältnissen entsprechend organisiert hatten; der Unterricht der Blinden sollte von staatswegen sichergestellt und hiebei der Volksschule die Hauptaufgabe zugewiesen werden: Steiermark ging hiebei fast die gleichen Wege wie jene Alpenländer, die erst spät eine Blindenerziehungsanstalt erhielten, wenn sie überhaupt heute schon eine solche haben.

[1] In Rožeks erstem Schematismus der Volksschulen Steiermarks 1874 ist ein Michael Freydl genannt. Er war kaiserlicher Rat, pensionierter Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Graz. Dieser Freydl dürfte mit dem damaligen Judenburger Lehrer identisch sein. Ein Lehrer, der sich derart betätigte, mußte die gebührende Anerkennung finden.

Aus allem aber, was geschehen war, läßt sich eine Tatsache erkennen. Das Beispiel und der Einfluß Joh. Wilh. Kleins in Wien, des Begründers der Blindenfürsorge in Österreich, waren maßgebend. Auf seine Tätigkeit läßt sich fast alles zurückführen; die Behörden folgen seiner Initiative, wenn sie auch nicht immer sich seiner Ansicht anschließen, manchmal sogar dagegen handeln, ohne dabei jedoch das Rechte zu treffen.

Durch alles, was in der behandelten Zeit geschehen war, ist der Boden für das endliche Entstehen einer wohleingerichteten Blindenanstalt nach und nach vorbereitet worden und darum muß man die Geschehnisse von dem Gesichtspunkte aus betrachten, daß sie als notwendige, vorbereitende Schritte zur Erreichung des Zieles vorangehen mußten. Jede der mitgeteilten Tatsachen bildet einen der Grundsteine zur Errichtung des Gebäudes der Blindenfürsorge in Steiermark, wo heute so vieles für die Blinden erreicht und deren Wohl in die Hände tatkräftiger, wahrhaft humaner, edeldenkender Männer gelegt ist.

Beiträge zur Geschichte des Grazer Theaters.

Von **Otto Erich Deutsch.**

1824—1825.

2. Die k. k. Hofschauspielerin Sophie Müller in Graz.

In den Memoiren des großen Tragöden Heinrich Anschütz[1] findet sich eine treffliche Charakteristik seiner berühmten Kollegin, der „Liebhaberin und Heldin" Sophie Müller, der diese Arbeit gewidmet ist:

„Sophie Müller war einer jener Lieblinge der Natur, bei deren Schöpfung die gütige Allmutter das Füllhorn ihrer Gaben ausschüttet, und einem auserkorenen Wesen ein Kumulat von Eigenschaften verleiht, die sie sonst mit ausgleichendem Gerechtigkeitssinne auf eine Reihe von Erdenkindern verteilt.

Eine blühende Gestalt, von so ebenmäßiger Fülle der Formen, mit einem so angenehmen Verhältnisse zwischen Klein und Groß, daß sie gemeißelt schien, um sich jeder Sphäre der Bühnendarstellung anschmiegen zu können; liebliche Gesichtszüge und ein Auge, das von sittlicher Reinheit und geistigem Leben strahlte, machte Sophie Müller zu einer der reizendsten Frauenerscheinungen, durch welche die deutsche Bühne geweiht und verherrlicht worden ist.

In diesem schönen Körper mit der schönen Seele hatte eine andere Göttin, die tragische Muse, den belebenden Atem künstlerischer Weihe gehaucht, den befruchtenden Samen des Talentes niedergestreut.

Sophie Müller gehörte jenen genialen Schauspielernaturen an, die, wie Ludwig Devrient, unwillkürlich Wunderbares schaffen müssen, die niemals fehlgreifen innerhalb der Grenzen ihres unerschöpflichen Naturells. Sie werfen in fast



Sophie Müller.
Nach einer Lithographie von Josef Kriehuber.

kindlicher Unbefangenheit ihre kostbaren Perlen aus und wissen selbst nicht, welche Schätze sie der Welt zu Füßen legen."

Von dieser wunderbaren Blüte deutscher Schauspielkunst, die aus dem Treibhaus des Hofburgtheaters zweimal für einige Wochen in den grünen Garten der Steiermark verpflanzt wurde, von den Beziehungen Sophie Müllers zum Grazer Theater und zur Grazer Bürgerschaft soll hier ausführlich berichtet werden.

Es ist, wie Sainte-Beuve sagt, eine mißliche Sache, plumpe Jahreszahlen anzuführen, wenn man von schönen Frauen spricht. Und doch muß ich die Lebensgeschichte der lieblichen Sophie an dieser Stelle wenigstens skizzieren, bevor ich die Grazer Episoden daraus behandle. Der pedantische Historiker kann sich damit entschuldigen, daß diese deutsche Récamier, die ohne Nachblüte im Vollbesitze ihrer unberührten Jugendpracht dahinging, auch die Jahreszahlen nicht zu scheuen braucht.

Sophie Müller[2] wurde als Tochter des großherzoglich badischen Hofschauspielers Karl Müller (* 1763 zu Mannheim, † 1837 zu Wien) und der badischen Hofopernsängerin Maria Boudet (* 1775, † 1824 zu Wien) am 19. Jänner 1803 in Mannheim geboren. Von ihren vier älteren Geschwistern war eine Schwester früh verstorben; an den drei Brüdern Karl, Fritz und Josef („Seppel") hing sie mit großer Liebe. Schon im dritten Lebensjahre wurde die kleine Sophie als Genius auf der Mannheimer Bühne verwendet. Fünf Jahre alt, betrat das mutige Mädchen als „Hännschen" in Kotzebues „Erbschaft" zum erstenmal in einer Sprechrolle die großherzogliche Hofbühne. Seit damals spielte sie öfters, zunächst in Knabenrollen. Im Jahre 1816 bewunderte Johanna Schopenhauer das Talent des Mädchens und lenkte in einer Reisebeschreibung die Aufmerksamkeit des deutschen Theaterpublikums auf die junge Künstlerin. Im Jahre 1817 begann Sophie Müller ihr hochinteressantes, leider oft unterbrochenes Tagebuch, das der unglückliche Dichter und Historiker Johann Graf Mailáth später auszugsweise veröffentlicht hat. Es ist heute, bis auf ein fast unbekanntes Bruchstück aus dem Jahre 1826, verschollen. Im März des Jahres 1818 gastierte Sophie Müller mit ihrem Vater in Karlsruhe, wo sie mit großem Erfolge einige bedeutendere Rollen spielte.[3] Kotzebue hatte sich inzwischen ihres Talentes angenommen, so daß sie am 15. Mai 1820 als ordentliches Mitglied an das Hoftheater in Mannheim engagiert wurde.[4] Im März des folgenden Jahres

unternahm sie mit ihrem Vater eine größere Gastspielreise, die sie nach München und nach Wien führte. Am Hofburgtheater trat die 18jährige Künstlerin vom 9. Mai bis zum 16. Juni 1821 fünfzehnmal in ihren hervorragendsten Rollen[5] auf und erzielte einen so glänzenden Erfolg, daß schon im Jahr darauf Unterhandlungen wegen eines Wiener Engagements eingeleitet wurden. Auch das Braunschweiger Theater bewarb sich damals um Sophie Müller, die sich aber alsbald für Wien entschied. Mit schwerem Herzen schied sie im Juli 1822 von ihrer geliebten Vaterstadt Mannheim, wo sie schon eine wahrhaft göttliche Verehrung genoß. Die Gage, die die badische Intendanz ihr gab, und die kärgliche Pension, die man ihrem Vater zuerkannt hatte, waren doch zu gering, um den glänzenden Engagementsantrag aus Wien abzulehnen. Die kunstsinnige Großherzogin Stephanie von Baden, Sophiens mütterliche Freundin, die sie nur widerwillig in die Fremde ziehen ließ, gab der Künstlerin — wie später auch der berühmten Luise Neumann, Amalie Haizingers Tochter — den Segen der Keuschheit mit auf den Weg. Da die Brüder dem Elternhause bereits entflogen waren, zogen Vater und Mutter Müller mit nach Wien. Am 5. August 1822 debütierte Sophie als „Gräfin Rutland“ in Matthäus v. Collins „Essex“ am Hofburgtheater. In kurzer Zeit hatte sie sich die Herzen der Wiener erobert, so zwar, daß die andere Sophie, die große Schröder — trotz der Verschiedenheit des Rollenfaches — auf den wachsenden Ruhm der jungen Kollegin eifersüchtig wurde. Costenoble war zuerst mißtraurisch gegen ihr Talent, gab aber bald seinen Irrtum zu. Schreyvogel, später ihr warmer Freund, schätzte sie mit seinem sicheren Blick sofort richtig ein. Da die Müller auch bei Hofe rasch beliebt wurde, ernannte sie die Kaiserin Karolina Augusta zu ihrer Vorleserin. Mit den besten Männern des vormärzlichen Wiens stand die junge Künstlerin in freundschaftlichem Verkehr. Grillparzer, M. v. Collin, Castelli, Pyrker Seidl, Hammer-Purgstall und Zedlitz zählten bald zu ihren Getreuen. Mit Schubert, der häufig in ihren Tagebüchern genannt wird, und dem Hofopernsänger Johann Michael Vogl musizierte Sophie Müller oft. Der gesellschaftsscheue Schubert speiste gerne bei den Müllers, verbrachte ganze Nachmittage in der Gesellschaft der klugen, gebildeten Schönen und rühmte ihr nach, daß sie nach Baron Alfred Schönstein seine Lieder am herrlichsten singe.[6] Aber auch die Herzen aller Frauen flogen dem holden Mädchen zu. Nicht nur die

Wiener Aristokratinnen, auch Künstlerinnen wie die Schröder, die Sontag, Dichterinnen wie die Chezy, die Pichler schwärmten von ihrem Liebreiz. Die Eifersucht schwieg bald still, da Sophie Müller nicht als Weib, sondern wirklich als göttliches Wesen verehrt wurde. — Im Jahre 1823 bemühte sich die badische Intendanz, die gefeierte Künstlerin zur Rückkehr nach Mannheim zu bewegen. Als Sophie Müller wegen ihrer Wiener Verpflichtungen diesem Rufe nicht Folge leistete, entzog man schnöderweise ihrem Vater die spärliche Pension. — Am 28. Jänner 1824 starb Sophiens teure Mutter: ein Verlust, den sie nie ganz verwinden konnte. Ein leichter Schatten umflorte nun ihr sonniges Gemüt.

* * *

In den Jahren 1823 und 1824 mußte Sophie Müller, durch ihre anstrengende Pflicht vollauf in Anspruch genommen, ihren „Schreibkasten“ vernachlässigen, dem sie ihre wertvollen, keineswegs für die Öffentlichkeit berechneten Tagebuchblätter gewidmet hat. So vermissen wir denn auch für die Zeit des ersten Gastspieles in Graz, das in den Juli 1824 fällt, diese nicht nur als Dokumente für die seltsame Persönlichkeit der Schreiberin, sondern auch als Beiträge zur Kulturgeschichte des österreichischen Vormärzes so interessanten Blätter und müssen uns für diese erste Episode fast ausschließlich mit dem begnügen, was uns zeitgenössische Berichte bieten.

Der Juli war damals, wie erwähnt, der Ferialmonat der Wiener Hoftheater, für die Provinzbühnen also die haute saison der Gastspiele. Schon seit dem 24. Juni 1824 gastierte Heinrich Anschütz im ständischen Aushilfstheater zu Graz.[7] Außerdem erwartete das Grazer Publikum noch drei Hofburgschauspieler und eine Hofopernsängerin, die alle in diesem Sommer auf ein paar Wochen zu Gaste kamen. Am 5. Juli meldete die amtliche „Grätzer Zeitung“ die Ankunft der Mlle. Müller, ihres Vaters und ihres Kollegen Johann Georg Kettel. Alle drei waren am 3. d M. in dem stark frequentierten Gasthof „Zum wilden Mann“ abgestiegen, der in der Schmiedgasse (C.-Nr. 355), an der Stelle des neuen städtischen Amtshauses, gegenüber der alten Post-, heute Stubenberggasse stand.[8] Bald nach ihrer Ankunft schrieb Sophie Müller an eine Wiener Freundin folgenden bisher unveröffentlichten Brief[9], der theatergeschichtlich interessant und für die Künstlerin sehr charakteristisch ist:

„An Ihre Hochedelgebohren

Fräulein Sophie von Wedenkind [10]

wohnhaft bei Frau von Winterheld

Kohlmeßer Gaße in

Nr. 480 im 3te Stock. Wien."

„Meine gute Sophie! Graetz, den 5te Juli 1824.

Glücklich und wohlbehalten sind wir in Graetz am 3te d. eingetroffen. Die Beschreibung der herrlichen Gegend verspahre ich mir mündlich und fange gleich mit meiner großen Bitte an. Man hat mich nemlich vielfach ersucht die Jungfrau v. Orleans zu spielen, da ich aber den Anzug nicht mit habe so wage ich auf Ihre Güte und stets bewiesnen Freundschaft, Sie zu ersuchen mir denselben zu senden. Die Art wie dieß geschehen kann ist sehr leicht: Sie bitten Frau von Seidl Ihnen unsre Schlüßel einzuhändigen, laßen sich unsre Garderobe vom Schloßer aufsperren. Dann nehmen Sie 1stens meinen Blechharnisch, mit den Armschienen die uneingewickelt offen Ihnen gleich in die Augen fallen, wie Sie ins Zimmer treten, 2tens den Helm, der keinen Federbusch, nur ein blechnes Kreuz hat, 3tens die Schwerdtkupel von blauen Samt mit silber Börtchen und Schnalle, 4tens Waschlederne Handsche mit gelben Blechkappen daran genäht. Diese genannten Dinge finden Sie im Gestell am Fenster auf dem zweiten Gefach wo die Gläser und Teller stehn. Alsdenn nehmen Sie aus dem hellgrauen Gefachschrank wo die kurzen Theaterkleider liegen, aus dem 2ten Gefach von oben, 5tens den weißen, merinos [11] Rock nebst Mieder, in dem ich zur Ausstellung gemahlt wurde, es ist mit blauen samt Blumen untenherum gestickt, wie auch das weiße Mieder mit blauen Samtstreifen geziert ist. 6tens das merinos, weiße Kleid mit langen Ärmeln und Goldfranzen besetzt, darüber blaue samt Lilien mit Goldschnür gestickt sind. 7ten, das kurze Panzerröckchen, welches von Goldfäden in Filee [12] genetzt ist, und auf jedem Netzknöpfchen ein Goldflitter genäht hat. Sie werden es ohne zu fehlen, linker Hand in dem selben Gefache unter den ebengenannten Kleidern in Papier finden. 8tens, haben Sie die Güte und nehmen aus meiner Schuhlade im Schrank wo meine Stadtkleider hängen, die hellgelb ledernen Schuhe mit schwarzen Hutfilzsohlen, 9tens, die hellgelb leder Stiefelchen mit gold Sporrn; diese letzt genannten

sind entweder auch im Gestell wo der Harnisch liegt, oder sie stehn noch in dem Korbe in der mitten Garderobe. 10[tens] das Buch die Jungfrau v. Orleans, liegt im kleinen Gefach wo meine Theaterrollen alle sich befinden gleich oben rechts, und 11[tens] nehmen Sie aus dem vordern blauen Wohnzimmer aus den Musikalien im Büchergestellchen beim Klavier die geschriebne Musik mit der Überschrift: „Monolog aus der Jungfrau v. Orleans oder Jeanne d' Arc, dem Fräulein Sophie Müller gewidmet.“ Der ganze Monolog: „die Waffen ruhen etc. ist zwischen den Noten geschrieben.[13] Vielleicht liegt dieses Musikstück sogar auf dem Klavier, sollte es da aber nicht liegen so finden Sie es unter meinen Noten sicher. Dann sehen Sie ob alle diese Sachen in unsern kleinen Koffer gehen den die Franzi in ihrem Zimmer hinten stehn hat, sollte das nicht sein, so suchen Sie in irgend einem Gewürzgewölb einen leichten holz Verschlag zu kaufen, wofür ich dieses Geld eingeschloßen. Legen Sie zuerst eine alte Serviette aus der Garderobe in den Kasten oder Koffer, dann die Musik und Buch, so dann legen Sie die Kleider, aber die Goldfranzen bitte ich wohl mit Papier aus unsrer Garderobe zu belegen, weil sie leicht verderben und verwetzen können. Über die Kleider legen Sie so groß der Verschlag ist einen guten Papendeckel, damit der Blechharnisch der darauf gepackt werden muß die Kleider nicht zerschneidet auch den Harnisch und Helm wickeln Sie wohl ein, denn leicht können diese sich verkritzen. Stiefel, Handschuhe, Kupel und Schuhe gehen wohl eingewickelt auch in den Harnisch hinein. Jede Lücke im Koffer bitte ich wohl mit Stroh und Papier aus zu stopfen, damit kein Schaden geschieht. Vielleicht könnte der Bediente des Hrn. Schwallbacher Ihnen im Packen behülflich sein. Herr von Seidl oder Schwallbacher kann Ihnen wegen der Post die nötige Auskunft geben, damit ich die Sachen noch bis diesen Samstag[14] hier erhalte was leicht sein kann. Die Adreße ist: An die k. k. Hofburgschauspielerin Sophie Müller Wohlgeboren in Graetz wohnhaft im wilden Mann. Bei der Schnellwagen Expedition müßen Sie Sachen aufgeben. Nun theure Sophie empfehlen Sie mich Frau v. Winterheld, und Frau v. Seidl und allen theuren Wienerinen aufs Beste, und vergeben Sie mir meine Bitte und Belästigung ich wage es auf Ihre Freundschaft und bin zu jedem Gegendienste mit Freuden bereit.

Ihre Sie aufrichtig

schätzende Sophie Müller.“

Am Dienstag, den 6. Juli 1824, trat Sophie Müller zum erstenmale in Graz als „Gabriele“ in dem gleichnamigen dreiaktigen Drama auf, das ihr Freund J. F. Castelli nach der „Valerie“ von Scribe und Mellesville ins Deutsche übertragen hatte.[15] Dazu wurde das gleichfalls von Castelli verdeutschte einaktige Lustspiel „Haß allen Weibern“ gegeben, in dem die Müller die „Amalia, Gräfin v. Ronsberg“ spielte.

In der Wiener „Allgemeinen Theaterzeitung“ Adolf Bäuerles erschien damals, meist mit großer Verspätung, das von Joseph Dismas Gottscheer[16] geschriebene, im folgenden oft zitierte „Tagebuch der Grätzer Bühne“, das am 9. September 1824 folgendes Referat über das erste Gastspiel Sophie Müllers enthält:

„Ihre erste Szene in der erstern Rolle zeigte sogleich in einem ansprechenden Äußern, in einem ungemein wohlklingenden tonreichen Sprachorgane, und in der genialen Auffassung des darzustellenden Charakters die physisch und psychisch reich begabte Künstlerin; die Durchführung fügte den Beweis eines großen, geübten mimischen Talentes und eines seltenen Kunsstudiums hinzu. Den früheren Darstellungen dieser Rolle entgegen, sahen wir nun über Gabrielen eine Heiterkeit ausgegossen, welche um so rührender und ergreifender war, als sie das gewohnte Mitleiden eines fühlenden Herzens mit dieser Blinden gleichsam mit großmütiger Selbstverleugnung abzulehnen schien. Die Momente des entzückenden Wiederfindens des Geliebten und des Wiedersehens, im eigentlichen Sinne genommen, erschütterten jedes Gemüt. Der Beifall war allgemein, Dem. Müller schien mit dieser ersten Darstellung das ganze theatralische Grätz erobert zu haben. — In der zweiten Rolle mochte sich vielleicht geringerer Anlaß zu gleich stürmischem Beifall finden; dennoch blieben Situationen, wie jene, wo Gräfin Amalia eine Probe ihrer gegen Valincour anzunehmenden Maske liefert, und die Worte: die Muhme lasse um Verzeihung bitten, daß sie habe sterben müssen, mit liebenswürdiger Naivetät sprach, nicht ohne die zu erwartende Wirkung, Dem. Müller ward schon am ersten Abende mehrmals gerufen.“

Aus der Parallelkritik des Grazer „Aufmerksamen“[17] vom 10. Juli 1824, die entweder von Anselm oder von Heinrich Hüttenbrenner[18] stammt, seien nur einige Sätze zitiert:

„Unser Theater erfreut sich nebst der Anwesenheit des Hrn. Anschütz eines neuen höchst angenehmen Besuches der bereits durch den günstigsten Ruf bekannten k. k. Hofschauspielerin Mlle. Müller. ... Natur und Kunst haben sich schwesterlich über diesem Kinde umarmt, und es mit gleichen Rechten auf Bildung und Liebe als ihre Tochter adoptiert. Beider Pflege ist hier in ein liebliches Ganzes verschmolzen, das alle Vorzüge nur in einem Gepräge, nämlich Auserwählung für die Kunst, an sich trägt... Ein Organ, das aus dem tiefen Schacht des Herzens nur gediegenes reines Gold zu Tage fördert. Ein Gefühl, welches jedem Eindrucke seine Wirkung, jedem Gegenstande seinen Anteil und jedem Worte seinen Ton zumißt. Dies

Gefühl ist in der Kunst ein ebenso unerklärbarer Vorzug, als an einem großen Dichter die Macht der Rührung und an einem großen Maler die Gabe des Ausdrucks jeder Empfindung in seinen Gestalten."

Am 7. Juli spielte Sophie Müller die „Luise" in „Kabale und Liebe"; den „Ferdinand" gab Kettel als erste Gastdarstellung.

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 7. Oktober 1824:

„Bedeutende Künstler gehen oft ihren eigenen, besonderen Weg. Auf einem solchen sahen wir heute Dem. Müller als Luise, wo sie sich im Bewußtsein ihres Reichtums an Mitteln eine höhere Aufgabe vorzusetzen schien, als diese Rolle eigentlich ist. Was schon der Ton in den Worten: ‚O, ich bin eine schwere Sünderin, Vater!' als Auffassung des Charakters deklamatorisch zu erkennen gab: eine etwas fremde Ansicht von dem zwar überspannten, aber nicht heroischen Gemüte dieses Bürgermädchens, besiegelte plastisch als Endpunkt der Durchführung der Moment der Wahrnehmung und Überzeugung Luisens von ihrer Vergiftung. Kurz, nach strengen Anforderungen konnte die Rolle einigermaßen zu kräftig, zu hochtragisch genommen scheinen, doch soll mit allem Diesen nicht gesagt sein, daß die Darstellung nicht durch großen, einstimmigen Beifall und mehrmaliges Hervorrufen die verdienteste Auszeichnung erhalten habe und eben ist es nur die seltene Künstlerin, deren hoher Standpunkt die Hindeutung auf die Verschiedenheit der Ansichten zuläßt und deren schönes Verdienst dadurch eher geehrt als verunglimpft werden dürfte."

„Der Aufmerksame" vom 10. Juli 1824 (Schluß):

„Mlle. Müller erschien als ein in sich selbst veredeltes Mädchen, das der Leidenschaft eine Kraft des Herzens und dem Unglücke eine Würde der Seele entgegenbringt, um gegen beides in den moralischen Kampf zu treten . . . Möchten die Thränen, die sie durch ihr seelenvolles Spiel entlockte, zu Perlen werden und die Kunst in einen Kranz sie reihen, um sie damit zu schmücken."

Am 8. Juli sang Herr Anschütz, von Direktor Stöger verleitet, den „Don Juan". Samstag den 10., führte man als Benefizvorstellung für Anschütz den „Wallenstein" auf: Anschütz gab den „Friedländer", Sophie Müller die „Thekla" und Kettel den „Max Piccolomini". Über diese Vorstellung erschien im „Aufmerksamen" kein Referat und auch die „Theaterzeitung" brachte in der zuletzt genannten Nummer nur ein allgemeines Lob der drei Künstler. Am 12. Juli trat Sophie Müller in der ihr noch aus der Mannheimer Zeit (1821) geläufigen Titelrolle des vieraktigen Lustspieles „Donna Diana" oder „Stolz und Liebe" auf, das ihr Freund Josef Schreyvogel (Carl August West) nach Don Augustin Moreto aus dem Spanischen („El desdén con el desdén") übersetzt hatte. Neben seiner Umarbeitung des Calderonschen „Das Leben ein Traum" („La vida es sueno") war diese Übersetzung die bedeutendste poetische Leistung Schreyvogels. Den „Don Cäsar, Prinz von Urgel" gab Kettel.

„Allgemeine Theaterzeitung“ vom 7. Oktober 1824 (Fortsetzung):

„Die Darstellung der Titelrolle war, wie es bei den vielen schönen, Dem. Müller zu Gebote stehenden Mitteln zu erwarten stand, in hohem Grade glänzend, kunstreich; nur schien der Grundton des Lustspiels hier und da durch das aus ihrer Individualität hervorgehende Eigene der Darstellungsart dieser vortrefflichen Künstlerin etwas verdüstert, und die Ansicht, welche uns schon die früheren Darstellungen von dem schönen Streben und dem seltenen Talente dieses unseres hochgeachteten Gastes lieferten, daß nämlich das heroische Trauerspiel der eigentlichste und schönste Wirkungskreis desselben sei, ward hier völlig festgestellt.“

Am 13. Juli wurde „Don Carlos“, der schon vor der Ankunft der Müller mit Anschütz gegeben worden war, wiederholt: Kettel spielte den „Infanten“, Anschütz den „Marquis Posa“ und Sophie Müller die „Prinzessin Eboli“, eine Rolle, in der sie noch bei Lebzeiten für die von Kaiser Josef II. gegründete Ehrengalerie berühmter Schauspieler des Hofburgtheaters von einem mir unbekannten Maler porträtiert wurde[19].

„Allgemeine Theaterzeitung“ vom 7. Oktober 1824 (Fortsetzung):

„Dem. Müller gab ihrer Eboli in Charakter und Situation all die schöne Wirksamkeit, welche ihr herrliches physisches und aesthetisches Vermögen, kraft- und lebensvolle Naturen, große Affekte und entscheidende Gefühlsmomente darzustellen, jederzeit zur Folge haben muß. Der rauschende Beifall, welchen die ausgezeichnete Künstlerin erwarb, war reines Verdienst ihrer vortrefflichen Leistung.“

Am 14. Juli wurde zu Sophie Müllers Benefize das fünfaktige Trauerspiel „Essex“, neubearbeitet von Matthias v. Collin, gegeben. Sophie Müller spielte die Hofdame „Gräfin Rutland“, die Rolle, in der sie zum erstenmal als engagiertes Mitglied des Hofburgtheaters in Wien aufgetreten war. Anschütz, der am nächsten Tage Graz verließ, gab zum Abschied den „Grafen Essex“.

„Allgemeine Theaterzeitung“ vom 7. Oktober 1824 (Schluß):

„Nie haben zwei große Künstler sich zu einer herrlicheren Darstellung schöner die Hände geboten als hier. Von beiden ward Außerordentliches geleistet, welches nicht mit wenigen Worten, also, wo für mehrere nicht Raum ist, gar nicht geschildert werden kann, außer man wollte sich zur Bezeichnung derselben der abgebrauchten Floskel bedienen: ‚Sie haben sich selbst übertroffen!‘ Von Dem. Müller können wir daher nur bemerken, daß ihre Darstellung absolut vortrefflich und vorzüglicher als jede ihrer früher hier gegebenen sei . . . Beide Künstler wurden mit ungeheurem Beifall ausgezeichnet.“

Am 16. Juli trat der Hofschauspieler Friedrich Wilhelmi zum ersten Male als „Hardenstern“ auf, in dem fünfaktigen

Lustspiel „Glück bessert Torheit", nach dem englischen Original der Miß Lee von Friedrich Ludwig Schröder bearbeitet. Samstag den 17. gab Sophie Müller, die inzwischen die erbetenen Requisiten aus Wien bekommen haben dürfte, die „Johanna" in der „Jungfrau von Orleans", eine ihr besonders liebe Rolle, die sie zum ersten Male am 8. April 1822 in Mannheim gespielt hatte.

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 26. Oktober 1824:

„Dem. Müller in der Rolle der Johanna; was bedarf es mehr um den Genuß, welcher an diesem Abende dem zahlreich versammelten Publikum zu Teil ward, und den Beifall zu bezeichnen, welcher sich in dem lärmendsten Enthusiasmus und durch fünfmaliges Hervorrufen der seltenen Künstlerin als die gerechteste Würdigung ihrer glanzvollen, in so vieler Rücksicht ausgezeichneten Darstellung kundgab."

Am 19. Juli trat Sophie Müller wieder als „Gabriele" auf. Nach dem Schauspiel wurde das zweiaktige Lustspiel „Die unterbrochene Whistpartie" oder „Der Strohmann" von Schall gegeben, in dem Wilhelmi den „Baron Scarabäus", Kettel den „Landjunker von Bern" spielte.

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 28. Oktober 1824:

„Dem. Müller gab die Gabriele mit dem schon in der ersten Darstellung dieser Rolle bewunderten und in unserem Tagebuch besprochenen Verdienste, welchem wiederholt der rauschendste, die Künstlerin durch dreimaliges Hervorrufen auszeichnende Beifall abgezollt ward."

Am 21. Juli sollte Sophie Müller als „Johanna" zum letzten Male auftreten. Das Publikum bestimmte sie aber, noch zu bleiben. Wilhelmi gab bei der Wiederholung der „Jungfrau von Orleans" den „Talbot".

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 28. Oktober 1824 (Fortsetzung):

„Dem. Müller abermals mit Beifall überhäuft und nach jedem Akte gerufen."

Am 22. Juli trat Kettel als „Roderich" in Calderons Schauspiel „Das Leben ein Traum", übersetzt von West, am 23. Wilhelmi als „Kust" in Cunos fünfaktigem Gemälde „Die Räuber auf dem Culmerberge" auf. Am 24. gastierte zum ersten Male die k. k. Hofopernsängerin Henriette Sontag[20] als „Prinzessin von Novarra" in Boieldieus komischer Oper „Johann von Paris".

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 28. Oktober 1824 (Schluß):

„Unserm hoch geachteten, viel bewunderten weiblichen Gaste, Dem. Müller, deren Darstellungen ihrem Ende nahen, konnte Niemand würdiger folgen als die k. k. Hofopernsängerin Dem. Sontag.“

Über das Gastpiel der Sophie Müller berichtet „Der Aufmerksame“ vom 24. Juli 1824 pauschaliter in einem enthusiastischen, von A. H., d. i. Anselm Hüttenbrenner, unterzeichneten Referat:

„Die k. k. Hofschauspielerin Dem. Müller beobachtet in ihren Gastdarstellungen einen gewissen Stufengang, wodurch das Interesse an ihren Kunstleistungen mächtig gesteigert wird. Still duldend erscheint sie uns als Gabriele; der niedrigen Kabale erliegend als Luise; mit Stolz und Liebe kämpfend als Donna Diana; sirenenhaft und ein Opfer ihrer gekränkten Selbstliebe als Eboli; dann als unglücklichste edler Gatinnen in der Lady Rutland. Welch mannigfaltige und große Aufgaben, und wie herrlich von ihr gelöst! Deklamation, Mimik und Spiel vereinen sich bei ihr zur reizendsten Harmonie. Bald klingt ihr Sprachorgan so lieblich, daß man eine Mozartsche Melodie zu hören wähnt, bald tönt es so schauerlich, als erschallte eine Geisterstimme in Glucks ernster Weise. Ihren Darstellungen kleben die Spuren des Studiums nicht an; kein Zwang kann da sichtbar werden, wo die Meisterin zum Bilde selbst wird, das ihr der Dichter hingehalten. So viele Schauspielerinnen haben bereits als Luise und Eboli gefallen, begeistert und entzückt. Dem. Müller hat einen noch höheren Grad von Wirkung hervorgebracht; es fehlt das Wort, um ihn zu bezeichnen. Sollten ihre Darstellungen nicht die vollendetsten genannt werden dürfen? In Bezug auf uns, vielleicht; doch in ihr, der Künstlerin, lebt gewiß noch ein höher Ideal, das sie zu erreichen strebt. Das ist eben das Edle an der Kunst, daß sie den Laien beseligt, während sie den ausübenden Künstler zur Feile anspornt und ihn an seiner Vollkommenheit zweifeln läßt. Dieses fortwährende rastlose Streben nach Perfektion ist das eigentliche wahre Kunstleben ... Die Theaterunternehmung verdient Dank, daß sie die Zierden des dramatischen Kunsttempels in Wien in unsere Mauern lud, damit uns nebst dem Mittelmäßigen und Guten auch das Bessere und Beste zum Genuß werde.“

Der Redakteur Ignatz Kollmann, Skriptor am „Joanneum“, fügte an diesen Bericht noch folgende Ergänzung:

„Mit Vergnügen sehen wir in vorstehender Notiz eines schätzbaren, nicht nur beurteilenden, sondern auch wirkenden Kunstkenners die Würdigung all des Guten ausgesprochen, was unsere Bühne gegenwärtig leistet und vom Publikum mit Anerkennung aufgenommen wird. Mit Recht muß die Billigkeit des Tadels auch der Billigkeit des Lobes den Platz einräumen. — Der vorstehenden Notiz ist auch jene über die Jungfrau von Orleans anzureihen. Die Leistung der Dem. Müller hat über den Charakter der Johanna eine schöne Klarheit verbreitet und die Fugen aufgedeckt, welche die Übergänge von der hohen Begeisterung zur Schwermut der Liebe, und von dieser zur tragischen Hingebung und Verklärung aneinanderbinden. — Von Seite der Direktion ward alles auf unserem Aushilftheater nur Mögliche für die Dezenz der Vorstellung aufgeboten. Wohl dirigierte und exekutierte Musik von Weber und eine Komparserie zum Krönungszuge, welche sich

durch Anordnung und Geschmack der Garderobe auszeichnete. Das Pittoreske von einigen Dekorationen, z. B. Luft, Felsen und anderen Stücken blieb jedoch etwas merklich zurück."

Am 25. Juli gab Wilhelmi den „Franz Moor" in den „Räubern". Zum Vorteil Kettels wurde am 26. endlich das vieraktige Trauerspiel „Balboa" von H. J. v. Collin gegeben,[21] in dem Wilhelmi als „Pedrarias, Statthalter auf Darien", Sophie Müller zum letztenmal als „Maria, seine Tochter" und der Benefiziant als „Vasco Muncz Balboa" auftraten. „J. G. – –", d. i. Joseph D. Gottscheer, hatte schon am 24. Juli im „Aufmerksamen" das Publikum auf den „seltenen Genuß", der seiner wartete, vorbereitet.

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 30. Oktober 1824:

„Dem. Müller schloß an diesem Abende ihre fortan mit den unzweideutigsten Beweisen des Beifalls und der Bewunderung gekrönten Gastdarstellungen. Die treffliche Künstlerin konnte dies nicht ehrenvoller, als in der Rolle der Maria, in welcher sie noch einmal den ganzen Reichtum ihres Talentes vor unseren Augen entfaltete. Ergreifend wirkte ihre ganze Darstellung, erschütternd ihre letzte Szene. Der Wechsel der Affekte wie der Todesmoment beurkundete die Meisterin ihrer Kunst und der Beifall stieg hier zum lautesten Enthusiasmus, mit welchem Dem. Müller jemals gerufen worden war. Sie erschien. man schwieg und gebot Schweigen, um ihre Abschiedsworte zu vernehmen, während welcher zur sichtbaren Bestürzung der Sprechenden das in der Beilage zu Nr. 104 dieses Blattes unter der Zahl IV. abgedruckte Sonett unter das Publikum gestreut wurde; doch aufs Neue erhob sich der lärmende Beifall, als Dem. Müller mit der Zusicherung wiederzukommen schloß und mit schöner ungekünstelter Rührung von der Szene schied."

Aus dem begeisterten Referat, das „H. H.", d. i. Heinrich Hüttenbrenner, über das letzte Gastspiel Sophie Mülers am 12. August 1824 im „Aufmerksamen" veröffentlichte, seien nur einige Sätze zitiert:

„Dem. Müller flocht als letzte Blume in den Maienkranz ihrer Kunstdarstellungen die Rolle der Maria in dem Trauerspiele Balboa von Collin ... Der Ruf, welcher den Namen Dem. Müller umtönet, leitet von selbst auf den Reichtum ihrer Kunstgaben, und das Auffallende derselben bedarf so wenig einer besonderen Bemerkung, als eine Illumination mit einer Laterne besehen zu werden braucht. Nicht bald verließ eine Künstlerin unsere Bühne, welcher eine so ausgezeichnete und allgemeine Anerkennung ihrer Verdienste mit dem innigen Wunsche eines baldigen Wiedergenusses folget. Nur schwach hat ein Sonett, welches bei ihrem Scheiden vom Theaterhimmel auf das Publikum herabflatterte, die ihr gebürende Bewunderung ausgedrückt. Doch der Regen war von jeher wässerig."

Kettel trat am 27. Juli zum letzten Male als „Hauptmann von Linden" in dem Lustspiel „Die Quälgeister" auf

und verließ am 28. mit seinem zufällig in Graz weilenden Kollegen Maximilian Korn die Stadt. Wilhelmi spielte noch am 29. als „Gottlieb Koke" in dem fünfaktigen Originalschauspiel „Parteiwut" oder „Die Macht des Glaubens" von F. W. Ziegler, in dem die Sängerin und Schauspielerin Frau Franziska Sontag (1798—1865), die Mutter der Henriette Sontag, die „Lady Johanna Land" gab. Am 31. Juli wurde zum Vorteile Wilhelmis ein „großes musikalisch-dramatisches Potpourri in drei Abteilungen" aufgeführt, in dem Henriette Sontag, ihre Mutter und ihre jüngere Schwester Nina (1811—1879), eine Schauspielerin, die als Klosterschwester starb, mitwirkten. Das überaus erfolgreiche Gastspiel der Henriette Sontag, eine Ablösung der Sensation Sophie Müller, währte bis zum 21. August 1824. Auch die Mutter der Sontag, die ihrer Tochter wegen von Prag nach Wien übersiedelt war und ans „Theater an der Wien" engagiert wurde, trat noch einigemal im Schauspiel auf.

Die erwähnten vier, Sophie Müller gewidmeten Gedichte, als deren Autor sich Moritz Brüxner, ein Praktikant beim landschaftlichen Obereinnehmeramt, bekannte, erschienen in einer außerordentlichen „Correspondenz-Nachricht", die die „Allgemeine Theaterzeitung" am 28. August 1824 in einer Beilage veröffentlichte:

„Dem. Müller in Grätz.

Dem. Müller, k. k. Hof-Schauspielerin, hat ihre Gastspiele bei uns geendet und uns verlassen. Sie, von welcher unser ‚Aufmerksamer' so schön und so treffend sagt: ‚Möchten die Thränen, die sie durch ihr seelenvolles Spiel entlockte, zu Perlen werden und die Kunst in einen Kranz sie reihen, um sie damit zu schmücken.' — Anderen, Geweihten, sei es aufbehalten, das Hohe, das Schöne, das Liebliche, das Entzückende jeder einzelnen Darstellung dieser Künstlerin in breiter Auseinandersetzung zu ehren. Wir begnügen uns, den Eindruck, welchen sie auf alle Herzen machte — vom Herzens-Dank dazu berufen — herzlich auszusprechen:

An Demoiselle
Sophie Müller
in ihren Gastdarstellungen als
Gabriele, Donna Diana, Gräfin Rutland und beim Abschiede.

I.
(Gabriele,)

Mußt Du des Lebens höchste Lust entbehren? —
Dein Auge flieht der Sonne ew'ges Licht
Und finstre Nacht bedecket Dein Gesicht.
Nie soll der Tag Dir leuchtend wiederkehren!

Kann ein Gefühl dafür Ersatz gewähren? —
Wir ahnden's fast, wenn Deine Lippe spricht!
Das ist der Erde irdisch Fühlen nicht
Und Höh'res scheint Dein holder Mund zu lehren.

Doch jetzo dringet mit des Lichtes Schein
Ein neuer Tag in Deinen Busen ein
Und Dich umarmt ein nie geahnt' Entzücken!

Da wird es klarer auch vor unsren Blicken!
Wir seh'n auf Dich und fühlen's klar und rein:
Die höchste Lust gewährt das Aug' allein!

II.

(Donna Diana.)

Dich, stolzes Weib, von Liebe nie bezwungen,
Hab' ich erstaunt vor meinem Blick geseh'n.
Du schienst so hoch, so schwindelnd hoch zu steh'n,
Daß — fast — Bewund'rung unsre Brust durchdrungen.

Doch als das Band Dich dennoch fest umschlungen,
Der Liebe Band, das Du gewagt zu schmäh'n,
Und Du nun brennest, ihn gebeugt zu seh'n,
Ihn, der den Sieg durch höh'ren Stolz errungen.

Da fühlten wir, wie Du, so fremd und neu,
Welch seltsam Ding es um die Liebe sei;
Sie fesselt schnell mit unlösbaren Banden.
Du hast das selbt erfahren und verstanden!
Ein Augenblick ruft mächtig sie herbei
Und keine Zeit gibt je sie wieder frei.

III.

(Gräfin Rutland.)

Wenn Du in Essex' Männerarm Dich schmiegest,
Du holdes Weib, das dem Gemahl nur lebt,
Mit ihm sich freut, für ihn allein erbebt,
Wenn Du den Trotz Elisas nicht besiegest. —

Wenn Du verzweifelnd in den Kerker fliegest,
Wo sich Dein Arm zu seinem Haupte hebt,
Worüber schon das Beil des Henkers schwebt,
Und Du zuletzt dem Schmerze unterliegest. —

Da fühlen wir, wie's keine Sprache nennt,
Was in der Seele Deines Essex brennt,

Sein ganz Empfinden und sein ganzes Leiden!
Es ist der Schmerz, der Schmerz von Dir zu scheiden,
Von dem, was kaum das frohe Herz erkennt
Und — ach! — zu früh! ein rauhes Schicksal trennt.

IV.

(Beim Abschiede.)

— Wurde im Theater ausgestreut. —

(Grätz, am 26. Julius 1824.)

Die Sonne haucht den Regenbogen
Im Doppelring auf Wolkenmassen,
Und von den bunten Farbenwogen
Will nimmermehr das Auge lassen.

Auch Deine Kunst hat Sternenfunken
In stiller Herzen Grund gesendet;
Und froh entzündet, zaubertrunken
Zur Meisterin sich alles wendet.

Du scheidest, wie der Abend schwindet,
Der Rosen um die Erde windet,
Und Thränentau der Flur entbindet.

Die Freude senkt nun ihr Gefieder,
Die Muse legt die Kränze nieder,
Nur Eines bleibt — der Wunsch: Komm wieder!

Ist es Freude, dem liebgewordenen Freund auch in die Ferne noch der Freundschaft Fühlen nachzurufen, und ist es Freude, es weit und weiter zu verkünden: wie sehr wir diesen — diesen ehren; so haben auch diese Zeilen ihre bescheidene und einzige Bestimmung schon erreicht im Augenblick, da sie gelesen werden . . .[22]

Moritz Brüxner."

Die von Johann Schickh herausgegebene „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode", die nur kurze Berichte über die österreichischen Provinzbühnen brachte, erwähnte am 4. Dezember 1824 in einer von „—er—"[23] gezeichneten „Correspondenz-Nachricht von Grätz" das Gastspiel der Sophie Müller mit flüchtigem Lobe.

Schon hier muß ich der kunstsinnigsten Familie des vormärzlichen Graz gedenken, der Familie des Advokaten Dr. Karl Pachler[24], deren Geschichte ich einmal in anderem Zusammenhange erzählen will. In seinen „Mein erstes Drama"

betitelten Memoiren[25] erzählt Dr. Faust Pachler[26] aus seiner frühesten Kindheit:

„Da mehrere der ersten Mitglieder, wie die Herren Rettich und Pusch und das Fräulein Friederike Herbst und die Mitdirektorin Frau Liebich in unserem Hause aus- und eingiengen, da fast alle durchreisenden, in Graz gastierenden Künstler, wie z. B. Anschütz, Löwe, Sophie Müller u. A. die Bekanntschaft meiner Eltern suchten und natürlich ebenso die einheimischen, wenn auch nur in Geschäftsangelegenheiten, zu uns kamen, so war ich von frühester Kindheit an gewohnt, vom Theater reden zu hören.“

Faust Pachler, der seinen Vater auch einmal den „Alterego des Theaterdirektors Stöger“ nennt, erzählt dann, daß man in seinem Elternhause ein Exemplar der Westschen Bearbeitung von Moretos „Donna Diana“ verwahrte, ein Band in rosenrotem Umschlag, der immer unter des Knaben Kopfkissen liegen mußte, wenn er krank zu Bette lag. „Vermutlich war er während eines Gastspieles der Sophie Müller ins Haus gekommen.“ Es ist leicht möglich, daß die Künstlerin nach ihrem Erfolg als „Donna Diana“ das Bändchen der gastfreundlichen Familie zum Angebinde gab; der rosenrote Umschlag spricht für Faustens Vermutung. Jedenfalls hat Sophie Müller schon 1824 bei Pachlers verkehrt. Ja, sie hat Frau Pachler vielleicht schon 1823 kennen gelernt, da sie im Sommer dieses Jahres gleichzeitig mit ihr in Baden bei Wien weilte.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Müller, die wirklich das vielseitigste Interesse für alle mit Kunst und Wissenschaft zusammenhängenden Dinge bekundete, auch unter den Subskribenten der vom Dezember 1824 an erschienenen „Lithographierten Ansichten der Steyermärkischen Städte, Märkte und Schlösser, gezeichnet und herausgegeben von J. F. Kaiser, Gratz“, zu finden ist.

* * *

Am 24. Februar 1825 begann Sophie Müller, die Eintragungen in ihr Tagebuch wieder regelmäßig fortzusetzen. Wir erfahren daraus u. a., daß sie vom April bis Juni d. J. wegen eines Gastspiels in Berlin mit dem kgl. Intendanten Grafen Brühl in Unterhandlung stand. Einige in Wien weilende Berliner, die für die Müller schwärmten, darunter Ludwig Tieck, bestürmten sie, den Antrag anzunehmen. Nur Schreyvogel riet ihr energisch ab. Sophie Müller konnte schließlich

der Einladung gar nicht folgen, weil eine Einigung über Zeit und Rollen nicht möglich war. Auch einen anderen Antrag, in diesem Sommer in Prag zu gastieren, lehnte sie ab. Dagegen ließ sie sich nach einigem Zaudern von Stöger bestimmen, wieder nach Graz zu kommen. Das Tagebuch[27] erzählt darüber folgendes:

1. Mai 1825: „Schreyvogel riet mir abermals ab[28], wenn ich im Essex oder in Gabriele nicht auftreten könne; Luise sollte ich nicht spielen, weil er von Wilhelmi, der es so gut mit mir meine, gehört, diese Rolle sey von allen meinen tragischen Leistungen die minder bedeutendste in Grätz gewesen. Auch Anschütz und Kettel hätten dasselbe gesagt."

30. Mai: „Stöger begegnete uns, und wollte, ich möchte in Grätz spielen, nur sechs Rollen. Er ließ uns gar nicht aus. Ich würde ihm schreiben, wenn ich könnte; sagte ihm aber nicht zu. Seine Operngesellschaft ist nun in Preßburg und gefällt sehr."

1. Juni: „Brühl schrieb ich ab, daß dieses Jahr meine Zeit mir nicht erlaube, erst Ende Julius die gewünschten Gastrollen zu geben ... Ich war in der Theater-Loge. Wilhelmi kam zu mir, und proponirte, nach Prag zu gehen; da er und Anschütz, und seine Frau aber dort spielen, ist Eines dem Andern Schaden, besonders in pecuniärer Hinsicht. Ich gehe nach Grätz."

9. Juni: „Dem Stöger schrieb ich heute: den 12. Julius werde ich nach Grätz kommen; Diana, Julie, Hedwig, Ahnfrau, Gabriele, Quälgeister[29], oder Luise[29]; Präciosa zu meiner Einnahme."

27. Juni: „Schreyvogel traf ich Mittags nicht zu Hause. sagte ihm Abends wegen 300 Gulden Vorschuß, und gab ihm die zwey Ansuchen, wegen Gastrollen in Grätz den 29. d. M. abzureisen, Ahnfrau-, Othello-[29] und Balboa-Kleider mitzunehmen, unversiegelt ... Wilhelmi, Treitschke sprach ich, letzterer kommt auch nach Grätz."

28. Juni: „Am Sonntage [26.] sagte Löwe[30] dem Vater, daß er Anfangs Julius in Grätz spielen wird, und bedaure, daß ich so spät käme, da er gern mit mir gespielt hätte. Darum gehen wir früher, weil Vater keine Lust hat, nach Gmunden und Ischel zu gehen ... Löwe freute sich, daß ich früher nach Grätz komme. Er sagte mir, Neumann[31] habe sich ihm angetragen, in seinem Benefice[32] zu spielen; kurios! Schreyvogel sagte mir, daß der Vorschuß mir bewilligt ist."

29. Juni: „Wir nahmen Abschied von der Neumann;

wenn ich nach Berlin ginge, sollte ich ihr vorher schreiben, sie gäbe mir Empfehlungen mit. Im August wäre es am besten gewesen, da der Hof wieder dort ist. Es reut mich beynahe, daß ich nicht hinreiste. Schreyvogels Bedenklichkeiten schreckten mich viel ab."

30. Juni: „Um 3 Uhr kam der Wagen[33] ans Haus. Um Einviertel auf 4 Uhr kehrten wir der lieben Stadt den Rücken, und fuhren nach Grätz. So sind meine hochfliegenden Pläne zu Wasser geworden; viel nimmt man sich vor, wenig wird erfüllt."

Es folgt ein schöner Vergleich des Lebens mit einer Messe. Dann fährt das Tagebuch fort:

„Um Einviertel auf 5 Uhr waren wir in Neudorf, um 6 Uhr in Ginselsdorf, um 7 Uhr in Neustadt u. s. w. Schade, daß wir die schönen Gegenden hinter Neunkirchen, Schottwien, den herrlichen Semmering Nachts passirten; nach 12 Uhr fuhren wir von Schottwien ab, gegen halb 2 Uhr kamen wir an die Säule auf dem Semmering; Mondschein, besondere Beleuchtung. In Krieglach frühstückten wir Kaffeh um Einviertel auf 6 Uhr."

1. Juli:

Wohl dem! selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!

„Ein freundlicher Morgen, wie nach und nach das geschäftige Leben in dem lieblichen Thale von Bruck erwachte. Obgleich einige Wolken in sonderbaren Gestalten die Berge in Nebel verhüllten und den blauen Himmel umzogen, verkündigte doch die aufgehende Sonne einen heißen Tag. Die Gegenden von Mürzhofen sah ich wieder mit Freuden. Die Poststation von Röthelstein, die im vorigen Jahre ganz abbrannte, erhebt sich wieder recht artig; alle Gebäude nun von Stein mit Ziegeln gedeckt. Endlich kamen wir an Frohnleiten vorüber, an Straßengel, Gösting über die Weinzierlbrücke auf den Berg, von wo aus wir die schöne Ebene von Grätz übersahen. Ich dachte bey dem Anblicke an Schillers Worte:

Auf den Bergen ist die Freyheit! Der Hauch der Grüfte
Dringt nicht empor in die reineren Lüfte.
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.[34]

„Um Einviertel auf 4 Uhr[35] fuhren wir in Grätz ein zum wilden Mann[36]. Nachdem ich ausgepackt, und wir uns

etwas erholt hatten, zogen wir uns an, und gingen ins Theater. Der Schnee[37], Stöger und Liebich waren sehr überrascht[38], und freuten sich, uns zu sehen.

„Ich sagte: Löwe wird auch bald eintreffen, darum wir früher kamen; sie waren sehr froh darüber, und sagten: sie ließen uns nicht mehr fort."

Die „Wiener Zeitschrift" vom 9. August 1825 brachte folgende am 1. Juli von „—er—" geschriebene Notiz über die erwartungsvolle Stimmung des Grazer Publikums:

„Hunderte mußten im vorigen Jahre bei den Gastdarstellungen des Hrn. Anschütz, der Mlle. Müller, des Hrn. Jäger und der Mlle. Sontag nach Hause gehen, weil sie nicht mehr in das ganz angepfropfte Theater eindringen konnten; doch ein Beweis, daß man das Echte hier zu schätzen versteht. Auch jetzt klopfen wieder alle Herzen freudig Mlle. Müller vom k. k. Hoftheater entgegen. Sie wird als Gabriele zuerst erscheinen; eine Rolle, worin die Herrliche uns noch seit ihrem letzten Hiersein, trotz der gelungenen Darstellung unserer Mlle. Herbst, besonders unvergeßlich und teuer ist."

2. Juli: „Stöger kam, fragte nach den Stücken für Löwe und mich. Ich nannte ihm: Correggio, Mündel, Eduard in Schottland[39], Diana, Ahnfrau, Romeo und Julie, Hedwig, Gabriele, Quälgeister[39], Chavansky.

„Regisseur Frey kam, mich wegen Stücken zu fragen, zeigte mir ein Repertoir auf Stögers Verlangen, doch ich fand kein mir anständiges Stück.

„Im Theater[40] besprach ichs mit Stöger; er meint Gabriele und ein Ballet am Montag."

Nach einem Exkurs über Bearbeitungen und Übersetzungen fremdsprachiger Dichtwerke, zu dem Sophie Müller durch eine eben gelesene Übertragung des „Othello" angeregt wurde, setzt das Tagebuch fort:

3. Juli: „Stöger und Kinsky holten uns, das neue Theater zu sehen. Solide Bauart, einfach doch geräumig, der Eingang sehr geschmackvoll, gleich dem Münchner Theater.[41] Viele Kosten und viele Köche, auch viel Salz fehlt nicht.

„Abends im Theater Freyschütz. Maria Grünfest[42] machte die Oper leer; ein schöner Tag.

„Löwe kam um 10 Uhr Abends in dem Schnellwagen hier an,[43] ging zu uns aufs Zimmer, plauderte bis nach 11 Uhr, und ging dann hinauf in den dritten Stock zur Ruhe. Der Schalk sagte, seine Schwester[44] und Resi[45] kämen auch, und wollten in Diana zu seinem Benefice spielen, Rese als Fenise den ersten Versuch hier machen. . . . ."

4. Juli: „Löwe sollte um 11 Uhr mit uns in die Probe von Gabriele fahren, war aber um halb zehn Uhr schon zu Stöger gegangen. Auf der Probe kamen beyde zu mir und fragten: ob ich Donna Diana spiele? ich antwortete bestimmt ja, da sie mir zugesagt ist.

„Nach der Probe gingen wir zur Gouverneurinn.[46] Ich gab ihr den Brief ihrer Schwestern von Wien. Nannte ihr die Rollen hier zu spielen.

„Als Gabriele eine schöne Aufnahme, Vorrufen nach jedem Acte. Volles Haus. Zum Schlusse sagte ich: ‚Es ist mir noch recht lebhaft im Gedächtniß, wie freundlich das kunstsinnige Publikum meine Darstellungen vor einem Jahre aufgenommen; wenn dieses Glück mich nun wieder bey meinen folgenden Gastrollen erfreuen darf, kann ich, dadurch aufgemuntert, nur die Kräfte meiner Kunst zu verdoppeln streben, und würde Ihnen also nur wieder geben, was ich Ihrer Güte verdanke.‘ Ein Ballet nachher,[47] beynahe zu viel für Grätz, sie erkennen es nicht, es mißfällt. Heute war es zum ersten Male voll im Ballet.

„Jenger,[48] Stöger, Löwe, Rettich kamen zu mir, lobten mein Spiel, auch die Herbst."

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 8. September 1825:

> „Mit einem das Haus erfüllenden Jubel, welcher nicht enden zu wollen schien, wurde Dem. Müller empfangen, mit erneuertem Beifallssturme nach jedem der drei Akte gerufen. Wie sollte dies auch nicht von einer Darstellung bewirkt werden, in welcher das ganze herrliche Gemälde sich wiederholte, das schon voriges Jahr jeden Anwesenden zur tiefsten Rührung, zur höchsten Bewunderung hingerissen und jedem Kenner die Überzeugung gegeben hatte, er sehe hier Gabriele, an welcher Dem. Müller in der Tat zur Dichterin wird, in unerreichbarem Urbilde."

Eine ähnlich rühmende Notiz brachte der „Aufmerksame" am 9. Juli 1825. Das Tagebuch der Müller berichtet weiter:

5. Juli: „Barbier von Sevilla. Preisinger sehr gut, imitierte glücklich Lablache.[49] Mlle. Beisteiner[50] trat als Rosine auf, gut; verspricht etwas, hübsche Stimme. Gottdank: Basilio, sehr komisch, scheinheilig, andächtig. Krebs: Bartolo, sang deutsch, alle andern italienisch. Pohl: Almaviva, gut. Ziemlich volles Haus."

6. Juli: „Löwe zum ersten Male hier als Corregio;[51] leer; wurde nach dem zweyten Acte und am Schlusse gerufen. Sagte: ‚Wie Julio-Romanos Worte den Corregio er-

hoben, und zum Künstler ernannt, also haben Sie mich beglückt durch Ihre Zufriedenheit!'"

7. Juli: „Um 11 Uhr Regen bis halb 3 Uhr. Um 3 Uhr fuhren wir zum Gouverneur Graf Hartig[52] zum Speisen. Die Gemälde der Gouverneurinn sind sehr gelungen, besonders die Landschaften.

„Nach dem Kaffeh gingen wir in den schönen Garten zu den Linden, sahen mit dem englischen Fernrohre den Scheckel an, die Hütte der Schweizerinn, die Heerden, alles sehr deutlich; gingen dann zum Lilienheim in die Acazienlaube, dann nach Hause. Auch schöne Porzellän-Malerey vollendete die Gräfinn ohne Anweisung; eine Tasse mit antiken Köpfen in Grau, zwey Lilien, zwey Geranium, einen blauen Rittersporn gab sie mir, die will ich ihren Schwestern in Wien zeigen.

„Abends die Molinara.[53] Beisteiner gut; Preisinger: Knoll, recht komisch, er sah Spitzeder[54] in der Rolle, gefiel sehr, mußte die Arie wiederholen. Fast ein ziemlich kaltes Publikum. Beisteiner ward zwey Mal gerufen."

8. Juli: „Löwe: Mündel heute.[55] Regenwetter, leeres Haus. Um 10 Uhr[56] gingen wir allein auf den Schloßberg in den unteren Wirthsgarten. Die Chavansky[57] richtete ich nach der Burg ein, Frey schickte mir das gedruckte Buch. Um Dreiviertel auf 2 Uhr gingen wir herab zur Liebich zum Speisen."

Am Samstag den 9., spielte Löwe noch einmal „auf allgemeines Verlangen" den „Corregio". Der Theaterzettel dieses Tages zeigt an, daß Löwe am 13. abreisen und noch am 11. und 12. auftreten werde. Der folgende Tag brachte die Erstaufführung der einaktigen komischen Pantomime „Harlekin als Schustergesell" von Giovanni Casorti, Musik von Joseph Kinsky, vor der das zweiaktige Original-Lustspiel „Der Bettelstudent" oder „Das Donnerwetter" gegeben wurde. Nach zweitägiger Unterbrechung setzte Sophie Müller ihr Tagebuch fort.

11. Juli: „Abends Essex.[58] 1500 Menschen sollen heute im Theater gewesen seyn, unerhört, über 300 Menschen gingen ohne Platz zu finden zurück.[59] Außerordentlich schöne Aufnahme, drey Mal gerufen, führte Löwe heraus, er wollte nicht gehen. Den dritten, vierten und fünften Act sprach ich nach Collin,[60] schrieb es dem Souffleur Mittags noch auf. Frey bat mich, morgen Ahnfrau zu spielen; ich war voreilig, sagte es zu; Löwe war unzufrieden damit, sagte es mir heimlich;

es ward demnach annoncirt, mit Jubel vom Publikum aufgenommen. Stöger dankte und jubelte mit. Zu Hause fühlte ich die Mattigkeit durch die heutige Rolle; Vater verwies meine schnelle Bereitwilligkeit; ich ließ es absagen, doch der Bediente konnte es nicht ausrichten, da das Haus bey Stöger geschlossen war."

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 24. September 1825:

> „Gräfin Rutland war von Dem. Müller, und zwar mit all dem Aufwande an Kunst, mit all der schönen, ergreifenden Wahrheit dargestellt, welche auch voriges Jahr alle Gemüter bis in ihre Tiefen erschüttert hatte und allein hinreichen würde, dieser Künstlerin einen der ersten Plätze unter den Priesterinnen der tragischen Muse zu sichern."

Auch der „Aufmerksame" brachte am 16. Juli eine kurze Notiz über diese Wiederholung.

12. Juli: „In der Früh ließ ich nochmals absagen. Frey, Stöger, Löwe kamen. Da sie sahen, daß ihre Bitten nur vergeblich waren, schlugen sie vor, die Neumann[61] sollte die Rolle für mich spielen; mir ist es recht; die Fatique wäre mir zu groß. Es war ziemlich voll, sagte Vater, doch so nicht, als letzt in Gabriele. Ich richtete meinen Anzug für Diana morgen. Löwe sollte mit uns bey Leiningen[62] speisen; ich ließ die Männer allein gehen, und blieb den Tag zu Hause. Morgen freue ich mich auf die ersehnte Diana."

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 24. September 1825 (Fortsetzung):

> „Der Fleiß und das Gefühl, womit Dem. Neumann die Bertha darstellt, fand die ehrenvollste Anerkennung, so schmerzlich die den Genuß, unsern gefeierten Gast, Dem. Müller, in dieser Rolle zu bewundern, hindernde Unpäßlichkeit derselben beklagt wurde."

13. Juli: „Um 10 Uhr Probe von Diana. Löwe spricht nach West, ich nach Müller; im Souffliren manche Confusion.[63] Um 3 Uhr Löwe mit uns zum Gouverneur zum Speisen.

„Nicht alles gelingt, wie man sich es denkt! Diana gelang mir heute nicht. Löwe war gut, trug etwas stark auf; ich that darin in den zwey ersten Acten zu wenig, der dritte Act ging besser. Wir wurden nach dem ersten Acte gerufen; ich konnte nicht erscheinen, da ich mich schon umkleidete. Zum Schlusse führte mich Löwe heraus, wie ich ihn im Essex. Ungeheuer voll; 900 Gulden W. W. soll er eingenommen haben. —

„Nach dem Theater kam Löwe zu uns, nahm Abschied. Er bekam von der Schauspielergesellschaft einen Lorbeerkranz und sechs Verse. Freytag entscheidet es sich in Wien bey der

Zusammenkunft der Direction, ob er engagirt wird, oder nicht. Er scheint es sehr zu wünschen.[64] Um 12 Uhr fuhr er mit Stöger fort nach Wien."

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 29. September 1825:

„Dem. Müller war Diana; da diese Rolle bereits voriges Jahr auf der hiesigen Bühne von ihr dargestellt und als solche in diesen Blättern gewürdigt wurde, so beschränkt sich der Einsender darauf zu bemerken, daß die Künstlerin diesen Charakter gegenwärtig in demselben Geiste wie früher, jedoch, wie es schien, womöglich mit erhöhter Konsequenz und Einheit durchgeführt, und damit eine höchst brillante Darstellung geliefert habe."

Gottscheer, der dagegen Löwe wenig Lob zuteil werden läßt, nennt die Müller im weiteren den „Lieblingsgast, an dem alle Herzen hängen und Aller Blicke hafteten."

14. Juli: „Bey Liebich speisten wir Mittags. Um fünf Uhr holte uns die Kienreich[65] mit dem Wagen nach Eckenberg;[66] wir sahen das Schloß, die Schlachten- und Scharmützelgemälde,[67] einige gute niederländische Landschaften; beym Anblicke der Wandgemälde in steifen Alongeperücken und Reifröcken[68] kann man sich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts denken. Die Kirche[69] ist von dem jetzigen Besitzer[70] verbessert, und mit dem Grabmale seiner Gattin[71] verschönert. Notre mort commence avec la mort de nos amis! — —

„Wir stiegen bequem hinter dem Schlosse den Weinberg hinan, nachdem wir die herrliche Aussicht auf dem Balkon im großen Marmorsaale[72] und den Ausbruch eines Gewitters hinter der Platte bey Maria Trost recht besehen hatten. Vom Weinberge hat man eine ausgebreitete Aussicht; das Lustschloß Kaiser Karls auf der Ebene nach Johann und Paul ist jetzt ein Zuchthaus.[73] Kienreich gab mir Kumars Beschreibung von Grätz.[74] Dann gingen wir herab, als die Sonne unter war. Auf dem Rückwege ward im neuen Ott'schen Garten[75] soupirt; artige geräumige Salons, aber leer. Alles saß unter den Bäumen, halb im Dunkeln, bei einem Talglicht; wir allein waren im Salon. Baron N. N.[76] kam hinein, setzte sich zu uns; ein gebildeter, artiger junger Mann. Um 11 Uhr brachen wir auf, und fuhren heim."

Im Theater wurde an diesem Tage „Harlekin als Schustergeselle" und „Der Bettelstudent" wiederholt. Am 15. Juli sang Cramolini nochmals den „Joconde". — Das Tagebuch setzt erst nach eintägiger Unterbrechung fort.

16. Juli: „Präciosa[77] ging heute zum Erstaunen für eine Probe. Es war sehr voll. Rettich: Alonzo, Hoffmann: sein Vater,[78] Bergmann und Liebich: meine Aeltern,[79] Pusch: der Bruder,[80] Frey: Zigeunerhauptmann, die Kolb gut als Viarda,[81] Braun und Demmer: zwey Zigeuner,[82] Scholz: Schloßvogt,[83] ohne Uebertreibung recht gut. Ballet so ziemlich.[84] Das Accompagnement der Romanze[85] auf dem Theater: zwey Horn, zwei Flöten, eine Guitarre von Kinsky gespielt; ich zitterte in der ersten Strophe, dann ging es besser, doch etwas kalt machte mich die Angst. Ich ward nach jedem Acte gerufen. Zum Schlusse sagte ich: ‚Ihre Güte rührt mich so sehr, daß ich nicht Worte finde, Ihnen meinen Dank auszusprechen.'"

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 18. Oktober 1825:

„Wenn der romantische Charakter der Präciosa zu der nicht sehr großen Anzahl dramatischer Personen gehört, welche sowohl durch ihre innere originelle Ausbildung, als durch die eigene Wechselbeziehung, in welcher der Dichter sie zu ihren Umgebungen wie eine Zentralkraft in die Mitte der ihr gehorchenden Welt gestellt hat, selbst bei mancher an ihnen bemerklichen Unvollkommenheit ein unwiderstehliches Interesse behaupten, so mußte die angekündigte Dastellung dieser Rolle durch eine Künstlerin wie Demoiselle Müller zu den höchsten Erwartungen anregen. Und je vielseitiger die Forderungen sind, welchen die Darstellerin der Präciosa zu entsprechen hat, je mehr ward hier geleistet. Die angenehme Gestalt der Künstlerin, das aus ihren Gesichtszügen sprechende innere Leben, das klang- und tonreiche Organ, die ausdrucksvolle Sprache, die schöne bewegte Plastik ihres Gebärdenspieles, ihr durch eine kräftige wohlklingende Stimme unterstütztes musikalisches Talent, der rührende Gesangsvortrag: diese Vorzüge bildeten jenen seltenen Verein, dem es allein gelingen kann, das Wunderwesen, als welches Präciosa sich ausspricht, mit Wahrheit und Klarheit zur Anschauung zu bringen. Einen hohen, nicht minder seltenen Reiz gewann hier der Charakter dadurch, daß er, seiner Natur nach, dem Gemüte der Künstlerin, welches sich in ihren Leistungen so ganz poetisch, als alle Kunst Poesie sein muß, ausspricht, den geeignetesten Raum, sich zu entfalten, gab; erhielt er hiedurch allerdings einen höheren kräftigeren Aufschwung, als welcher ihm, streng genommen, zukommt, so erscheint dies immerhin als eine aus der Individualität der Künstlerin fließende, schätzbare, ja interessante Eigentümlichkeit. Die unzähligen schönen Einzelheiten der Darstellung zu erwähnen, liegt außer dem Zwecke unserer Einsendungen, in welchen die kritische Beleuchtung der Kunterscheinungen unserer Bühne nur als Begleitung der historischen Nachweisung derselben, insoferne sie davon unzertrennlich ist, stattfindet. In Absicht auf diese letztere darf daher nicht anzuführen unterlassen werden, daß Dem. Müller hohes Entzücken erregte; die Rede Präciosas

‚Hat mit Gaben und Talenten
Mich Natur nicht reich geschmückt?'[86]

war der zündende Funke für den lautesten Ausbruch desselben. Die Ausstattung der Vorstellung war der Anwesenheit der ausgezeichneten

Künstlerin würdig, indem selbe durch die Verwendung des gesammten Ballet- und Chor-Personals einen für Provinzbühnen ganz ungewöhnlichen Glanz gewann."

17. Juli: „Um 6 Uhr[87] fuhren wir nach meinem lieben Maria Grün.[88] Dem Castelli[89] brachte ich einige Blumen aus dem Gärtchen, wo Haydns und Mozarts Büsten stehen.[90] Einige Landschaften im Gartenhäuschen, Gegenden aus der Schweiz, des Rüthly, Andreas Hofers und Moreaus[91] kleine Brustbildchen, gefielen mir an dem Plätzchen; auch des Erzherzogs Johann und unserer Kaiserin Bild fand ich dort; der Stifter und seine Frau, welche die Kirche erbauten, in Oehl gemalt, sind noch im Wirthschaftsgebäude.[92] Nur sehr ungern verließ ich das liebe Plätzchen; gerne wäre ich den Vormittag über mit Adisons spectator[93] in dieser lieben Einsamkeit geblieben. Die kleine Kirche ist für das Gemüth beym Eintreten sehr ergreifend.

„Um halb 1 Uhr verließen wir den herzigen Ort, fuhren beym Mühlgang herein, an Kienreichs vorüber.[94]

„Rettich kam und fragte, ob ich Donnerstag [d. 21.] die Chawansky in seiner Einnahme spielen wollte, ich willigte ein. Dienstag muß er in der Hedwig den Julius spielen; er hat auch die Rolle schon gelernt."

Am Abend dieses Tages wurde vor der Pantomime „Harlekin als Schustergeselle" das „neue Quodlibet in sechs Gemälden" „Sonst und jetzt" oder „So waren Manche einst, so sind Manche jetzt" aufgeführt. Sophie Müller blieb diesen Vorstellungen fern, die ihrer hohen Auffassung von der Bühnenkunst wenig entsprachen. Am 18. schweigt das Tagebuch wieder. Das Theater brachte an diesem Tage die große komische Oper in zwei Akten „Die Italienerin in Algier" von Rossini. Frl. Beisteiner sang, noch immer als Gast, die „Isabella, eine Italienerin". Im ersten Akte legte sie eine große italienische Arie aus der Oper „Doralice" von Mercadante ein.

19. Juli: „Um 11 Uhr Probe von Hedwig.[95] Ein zu schönes Wetter und große Hitze scheuchte die Menschen vom Theater; es war nicht volles Haus, dennoch besetzt. Das Lied[96] wurde mit der Guitare schlecht accompagnirt. Es gefiel sehr, der letzte Akt vorzüglich. Ich ward rauschend hervorgerufen. Der Schluß[97] mißglückte; die Schlüssel waren vergessen, und durch Bergmann mir verstohlen herausgereicht. Ein Ballet: das ländliche Fest,[98] war dazu; artig, gefiel aber nicht."

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 18. Oktober 1825 (Fortsetzung):

„Dem. Müller als Hedwig. Diese Rolle ist zu wenig schwierig, dabei aber zu dankbar, als daß nicht jede, auch nur einigermaßen begabte Schauspielerin selbst vor dem gebildetsten Publikum sich darin mit Erfolg bewegen, und als daß sich nicht die Überzeugung dargeboten haben sollte, Dem. Müller habe sich mit derselben eine zu leichte Aufgabe vorgesetzt; allein die Ausführung derselben entschädigte für diese, in solcher Rücksicht nicht ganz zu billigende Wahl reichlich durch den in ihr liegenden Beweis, wie eigen und anziehend selbst der minder bedeutende Stoff sich in der Hand des wahren Künstlers gestalten könne, und wie manche schöne Zugabe er aus dem Reichtum des letzteren in sich aufzunehmen fähig sei. So schmückte denn auch — der seelenvollen Sprache, des ausdrucksreichen Gebärdenspiels der Dem. Müller, wodurch selbst die unwichtigste Rolle, von ihr gegeben, ungemein gewinnen muß, nicht zu gedenken — der einfach schöne, zugleich aber das tiefste Gefühl atmende Vortrag des Liedes im zweiten Akte die Darstellung mit einem besonderen, seltenen Reize, welcher allein schon verdient hatte, genossen zu werden, und wie die ganze Leistung allgemeinen, ausgezeichneten Beifall erwarb."

Der „Aufmerksame" brachte am 23. Juli eine kurze Notiz über „Donna Diana", „Präciosa" und „Hedwig". Schon am 19. Juli aber erschien folgende von Gottscheer verfaßte Ankündigung des vorbereiteten Raupachschen Dramas:

„Den Kunsterscheinungen, in welchen unsere Bühne sich seit der Anwesenheit der k. k. Hofschauspielerin Mlle. Müller verherrlichet, wird sich übermorgen, den 24. Juli, die Aufführung von Raupachs gehaltvollem Trauerspiel: die Fürsten Chawansky, anschließen, wert, in der Reihe derselben einen Platz einzunehmen und der Aufmerksamkeit und Teilnahme des gesammten gebildeten Publikums empfohlen zu werden. Hr. Rettich, sich vorbehaltend, seine früher vorläufig auf Grillparzers neues Trauerspiel: „König Ottokars Glück und Ende"[99] gefallene Wahl eines Benefizestückes einst bei günstiger, der erforderlichen szenischen Ausstattung entsprechender Gelegenheit zur Ausführung zu bringen, gibt nun zu seinem Benefize das genannte Werk Raupachs, zu dessen Vorstellung unser gefeierter Gast aus schöner, rühmlicher Gefälligkeit für diesen ihren Kunstverwandten ihre Mitwirkung zugesagt hat. Wenn aber schon dieses Trauerspiel selbst durch seinen anerkannten Wert unter den neuern deutschen Dichterwerken dieser Gattung einen bedeutenden Rang behauptet; wenn diesen zugleich das Repertoire des k. k. Hofburgtheaters, auf welchem es sich fortwährend befindet, hinlänglich verbürgt; so knüpfet sich an die Vorstellung desselben noch ein besonderer Reiz in der sich darbietenden Gelegenheit, Mlle. Müller in einer ihrem bisher bewunderten Kunstwirken völlig fremden Sphäre zu erblicken, und das Verdienst derselben in neuer höherer Glorie strahlen zu sehen. Sie wird Sophia Alexiewna sein; in Wien von Mad. Schröder gegeben, erscheint dieser Charakter als eine des seltenen Darstellungstalentes der Mlle. Müller um so würdigere Aufgabe, als hierin die in den Tiefen des menschlichen Gemütes wohnenden Gewalten in ihrem heftigsten Kampfe zur Anschauung gebracht werden Die Wahl des Stückes, wie die so veranstaltete, dem Zuseher einen reichen Genuß verheißende Besetzung jener bedeutenden Rolle bewähren demnach auf die ehrenvollste Weise das Kunstgefühl des Herrn Rettich..."

20. Juli: „Ich werde glücklich, wenn man dem Glauben folgen soll, denn heute sah ich eine blühende Aloe. Um halb 10 Uhr gingen wir zu Professor Anker[100] ins Johanneum. Bey dem Garten und Fruchtobstgarten in Wachs aus Wien ward angefangen; die Schwämme auch in Wachs, Moose; dann natürliche Herbarien, und verschiedene Baumschlag-gattungen in Bücherformat, mit ihren Blättern, Blüthen, Moosen und Rinden, nebst Holz darin enthalten.[101] Dann kamen wir an Ankers Territorium: die Steine von den höchsten Urgebirgen, die höchsten Spitzen der Steine, bis nach und nach herab, wo schon Wesen sich in diesen gebildet; so sah ich Stücke durchaus von kleinen Muscheln bestehend, die Steinarten bildeten, und bildende Steine sind, woraus hervorgeht, daß das Wasser erst das Leben brachte; dann finden sich immer größer werdende Muscheln, dann schon Fische in weichern Steinarten ganz ausgedrückt, je mehr der Kalkstoff-Stein zunahm; endlich gelangt man bis hinab in die bildende Mutter Erde zu den Metallen und Mineralien, die Marmorarten vorher nicht zu vergessen; besonders an diesen ist Steyermark sehr reich; auch eine Alabastergattung besitzt es, doch nicht an Größe hinreichend; auch schöne Chrisolitarten von ziemlicher Größe. Anker hat diese Gegenstände mit vieler Umsicht geordnet, und erinnerte mich an meinen lieben Herder: ‚wer im Studium der Natur nicht das Glück, die Bestimmung des Daseyns erkennt, ist wahrhaft zu beklagen.‘ Neuerdings hat Anker eine Zusammenstellung der Bergerzeugnisse geordnet; nähmlich die Steinarten zum Bauen für Gewölbe, die leichteren Gattungen von Kalktheilen für Häuser, die festern Steinarten für Erdgebäude, gleichfalls zu Verschönerungsarbeiten; dann Marmorarten, eine schöner als die andere; dann Metalle, und Thonerden zum Häuserbedarf; alles inländische Erzeugnisse, erst seit sechs Wochen aufgestellt.[102]

„Leider war unsere Zeit zu beschränkt, da um 11 Uhr Probe von den Chawansky war; wir sahen nur noch den physikalischen Saal,[103] und aus dessen Fenster im botanischen Garten[104] die Aloe. Die Blüthezeit ist 50 bis 60 Jahre; dann treibt aus der spitzen Blätter Mitte ein Stamm, der bis zur Höhe eines Stockwerkes reicht, und oben mehrere kahle Äste hat, an deren Enden grüne Ballen sich bilden, diese werden nach ungefähr sechzehn Tagen die schön gefärbte Blüte. Rettich und Walter waren auch dort; wir gingen zusammen in die Probe, nachdem wir noch die Lesezimmer der Journale[105] besehen hatten; die vorzüglichsten englischen, französischen,

italienischen, und alle deutschen, die existieren. Von einer Erbschaft eines Herrn — — wird ein neues Gebäude zur Bibliothek aufgeführt, bald ist es vollendet.[106]

„Bey Liebich speisten wir. Nach Tisch um 5 Uhr gingen wir ins Zeughaus.[107] Eine Menge Harnische aus dem dreyßigjährigen Kriege, auch ungrische mit Gelenken durchaus,[108] Helme, Waffen von seltsamer Art; jeder einzelne Mann hatte ein Arsenal von Waffen zu tragen, um durch die Eisenrüstungen zu dringen; besonders mißfielen mir eine Gattung eiserner spitzer Hämmer, die beym ersten Hieb gleich tief durch die Rüstung in den Körper trafen; Lanzen, Spieße, Partisanen, endlich Schießgewehre, Pistolen in Unzahl. Einige Rüstungen der Kreuzfahrer und der Herzoge von Steyer [109] sind interessant. Vater konnte sich bis 6 Uhr nicht trennen, die Uebrigen verloren sich früher. Das Zeughaus befindet sich im ständischen Landhause, was vor zweyhundert Jahren abbrannte, und seit dieser Zeit erst wieder neu erbaut ist.“ [110]

An diesem Tage wurde im Theater Mozarts „Entführung aus dem Serail“ gegeben. Cramolini sang bereits als engagiertes Mitglied den „Selim“, Frl. (Elise?) Schmidt vom Kärntnertortheater als Gast die „Constanze“.

21. Juli. „Um 10 Uhr Probe von Chawansky.[111] Rettich: Jury. Ich ward nach dem zweyten Acte gerufen, und zum Schlusse. Das Wetter war ungünstig für Rettichs Einnahme, ein starkes Gewitter kam um 5 Uhr, dauerte bis 7 Uhr, und scheuchte die Menschen zurück; jedoch betrug die halbe Einnahme für Rettich 357 Gulden W. W., also über 700 Gulden. Er bedankte sich zum Schlusse für die gütige Teilnahme des Publikums.“

„Allgemeine Theaterzeitung“ vom 20. Oktober 1825:

„Dem. Müller spielte die Sophia, und bereitete dadurch dem Publikum den höchsten Genuß, indem diese Darstellung selbst die bewundertsten ihrer bisherigen Leistungen übertraf. Die Idealität, welche sich in allen Gebilden dieser trefflichen Künstlerin kundgibt, und wodurch sich selbe so sehr über die Fläche der Gewöhnlichkeit erheben, erschien ganz als das belebende Prinzip dieser Schöpfung. Der Charakter der Sophia gewann hier eine Gestaltung, welche ihn zum Schauspiel im Schauspiele machte, indem seine Darstellung die gesammten herrlichen Kräfte der seltenen Künstlerin zur Wirksamkeit hervorrief. Die sonderbare Mischung desselben, die Gefühle, Leidenschaften und Verbrechen, welche sich in ihm wechselseitig erzeugen und verschlingen, die äußeren und inneren Stürme, in welchen seine Kraft kämpfend untergeht, wurden hier zu Trophäen des glänzendsten

Sieges der Kunst über den widerstrebenden Stoff. Das Geschäft der Kritik könnte dieser Leistung gegenüber nur eine lobpreisende Schilderung ihrer vielen und auffallenden Vorzüge sein; doch diese ist eben als solche unmöglich. Den Erfolg derselben bezeichnen wir — Zweck und Raum unserer Nachrichten berücksichtigend — gleichfalls kurz: er war der höchste von dieser seltenen Künstlerin auf unserer Bühne gefeierter Triumph."

„Der Aufmerksame" vom 30. Juli 1825:

„Mlle. Müller wirkte zu Herrn Rettichs Einnahme in den Fürsten Chawansky als Regentin mit. Sie betrat dieses Gebiet der Kunst mit einer solchen Würde und Gediegenheit, daß wir diese Leistung, obgleich nicht in ihrem Fache, zu den vorzüglichsten zählen können. Die Hoheit der Regentin, die Reizbarkeit des Weibes, der Schmerz und die höchste Erbitterung getäuschter Liebe und das Gefühl einer aus Schwäche und Leidenschaft gehäuften Schuld, das waren Aufgaben, die sie mit solcher Wahrheit in einen Charakter zu verschmelzen wußte, daß man in selben mehr das Untergehen eines hohen irregeführten Wesens betrauern, als das Opfer eines strafenden Geschickes erkennen mußte. Ihr schönes Organ, ihre edle Haltung und Bewegung gab den Situationen, Stellungen und Szenen eine schöne poetische und malerische Ausstattung."

22. Juli: „Um 6 Uhr kam Jenger, uns zum Frühstück bey Pachler auf dem Haller-Schlößchen [112] abzuholen; Vater hatte einen Wagen bestellt. Der Morgen war wunderschön; ich erholte mich bald von der gestrigen Anstrengung in der heiteren Luft. Nachdem wir im Grünen gefrühstückt, gingen wir auf den Nußbügel, oder Lustbühl,[113] hinter dem Rückerlberg. Der Spaziergang war herrlich im Schatten durch den Wald, die abwechselnden Aussichten herab in die bunten lebendigen Thäler und auf den Scheckel sind sehr lieblich und anmutig. Das Gebäude Nußbügel, eine Meierey, befindet sich auf einer Bergspitze, wo man die schönste Aussicht genießt; von da gingen wir über den Bergrücken unter einer Obstbaum- und Rosen-Allee hinauf zu einem allerliebsten Laubenplätzchen, wo ein frisch grüner Eichenwald die Aussicht nach der Stadtseite beschränkt, und nur den Schloßberg sichtbar läßt, dagegen man sich süd- und nordwärts der schönsten Aussicht erfreut. Der Heimweg durch den Tannen- und Fichtenwald ist bey des Tages Schwüle sehr gut. — Rettich kam später, sagte, er sey bey mir gewesen, Bärbe [114] habe ihm erzählt, Gräfinn Saurau [115] habe geschickt, mich und Vater auf heute Abend um 6 Uhr zum Thee einzuladen. Pachler ließ meine Musik holen. Es kam starker Regen. Appel [116] und Pachler Doctor, Rettich und Bahn speisten zu Mittag dort. Die Pachler ist recht lieb, wenn man sie näher kennt; wir sprachen lange am Fenster; sie scheint Gemüth

zu haben. Endlich schlug die Thurmuhr im Dorfe eilf; wir nahmen etwas Suppe, und brachen auf. Es war recht finster. Pachlers begleiteten uns bis zum Hohlwege."

Am Abend dieses Tages sang Frl. Beisteiner bereits als engagiertes Mitglied die „Rosine" im „Barbier von Sevilla".

23. Juli: „Spaß über Spaß! Als Vater von Bärbe gestern die Saurau'sche Einladung erfragte, sagte er gleich, morgen müssen wir hingehen, uns entschuldigen. Heute trieb er mich den ganzen Morgen zum Ankleiden; ich entschloß mich erst spät dazu. Vater hatte keine Ruhe, ward heftig; um ihn zu beruhigen, schlug ich eine Visite bey Leiningen vor, aber er fürchtete zu verstoßen, und bestand darauf, gleich zu Saurau zu gehen. Pachler kam dazu, gab ihm recht. Nachdem ich demselben zwey Blätter für mein Stammbuch gegeben, für ihn und seine Frau, schleifte mich Vater fort. Zum Glücke sahen wir noch einen Wagen auf dem Platze, der war schnell erlaufen, eingesetzt und hinausgefahren. Die halbe Liebich Tischgesellschaft kam aus der Probe, begegnete uns; Vater gab die Ansichten von Steyermark,[117] die ich bey Tisch dem Weigl [118] zu zeigen versprach, und darum mitnahm, heraus dem Kinsky, und sagte, wir fahren nur zur Gräfinn Saurau eine Visite zu machen, und kommen gleich zurück. Aber wie erstaunt war er, als ihm die alte Gräfinn Saurau sagte, sie wisse von nichts, habe nie Gesellschaft, gehe gar nicht ins Theater. Vater sagte, es sey noch ein Schnitt vom letzten Kleide der Chawansky begehrt worden; und was sollte die alte Frau damit thun? Ich konnte nur mit Mühe das Lachen verbeißen. Was muß die gute alte Dame denken, daß wir so plötzlich ihr über den Hals kommen? Ich hoffe, Vater wird in Zukunft mäßiger seyn mit Visiten; — doch wette ich, Pachler, der Schelm! hat die ganze Pastete verfertigt. Bey Liebich speisten wir, sie fragte mich, ob wir die Saurau getroffen; ich antwortete ihr, ja, sie sey eine charmante Frau. Jetzt ist Vater nicht mehr Zeremonienmeister, sondern Pachler, der uns die Einladung sicher heimlich machte.

„Nach Tische gingen wir zu Leiningen; Vater erzählte die Geschichte, und wir lachten abermals herzlich darüber, nur Vater nicht. Mit Leiningen fuhren wir ins Theater."

Das Theater brachte an diesem Samstag die große romantische Oper in drei Akten „Die Jugend Peter des Großen" zur ersten Aufführung, „frey nach Bouilli von Herrn Treitschke, k. k. Hofopern-Dichter und Regisseur, Musik

von Herrn Josef Weigl, k. k. Hofopern-Direktor und erster Kapellmeister der k. k. Hoftheater, unter dessen persönlichen Leitung und in die Scene gesetzt von dem Herrn Verfasser. Ihrer Majestät der Kaiserinn aller Reußen gewidmet von den beyden Verfassern."

Die beiden Souvenirs, die sich Sophie Müller von dem Ehepaar Pachler für ihr Stammbuch erbat, sind uns erhalten. Das reichhaltige Album der Künstlerin wurde mir von der kgl. Bibliothek in Berlin zur Verfügung gestellt. Die erste der beiden Eintragungen hat bereits Schmidkunz in seinem Aufsatze über das Stammbuch a. a. O. veröffentlicht;[119] die zweite ist bisher unbekannt.

„An Sophie Müller — auch k. k. Hofschauspielerin in Wien.

Füllen Sie den ganzen Raum aus, und noch ist nicht Alles darinn, was denkt und empfindet über Sie und für Sie.

Carl Pachler
Dr. Advokat, u. dgl."

„An Sophie Müller.

Groß in der Kunst — rein und lieblich im Leben —
erfreuest Du Geist, Gemüth und Auge zugleich.
Glücklich bist Du darum — mag auch Dein Herz es verneinen,
glücklich vor Vielen bist Du, ja, vor Allen vielleicht.
Doch nur wir, die dies schauen, empfinden und fassen,
wir nur sind die Beglückten! Und - mit Stolz sprech' ichs aus -
ja, im engeren Kreise der Beglücktesten stehend,
wirst Du mich nicht übersehen — und manch Mahl meiner gedenken.

Grätz am 26. Julius 1825.

Marie L. Pachler-Koschack."

24. Juli: „Präciosa wiederholt. Das anhaltende Regenwetter heute füllte das Theater ungewöhnlich, dafür mußten wir auch eine kaum zu ertragende Hitze dulden. Die Musik ging weit schlechter als das erste Mal, und das Accompagnement des Liedes auf dem Theater war mehr als schlecht. Ich ward drey Mal gerufen; zum Schlusse sagte ich: ‚Ihre Güte und Nachsicht ist größer, als ich Ihnen zu danken vermag.' Bey so überfülltem Hause ist es sehr schwer hier zu sprechen."

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 20. Oktober 1825 (Fortsetzung):

„Wiederholte Erscheinung der Dem. Müller in der Titelrolle bey überfülltem Hause und wiederholter glänzender Erfolg derselben."

Am 25. Juli wurde Weigls Oper mit derselben Inszenierung wiederholt. Das Tagebuch schweigt an diesem Tage.

26. Juli: „Um 10 Uhr Probe vom Turnier zu Kronstein,[120] welches heute zum Namensfeste aller Annen mit großem Beyfalle gegeben wurde. Um halb 6 Uhr gingen die Menschen Schaarenweise zurück, welche keinen Platz mehr finden konnten. Das Stück ging gut, Garderobe war anständig, Anordnung gut. Nach dem dritten Acte ward ich gerufen. Am Schlusse: ‚Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Aufmunterung, und seyn Sie überzeugt, nie werde ich die freundliche Theilnahme vergessen, womit Sie meine Darstellungen würdigten.'"

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 20. Oktober 1825 (Fortsetzung):

„Dem. Müller als Elsbeth. Zwar gleichfalls eine dankbare Rolle, jedoch von geringem inneren Wert; aber was jüngst aus Anlaß dieser Erscheinung unseres ausgezeichneten Gastes als Hedwig von der Veredlung solcher in die Hand des Meisters gegebenen Stoffe gesagt ward, gilt auch von dem Charakter der Elsbeth. Dieser bietet übrigens einem eminenten Talente auch manche Gelegenheit, sich auf das glänzendste zu entfalten, was besonders in den Szenen der Brautschau im dritten Akte der Fall ist. Diese ward, wie solches das reiche Talent und der gebildete Geist dieser Künstlerin erwarten ließen, eine vorzüglich anziehende Partie der Darstellung; erschienen auch an den Wandelbildern, in welche hier Elsbeths Charakter vor ihren Freiern sich kleidet, in der Farbengebung einzelne vielleicht zu helle réveillons, so konnte dies die Bewunderung der schönen Freiheit, mit welcher hier Melpomenens gefeierte Priesterin im Gebiete der heiteren Muse sich bewegte, im geringsten nicht schmälern. So ward selbst diese Darstellung ein Triumph für die treffliche Künstlerin, indem diese nicht nur während derselben mit Beifall überhäuft, sondern auch in mehreren Zwischenakten gerufen wurde."

„Der Aufmerksame" vom 30. Juli 1825 (Fortsetzung):

„Im Turnier zu Kronstein zeigte sie als Gräfin Elsbeth ganz jene Überlegenheit durch Liebreiz, Adel und Geist, womit sie den Augenblick beherrschte, die Motive gängelte und ihre Treue für ein Gefühl und ein Wesen ihrer Neigung standhaft bewährte. In ihren Charakterproben vor den ungelegenen Freiern vermied sie die Klippe der meisten Schauspielerinnen, die Einfalt auf Kosten der Grazie darzustellen. Das Publikum, das ihr jedesmaliges Auftreten so zahlreich herbeiführt, überschüttete sie mit Beifallsbezeigungen."

27. Juli: „Nach der Probe fuhren wir ins liebe Thal nach Maria Trost;[121] der schöne Weg dahin, die abwech-

selnde lachende Natur, die einzelnen Baumgruppen und üppigen Felder, das ins Unendliche gehende verschiedene Grün, die Birken- und Fichtengehölze auf den Bergrücken, endlich die von der Höhe aus den grünen Aesten emporragende, hohe Kirche der trostreichen Madonna, muß jedes Gemüth ergreifen, und erst, wenn man den Felsen erklimmt, und in die Marmorhalle tritt, die mit meiner Jesuitenkirche in Mannheim[122] in der ganzen Bauart so viel Aehnlichkeit hat, die Kuppel, die Altäre, alles in gleichem Style gebaut, das schöne Madonnenbild am Hochaltare,[123] und, tritt man aus dem Gotteshause, die Aussicht in Gottes großen Tempel der Natur, die Thäler von vier verschiedenen Seiten so sehr verschieden von einander und doch in so schönem Einklange, hinter der Kirche der friedliche Kirchhof auf dem Felsen, der den Müden sanft zur Ruhe ladet. Maria Trost ist mir dahin, meine Marie[124] schläft unter dem Grase. Ihr milder Trost erhebt mich nicht mehr! Ruhe sanft, du liebe, treue Mutter! dein theures sanftes Bild lebt ewig in deinem armen treuen Kinde fort. — Gerne wäre ich hinaufgestiegen ins friedliche Gotteshaus, doch die Zeit drängte.[125] Vater ließ den Wagen umkehren, um vor 2 Uhr zu Liebich zu kommen; wer weiß, ob ich das schöne Thal jemals wieder sehe. Zur Liebich kamen wir um 2 Uhr. Die Schweizerfamilie;[126] seit vier Jahren hörte ich die liebe Musik nicht mehr, wie verschieden hörte ich sie jetzt, als sonst, da mein Mütterchen noch die Gertrude sang, Milder[127] die Emeline, mein guter Seppel[128] den Jakob."

28. Juli: „Um 10 Uhr Probe von Romeo und Julie.[129] Ungeheuer volles Haus, dabey aufmerksam; die Gartenscene ward mit Jubel, die im vierten Acte mit Enthusiasmus aufgenommen; ich ward darnach gerufen, und ein Regen von Gedichten flog aufs Theater; zum Schlusse gleichfalls ein Regen von Gedichten und Sonnetten; ich dankte: ‚Ich fühle es tief und mit gerührtem Herzen, was Ihre Huld mir war; ewig treu bewahrt dieß mein Sinn. Wohl schwindet die Kunst des Mimen, doch nie die Dankbarkeit; sie geleitet mich zur Ferne, und erinnert freudig mich ans theure Steyermark. Doch vollkommen wäre mein Glück, würde ich auch hier bey Ihnen nicht ganz vergessen seyn.‘ — Als ich abgegangen war, und für Morgen auf vieles Verlangen, die Gabriele von Rettich annoncirt wurde, rief man mich mit stürmischem Beyfalle noch ein Mal heraus. — Liebich hatte mich heut Morgens auf der Probe um die Gabriele gebeten, und unter dem Stücke sagte sie: ich möchte morgen den dritten Theil der Einnahme von

ihr anzunehmen nicht verschmähen; ich willigte durchaus nicht darein; so ließ sie zur Kasse sagen, daß man die Unkosten für heute mir nicht anrechne. Ich nahm also rein ein: 1023 Gulden 40 Kreuzer, dann Ueberzahlung 103 Gulden 5 Kreuzer, und vor dem Theater schickte mir der Gouverneur in einem Blumenstrauße 8 Ducaten; also belief sich die Einnahme auf 1221 Gulden 45 Kreuzer. Ich bin mit den vollen Häusern und der Aufnahme meiner guten Grätzer vollkommen zufrieden. Vater war an der Kasse von 5 Uhr an, doch um halb 4 Uhr standen schon an dreyhundert Menschen vor der Theaterthüre. Vater speiste bey Liebich, ich zu Hause. Die freundliche Schwalbe heute, die in meinem Zimmer die Nacht auf dem Fenster schlief, hat mir das Glück verkündigt: ein froher Tag!"

„Allgemeine Theaterzeitung" vom 20. Oktober 1825 (Schluß):

„Seit Jahren nicht auf der Grätzer Bühne zur Vorstellung gebracht, würde diese Tragödie der Liebe in ihrer Wiedererscheinung selbst unter anderen Verhältnissen die Teilnahme des Publikums in einem mehr als gewöhnlichen Grade angeregt haben; die Erscheinung der Dem. Müller in der ebenso schönen als schweren Rolle der Julia, die Nähe ihres Scheidens, die Gelegenheit, der Künstlerin in dem der Benefiziantin schuldigen Tribut die Anerkennung ihres seltenen Verdienstes auszudrücken, steigerte selbe auf den höchsten. Schon eine geraume Zeit vor Anfang der Vorstellung hatte sich das Haus zum Erdrücken gefüllt; Alles war herausgeeilt, den Liebling noch einmal zu sehen. In der Tat müßte dieser Enthusiasmus beigetragen haben, Dem. Müller zu dem herrlichen Spiele zu begeistern mittelst welches sie den Charakter der Julia in seinem ganzen süd lichen Schmelz zur Anschauung brachte, zeigte sich nicht in jeder ihrer Darstellung derselbe allbeseelende Kunsteifer, — wäre es nicht eben diese südliche Glut, welche sie den Affekt der Liebe in allen seinen poetischen Blüten so warm und lebendig darstellen läßt, — und wüßten wir endlich nicht, daß Shakespeares einzige Julia eine der vorzüglichsten Leistungen dieser Künstlerin ist. Der ganze Charakter wurde mit hoher psychologischer Wahrheit ausgeführt; die Szene auf der Terrasse übertraf alles in dieser Art Gesehene, jene mit Lorenzo, wo Julia von ihm den Schlaftrank empfängt, war das herrlichste Phantasiestück der mimischen Kunst. So sollte — hoffentlich nur für dieses Jahr — Dem. Müller zum letzten Mahle das Entzücken des Publikums sein; der mächtige Beifallssturm, welcher sich häufig während der Vorstellung erhob und sich zugleich in mehrmaligem Hervorrufen der Künstlerin äußerte, konnte durch das bange Gefühl des nahen Scheidens nur einen höheren Impuls erhalten haben. Diese allgemeine Stimmung ward auch in zwei hier folgenden Gedichten (von zwei verschiedenen Verfassern) ausgesprochen, wovon das I. bereits nach dem vierten, das II. aber nach dem fünften Akte in dem Augenblick, wo die Scheidende dem Publikum tiefgerührt Lebewohl sagte, über Parterre und Bühne hingestreut ward:[180]

I.

Bey der Abreise
der
Mademoiselle Müller,
k. k. Hofschauspielerinn.
Im Jahre 1825.

Vom Arm' des Lenzes hold umschlungen,
Lacht freundlich die Natur und milde,
Und ihrem hehren Zauberbilde
Strömt Lobgesang von tausend Zungen.

Und ist das Frühlingslied verklungen,
Und braus't mit hartem Eisesschilde
Der Winter durch das Schneegefilde,
Wird sie gefeyert und besungen.

So wird, wer Deine Kunst erblicket,
Von ihrem Zauber süß berücket,
Mit hoher Himmelslust entzücket,

Mag Jubel Deiner Lipp' entschweben,
Mag Liebeslust den Blick beleben,
Mag Leidessturm die Brust Dir heben.

S.

II.

Des Scheidens Augenblick.

Am Schlusse der letzten Gastdarstellung der k. k. Hofsehauspielerin Sophie Müller.

Der Vorhang sinkt! So sinkt der Wolkenschleyer,
Der abendlich die Sonne uns verhüllt;
Ob wieder er entschwebe — ach, es füllt
Das Aug' nicht mehr des Lichtes Lust und Feyer!

Denn Sie, die Glänzende! Sie ist entschwunden,
Die einen hellen hohen Tag gebracht,
Im nassen Blick, entfloh'nen süßen Stunden
Geweiht, stirbt ihres letzten Strahles Pracht! —

Der weiche Scheidegruß, er ist gespendet!
Doch Eins verheißt dem bangen Herzen Ruh:
Denn still bewegt von Sehnsucht — Hoffen — wendet
Sich jedes Haupt dem dunklen Osten zu!

Doch eine frohe Überraschung erwartete die vielbewegten Gemüter; nach einer Pause flog der Vorhang wieder empor; Hr. Rettich, von dem gerechten Publikum in Anerkennung seiner verdienstlichen,

auf fleißiges Studium gegründeten Darstellung als Romeo gerufen, erschien, um sogleich anzukündigen, daß Dem. Müller auf vieles Verlangen den folgenden Tag noch ein Mal als Gabriele auftreten werde, in dessen Folge sich ein allgemeiner Jubel erhob, und man selbe sogleich wieder lärmend hervorrief. So wurde denn am 29. „Gabriele“ als Schluß des Gastspieles gegeben und ihre treffliche Darstellung von den lebhaftesten Beifallsbezeugungen und dem ungeteilten Wunsche begleitet, den Genuß ihres ausgezeichneten Talentes bald wieder erneuert zu sehen.“

29. Juli: „Gabriele[131] bey vollem Hause; schöne Aufnahme, hervorgerufen bey jedem Acte, zum Schlusse sagte ich nichts. Um 12 Uhr[132] gingen wir zu Leiningen; sie waren sehr freundlich, daß wir noch kamen; dankten für die gestrige Vorstellung, und trugen an Wilhelmi und Kettel Grüße auf.[133] Sie schickten uns drey Flaschen Rheinwein auf die Reise, Liebich fanden wir in unserer Wohnung. Sie bat mich wiederholt, nach Preßburg zu kommen, zu der Krönung am 11. September.[134] Sie hatte mir ein Nadelpolster von ihrer Toilette gebracht, was sie vor einigen Tagen erst geschenkt bekam. Um halb 4 Uhr kam der Separatwagen. Um 4 Uhr stiegen wir ein, und kehrten der Stadt den Rücken; wer weiß, ob ich sie jemals wiedersehe! St. Gotthardt mit seinem freundlichen Gartenhause auf dem Felsen, die Weinzierlbrücke, Gösting, Straßengel, Feistritz flogen zum letzten Male mit angenehmen Erinnerungen an uns vorüber; endlich kamen wir zur ersten Station Peckau; es war erdrückend warm; oberhalb Peckau, bey Frauenleiten,[135] geht rechts der Weg nach der bekannten Teigalpe, die neulich Gouverneurs besuchten. Erst als wir in die Felsenwände, den eigentlichen Paß von Steyermark, kamen, wurde es kühler, da die Sonnenstrahlen nicht mehr in diese Schluchten reichten, und die wilde Mur uns Kühlung zurauschte. Zweite Station, Röthelstein, 1 1/4 Post. Der herrlichste Abend auf diese Tagesschwüle. Nahe vor Bruck stieg der Mond hinter den Alpen hervor in seinem ganzen Silberglanze, schöner, als er mir je geschienen, denn das Verschwinden desselben hinter den hohen Bergen, die plötzliche Nacht, und dann wieder sein Hereinschauen in die engen Thalschluchten beym Wenden der Landstraße machte mir ihn doppelt werth; wunderbar war die Gegend vor Bruck erleuchtet, und die rauschende Mur gab dreyßig Mal des Mondes Bild zurück, als unser Wagen über die Brücke vor der Stadt rollte. Es war 11 Uhr, als wir an der Post hielten. Dritte Station. Der ganze Hauptplatz schallte von Nachtmusik des Militärs wieder, welche gewiß dem morgenden Ignatius zu Ehren gebracht wurde.

Die Stadt hat für mich etwas Angenehmes, ihre Lage und antike Bauart, mit der altergrauen Burg hoch über deren Haupt auf dem sogenannten Schloßberg. Wir nahmen ein kleines Nachtmahl, und hatten das Unglück, eine Rheinweinflasche sammt ihrem köstlichen Inhalte einzubüßen; der gute Rebensaft erfüllte die Luft, und ward gierig von der Erde eingesogen. Eine Strecke von Bruck ward es ziemlich kalt; Vater und Bärbe wiegte Morpheus sanft ein, sie schnarchten bald ein Duett durch alle Tonarten, und nickten gravitätisch mit dem Haupte den Tact dazu. Ich konnte mich zum Schlafen nicht entschließen, der Abend war zu schön, und die Gegend nahm sich bey der Beleuchtung so verschieden aus, und hatte einen so eigenen Reitz, daß ich vor Freude darüber nicht schlummern mochte. Vierte Station, Mürzhofen. Da machte mir Vater einen Strich durch meine Extasen; er ließ die Leder auf beyden Seiten schließen, weil die Kälte immer mehr zunahm. Nun saß ich im eigentlichen Sinne des Wortes in der ledernen Nacht, und so währte es nicht lange, als ich vermuthlich ein Terzett schnarchte und nickte, denn erst in Krieglach, der fünften Station, ward ich durch des Postillons heisere Stimme ins Leben gerufen; da schlug es 2 Uhr im Posthause. Die Nähe des Semmering verbreitete vor Mürzzuschlag eine feuchte neblichte Frostkälte. Ich hüllte mich in meinen Mantel, und träumte süß. Als wir die sechste Station, Mürzzuschlag, erreichten, war Nacht und Tag schon im heftigen Streite. Ans Schlafen war nicht mehr zu denken, da wir meinem lieben Semmering uns näherten. Nur dann und wann öffnete ich die Leder und ergötzte mich am Morgenroth, das den prangenden Mond endlich bleichte. Der Morgenthau perlte auf den grünen Matten, als wir den Semmering erreichten. Nun wußte ich, woher die Kälte kam, denn drüben auf den Alpen glänzte der Schnee und hüllte ihre Häupter in ein reines Negligee. Ein göttlicher Morgen. Kaum hatte ich dem Steyrerland in Gedanken Lebewohl gesagt, als ich bald Schottwien tief unten im Thale an den Ruinen der alten Felsenburg[136] erkannte. Um halb 6 Uhr kamen wir an der Post dort an. Ich ließ mir ein Zimmer geben, mich zu waschen und Wäsche zu wechseln; als ich zum Frühstück herab in die Gaststube kam, saß Stöger beym Vater am Tisch. Er kam mit dem Wiener Eilwagen eben an, um nach Grätz zu reisen. In Schottwien wird gefrühstückt beym Wiener Eilwagen, so konnten wir eine Zeit lang plaudern. Stöger sagte, ich müsse nach Preßburg kommen, zur Krönung ihm spielen; das Theater

ist schon fertig. Ich erzählte ihm den Erfolg der Opern, meines Benefices, etc. Endlich ward er zur Abfahrt gerufen; in acht Tagen ist er wieder in Wien, und will uns besuchen. Um 9 Uhr erreichten wir die achte Station, Neunkirchen. Dort hat die schöne Gegend ein Ende. Neunte Station, Wiener Neustadt; ein unerträglicher Staub, und Hitze. Zehnte Station, Günselsdorf, um 12 Uhr. Eilfte Station, Neudorf; der Staub nahm so zu, daß wir keine Gegenstände unterscheiden konnten, und in ewiger Wolke fuhren; dieß ward mir die längste und unangenehmste Station. Endlich hatten wir die Spienerinn am Kreuze erreicht, und unser liebes Wien breitete sich vor uns aus. Um halb 4 Uhr hielt der Wagen vor dem Hause. Alles fanden wir in der schönsten Ordnung und gereinigt." —

„Der Aufmerksame" brachte über das Gastspiel Sophie Müllers kein Referat mehr; auch die „Wiener Zeitschrift" erwähnte die Gastreise des Jahres 1825 nicht weiter. Ich habe besonders die Rezensionen der „Allgemeinen Theaterzeitung" so ausführlich zitiert, weil sie auch ein gutes Abbild der damaligen Kritik geben: sehr blumenreich, nicht immer im besten Deutsch, aber ehrlich und gründlich.

Außer den oben abgedruckten Gedichten sind noch folgende drei durch das zweite Grazer Gastspiel der Sophie Müller angeregt worden. Das erste erschien anonym,[137] die beiden letzten sind von Karl Gottfried von Leitner:[138]

„Gefühle wahrer Verehrung und Freundschaft

für die k. k. Hof-Schauspielerinn Sophie Müller.

(Dieß Gedicht wurde von mehreren Kunstfreunden am 27. Juli 1825, bei der letzten Gastdarstellung dieser Künstlerin auf dem st. Theater zu Grätz, vertheilt.)

Und wieder scheidest Du aus unsern Mauern,
Und wieder fühlen wir der Trennung Schmerz,
Und wieder füllt mit wehmutvollen Schauern
Der Freunde Seele sich, der Freunde Herz.

Es ward die Thräne, die Dein Künstlerwalten
In unser Aug' gelocket, Seligkeit!
So möge sie auch, wechselnd, sich gestalten
Zur schönen Quelle der Unsterblichkeit!

In unsern Herzen wird Dein Name leben —
Und kehrst Du wieder freundlich einst und mild,
Sieht froh das Auge neu vorüberschweben
Ein unvergessen wohlbewahrtes Bild! —"

Blumen der Erinnerung an Sophie Müller.

Als Zaarewna Sophia in Raupachs ‚Fürsten Chawansky‘.

Dort! — wer erkennt Sophien in Sophien?
Der eig'nen Purpurschleppe, die wie Wogen
Des Blutes rauschend ihr kommt nachgezogen,
Will die Unselige im tollen Wahn entfliehen.

Gemordet hat sie, hu! — wie groß die Augen glühen!
Entsetzlich ist sie; doch, wie sie, betrogen
Von eitlem Glanz, auch grauser Wuth gepflogen,
Nicht unser Mitleid kann sie sich entziehen.

Und nun, ob ihr das Schwert der Rache strahlet,
Seht! — wie sie knieend, bleich, mit frommem Schweigen
Des Streiches harrt in demuthvollem Neigen.

O eilet, eilt, ihr hohen Meister! mahlet
Dieß Wunderbild, und haut's in ew'ge Steine;
So hehre Sünderinn saht ihr noch keine.

Als Julia Capulet in Shakespeares ‚Romeo und Julia‘ bey ihrer letzten Gastdarstellung in Grätz.

Was zankest Du, von zarter Scham geröthet,
Mit Deinem Romeo, ob Nachtigallen-
Ob Lerchenlieder durch die Haine wallen?
Du selbst bist es, die also lieblich flötet.

Doch ach! ihr Liebeswonnen, was ihr bötet
Des Süßesten, es flieht. — Von Leichenhallen
Spricht Julie nun mit grauenhaftem Lallen.
Sie selbst ein Nachtgespenst, deß' Anblick tödtet.

In Grüften will sie des Geliebten harren.
Sie trinkt — und still durchfließt ein eis'ger Schauer
Wie sie, auch uns, und wir, wie sie, erstarren.

Nun rauscht der Vorhang, wie ein Sargtuch, nieder,
Mit Wehmuth sehen wir's und stummer Trauer;
Ach! uns're Julia erwacht nicht wieder.

C. G. v. Leitner.“

Noch einmal erwähnt das Tagebuch Sophie Müllers des Grazer Gastspiels, das wieder 11 Vorstellungen umfaßt hatte. Am 1. August 1825, einen Tag nach ihrer Ankunft in Wien, notiert sie über ihr erstes Wiedererscheinen im Burgtheater: „Die ganze Direction war auf dem Theater. Treitschke hatte schon erzählt von Grätz.“

* * *

Am 16. August 1825 erkrankte Sophie Müller an einer Gehirnhautentzündung. Erst Mitte Oktober konnte sie wieder im Burgtheater auftreten. Aber seit dieser Krankheit verfolgten häufiger als bisher Todesgedanken die schöne junge Künstlerin, deren zahllose Anbeter sich immer noch vermehrten.

Aus dem Jahre 1826 ist in der Handschriften-Sammlung der k. k. Hofbibliothek ein Tagebuch der Müller vorhanden, von dem Mailáth nur ein kleines, auf Kaiser Franzens Erkrankung bezügliches Stück veröffentlicht hat. Die kurzen Notizen dieses Jahres sind in ein Exemplar des „Neuesten Schreibkalenders auf das gemeine Jahr von 365 Tagen 1826" eingetragen, „Grätz gedruckt und im Verlage bei Johann Andreas Kienreich, — Gebunden und gestämpelt 2 fl. W. W." Sophie Müller hat diesen Kalender vermutlich in Graz von Kienreich zum Geschenk bekommen. Einige auf Graz bezügliche, bisher unveröffentlichte Eintragungen seien hier mitgeteilt:

16. Jänner: „Jenger kam mittags und erzählte Anektode. Graf Adems[139] u. die Landstände tanzen in der Uniform, Stöger pfeift dazu, Pachler hält die Noten."

19. Februar: „Hüttenbrenner... brachte Kollmanns[140] Dante eine Dramamanuscript, in 3 Akten."

11. März: „Jenger kam mittags kündete Grätzer 4 Schinken an zu 30 kr."

17. März: „Jenger 4 Schinken bezahlt — 4 fl. 24 kr."

21. März: „Münich[141] aus Graetz kommen, 16 Paar Schuhe geschenkt, geht nach Brünn".

22. März: „Rettich und Pusch mittags kommen aus Graetz über Preßburg hierher".

3. April: „Jenger kommen, Mittwoch[142] geht er nach Graetz."

13. April: „Adelma. 5tmal, ziemlich voll. Vogl[143] fliegt hoch! Kramolini, Preisinger durch ganzen Stöger."

3. Juni. „Stöger Presburg Brief v. 2t. Juny."

8. Juni: „Stöger, Reinhofer[144] da, Graetz Gastrollen, Nein."

13. September: „Kienreichs, Jenger, Gretel da gespeist."

19. Dezember: „Marie Oper am Kärntnerthor gesehen 2t Mal sehr leer. Gries aus Graetz spielte die Marie."

Die beiden Brüder Anselm und Josef Hüttenbrenner kommen wiederholt in diesem Tagebuch vor, das ich auszugsweise veröffentlichen werde.

Durch einen ganz unwahrscheinlichen Zufall fand ich vor kurzem in der reichen Autographensammlung des verstorbenen Dichters Hermann Rollett (Baden bei Wien) den am 3. Juni verzeichneten Brief Stögers. Das Billett ist ohne Adresse und war bisher unter den namenlosen Autographen eingereiht, da Rollett, der selbst eine kleine Sammlung von Briefen an und von Sophie Müller besaß, den Namen der Adressatin nicht ahnte und den des Adressanten vermutlich gar nicht kannte:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Ich glaube mit Zuversicht auch auf Ihr dießjähriges Eintreffen in Grätz während des Ferial-Monathes rechnen zu dürfen, und erbitte mir hierüber Ihre gütige Äußerung, welche da ich Ihre dießfällig beziehenden Angelegenheiten geordnet glaube, nicht anders als entsprechend ausfallen kann.

Nebst vielen Empfehlungen an Ihren schätzbaren Herrn Vater.

Mein sehr verehrtes Fräulein

Ihr stets bereitwillig ergebener

Presburg am 2. Juny 1826. Stöger."

Aus den Briefen des Johann Baptist Jengers an Marie Leopoldine Pachler, deren Kenntnis ich der Güte des Frl. Ida Khünl (Wien—Graz) verdanke, seien hier noch einige Stellen angeführt, die von Sophie Müller erzählen.

22. Februar 1826: „Von Fräul. Sophie Müller — welcher ich öfter schöne Lieder accompagniere — den herzlichsten Dank für die gütige Erinnerung an sie, so wie von ihr und ihrem Vater die innigsten Grüße an Sie gnädige Frau und Alle Bekannten. Wir sprechen sehr viel von Grätz, besonders vom Hallerschlößl und Lustpichel — — —."

5. Mai 1827: „Fräulein Sophie Müller, welche im Beethovenschen Concert ganz entzückt war, laßt Ihnen und dem lustigen Doktor recht viel Schönes sagen. Sie reist mit Anfang Juny nach Berlin."

19. Mai 1827: „Von Fräul. Sophie Müller und ihrem Vater soll ich wieder Alles erdenkliche Schöne an Sie Alle entrichten, mit dem Bemerken, daß sie Hoffnung haben, im nächsten Jahre Sie Alle wieder zu sehen."

16. Juni 1827: „Fräul. Sophie Müller, welche sich Ihnen und Ihren Angehörigen recht herzlich empfiehlt, ist heute früh 8 Uhr nach Leipzig und Berlin abgereist, und kömt bis 10 August wieder zurück."

27. September 1827: „Uibrigens soll ich Ihnen Allen von der Fräul. Sophie Müller und ihrem Vater . . . viel viel Herzliches und Schönes entrichten."

26. Oktober 1827: „An Ihre Lieblingin Sophie Müller und Vater werde ich heute Abend Ihre Grüße entrichten. Wir haben bei ihr eine kleine musikalische Soiree . . ."

29 Jänner 1828: „Sophie Müller — welche Ihnen so wie ihr Vater recht viel Schönes sagen läßt — wird an jenem Abend [Soiree bei Hofrat Raphael G. Kiesewetter v. Weissenbrunn] auch etwas singen. Wir sprechen sehr viel von Ihnen, Dr Karl und Faust, auch vom verstorb. Dauß, welchen Freund Pachler aufm Ruckerlberg produzierte, was die Müllerschen nie vergessen."

26. April 1828: „Von Sophie Müller und ihrem Vater viel viel Schönes."

6. September 1828: „Sophie Müller und ihr Vater lassen Ihnen und dem Freunde Pachler alles erdenkliche Herzliche und Schöne sagen."

30. Dezember 1829: „Sophie Müller welche für die gütige Erinnerung Ihnen herzlichen Dank sagen läßt, geht ihrer vollkommenen Genesung täglich mehr entgegen; doch vor Ostern ist an ihr Erscheinen auf der Bühne gar nicht zu denken; und wenn es sich mit ihren Gesundheitsumständen bis im Frühjahr verträgt, so machen wir vielleicht die Reise ins Vaterland zusammen."

Alle diese Hoffnungen waren eitel . . . Die Geschichte der letzten Lebensjahre Sophie Müllers sei hier noch skizziert.

Im Sommer 1826 gastierte die Künstlerin, die, wie erwähnt, Stögers Einladung für dieses Jahr abgelehnt hatte, in Prag und in Dresden; 1827 in Leipzig, Berlin und Potsdam, 1828 endlich in München und in Berlin, überall mit steigendem Erfolge. Auch Tieck, Fouqué, Aug. Wilhelm v. Schlegel, Pius Alex. Wolf, Holtei und Raupach zählten jetzt zu ihren treuen Verehrern.

Für den Sommer 1829 hatte Sophie Müller noch ein Gastspiel in Hamburg geplant. Aber im Frühling dieses Jahres erkrankte die Künstlerin, die ihre Gesundheit arg vernachlässigte, an einem schweren Lungenleiden.

Es sei in diesem Zusammenhang einmal erwähnt, daß der ausführliche Bericht Helmina v. Chezys[145] über die tötliche Erkältung, die sich Sophie Müller im Sommer 1828 auf der Rückfahrt von einer „Kunstreise in der herrlichen Steiermark" geholt haben soll, gänzlich erfunden ist. Wer diese scheinbar sehr genaue Schilderung der gefährlichen Fahrt mit dem Tatsächlichen[146] vergleicht, wird sich rasch davon überzeugen, daß die Memoiren der Chezy höchst unzuverläßlich sind.

Übrigens war es gerade diese fruchtbare Schriftstellerin, die aus lauter Diskretion die später oft zitierte Fabel von der diskreten Abkunft der Sophie Müller aufbrachte.

Glaubwürdiger ist der Bericht Anschützens. Er erzählt,[147] daß sich Sophie Müller als „Chrimhild“ in Raupachs „Nibelungenhort“ wiederholt überanstrengt habe und trotz der Schwächung ihres Organismus in jener Zeit stets Eis in den Pausen ihrer schwierigsten Partien zu sich zu nehmen pflegte, wodurch dann das letale Lungenleiden heraufbeschworen worden sei. Am 11. April 1829 trat die Müller zum 717. und letzten Mal im Burgtheater auf, als „Aurora“ in dem Lustspiel „Die Stimme des Blutes“. Ein ganzes Jahr lang mußte die Ärmste schweren Herzens ihrer Kunst entsagen, bis sie endlich am 20. Juni 1830, um ³/₄12 Uhr vormittags in Hietzing verschied, wohin sie kurz vorher übersiedelt war. Am 22. wurde Sophie Müller auf dem berühmten Friedhof zu Hietzing beigesetzt. Das ganze geistige Wien gab ihr das Geleite. Costenoble berichtet in seinen Burgtheater-Memoiren, daß man sogar den Vorschlag in Erwägung zog, im Burgtheater während eines vollen Monats Trauerkleider zu tragen. Von dem allgemeinen Verluste erzählt auch ein Brief Anastasius Grüns an Gustav Schwab[148] vom 25. Juni 1830 aus Wien:

„Ich weiß nicht, in wie fern Sie an Theaterangelegenheiten Intereße nehmen? Aber der vor einigen Tagen in dem Dorfe Hietzing bey Wien erfolgte Todesfall der trefflichen Sophie Müller, die, wenn ich nicht irre, auch einmal Mitglied Ihrer Bühne war,[149] kann Ihnen nicht gleichgültig seyn, um so mehr, da sie auch in ihren häuslichen Verhältnißen untadelhaft, ja musterhaft dastand. Man betrauert ihren Verlust mit wahrer und allgemeiner Theilnahme.“

Nach dem in den Anmerkungen schon erwähnten Büchlein Wallishaussers (1830) gab Mailáth 1832 die Biographie Sophie Müllers heraus, die als Beilage auch einen Entwurf des ihr zu errichtenden Grabdenkmals brachte. Das Grab der Künstlerin war lange Zeit eine Wallfahrtstätte ihrer treuen Verehrer, im Jahre 1867 aber schon arg vernachlässigt. Albrecht Capello Graf v. Wickenburg regte damals die Restaurierung des Grabmals durch die Hoftheater-Intendanz an, aber seit jener Zeit ist es wieder ungepflegt geblieben, obwohl die Schloßhauptmannschaft von Schönbrunn nach einer Weisung des Obersthofmeisteramtes für die Pflege des Grabes zu sorgen hat.

In der Subskribentenliste des Mailáthschen Buches finden sich auch folgende Namen: Erzherzog Johann, Graf Joseph Attems, Ludwig Cramolini, Franz Greiner,[150] Johann Baptist Jenger, Antonie Kienreich. Karoline Müller und Marie Pachler. Das Gedächtnis an Sophie Müller ist in Graz lange wach geblieben; die „Priesterin des Reinen, Hohen, Schönen", wie sie Josef Stierle-Holzmeister nannte, war all denen unvergeßlich, die sie gesehen, gehört, gesprochen hatten. Von ihren zahlreichen Rollen rühmten die Zeitgenossen außer den bereits genannten besonders noch folgende: „Rosaura" in Calderons „Das Leben ein Traum", „Zaire" in Voltaires gleichnamigem Drama, „Beatrice" in der „Braut von Messina", „Komtesse Elise" in dem Lustspiel „Die Zufälle", „Donna Perside" in Zedlitzens „Liebe findet ihre Wege", „Ophelia" im „Hamlet", „Amenaide" in Goethes „Tancred" (nach Voltaire), „Sophie van der Daalen" in dem Stücke gleichen Namens, „Semiramis" in Raupachs „Tochter der Luft", „Irene" im „Belisar", „Porzia" im „Kaufmann von Venedig" und „Lady Milfort" in „Kabale und Liebe".

Mit den pathetischen Worten Anschützens, die die einleitende Charakteristik der Sophie Müller ergänzen, sei diese Studie beschlossen:

„. . . Aber das Genie hat sein besonderes Schicksal. Der Götterfunke, dem Sterblichen im Übermaße verliehen, wird zum flüssigen Feuer, das statt Blutes die Adern durchströmt. Entweder schlagen diese Flammen in die Außenwelt und der Götterliebling sucht sich an den Genüssen der Sinnenwelt zu betäuben, oder das überirdische Feuer, ein anderes Brautgeschenk Kreusas, zerfrisst das Innere des sterblichen Gefäßes, bis der zerstörte Organismus zerfällt und zerstäubt.

„Es erfüllte sich bei Sophie Müller. Sie hatte in wenigen Jahren eine Stufe erstiegen, die ihr in der Kunstgeschichte eine Stelle neben den ersten Größen deutscher Bühnenwelt sicherte. Aber diese Siegeslaufbahn sollte nur kurz sein, vielleicht weil sie zu stürmisch war. Jn hastig schaffender Ungeduld hatte sie ihre triumphierenden Fahnen nach dem Norden getragen; das ruhig überlegende Berlin, das kunstsinnige Dresden hatte ihr im feurigsten Enthusiasmus gehuldigt. Aber Sophie ward zur Semele, die Glorie, womit ihre Göttin sie umgab, verzehrte sie."

Anmerkungen.

[1] Leipzig, Philipp Reclam jun., Nr. 4108—4110, S. 201.

[2] Literatur: 1. „Blätter der Erinnerung an die für die Kunst zu früh verblichene k. k. Hofschauspielerinn Sophie Müller, einige Blicke auf deren Leben und künstlerisches Wirken, als biographische Skizze aus den sichersten und achtbarsten Quellen gesammelt und herausgegeben von Franz Wallishausser. Wien 1830, gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe." 4°. — 2. „Leben der Sophie Müller, weiland k. k. Hofschauspielerinn, und nachgelassene Papiere. Herausgegeben von Johann Grafen Mailáth, Wien 1832, gedruckt bey Ferdinand Ulrich." 8°. — 3. Konstantin v. Wurzbachs „Biogr. Lexikon d. K. Österreich", Bd. XIX, S. 402, ff.; Wien 1868. — 4. „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XXII, S. 674; Leipzig 1885: „Sophie Müller" von Josef Kürschner. — 5. „Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien" von Dr. Hermann Rollett, Stadtarchivar. XI. Teil, Baden 1898, S. 76. — 6. „Wiener Almanach", VIII. Jahrgang, S. 229 ff.; Wien 1899: „Sophie Müller in Wien. Mitgeteilt aus meiner Autographen-Sammlung." Von Dr. Hermann Rollett. — 7. Ludwig Eisenbergs „Großes Biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert", S. 703 f; Leipzig 1903. — 8. „Neue Freie Presse", 25. September 1904, Literaturblatt: „Das Stammbuch der Schauspielerin Sophie Müller." Von Dr. Hans Schmidkunz. — Weitere Literatur bei Wurzbach.

[3] So u. a. den „Savoyarden Joseph" in „Die beiden Savoyarden", den „Pagen Paul" in Kotzebues „Pagenstreichen", den „Schutzgeist Guido" in Kotzebues „Adelheid von Italien" und den „Otto" in Müllners „Schuld".

[4] Ihre ersten weiblichen Rollen waren: die „Amalie" in den „Räubern", „Nina" in „Welche ist die Braut?", „Cordelia" in „König Lear", „Thekla" in „Wallenstein", „Donna Diana" in dem gleichnamigen Lustspiel, „Elsbeth" in „Das Turnier zu Kronstein", „Bertha" in „Die Ahnfrau" und „Eboli" in „Don Carlos".

[5] Außer den früher genannten Rollen spielte die Müller damals die „Chatinka" in „Das Mädchen von Marienburg", „Margaretha" in „Die Hagestolzen", „Elise von Valberg" im Schauspiel gleichen Namens, „Sophie" in Schröders „Fähnrich", „Lisli" in „Das Alpenröslein", „Julie" in „Beschämte Eifersucht", „Isabella" in Becks „Quälgeister", „Lottchen" in Kotzebues „Bruderzwist", „Gräfin Rutland" in „Essex" und „Johanna" in „Die Junfrau von Orleans".

[6] Vgl. „Anselm Hüttenbrenners Erinnerungen an Schubert". Mitgeteilt von Otto Erich Deutsch. „Grillparzer-Jahrbuch", Wien 1906, XVI. Bd., S. 45.

[7] Vgl. Beitrag I, S. 23.

[8] Die „Grätzer Zeitung" vom 8. Juli 1824 meldet, daß am 6. d. M. „Herr Raymund, Schauspieler von Wien", angekommen und bei der „ungarischen Krone" (Landhausgäßchen, C.-Nr. 343) abgestiegen sei. Es war meines Wissens bisher in der Raimund-Literatur nur von einem Grazer Aufenthalt im Sommer 1828 die Rede. Deshalb dürfte es von Interesse sein, zu hören, daß der damals schon kränkliche Dichter auch im Jahre 1824 in Graz weilte. Er war eben nach dem Erfolg seines Erstlingwerkes „Der Barometermacher auf der Zauberinsel" (am 16. März 1825 in Graz aufgeführt) mit dem „Diamant des Geisterkönigs" beschäftigt und hatte sich zu

Ausflügen in Niederösterreich Wagen und Pferd gekauft. Vermutlich ist er mit diesem neuen Gespanne auch zu kurzem Aufenthalt nach Graz gefahren.

[9] Aus der Handschriften-Sammlung der k. k. Hofbibliothek.

[10] Richtig: Wedekind.

[11] Aus Merino, der besten spanischen Schafwolle.

[12] Filet = Netzgewebe.

[13] Melodram von K. M. v. Weber.

[14] 10. Juli.

[15] Das Stück war schon früher in Graz gespielt worden.

[16] „J. G.", Akzessist bei der ständischen Buchhaltung.

[17] Belletristische Beilage der amtlichen „Grätzer Zeitung", erschien jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag.

[18] Anselm Hüttenbrenner (1794–1868), Komponist und Schriftsteller; Heinrich Hüttenbrenner (1799–1830), dessen jüngster Bruder, Dichter, Professor des römischen und des Kirchenrechtes am Grazer Lyzeum.

[19] Vgl. o. den Brief an Frau v. Wedekind. Die hier zum ersten Male zusammengestellte Ikonographie umfaßt folgende Bildnisse von Sophie Müller: 1. Aquarell-Miniaturbild von M. M. Daffinger (1790—1849), 1821 während des ersten Wiener Gastspiels entstanden. Reproduziert in Ed. Leischings „Die Bildnisminiatur in Österreich", Wien 1906. Bes.: Frau Theresia Mayr, Wien. — 2. Elfenbein-Miniaturbild von Carl Agricola (1779–1852), undatiert, Freifrau Elisabeth von Exterde, Wien. — 3. Lithographie von Anton Wagner, (1781—1860), k. k. Hofschauspieler: S. M. als Maria in H. J. v. Collins Trauerspiel „Balboa". Hüftbild, kl. fol. Lithograpisches Institut, Wien. März 1825 entstanden. Nach dem Urteil der Künstlerin ist die Figur „viel zu stark" geraten. Kupferstichkabinett der k. k. Hofbibliothek. — 4. Lithographie von Anton Wagner, Brustbild, fol. Lithographisches Institut, Wien. Koloriert. General-Intendanz der k. k. Hoftheater. — 5. Ölbild von einem mir unbekannten Maler in der Ehrengalerie des Hofburgtheaters: S. M. als Prinzessin Eboli in „Don Carlos", Lebensgröße, Halbfigur. Phototypie danach, fol., J. Löwy, Wien Hofbibliothek. — 6. Lithographie in Crayon-Zeichenmanier von Joseph Teltscher (1802—1837). Hüftbild, 4⁰. März 1826 (nach einem mißglückten Versuch im Februar) entstanden. Hofbibliothek. — 7. Stahlstich. Johann Nep. Ender (1793—1854) del., Franz Stöber (1795—1858) sculp. Hüftbild, 8⁰ und 4⁰. „1827 für Aug. Leo in Leipzig", wahrscheinlich für ein Taschenbuch geschaffen. Hofbibliothek. Reproduziert in „Die Theater Wiens" („Das Burgtheater" von Oskar Teuber und Alexander v. Weilen), II. Bd, Halbband 2, II. Teil, Doppelheft 1/2, S. 48. — 8. Büste von Karl Wichmann (1775 bis 1836), 1829 entstanden. Gipsabguß im Hofburgtheater. Photographie danach, fol. Hofbibliothek. — 9. Lithographie von Stein (?) nach Krüger (?). Berlin, G. Eduard Müller. Brustbild, fol., Hofbibliothek. — 10. Lithographie von Johann Frankenberger (1807—1874): S. M. als Chrimhild in Raupachs „Nibelungenhort"; Halbfigur, fol. 1830 entstanden; Lithographisches Institut, Wien. Hofbibliothek. — 11. Lithographie von Josef Kriehuber (1800—1876). Halbfigur, sitzend, 4⁰ und kl. fol. 1830 entstanden. Beilage zu dem Buch von Wallishausser. General-Intendanz. Reproduziert in „Das Wiener Burgtheater" von R. Lothar, S. 43. — 12. Lithographie von Josef Kriehuber. Hüftbild, 8⁰. Beilage zu dem Buch von Mailáth. Vorlage der beigegebenen Reproduktion in das Stammbuch der S. M. eingeheftet; Handschriftensammlung der kgl. Bibliothek, Berlin. — 13. Stahlstich, „M. R. del. — J. A. sculp." Vermutlich von Josef Axmann (1793—1873) für ein Album gestochen. Halbfigur, 8⁰. Hofbiblio-

thek. — 14. Lithographie von L. Brand, Steind. von R. Weber, schlechte Wiederholung des Ender-Stöber-Stiches. Brustbild, kl. fol. Hofbibliothek. — 15. Lithographie von C. Lang, 1855 entstanden; Brustbild, 4°. Karlsruhe. Früher k. k. General-Intendanz. — 16. Marmorbüste von Viktor Tilgner (1844—1896), Zuschauerraum des Hofburgtheaters. Gipsabguß in den städtischen Sammlungen, Rathaus, Wien — 17. Porträt auf dem Ölbild Julius Schmids (geb. 1854) „Ein Schubert-Abend in einem Wiener Bürgerhause", Mitte oben. 1897 entstanden. Wien, städtische Sammlungen.

20 Henriette Sontag wohnte nach dem amtlichen Bericht der „Grätzer Zeitung" vom 24. Juli 1824 am Karmeliterplatz C.-Nr. 53, also im Palais Herberstein.

21 Das Drama war in Graz seit langer Zeit nicht aufgeführt worden.

22 Die ersten drei Gedichte sind ohne den Namen des Autors bei Wallishausser a. a. O., S. 16 und 17, das vierte ebenso bei Mailáth a. a. O., S. 198 und 199 wieder abgedruckt. Mailáth liest in der zweiten Zeile des Poems irrtümlich „Rappelring".

23 Wieder einer der drei genannten Grazer Schriftsteller.

24 Dr. Karl Pachler (1789—1850); seine Frau Marie Leopoldine, geb. Koschak (1794—1855), war mit Beethoven, beide mit Schubert befreundet.

25 Herr kais. Rat Dr. Anton Schlossar gewährte mir Einsicht in das unveröffentlichte Manuskript, über das er am 11. Februar 1900 im Literaturblatt der „Neuen Freien Presse" referiert hat.

26 Dr. Faust Pachler (1819—1891), k. k. Regierungsrat, Kustos der Wiener Hofbibliothek; als Schriftsteller „C. Paul".

27 Alle aus diesem Jahre stammenden Eintragungen, die hier zitiert werden, sind von Mailáth in dem erwähnten seltenen Buche, aber ohne jeden Kommentar veröffentlicht worden.

28 In Berlin zu gastieren.

29 In diesen Stücken („Die Quälgeister", „Kabale und Liebe" und „Othello") trat die Müller damals in Graz nicht auf.

30 Ludwig Löwe (1795—1871), zu jener Zeit in Kassel engagiert, gastierte 1816, 1823 und 1825 am Hofburgtheater. Das letzte Gastspiel führte zum Engagement.

31 Amalie Neumann-Haizinger (1800—1884) gastierte 1825 zum ersten Mal am Hofburgtheater Sie gab damals die Rollen der Müller.

32 Vermutlich in Graz.

33 Sophie Müller fuhr mit ihrem Vater und ihrer Haushälterin in einem „Separat-Wagen", der übrigens auch von der Postverwaltung beigestellt wurde. Der gewöhnliche „Wiener Eilwagen" traf jeden Dienstag, Freitag und Sonntag abends in Graz ein. Er fuhr „längstens 26 Stunden". Der Fahrpreis von Wien nach Graz betrug 10 fl. 29 kr. C.-M.

34 Die zitierten Verse sind der Anfang und der Schluß des bekannten Chores aus der „Braut von Messina" (IV. 7.).

35 Die Fahrt währte also genau 24 Stunden.

36 Das „steiermärkische Amtsblatt" vom 4. Juli meldet, daß Sophie Müller wieder in diesem Gasthof abgestiegen sei.

37 Große komische Oper in vier Aufzügen, nach Scribe und Delavigne von Castelli. Musik von Auber.

38 Über die frühe Ankunft der Müller, die erst für den 12. angekündigt war.

39 Diese Stücke wurden damals nicht aufgeführt.

40 An diesem Abend sang der bald darauf engagierte Ludwig Cramolini, früher Mitglied des Kärntnertor-Theaters, in der dreiaktigen komischen Oper „Joconde" oder „Die Abenteurer", nach Etienne von J. R. v. Seyfried, Musik von Isouard.

41 Die Müller denkt offenbar an das „kgl. Hof- und National-Theater", das sie 1821 im Bau gesehen hatte.

42 Das alljährlich in Maria-Grün gefeierte Kirchenfest „Maria Heimsuchung" fällt auf den 2. Juli, wurde aber erst am Sonntag, den 3., begangen.

43 Das „steiermärkische Amtsblatt" vom 6. Juli meldet „Herrn Löwi, Schauspieler", der gleichfalls beim „wilden Mann" abgestiegen war.

44 Julie Löwe (1786—1852), 1815—1842 Mitglied des Hofburgtheaters.

45 Therese Löwe, Tochter der Julie L., versuchte sich erst am 28. März 1826 ohne Erfolg am Hofburgtheater.

46 Juliana Gräfin Hartig, geb. Gräfin Grundemann von Falkenberg (1788—1866).

47 Nach der „Gabriele", die auch im Jahr vorher das Gastspiel der Sophie Müller inauguriert hatte, wurde das neue mythologische Ballett in fünf Abteilungen „Das Urteil des Paris" oder „Der Triumph der Schönheit" von Josef Kohlnberg, Ballettmeister und erstem Tänzer des Grazer ständischen Theaters, Musik vom k. k. Hofkapellmeister Adalbert Gyrowetz, gegeben. Die Violinsoli von Mayseder wurden von Herrn Hysel vorgetragen.

48 Johann Baptist Jenger (1792—1856), Freund Schuberts und Anselm Hüttenbrenners, ein trefflicher Klavierspieler; von cca. 1818 bis 1825 weilte er als Adjunkt der „k. k. Feldkriegskanzlei" und Sekretär des „steiermärkischen Musikvereines" (seit 1820) in Graz.

49 Luigi Lablache (1794—1858), Bassist, als Mitglied einer italienischen Operngesellschaft in den Zwanziger-Jahren Gast am Kärntnertor-Theater, berühmter „Figaro".

50 Frl. Elise Beisteiner vom Kärntnertor-Theater wurde bald darauf in Graz engagiert. Über die anderen Sänger vgl. Beitrag I, Seite 19—21.

51 „Corregio", Schauspiel in vier Akten von Adam Öhlenschläger. Löwe hatte den „Antonio Allegri" eben auch in Wien gegeben.

52 Franz de Paula Graf Hartig, k. k. Geheimer Rat, Kämmerer, Landesgouverneur von Steiermark und Kärnten, Exzellenz (1789—1865).

53 „Die Müllerin" oder „Die Launen der Liebe", komische Oper in zwei Akten, nach dem Italienischen, Musik von Paisello, inszeniert vom Opernregisseur Gottdank. Frl. Beisteiner sang das „Röschen, eine reiche Müllerin", Herr Preisinger den „Rechtsanwalt Knoll".

54 Josef Spitzeder (1796—1832), Baßbuffo, zuerst in Wien, dann in Berlin, endlich in München engagiert.

55 „Die Mündel", Schauspiel in vier Akten von Wilhelm August Iffland. Löwe gab den „Philipp Broock".

56 Vormittags.

57 „Die Fürsten Chawansky", dramatisches Gedicht in fünf Akten von Ernst Raupach.

58 „Graf von Essex", Trauerspiel in fünf Akten, diesmal nach Banks bearbeitet von J. G. Dyk. Sophie Müller gab die „Gräfin Rutland, geheim mit Essex vermählt", Löwe den „Essex", der Sänger Cramolini den „Grafen von Southampton".

59 Im ganzen wollte also ungefähr ein Zwanzigstel der gesamten Bevölkerung von Graz an jenem Abend das Theater besuchen.

[60] Im Jahre vorher war die ganze Bearbeitung von Collin verwendet worden.

[61] Emilie Neumann. Der Theaterzettel kündigte noch das Auftreten der Müller als Bertha an, eine Rolle, die sie in Wien mit großem Erfolge gab. Löwe spielte den Jaromir.

[62] August Georg Graf Leiningen-Westerburg (1770—1849), Kämmerer, Brigadier in Inner-Österreich, wohnte im 1. Sack C.-Nr. 221. Er war mit Charlotte Sophie, geb von Scholz (*1789), vermählt.

[63] Es wurde ebenso wie im Vorjahr die Bearbeitung Schreyvogels verwendet. Die Müller scheint einige Partien für sich geändert zu haben. Löwe gab als Benefiziant den „Don Cäsar".

[64] Löwe wurde engagiert und debütierte am 6. Juni 1826 als Mitglied des Hofburgtheaters.

[65] Antonia Kienreich, die kunstsinnige Gemahlin des Papierfabrikanten und Verlegers Josef Andreas Kienreich, „Viertelmeisters" für das Viertel Landhaus und „äußeren Rats" beim Magistrat der Stadt Graz.

[66] Schloß Eggenberg am Fuße des Plabutsch im Westen von Graz, um 1630 erbaut, seit Anfang des 18. Jahrhunderts im Besitz der Grafen von Herberstein.

[67] Der jetztige Besitzer, Exzellenz Siegmund Graf zu Herberstein, hat diese Bilder in sein Palais, Graz, Merangasse 7, schaffen lassen.

[68] Verwässerte Watteaus. Auch die vielen Tafelbilder, zum Teil Kopien berühmter Werke, hat keine Meisterhand geschaffen.

[69] Im rückwärtigen Trakt des Schlosses.

[70] Johann Hieronymus Graf zu Herberstein (1772—1847). Vgl. Beitrag I, Seite 5.

[71] Hieronymus Bonaparte, der einstige König von Westfalen, weilte im Jahre 1814 unter dem Namen eines Grafen von Harz mit seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Württemberg, mehrere Monate in Eggenberg, wo der immer wieder Lustige reges Leben entfachte. Er war es, der im Jahre darauf der am 28. Jänner 1815 im 36. Lebensjahr verstorbenen Henriette Gräfin zu Herberstein, geb. Komtesse von Salm-Neuburg, das schöne Grabrelief von Canova an der linken Wand der Schloßkapelle errichten ließ. Die Platte aus Carrara-Marmor trägt zwischen zwei allegorischen Figuren die französische Grabinschrift, die mit dem von der Müller beiläufig zitierten Sinnspruch schließt: „La mort de nos amis commence notre mort . . ."

[72] Geschmückt mit Gemälden von Johann Adam Weißenkirchner (1615—1695).

[73] „Karlau", Jagdschloß Herzog Karls II., 1570 erbaut, 1769 auf Befehl Maria Theresias in ein Arbeitshaus, 1784 auf Weisung Josefs II. in eine Kaserne umgebaut, in der 1794 die ersten französischen Kriegsgefangenen untergebracht wurden. 1804 wurde das Gebäude, dessen herrliche Parkanlagen allmählich verschwanden, zum „Provinzial-Strafhaus für Steiermark" bestimmt; auch die leichteren Arrestanten des Schloßberg-Gefängnisses wurden 1809 nach Karlau gebracht. 1820 wurde der Komplex durch einen kleinen Trakt erweitert, 1869—1872 in ein Zellengefängnis umgebaut. — Das Kirchlein „St. Johann und Paul", oberhalb der „Einöde", wurde 1590 von der frommen Maria von Bayern, der Witwe Karls II., errichtet.

[74] J. A. Kumar, „Historisch-Mahlerische Streifzüge in den Umgebungen der Stadt Grätz", 1816 bei Franz Ferstl erschienen.

[75] Vielbesuchter öffentlicher Garten im Viertel Mariahilf.

[76] Mailáth hat den Namen nicht mitgeteilt.

[77] „Präciosa", großes Schauspiel mit Gesang, Chören und Tänzen von Pius Alexander Wolf, der sich später den Verehrern Sophie Müllers anschloß. Musik von Karl Maria Weber. Amalie Neumann-Haizinger hatte die Rolle der „Präciosa" am 22. Juni 1825 bei ihrem Gastspiele am Hofburgtheater zum ersten Male gegeben. Sophie Müller, die die „Präciosa" erst später in Wien spielte, hatte bereits die Proben am Burgtheater für die unpäßliche Neumann mitgemacht. — Die Tänze der Grazer Aufführung wurden vom Ballettmeister Kohlnberg einstudiert.

[78] „Don Franzisco de Carcamo."

[79] „Don Fernando" und „Donna Clara de Azevedo".

[80] „Don Eugenio".

[81] Die Ziegeunermutter.

[82] „Lorenz" und „Sebastian".

[83] „Pedro."

[84] I. Aufzug, 5. Szene.

[85] II. Aufzug, 2. Szene: „Einsam bin ich nicht alleine . . ."

[86] III. Aufzug, 8. Szene.

[87] Morgens.

[88] Die Klause „Maria-Grün", nördlich von Graz, barg damals schon das Kirchlein, die Kapelle, die Wohnung des Stationskurators, ein 1810 eingerichtetes, heute nicht mehr benütztes Schulhaus und die Gastwirtschaft samt Garten. Jetzt ist der Ort durch die Neubauten des Kurator- und des Schulhauses und einiger Villen angewachsen.

[89] J. F. Castelli hat Maria-Grün in zwei Gedichten besungen. Eines davon ist, ebenso wie die Widmungspoeme von Anastasius Grün, M. G. Saphir, J. M. Roquerol, Demetrius und Ludwig Bonaparte (1810—1814 als „Graf St. Leu" in Graz), auf dem 1902 renovierten steinernen Postament gegenüber der Kirche zu lesen. — Castelli weilte damals in Wien.

[90] Sie sind längst aus dem Garten entfernt worden.

[91] Das Porträt des 1813 verstorbenen französischen Generals Jean Victor Moreau dürfte Ludwig Bonaparte, der einstige König von Holland, dort gelassen haben. Von all den erwähnten Bildern sind nur mehr die schlechten Porträts der Kaiserin Karolina Augusta und des Erzherzog Johanns im Wirtschaftsgebäude zu finden.

[92] Hans Fritz soll das Kirchlein 1668 gegründet haben. Die stark verblaßten Bildnisse des Gründers und seiner zweiten Frau Rosine hängen jetzt an der Brüstung des Kirchenchores. — Die Erzählung von der Entstehung der Kirche ist im einzelnen unhistorisch. Fritz war kein Ordensritter, sondern ein Schneider.

[93] Joseph Addison (1672 - 1719), englischer Dichter, Gelehrter und Staatsmann. Eine der ersten von den viel verbreiteten „moralischen Wochenschriften," die sich dem Stoffe nach unseren Feuilletons näherten, war sein „Spectator" (1711 ff.). Die Müller dürfte die von Frau Gottscheed 1739 bis 1743 besorgte deutsche Übersetzung des „Spectator" in 9 Bänden gelesen haben.

[94] Die Kienreichsche Papierfabrik am linksseitigen „Mühlgang", damals „An der Wehr" C.-Nr. 999, jetzt Ecke Langegasse und Körösistraße, ging später in den Besitz der Aktien-Gesellschaft „Leykam-Josefstal" über und steht nun außer Betrieb.

[95] „Hedwig" oder „Die Banditenbraut", Drama in drei Akten von Theodor Körner.

[96] III. Akt, 2. Szene: „Worte such' ich mir vergebens . . ."

[97] Mailáth las irrtümlich „Schuß". Es handelt sich um die 8. und 9 Szene des III. Aktes.

[98] „Die Hochzeit auf dem Lande", ein komisches Ballett in einem Akt von Aumer, Musik von Kinsky, war am 11. Mai zum ersten Male aufgeführt worden.

[99] Sophie Müller war die allererste Darstellerin der „Kunigunde von Masovien".

[100] Matthias Anker, Professor der Mineralogie an der Grazer Universität, Mitarbeiter der „Steiermärkischen Zeitschrift", Kustos des Joanneums, seit 3. Juni 1824 auch wirklicher Professor der Mineralogie am Joanneum, in dessen Gebäude er wohnte und Vorlesungen hielt.

[101] Die Naturaliensammlung im zweiten Stock, die sich äußerlich nicht sehr verändert hat, war in dreizehn Zimmern untergebracht. — Ein großer Raum enthielt die botanische Sammlung: ein „Herbarium vivum" mit ungefähr 15.000 Pflanzen, ein „vaterländisches Herbarium" in sieben Foliobänden, eine noch kleine Samensammlung, eine reiche Holzbücher- und eine Schwammsammlung in Wachs; auch die wächserne Obstsammlung war hier aufgestellt.

[102] In drei benachbarten Sälen war die Mineraliensammlung untergebracht: erster Saal — vaterländische Mineralien, Gebirgsgesteine, Versteinerungen; zweiter Saal — allgemeine nach dem System Mohs aufgestellte Mineraliensammlung; dritter Saal — Fortsetzung dieser Sammlung und technische Sammlung, 1825 von Anker neu aufgestellt.

[103] Der folgende große Saal enthielt die physikalischen Instrumente.

[104] Vgl. „Zur Geschichte des Joanneumgartens in Graz" von Franz Ilwof. „Steirische Zeitschrift f. G." III. Jahrg., Heft 1 und 2. Graz 1905.

[105] Das „Journal- und Konversations-Zimmer" des „Lesevereins" befand sich damals im ersten Stock des alten Hauptgebäudes.

[106] Der ehemalige Statthalter von Galizien, Graf von Brigido, der am 25. Jänner 1817 zu Wien verstorben war, vermachte dem „Joanneum" seine Sammlungen von Büchern, Schmuckgegenständen, Kameen und Antiken und ein Kapital von 36.000 fl., das für den im Sommer 1826 vollendeten Erweiterungsbau verwendet wurde. In diesem neuen Trakt wurde 1827 die Bibliothek mit den Lesezimmern eingerichtet.

[107] Das an das Landhaus 1642—1644 angebaute Zeughaus, dessen innere Einrichtung fast unverändert blieb, enthält im ersten Stockwerke: Geschütze, Doppelhaken, Musketen und Fußknecht-Harnische, im zweiten: Reiterrüstungen und -Pistolen, im dritten: wertvolle Harnische und leichte Feuerwaffen, und im vierten: Stangenwaffen, Seitenwehren und Schilde.

[108] Im zweiten Stock stehen zwei echte ungarische Panzer mit Gelenken.

[109] Diese Bezeichnungen waren falsch. Die ältesten Rüstungen des Zeughauses stammen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Harnisch Nr. 15 im dritten Stock wurde irrtümlich dem Erzherzog Karl II. zugeschrieben.

[110] Das Landhaus wurde nach dem Brande in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts 1557 bis 1567 wieder aufgebaut.

[111] Sophie Müller gab die „Zaarewna und Regentin von Rußland Sophia", die sie am 24. März 1822 zum ersten Male in Mannheim gespielt hatte, Rettich als Benefiziant den „Fürsten Jury Chawansky, Oberbefehlshaber der Strelitzen".

[112] Das „Hallerschlössel" (Sparbersbach), am Fuße des Ruckerlberges, s.-ö. von Graz gelegen, gehörte damals dem Advokaten Dr. Franz Haring. Die mit ihm befreundete Familie Pachler bewohnte das Schloß als Sommerpartei in den Jahren 1825—1826 und 1828—1831.

113 Schloß „Lustbühel", höher oben am Ruckerlberg gelegen, gehörte damals dem Ladislaus Posseck; jetzt im Besitz des Generalmajors i. R. Wenzel Broschek R. v. Boroglav.

114 Die alte Wirtschafterin der Familie Müller, die Sophie während ihres ganzen Lebens bei sich hatte.

115 Antonia Gräfin Saurau (1767—1839), geb. Grfn. Lodron Gemahlin des Grafen Franz Josef Saurau.

116 Wahrscheinlich Florian Sales Appel, Professor der Dogmatik und Pädagogik am Grazer Lyzeum.

117 Die oben erwähnten Lithographien von Kaiser.

118 Josef Weigl weilte in Graz, um seine Oper „Die Jugend Peter des Großen" einzustudieren; ebenso der Verfasser des Librettos, Georg Friedrich Treitschke.

119 Schmidkunz las irrtümlich Sachler.

120 „Zur Feyer des Nahmensfestes aller Nannetten": „Das Turnier zu Kronstein, romantisches Ritter-Lustspiel in 5 Acten von Holbein. Neu in Szene gesetzt." Sophie Müller gab die „Elsbeth, Witwe des Grafen Wolkenburg und Herrn von Kronstein".

121 Auch diesen Gnadenort, n.-ö. von Graz, hat Müllers Freund Castelli besungen.

122 Die Kirche des ehemaligen Jesuiten-Kollegiums zu Mannheim wurde 1737—1756, also etwas später als die Maria-Troster, erbaut. Ihr Innenraum ist mit prachtvollen Marmordekorationen und Fresko-Deckengemälden geschmückt.

123 Die einfache hölzerne Marienstatue stand einst im Zisterzienserstift Rein.

124 Die Mutter Sophiens.

125 Sophie Müller beschreibt also aus der Erinnerung; sie dürfte 1824 die Kirche genauer besehen haben.

126 Die damals sehr populäre lyrische Oper in drei Akten, nach dem Französischen frei bearbeitet von J. F. Castelli, wurde dem Komponisten Josef Weigl zu Ehren aufgeführt. Herr Gned vom ständischen Theater in Linz sang als Gast den Schweizer Bauer „Richard Boll".

127 Die berühmte Sängerin Anna Milder-Hauptmann (1785—1838) dürfte um 1815 in Mannheim gastiert haben.

128 Sophiens Bruder Josef.

129 „Zum Vortheil Sophie Müllers: ‚Romeo und Julie', Trauerspiel in fünf Akten von Shakespeare, nach A. W. Schlegels Übersetzung zur Darstellung für das k. k. Hoftheater eingerichtet von C. A. West." Sophie Müller, die auch in Wien die „Julie" gab, hatte eben im Juni mit Genugtuung aus einem Aufsatze A. W. Schlegels, den sie früher noch nicht kannte, festgestellt, daß sich ihre Auffassung des Dramas ganz mit der des Übersetzers deckte. — Rettich spielte den „Romeo", Cramolini den „Benvoglio"

130 Die beiden Gedichte sind wiederabgedruckt bei Wallishausser a. a. O., Seite 18 und 19.

131 Der Theaterzettel verkündet: „Mlle. Müller, k. k. Hofschauspielerin, wird die Ehre haben, auf vieles Verlangen, vor ihrer Abreise noch ein Mahl als Gabriele aufzutreten." — Hierauf „Harlekin als Schustergeselle".

132 Am Samstag, den 30. Juli.

133 Die Müller verkehrte also mit ihren beiden Kollegen schon 1824 bei Leiningen.

134 Die Krönung der Kaiserin Karolina Augusta zur Königin von Ungarn fand erst am 25. September 1825 in Preßburg statt. — Sophie Müller konnte der Einladung Stöger-Liebichs nicht folgen.

135 = Frohnleiten.

136 Das fürstl. Liechtensteinsche Schloß Klamm.

137 Veröffentlicht von Wallishausser, a. a. O., Seite 20. Das Datum ist unrichtig angegeben.

138 Die beiden Sonette sind in der „Wiener Zeitschrift", 1831, Nr. 13, und bei Mailáth a. a. O., Seite 200 und 201, mit folgender Anmerkung abgedruckt: „Im Sommer des Jahres 1825 hatte die Unvergeßliche die ständische Bühne von Grätz durch eine Reihe von Gastdarstellungen verherrlicht. Ein schwacher Widerhall der allgemeinen Begeisterung, welche ihre Kunstleistungen erregten, sind obige zwei Sonette, welche der Verfasser ihr damals am Vorabende ihrer Abreise in der Handschrift und ohne Unterzeichnung zusendete, ohne zu ahnen, welche schmerzliche Vorhersagung die Endstrophe des zweiten Sonettes enthalten sollte. — Der Verfasser." — In den bisher erschienenen Sammlungen der Gedichte Leitners fehlen diese beiden.

139 Exzellenz Ignatz Graf Attems, Landeshauptmann von Steiermark.

140 Ignatz Kollmann, Skriptor am Joanneum.

141 Marie Münch, Schauspielerin am Grazer Theater.

142 Am 5. April. — Jenger verbrachte zu jener Zeit fast alljährlich seinen Sommerurlaub bei der Familie Pachler in Graz.

143 Johann Michael Vogl (1768—1840), k. k. Hofopernsänger, mit Schubert und der Müller befreundet.

144 Garderobier Reindorfer.

145 „Unvergessenes, Denkwürdigkeiten aus dem Leben H. v. Chs." Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858; II. Teil, Seite 346 ff.

146 Die Müller kam nach 1825 nicht mehr nach Steiermark.

147 A. a. O., Seite 272.

148 Vgl. „Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns", mitgeteilt von Anton Schlossar, „Deutsche Revue", März 1896.

149 Die Müller spielte nie in Stuttgart.

150 Kanzleipraktikant beim k. k. Kreisamt zu Graz.

Literaturberichte.

Historischer Atlas der österreichischen Alpenländer. Herausgegeben von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. I. Abteilung: Die Landgerichtskarte, bearbeitet unter Leitung von weiland Eduard Richter. 1. Lieferung: Salzburg (von Ed. Richter), Oberösterreich (von Julius Strnadt), Steiermark (von Anton Mell und Hans Pirchegger). 11 Blatt mit Erläuterungen. Wien 1906. 12 K.

Eine Reihe unserer bedeutendsten Geographen hat sich in den letzten Jahren über Umfang und Aufgaben der historischen Geographie ausgeprochen; im Grunde stimmen alle darin überein, daß die historische Geographie dem Geschichtlichen aller geographischen Erscheinungen nachzugehen habe. Nachdem aber Veränderungen des Bodens und Klimas in geschichtlicher Zeit nur in geringem Maße vorkommen, ist Gegenstand historisch-geographischer Forschung vornehmlich der Mensch in seinen wechselnden Beziehungen zur Landschaft. Anthropogeographie und historische Geographie gehören aufs engste zusammen, mag man nun die erstere der letzteren über- oder unterordnen. Wie bei anderen jungen Wissenschaften werden auch auf dem vielfach ungerodeten Boden der historischen Geographie vielmehr Forderungen aufgestellt, als zahlreiche Forscher in vielen Jahrzehnten zu leisten vermögen. In einem solchen Falle erscheint derjenige als Führer, der mit scharfem Auge aus dem Chaos der Fragen jene herausfindet, die zuerst ausgeführt werden muß, und dadurch der Forschung feste Bahnen weist. Das für die historisch-geographische Erforschung der österreichischen Alpenländer getan zu haben, ist das bleibende Verdienst Eduard Richters.

Der Gedankengang Richters, wie er für die Gestaltung des Atlasses maßgebend war, ist kurz folgender: Nicht in der Häufung topographischer Einzelheiten liegt das Wesen der historischen Karte, das, was sie in ganz einziger Weise darstellen kann, ist die Teilung des Raumes in seine Einzelgebiete. Die historische Karte wird in erster Linie immer ein Abbild der politischen Karte sein. Die Schwierigkeit für das Mittelalter besteht nun darin, daß die politischen Mächte sich nicht wie heute räumlich nebeneinander in ihre Rechte teilten, sondern daß verschiedene Mächte durch einander bestanden, daß der mittelalterliche Lehensstaat fast aufging in einer Summe von persönlichen Berechtigungen und Verpflichtungen. Für die Macht eines Markgrafen oder Herzogs konnten Allode, Lehen, Vogteirechte, Zehnte wichtiger sein als das Reichsamt, das er inne hatte. Man wird also aus dem Umfange seines Gebietes nicht ohne weiters auf seine Macht schließen dürfen. Aber die gräfliche Gewalt war, wenn auch nicht maßgebend für die Macht eines Fürsten, doch die Grundlage seiner Landesherrlichkeit, und die Bildung der größeren Territorien ging so vor sich, daß einzelne Familien für eine größere Reihe von Grafschaften die Gerichtsbarkeit

erwarben. Aus Landgerichten bestehen die Territorien des späteren Mittelalters. Man wird dem Atlasproblem auch für die Blütezeit des Lehenswesens beikommen können, wenn man den Besitz der einzelnen Häuser an Grafschaftsrechten feststellt. Nur wird man bei der weitgehenden Ze splitterung zu Karten eines großen Maßstabes greifen müssen. Aus zeitgenössischen Quellen lassen sich die Grenzen der Gebiete nicht feststellen, aber aus späteren. Denn die Grenzen der Sprengel der höheren (Blut-)Gerichtsbarkeit haben sich, wie für verschiedene Gegenden nachgewiesen wurde, mit außerordentlicher Zähigkeit erhalten. Die alten Grafschaften finden wir noch vielfach in den indicia provincialia des XIII. Jahrhunderts, später aber wurden sie in immer kleinere Teile zerschlagen, in die Landgerichte, die sich bei uns bis 1849 erhalten haben. In Steiermark zählte man ihrer zuletzt 122. Aus dieser Beständigkeit der Rechtsverhältnisse vom VIII. Jahrhundert bis zum Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts ergibt sich der Hauptsatz für kartographische Fragen des Mittelalters und der neueren Zeit: der historische Atlas muß rückläufig gearbeitet werden und von einem Forscher. Der mittelalterlich-neuzeitlichen Periode steht als eine zweite für sich geschlossene die prähistorisch-klassische Periode gegenüber. Die erste Aufgabe bestand also in der Erstellung der Landgerichtskarte für das Jahr 1848. Das Hauptziel der ganzen Unternehmung ist es, den Zerstückelungsprozeß der Landgerichte soweit als möglich nach rückwärts zu verfolgen und die ältesten Grenzen (Gau-, Grafschafts-, Mark-Grenzen) mit größerer Wahrscheinlichkeit als bisher zu erschließen. Mit einem Schlage wollte Richter dieses ganze Problem lösen. Daß die Lösung möglich sei, zeigte die Text- und Kartenprobe zum historischen Atlas, die Mell im 21. Bande der Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung veröffentlichte. Er stellte darin die Aufteilung der Grafschaft um Judenburg (des comitatus Liupoldi) in die neun Landgerichte des XIX. Jahrhunderts dar und ermöglichte es, auf einer einzigen Karte die Entwickelung der territorialen Verhältnisse vom IX. bis ins XIX. Jahrhundert zu verfolgen.

Mit der ersten Lieferung des historischen Atlasses der österreichischen Alpenländer, die nunmehr vorliegt, beginnt für das zweite deutsche Gebiet ein historischer Spezialatlas zu erscheinen. Würdig reiht er sich dem geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz an. Die Landgerichtskarte (1 : 200000) ist eine vorzügliche kartographische Leistung. Sie wird 38 Blätter umfassen, deren jedes der Hälfte eines Blattes unserer Generalkarte gleichkommt. Von dieser wurden der Terrain- und der Flußstein benützt. Nachdem der Waldaufdruck fehlt, kommt die schöne braune Geländezeichnung recht zur Geltung. Deutlich heben sich die roten Landgerichtsgrenzen von ihr ab. Die Beigabe des Terrains erscheint namentlich in unserem Gebirgslande auch für eine historische Karte unerläßlich, wenn die historische Geographie mehr als bloße Topographie sein, wenn sie die Beziehungen zwischen den Grenzen und dem Terrain aufzeigen will. „Das Bild des Landes muß die Abgrenzungen erläutern und erhält von ihnen wieder die Illustration seiner anthropogeographischen Bedeutung." Das ist ein Vorzug unseres Atlasses gegenüber dem der Rheinprovinz, der, abgesehen von zwei Übersichtskarten, auf die Geländezeichnung ganz verzichtet und Flächenkolorit anwendet. Er gibt also eigentlich nur die kartographische Darstellung alter Grenzen, während beim Atlas der Alpenländer der Grundsatz verwirklicht erscheint, die historischen Zustände auf das beste Bild der Erdoberfläche zu projizieren.

Die Landgerichtskarte entspricht nicht einem bestimmten Zeitpunkt, wiewohl sie den Verhältnissen am Anfang des XIX. Jahrhunderts am nächsten kommt, sie enthält vielmehr alle Landgerichtsgrenzen, die jemals bestanden

haben. Mit Hilfe der beigegebenen Erläuterungen ist es möglich, das Entstehen der Landgerichte zu verfolgen und sich den Zustand zu einem beliebigen Zeitpunkt zu vergegenwärtigen. Die Vereinigung verschiedenaltriger Grenzen auf einem Blatt stellt für den Benützer in der Tat eine Erleichterung dar. Die Landgerichtsgrenzen, die zuletzt bestanden, sind durch roten Überdruck hervorgehoben, vergeblich aber suchen wir die Farbbänder, die nach Mells Karte die Grafschaftsgrenzen hätten bezeichnen sollen. Da mag mancher enttäuscht sein, das was Richter als das Hauptziel hingestellt hatte, ist nicht erreicht. In diesem Punkte ist die Forschung noch nicht abgeschlossen, namentlich im Hügelland sind die ältesten Grenzen noch unsicher, der Atlas aber soll nur ganz Sicheres enthalten. So entschloß man sich, einstweilen von der Eintragung der Grafschaftsgrenzen abzusehen. Diese sollen später mittels Oleaten (Deckblätter) oder kleinen Übersichtskarten nachgetragen werden.

Neben den Landgerichten bringt die Karte noch die Hofmarken oder Burgfriede zur Darstellung, geschlossene Gebiete niederer Kriminalgerichtsbarkeit. Die Burgfriede größeren Umfanges sind nach ihren Grenzen eingetragen, die ganz kleinen durch Signaturen kenntlich gemacht. Auch die Dominien, die Sitze der Zivil- (Patrimonial-)Gerichtsbarkeit haben ihre eigenen Signaturen.

Von Ortsnamen sind vornehmlich historisch wichtige aufgenommen. Einige Worte zur Orthographie der Ortsnamen. Daß man nicht alle möglichen alten Namensformen aufnehmen konnte, daß man die heute gebräuchlichen vorzog, ist natürlich. Aber unsere offiziellen Lexica halten vielfach falsche Schreibungen fest. Zahn, der sich über diese Frage in der Einleitung zu seinem steirischen Ortsnamenbuch aussprach, meinte, die Staatsbehörden würden einst daran gehen müssen, in diese Dinge Ordnung zu bringen. Er selbst machte einen Versuch, die Namen so zu geben, wie sie historisch-philologischer Forschung richtig erscheinen. Die Bearbeiter der Landgerichtskarte für Steiermark sind ihm gefolgt, aber nur zum Teil. Ich finde die Schreibung Seckau, Peckau, Bärneck, Statteck, Eckenberg, Reun statt der offiziellen Schreibung Seggau, Peggau, Pernegg, Stattegg, Eggenberg, Rein, während weitergehende Änderungen wie Gesting, Förnitz, Pels statt Gösting, Fernitz, Pöls nicht vorgenommen wurden.

Straßen sind in die Karte nicht eingetragen. Eine Darstellung auch nur der Straßen von 1750—1850 hätte eigene Untersuchungen nötig gemacht, die Karte soll außerdem die bleibenden Elemente geben. Immerhin wäre die Einzeichnung der wichtigsten und der Hauptsache nach auch unveränderten Verkehrslinien zur Orientierung nützlich gewesen.

Sehr wertvoll sind die Erläuterungen zum historischen Atlas. In außerordentlicher Knappheit sind hier jene Daten vereinigt, die uns über die Entstehung der einzelnen Landgerichte erhalten sind. Stammbäume gestatten, den Auflösungsprozeß der Landgerichte zu verfolgen. Besonders hervorheben möchte ich noch Pircheggers allgemeine Einleitung zu den Erläuterungen, die eine klare Übersicht über die territoriale Entwicklung der Steiermark und die Entwicklung des Gerichtswesens daselbst enthält. Noch eine Publikation müßte der Landgerichtskarte zur Seite gehen, die Ausgabe der Landgerichtsbeschreibungen. Diese Grenzbeschreibungen aus verschiedenen Zeiten sind die wichtigste Quelle für die Landgerichtsgrenzen. Daneben kommen noch Landgerichtskarten und die topographischen Lexica in Betracht. Die Landgerichtsbeschreibungen müssen gedruckt werden, damit der ortskundige Benützer in der Lage ist, die Karte nachzuprüfen. Zugleich würden sie für weitere Forschungen rechtshistorischer, topographischer uud sprachlicher Art eine reiche Fundgrube darstellen.

Die Landgerichtskarte wird in erster Linie unsere Kenntnis des Gerichtswesens fördern. Aber auch eine ganze Menge anderer Probleme wird durch sie angeregt. Topographische Untersuchungen sind jetzt erleichtert, nachdem die Unterteilung des Raumes erfolgt ist, die Frage nach den Verkehrslinien ist aufgeworfen, vornehmlich auch die interessante Grenzfrage. Schon die Landgerichtskarte gibt reiches Material für diesen Gegenstand anthropogeographischer Forschung. So finden wir, um nur ein Beispiel zu bringen, neue Belege für die Erkenntnis, daß Gräben und Engpässe sich nicht selten dem Menschen mehr als Grenzen aufgedrängt haben als Gebirgskämme von bedeutender Höhe und Schroffheit.

Untersuchungen, die mit dem Atlasproblem in Verbindung stehen, werden als Abhandlungen zum historischen Atlas im Archiv für österreichische Geschichte herausgegeben. Die Titel der vier ersten Abhandlungen (Archiv 94, Bd. VI u. 310 S.) sind schon im letzten Heft dieser Zeitschrift mitgeteilt. Voltelini gibt einen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Landgerichte mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse von Welschtirol. Daß die Landgerichte Trümmer der alten Grafschaften sind, darüber herrscht kein Zweifel, die Frage nach den Ursachen, welche zu dieser Zersplitterung geführt haben, hat jedoch noch keine befriedigende Lösung gefunden. Auf die Hundertschaften sind die Landgerichte nicht zurückzuführen, in Bayern hat es keine Hundertschaften gegeben. „Es wird überhaupt nicht gelingen, die Bildung der Landgerichte mit einer einfachen Formel zu erklären.“ Ein Faktor ist die Zunahme der Bevölkerung, dazu kommt der Umstand, daß die Grafschaften Lehen wurden und es nun zu Teilungen kam. Auch die Immunität konnte Veranlassung sein. Wo Streubesitz vorherrschte, mußte sich ein unerträgliches Durcheinander von Kompetenzen ergeben, man drängte auf räumliche Abgrenzung. Innerhalb dieses geschlossenen Sprengels konnte dann auch die öffentliche Gerichtsbarkeit erworben werden. Einen wichtigen Anstoß zur Teilung der alten Grafschaften sieht V. in der Burgenverfassung. „Alle Landgerichtsbarkeit jedoch, mag sie auch auf grundherrlichem Boden oder selbst auf alter leibherrlicher Gerichtsbarkeit erwachsen sein, ist öffentlich-rechtlichen Ursprunges, ist nur durch eine Übertragung oder Usurpation der Grafschaftsgerichtsbarkeit erwachsen.“ Zu diesem Ergebnis kommt auch Eduard Richter in seinem Aufsatz: Immunität, Landeshoheit und Waldschenkungen. „Niemals kann eine Immunität, die für zerstreuten Grundbesitz gilt, einer Grafschaftserwerbung gleichzustellen sein, die sich auf geschlossenes Gebiet bezieht.“ Geistliche Territorien, wie das Salzburger entstanden nicht aus Immunitätsbesitz, sondern aus erworbenen Grafschaftsrechten, Landgerichten. Weiter bespricht Richter in diesem Aufsatz noch die Waldschenkungen an das Salzburger Hochstift und die Salzburger Urkundenfälschungen. In einem zweiten Aufsatz gibt Richter einen Beitrag zur Lösung der für die historische Geographie so wichtigen Frage nach dem Alter der Gemeindegrenzen. Diese Untersuchungen müssen für jedes Land gesondert geführt werden. Für Salzburg weist Richter nach, daß die heutigen Katastralgemeindegrenzen 1828/29 ohne Anlehnung an ältere Gemeindegemarkungen geschaffen wurden, daß wir hier für das Bestehen von Gemeinden während des XVI., XVII. Jahrhunderts überhaupt keinen Anhaltspunkt haben. Im 4. Aufsatze verbreitet sich Strnadt auf Grund seiner reichen Materialsammlungen über die Kolonisations-, Besitz-, Grenz- und Gerichtsverhältnisse des oberösterreichischen Landes im Norden der Donau. Eine Karte bietet die kartographische Rekonstruktion des Besitzstandes der weltlichen Grundherrschaften im Ilzgau und im Mühellande zu Beginn des XIII. Jahrhunderts (1 : 200000).

Wir haben es mit einem weitausschauenden Unternehmen zu tun, eine bedeutende Arbeit ist in der Landgerichtskarte geleistet. Noch vieles

soll folgen. Die Entwicklung der kirchlichen Einteilung. vielleicht auch die Kolonisations- und Nationalitätsverhältnisse sollen dargestellt, ein Atlas der römischen Zeit in Angriff genommen werden, Arbeiten, die nur möglieh sind, wenn der Atlas die gebührende Anerkennug findet. Er will zu weiteren Forschungen benützt, er will bei dem geringen Preise auch gekauft werden.

Hans Vučnik.

Die kirchliche Vogtei im Erzstifte Salzburg von Dr. Franz Martin. (Sonderabdruck aus den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde", XLVI. Band, 1906.)

Unter den geistlichen Reichsfürstentümern auf heute österreichischem Boden hat das Erzbistum Salzburg allein bis zum Untergange des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" volle Landesherrlichkeit bewahrt. Diese bevorzugte Stellung verdanken die Erzbischöfe neben anderen Umständen wohl insbesondere ihrem eigenen Bestreben, die erworbenen Grafschaftsrechte in Händen zu behalten und nicht weiter zu verleihen. Die Bildung eines geschlossenen Herrschaftsgebietes beginnt mit Anfang des 13. Jahrhunderts. (Histor. Atlas der österr. Alpenländer. Erläuterungen zur Landgerichtskarte. Salzburg, Blatt 8, 9, 16 und 17. Von E. Richter.) Eduard Richter (Ebend., und ausführlich: Untersuchungen zur historischen Geographie des ehemaligen Hochstiftes Salzburg und seiner Nachbargebiete, in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, I. Ergänzungsband, S. 10 ff.) wies nach, daß sich dieses Gebiet mit dem ehemaligen Immunitätsgebiete nicht deckt, sondern aus einer Reihe von Grafschaften oder Grafschaftsteilen (Gerichten, Schrannen) besteht, in denen die Kirchenfürsten die hohe Gerichtsbarkeit erwarben. Die Grundlage der letzteren war eine zweifache. Unmittelbar waren es die Grafschaften als solche, durch deren Erwerbung die Erzbischöfe die hohe Gerichtsbarkeit gewannen. Mittelbar dagegen tat dies ein Rechtsinstitut, das aus dem Gedanken des Schutzes der Kirche entstanden war, die Vogtei. Denn häufig erstreckte sich diese nicht bloß auf die niedere, sondern auch überdies oder auch ganz allein auf die Blutgerichtsbarkeit und so konnten die Inhaber der Vogtei häufig selbst landesherrliche Rechte über die bevogteten Kirchengüter ausüben. In beiden Hinsichten finden wir seit dem 13. Jahrhundert eine eifrige Tätigkeit der Erzbischöfe, jene für die Ausbildung der Landesherrlichkeit so bedeutungsvollen Gerichtsrechte in die eigenen Hände zu bekommen. Der Prozeß des allmählichen Anwachsens des Territoriums durch die Erwerbung von Grafschaften bildete den Ausgangspunkt zur Herstellung der Blätter: Salzburg des jüngst erschienenen hist. Atlasses der österr. Alpenländer und sind wir durch die mustergiltigen Erläuterungen Ed. Richters darüber bestens unterrichtet. Was aber die Vogtei anlangt, fehlte es bisher an einer zusammenhängenden Darstellung. Es ist daher eine dankenswerte Aufgabe, welche sich Martin stellte, einmal in weiterem Umfange das über die Vogtei des Hochstiftes Salzburg und der demselben unterworfenen Stifte vorhandene quellenmäßige Material zu prüfen und die daraus geschöpften Ergebnisse in vorliegender Abhandlung zu veröffentlichen. Vorerst sei bemerkt, daß die Quellen für diese Untersuchung (s. Einleitung S. 5) äußerst gering sind, und auch dort, wo sie reichlicher fließen, sind es wesentlich nur die Namen der Vögte, welche bei einer Rechtshandlung intervenierend oder gar bloß als einfache Zeugen erscheinen. Über die Tätigkeit der Vögte ist so viel wie nichts übermittelt (s. S. 7). Aus diesen Gründen war auch schon die Art der Forschung vorgezeichnet. Sie wird sich hauptsächlich darauf beschränken zu zeigen, in welcher Reihenfolge die Vögte einander ablösen, in welchem Zusammenhange gleichnamige, aber zeitlich auseinanderliegende Vögte stehen,

welchem Geschlechte sie angehören, u. ä. Die genealogischen Betrachtungen Richters (Untersuchungen u. s. w.), Wittes (Genealogische Untersuchungen zur Reichsgeschichte unter den salischen Kaisern, in den Mitt. des Inst. f. österr. Gesch., V. Ergänzungsband.) und Eggers (Das Aritonenhaus, im Archiv für österreichische Geschichte, 83. Band.) benützend, bespricht Martin zunächst, und zwar am ausführlichsten die Entwickelung der Vogtei über das Hochstift selbst und widmet einen eigenen Abschnitt dem Verhältnis der Herzoge von Österreich zum Erzstifte als angebliche Vögte desselben. Als Untervogteien des Erzstiftes wären jene über Reichenhall und die nördlich und südlich der Stadt Salzburg gelegenen zu nennen, ebenso jene, welche die in Bayern, Österreich, Steiermark, Kärnten und Tirol gelegenen salzburgischen Orte und Verwaltungsmittelpunkte betreffen. Von den dem Hochstifte unterworfenen Stiften findet zuerst das Domkapitel Berücksichtigung. Daran schließen sich: St. Peter, Nonnberg, Michelbeuren und Högelwört als die im Stiftslande selbst gelegenen Klöster. Zum Territorium Bayern gehörten: Reichersberg, Au am Inn, Gars, Herren- und Frauenchiemsee, Seeon, Attel, St. Zeno, Weyarn, Suben, Raitenhaslach, Berchtesgaden und Baumburg. Von den, auf landesfürstlich steirischem Boden befindlichen, Salzburg unterstellten Klöstern unterzieht der Verfasser namentlich Admont und Seckau (Chorherrenstift und Bistum) einer genaueren Betrachtung, Reun, Vorau, Göß und St. Lamprecht werden bloß gestreift. Für Kärnten sind Gurk, St. Georgen am Längsee und Viktring hervorgehoben. Ein Überblick beschließt die Untersuchung, welcher noch Regesten und Urkundeneditionen über Vogteiverhältnisse und schließlich zur Erläuterung der genealogischen Ergebnisse eine Stammtafel der Familie Erzbischof Odalberts-Aribonen-Spanheimer-Lebenauer-Ortenburger-Peilsteiner-Burghausener, sowie der Hallgrafen-Wasserburg beigegeben ist. Die Arbeit ist rein geschichtlich gehalten. Rechtsgeschichtlichen Problemen, wie: Ausdehnung der Immunität auf bestimmte Grenzen oder Standesklassen, Untersuchungen über die soziale Stellung des Vogtes, ob er ferner Ministeriale oder Freier u. s. w., hat Martin vermieden. Der Verfasser war von dem richtigen Gedanken geleitet, daß derartige Feststellungen weitergreifende Sonderuntersuchungen voraussetzen, an denen es noch mangelt. Außerdem dürfte sich auf diesem Gebiete der angeführte Mangel an Quellen noch fühlbarer machen als bei rein geschichtlichen Betrachtungen. Zum Schlusse noch ein Wort über die auf Steiermark bezüglichen Abschnitte. Die ganze Anlage der Abhandlung rechtfertigt es, daß der Verfasser den dieses Land betreffenden Vogteiverhältnissen weniger Vertiefung widmete als es bei den auf salzburgischem Boden gelegenen Klöstern der Fall ist. Nichtsdestoweniger läßt sich eine Menge von Anregungen aus den Zeilen herauslesen, welche eine eingehendere Überlegung verdienten. Die Zusammenstellungen bei Martin würden eine genügende Grundlage bieten. Richard Mell.

Über Sonnenuhren. Beiträge zu ihrer Geschichte und Konstruktion nebst Aufstellung einer Fehlertheorie. Von Dr. Hans Löschner, k. k. Statthalterei-Ingenieur und gew. Assistent und Supplent für Geodäsie an der technischen Hochschule in Graz. Mit 72 Abbildungen im Texte. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Graz, Leuschner & Lubenskys Universitätsbuchhandlung, 1906. 166 S. 8⁰.

Es mag vielfach befremden, daß in einer historischen Revue ein Werk über Gnomonik zur Besprechung gelangt, da es auf den ersten Blick den Anschein hat, als ob dieser Gegenstand lediglich zu mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen (Geodäsie etc.), keinesfalls aber zur Geschichte

und ihren Hilfswissenschaften in Beziehungen stünde. Das wäre nun allerdings richtig, sofern man unter Historie nur die politische und Verwaltungsgeschichte subsumiert, keinesfalls aber, wenn dieser Begriff durch Einbeziehung der Kultur- und Kunstgeschichte erweitert wird.

Die Sonnenuhren (Sonnenlote) haben — neben den Sand- und Wasseruhren — bis tief in die neuere Zeit herein fast ausschließlich als Zeitmesser im öffentlichen wie im privaten Leben gedient; bei Expeditionen und Forschungsreisen können bewegliche (Reise-)Sonnenuhren auch heute noch geradezu unentbehrlich sein (vgl. Löschner, S. 91). Es ist daher selbstverständlich, daß die Kulturgeschichte über Entstehung und Konstruktion, Vervollkommnung und Anwendung der Sonnenuhr Aufschluß zu geben hat, während sich die Geschichte der Künste um so mehr für die Entwicklung der künstlerischen Ausgestaltung dieses Instrumentes interessieren wird, als neben dem praktischen Zwecke dasselbe in sehr zahlreichen Fällen — ja heutzutage oft ausschließlich — als Zier und Schmuck auf Plätzen, an Kirchen und Häuserfronten nicht minder wie in privaten Gemächern eine bedeutende Rolle spielt. Übrigens berührt sich naturgemäß die Gnomonik, die Lehre von den Sonnenuhren, als solche mehrfach mit der historischen Chronologie und bildet derart eines der Grenzgebiete der Geschichtswissenschaft überhaupt.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes — nebenbei gesagt ein gebürtiger Steirer — gliederte dasselbe in fünf Abschnitte, deren erster, weit über die Hälfte des Buches füllend, der Geschichte der Sonnenuhren gewidmet ist, während die übrigen Theorie und Konstruktion dieser Instrumente behandeln. Von diesen Abschnitten ist der fünfte („Einfachste Herstellung von Vertikal- und Horizontal-Sonnenuhren") bei Leuschner und Lubensky 1906 als Separatabdruck erschienen. Den Interessen des Leserkreises dieser Zeitschrift gemäß beschränkt sich die Besprechung hier auf den ersten Abschnitt und wird bezüglich der rein mathematisch-technischen Kapitel zwei bis fünf auf die in den entsprechenden Fachblättern erschienenen Kritiken verwiesen, so auf die im Beiblatt zur Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architektenvereines, 1905, Nr. 40; Deutsche Literaturzeitung, 1906, Nr. 34; Astronomischer Jahresbericht, 1906, Bd. VII; Deutsche Mechanikerzeitung 1906, S. 130; Kirchenschmuck, 36. Jahrg., Nr. 7, 1905; Deutsche Bauzeitung, 1905, Nr. 49; Zeitschrift für Architektur und Ingenieurwesen, Jahrgang 1906, Heft 1; Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 1906, II.; Schweizerische Bauzeitung, V, 1. — Heimgarten, 29. Jahrg., 12. Heft, 1905.

Der erste, historische Abschnitt des Buches betitelt sich: „Zur Geschichte der Zeitbestimmung mittels des Schattens" und steht den anderen Kapiteln so selbständig gegenüber, daß man den Verfasser ersuchen möchte, ihn als Sonderschrift zu veröffentlichen und derart noch schärfer als historische Abhandlung zu charakterisieren. Einleitend orientiert Verfasser im allgemeinen über das Wesen der Sonnenuhren als der Meßinstrumente zur Ablesung der „absoluten Zeit", gibt ihre Abgrenzung gegen die anderen Zeitmesser und liefert sehr lehrreiche Vergleiche bezüglich der Genauigkeit von Werk- und Sonnenuhren, wobei dargetan wird, daß selbst im Zeitalter der so überaus fein und genau gearbeiteten „Chronometer" die gute alte Sonnenuhr ein unter Umständen ganz vorzügliches Requisit geblieben und sehr geeignet ist, „eine vortrefliche Kontrolle des Ganges der gewöhnlichen Uhren" zu geben.

Hieran schließt sich eine „Zusammenstellung der für den historischen Teil benützten Quellen", die 77 lateinische, deutsche, französische und englische Quellenwerke, mit Ausnahme von Vitruvs „Architektur" sämtlich der Zeit vom XVI. bis zum XX. Jahrhundert angehörig, aufweist und an sich geeignet ist den Bienenfleiß und die eindringende Genauigkeit des Autors

bei Bearbeitung seines Stoffes in das schönste Licht zu stellen. Es soll auch gleich hier bemerkt sein, daß Dr. Löschner das gegenständliche Material zum größten Teile selbst an den Fund-, beziehungsweise Aufstellungsorten aufgenommen hat. Wie aus der Quellenreihe zu entnehmen, hat namentlich im XVIII. und in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts das theoretische Interesse an der Gnomonik eine außerordentliche Fülle darauf bezüglicher Literatur hervorgerufen; gleichwohl kann auch die Zahl der im XVI. u. XVII. Säkulum veröffentlichten Schriften über Sonnenuhren nicht als gering bezeichnet werden (vergl S. 57 und 64). Derartige Werke, „welche erst so recht auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut sind", gibt es allerdings vor dem XIX. Jahrhundert nicht (S. 85—86). Neben dem Studium der gnomonischen Denkmäler selbst und der Benützung der einschlägigen Fachliteratur erscheinen durchwegs auch historische und kunsthistorische Werke in vollkommen entsprechender Art und Weise zur Bearbeitung des Stoffes herangezogen.

Der Autor hat den historischen Teil seines Buches selbst (S. 9) eine „Skizze" genannt. Gewiß wäre es möglich gewesen, im einzelnen noch mehr illustrierende Beispiele beizubringen; dennoch wird der Leser sofort erkennen, daß der Verfasser in methodisch unanfechtbarer Weise eine zwar gedrängte, doch vollkommen geschlossene Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Sonnenuhren von den primitivsten Anfängen und Versuchen im Kulturkreise der alten orientalischen Völker bis herauf zu den feinen und künstlerisch vollendeten Instrumenten der letzten Jahrhunderte geschaffen hat. Deshalb wollen wir die allzubescheidene Bezeichnung „Skizze" ablehnen und den Abschnitt lieber als „Darstellung der Geschichte und des Vorkommens der Sonnenuhren" benannt wissen. Nicht vergessen sei, daß der Autor die Lesbarkeit seines Werkes dadurch einem weiten Kreise sicherte, daß er alle nicht unbedingt als Belege notwendigen Anmerkungen und Noten zu vermeiden wußte, eine Wohltat, die bekanntlich in wissenschaftlichen Schriften — historische nicht ausgenommen — öfters zum Schaden der Autoren und ihrer Arbeiten außeracht gelassen wird.

Um auf einiges aus dem reichen Inhalte des Buches hinzuweisen, sei vor allem die fesselnde Darstellung der in Alt-Griechenland geübten Methoden zur Messung relativer und absoluter Zeit (S. 18 ff.) erwähnt, weiters die hochinteressanten Auseinandersetzungen, die sich auf die erste geschichtlich bekannte Sonnenuhr beziehen: diese „erste" Sonnenuhr finden wir in der Heiligen Schrift im IV.(II.) Buche der Könige, Kap. 20, 38, 48, dort erwähnt, wo von dem bei der Heilung des Königs Ezechias durch den Propheten Isaias geschehenen Sonnenwunder die Rede ist; Löschner weist nach, daß unter den mancherlei Versuchen zur Rekonstruktion dieses Instrumentes der des Augsburger Künstlers Christophorus Schißler (1578) der gelungenste ist. Da hierbei eine natürliche Erklärung des Wunders erreicht wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß Schißlers Werk „einem geschickten Gottesleugner" zugeschrieben wurde. Die folgenden (S. 26 bis 43) Darlegungen über die Sonnenuhren der Griechen und Römer bieten sehr beachtenswerte Beiträge zur Geschichte der Zivilisation, der Wissenschaften und Künste der genannten Völker sowie anschließend der Araber, als der nächsten Erben des geistigen Lebens der Antike. Was sodann über die ganz originellen Erfindungen der nordischen Völker (Angelsachsen und Skandinavier) auf dem Gebiete der Gnomonik ausgeführt wird, ist überhaupt in deutschen Schriften noch nicht behandelt worden. Der Theoretiker der Sonnenuhrkunst jenes Kulturkreises ist Beda Venerabilis, jener Mann, der bekanntlich auch für die historische Chronologie hohe Bedeutung erlangt hat. Die Leistungen des Mittelalters in der Gnomonik waren unbedeutend; noch aus dem XV. Jahrhundert kann

der Verfasser uns nur zwei Schriftsteller auf dem Felde der Sonnenuhrkunde nennen, allerdings zwei berühmte Namen: Dürer und Regiomontan. Aus der Fülle des hochinteressanten Materials und der immer mehr anschwellenden gnomonischen Literatur vom XVI. Jahrhundert bis auf unsere Tage hat Dr. Löschner all das an klassischen Beispielen einer eingehenden Erörterung unterzogen, was zur sachlichen und künstlerischen Vervollkommnung der Sonnenuhren an und für sich sowie zur Ausbildung der Sonnenuhrkunde geführt und beigetragen hat. Das geschichtlich Bedeutsamste in dieser Periode der Entwicklung der Gnomonik liegt einerseits in ihrem Zusammenhange mit den Arbeiten zur gregorianischen Kalenderreform von 1582, worauf übrigens nach meinem Dafürhalten der Verfasser näher hätte eingehen können, andrerseits darin, daß aus der — trotz Verbesserung der Werkuhren — sich immer mehr steigernden Verwendung von Sonnenuhren den Künstlern, vor allem der Renaissance und Barockzeit, mannigfache Anregungen und interessante Probleme erwuchsen: Sonnenuhren gehören mit zu den schönsten und sinnigsten Erzeugnissen der genannten Kunstperioden. Dr. Löschner hat da namentlich auch alles im Gegenstande auf Steiermark Bezügliche, soweit es zugänglich war, gewissenhaft verzeichnet und illustriert. — Die mit der Entwicklung der Eisenbahnen in engem Zusammenhange stehende Verbreitung des Signal- und Postwesens ließ vielfach im praktischen Leben die Sonnenuhr als entbehrlich, ja gewissermaßen als Symbol veralteter Einrichtungen und hierdurch etwas lächerlich erscheinen; nur als Schmuck von Wänden schien die ehrwürdige Sonnenuhr noch Berechtigung zu haben und so kam es, daß in neuerer Zeit auf die Genauigkeit der Konstruktion gar kein Gewicht mehr gelegt wurde. Hierorts existiert eine öffentlich angebrachte Wand-Sonnenuhr von derart falscher Konstruktion, daß sie beispielsweise anfangs April um $^{3}/_{4}8$ morgens schon 12 Uhr mittags angibt; man wird einräumen, daß in solchen Fällen wohl eher die Verständnislosigkeit und Oberflächlichkeit der modernen Zeit zu belächeln wäre. (Vergl. Löschner, S. 6, 87 u. 88.)

Mit einer Betrachtung über die Nutzanwenwendung von Sonnenuhren, „die heutzutage größer ist, als mancher von tönenden Zeitsignalen umgebene Städter glaubt,“ schließt Dr. Löschner seine lehrreichen, interessanten und — was ich besonders hervorheben will — in einem sehr guten Deutsch geschriebenen Ausführungen über die Geschichte der Gnomonik. Es sei hier gleich auf einen kurzen aber gut und übersichtlich orientierenden, illustrierten Aufsatz Löschners hingewiesen in der Zeitschrift „Die Kirche, Zentralorgan für Bau, Einrichtung und Ausstattung der Kirchen,“ Steglitz b. Berlin, IV. Jahrg., I. Heft (Oktober 1906) worin die Sonnenuhr insonders als dekoratives Motiv für Kirchen und als pädagogischer Behelf bei Schulgebäuden behandelt erscheint, hierbei aber auch wertvolle Winke bezüglich der Konstruktion gegeben werden. Besonders sei auf die Beschreibung der künstlerisch hochinteressanten, aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts stammenden Sonnenuhr an der Südwand der Mariahilferkirche in Graz aufmerksam gemacht. (A. a. O., S. 6 ff.)

Dieser Besprechung erübrigt nur noch, die schöne und klare Ausführung der (zinkographischen) Abbildungen, die vom Autor hergestellte Zeichnungen und photographische Aufnahmen wiedergeben und von denen 44 zum I. Abschnitte gehören, sowie die sonstige vorzügliche Ausstattung des Werkes in Papier und Druck anerkennend hervorzuheben. Möchte doch jedes „Styriacum“ bei so geringem Umfange so gehalt- und wertvoll sein wie dieses!

Graz, im Dezember 1906. Dr. phil. K. Hafner.

Bericht über die Vorarbeiten zur Herausgabe des Ergänzungsbandes der steirischen Taidinge. Erstattet von Anton Mell, Wien 1906 (S.-A. aus den Sitzungsberichten der kais. Akad. d. W., Phil.-hist. Klasse, Bd. CLIV.)

Als im Jahre 1881 Ferd. Bischoff und Anton Schönbach den Band „Steirische und Kärnthische Taidinge" herausgaben, schrieben sie in der Einleitung, daß gegenüber der großen Anzahl von Gemeinden und ehemaligen Guts- und Gerichtsherrschaften in der Steiermark die Anzahl der Weistümer eine ziemlich geringe sei und sprachen die Hoffnung aus, daß derlei Rechtsdenkmale sich noch finden werden.

A. Mell hat sich nun seit längerer Zeit intensiv mit der Sammlung weiterer steirischer Weistümer und verwandter Quellen beschäftigt und zwar sowohl zur Erforschung der gutsherrlich-untertänigen Verhältnisse, als auch für die ihm von der akademischen Kommission zur Herausgabe eines historischen Atlasses der österreichischen Alpenländer aufgetragenen Sammlung der Grenzbeschreibungen der früheren Landgerichte, Hofmarken, Freiungen und Burgfrieden. Derselbe hat noch eine Anzahl von Urkunden und Akten gefunden, welche in naher Beziehung zu den Taidingen stehen, in denen die Rechte der einzelnen Herrschaften in bezug auf Gerichts-, Wald-, Jagd- und Fischereihoheit und die Verpflichtungen der Untertanen aufgezeichnet sind und die eine Fülle von Nachrichten bringen über Beziehungen zwischen Grundherren und Untertanen, namentlich für jene Gegenden, aus denen Weistümer nicht erhalten sind.

Daran schließen sich Aufzeichnungen über die Bestallungen der herrschaftlichen Richter und Amtsleute und deren Instruktionen, über die Dingung von Dienstboten und deren Besoldung, über die von den Untertanen zu leistenden Abgaben und persönlichen Dienste etc., Rechtsaufzeichnungen, die als mit den Weistümern verwandte Quellen bezeichnet werden können. Die mit großem Eifer und ebensoviel Sachkenntnis gesammelten 139 Stücke werden nun hier vorläufig beschrieben.

König Albrecht II. (1437—1439) von Dr. Wilhelm Wostry. Prag, Rohliček u. Sievers, 1906, III u. 180 S. (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. A. Bachmann, Heft XII.)

Die vorliegende, von einer guten Charakteristik dieses tatkräftigen Herrschers eingeleitete Studie behandelt Albrecht II. (V.) letzte zwei Lebensjahre, die ihm mit dem Tode Siegmunds den Anfall der Kronen von Ungarn und Böhmen, sowie jenem der deutschen Königskrone brachten. Die hier behandelten Anfänge seiner Regierung waren erfüllt von Sorgen: als eifriger Katholik und Deutscher begegnet er starker einheimischer Gegnerschaft in Ungarn und besonders im überwiegend utraquistischen Böhmen, wo sich eine polnische Gegenkanditatur zwar nicht hintanhalten, aber auch ohne allzu große Mühe aus dem Felde schlagen ließ. Dazwischen verfolgen wir das Ränkespiel der Kaiserin Witwe Barbara, die als eine geborne Gräfin von Cilli und Schwester des Grafen Ulrich unser Interesse besonders in Anspruch nimmt. Albrecht II. Politik war zunächst auf erreichbare Ziele gerichtet, und suchte in Böhmen und Ungarn Ordnung zu schaffen; der Erlangung der deutschen Königs-, bezw. Kaiserkrone stand er nahezu gleichgiltig gegenüber, sie war dem von Sorgen erfüllten Manne fast eine Last. Das letzte Regierungsjahr und das frühe Lebensende des Herrschers, durch welches alle diese Verhältnisse

gänzlich umgestaltet wurden, sollen ihre Darstellung in einem weiteren (dem XIII.) Hefte der Prager Studien finden, dessen Erscheinen man mit Interesse entgegensehen darf. M. Doblinger.

Stegenšek Augustin: Cerkveni spomencki Lavantinske škofije, I. Dekarija gornjegrajska. (Kirchliche Denkmäler der Lavanter Diözese, I. Bd. das Dekanat Oberburg. Mit 162 Abb., 3 Taf. Marburg 1905. Selbstverlag des Verfassers. Groß-Oktav, XVI u. 240 S.

Der vorliegende Band bildet den ersten Teil eines größeren Werkes, das die Überreste der kirchlichen Kultur und Kunst aller 24 Dekanate der Lavanter Diözese vom rein historischen und archäologischen Standpunkte aus betrachten, sammeln und der Wissenschaft zugänglich machen soll. Dieser Band behandelt das Dekanat Oberburg und ist in zwei Hauptabschnitte eingeteilt: *a)* Kapitel I—XII; *b)* XIII—XIV.

Die erste Kapitelgruppe umfaßt das große Material der eigentlichen Realien, die Denkmäler selbst. Die Methode, nach der der Verfasser die Denkmäler gruppiert hat, verleiht diesem Teile des Buches eine sehr willkommene, einheitliche und das Studium sehr erleichternde Übersichtlichkeit. Jede der elf Pfarrkirchen des Dekanates erhält nämlich je ein Kapitel, wobei der Verfasser die bisher übliche Reihenfolge des Ignaz Orožen und den Schematismus der Lavanter Diözese mangels einer einheitlichen Idee verwarf und die geographische Lage der einzelnen Pfarren seinem Werke zugrunde gelegt hat. Vom Sannursprung an schreitet die Darstellung stromabwärts und behandelt so nacheinander folgende elf Pfarren: I. Maria Schnee in Sulzbach, II. St. Lorenz in Leutsch, III. St. Xaveri in Straže samt der Expositur St. Jakob in Okonina. V. St. Cantius in Riez, VI. Nazareth, VII. St. Georgen in Praßberg, VIII. St. Michael ob Praßberg, IX. Maria Stift' X. St. Hermagoras und Fortunatus in Oberburg, XI. St. Martin bei Oberburg. Zu jeder Pfarre werden sodann die zahlreichen Filialkirchen und sogar die Feldkapellen in das betreffende Kapitel einbezogen.

Jede Kirche behandelt der Verfasser nach der gleichen Disposition, indem er bei einer jeden 1. den Bau selbst bespricht, 2. die vorhandenen Fresken, 3. die Geschichte der Kirche, wobei er sehr gründlich die bisherigen Spezialwerke sowie das archivalische Material berücksichtigt, 4. die Altäre und deren Geschichte, 5. die Ausstattung der Kirche, 6. die Ölgemälde und Statuen, 7. die etwaigen Kleinodien und Meßgewänder und 8. die Grabdenkmäler.

Das XII. Kapitel bringt als Abschluß dieses ersten Teiles die Resultate der vorausgegangenen historischen Untersuchungen in acht Übersichtstabellen, und zwar 1. die Übersicht der 11 Pfarrkirchen nach dem Verhältnisse ihres Flächeninhaltes, 2. die chronologische Übersicht der Kirchenbauten, 3. die historisch-topographische Übersicht der Kirchengemeinden, 4. die Kirchen und ihre Ausstattung in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, 5. die chronologische Übersicht der bemerkenswertesten Skulpturarbeiten des Oberburger Dekanates, 6. die Übersicht der datierten Fresken, 7. die der datierten Ölgemälde und 8. das Künstlerverzeichnis in alphabetischer Reihenfolge mit Lebensskizzen und Werken.

Die den zweiten Teil des Buches bildenden zwei letzten Kapitel bringen eine geschichtliche und kulturell sehr bemerkenswerte, auf diesem Gebiete noch gar nicht gepflegte Studie über die Heiligen, die im Oberburger Dekanate verehrt werden, mit sehr guten Übersichtstabellen (Kap. XIII), und

zum Schluß zwei „Matriculae peractionum in Parochia Luče sec. XVIII“, auf deren Grundlage drei Studien über Feiertage, Prozessionen und einige rituale Eigentümlichkeiten folgen. (Kap. XII.)

Den Text begleiten zahlreiche zweckentsprechende, hie und da vielleicht nur zu kleine Reproduktionen, was höchstwahrscheinlich der Ökonomie des Raumes zuzuschreiben ist. Die Grundrisse sind einheitlich (1 : 400), die architektonischen Details, die äußeren Kirchenansichten u. dgl. liegen dem Leser in meist sehr deutlichen Abbildungen vor.

Sehr schätzenswerte Beiträge sind die Aufnahmen aus der Schatzkammer St. Xaveri und der zehn Ölgemälde des bekannten Kremser Schmidt und die Eingangstafel „der heilige Thomas“ von Mencinger (pag. 143—151) aus der Pfarre Oberburg, sowie die Beschreibungen dieser Kunstwerke, wobei besonders die des hl. Thomas hervorzuheben ist. Der Verfasser ließ die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen, auch den ästhetischen Wert der Denkmäler, bei anderen wieder ihren archäologischen zu betonen.

So bedeutet dieser mit großem Fleiße, gründlicher Sachkenntnis und kritischer Gewissenhaftigkeit verfaßte und auf streng wissenschaftlicher Forschung beruhende erste Band einen entschiedenen Vorstoß in ein bisher nur spärlich bebautes Gebiet der Kunst- und Kulturgeschichte Südsteiermarks. Wenn der Verfasser noch eine deutsche Inhaltsangabe mit Hervorhebung der wichtigsten Resultate beigeschlossen hätte, würde das vorzügliche Werk eine größere Verbreitung finden. Hoffentlich wird A. Stegenšek bei der Herausgabe des zweiten und der folgenden Bände diesem Wunsche der deutschen Forscher Rechnung tragen. —n—

Eine obersteirische Bauerngemeinde in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung 1498—1899. I. Teil. Von Doktor Hubert Wimbersky. Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). Graz, 1907.

Der Verfasser untersucht auf Grund streng statistischer Forschungsmethode den wirtschaftlichen Entwicklungsgang der unter der ehemaligen Herrschaft Groß-Sölk gestandenen obersteirischen Ortsgemeinde St. Nikolai in der inneren Groß-Sölk und behandelt im vorliegenden Teile das Ehegüter- und das Erbrecht in der Gemeinde, Besitzveränderungen und Besitzdauer, die Säumerstraße, die Agrargemeinschaften, Wald und Wild, Besteuerung der Untertanen, Preise und Löhne, und berichtet zum Schlusse anhangsweise über die Versuche zum Bergbau auf edle Metalle. Nach Einleitung S. 2 wird der zweite Teil des Werkes voraussichtlich noch im Laufe des heurigen Winters erscheinen und die Darstellung der Verteilung von Grund und Boden, die Besitz- und Urbarialverhältnisse, die Bewegung der Bevölkerung in der Gemeinde, die auf die Errichtung der Pfarre bezugnehmenden Daten, sowie eine kurze Darstellung der Geschichte der Herrschaft selbst und ihrer Verwaltungstätigkeit enthalten. Schon aus dem vorliegenden ersten Teile ersieht man, zu welchen für die Wirtschaftsgeschichte bedeutungsvollen Ergebnissen Wimbersky mittelst der statistischen Wissenschaft, deren Grundsätze er gewissenhaft anwendet und durchführt, gelangt ist. Eine eingehende Besprechung wird nach Erscheinen des zweiten Teiles angesichts des ganzen Werkes erfolgen. Soviel kann heute schon gesagt werden, daß der Verfasser mit seiner äußerst wertvollen Arbeit mit viel Glück ein Gebiet anschnitt, auf dem noch sehr viel wird gearbeitet werden müssen, bis wir an eine umfassende Wirtschaftsgeschichte unseres Landes werden schreiten können.

Der Festungsbau zu Fürstenfeld 1556—1563. Von Dr. Anton Kapper. Graz, 1906. Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). 75 S.

„Wer immer der glänzend verlaufenen Wanderversammlung des historischen Vereines für Steiermark im Sommer dieses Jahres in Fürstenfeld beiwohnte, wird sich des ebenso interessanten als lehrreichen Vortrages über die Befestigungen dieser Stadt erinnern, den der Verfasser daselbst, begleitet von Lichtbildern, hielt, und des Augenscheines, den die zahlreichen Teilnehmer, geführt von demselben Forscher, am folgenden Tage von den Resten der Fortifikationen und von Fürstenfeld nahmen. Dieser Vortrag liegt nun bedeutend erweitert im Drucke vor und bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte dieser Stadt, aber auch zu der des ganzen Landes und des Befestigungswesens in diesem."

Geschichte des Diözesan-Priesterhauses. Mit einem geschichtlichen Rückblick über die Heranbildung des Klerus der katholischen Kirche überhaupt und des Seckauer Klerus insbesondere. Von Dr. Anton Grießl, Direktor des Priesterhauses. Graz, 1906. Verlagsbuchhandlung „Styria".

Eine Gelegenheitsschrift nennt der Verfasser bescheiden die vorliegende Schrift, die derselbe, mit großer Gewissenhaftigkeit und geschickter Ausnützung eines großen Quellenmateriales, getragen von der Liebe zum Gegenstande, verfaßte und der Öffentlichkeit vorlegt. Bereits 1894 hat der Verfasser für „die theologischen Studien und Anstalten der katholischen Kirche in Österreich" einen geschichtlichen Abriß über dieses Institut geschrieben. Da derselbe aber nicht allgemein zugänglich ist, hat er sich entschlossen, diese erweiterte Geschichte des von ihm geleiteten Institutes gewissermaßen als schriftliches Denkmal für alle Leiter desselben während des nun über 150 Jahre währenden Bestandes (1755) seinen Mitbrüdern zu schenken. Der vorgeschwebte Zweck dürfte dem Autor, dessen persönliche Liebenswürdigkeit auch im Werke sich wiederspiegelt, in Anbetracht des reichen Inhaltes vollinhaltlich gelungen sein. Neben dem Kapitel über das Unterrichtswesen im Mittelalter interessiert uns sehr jenes über die Gründung des Konviktes in Graz, weil darin erschöpfend die Baugeschichte eines der größten Gebäude der Stadt behandelt ist. Der Bau des Kollegiums wurde vom Erzh. Karl 1572 begonnen und im nächsten Jahre war bereits der Trakt in der Bürgergasse an der Stelle des alten Stadtpfarrhofes vollendet. 1591 wurde dasselbe erweitert und zum großen Quadrate ausgebaut, das heute unter dem Namen Priesterhaus bekannt ist. 1597 kam das Haus in der Hofgasse dazu, das 1617 von den steirischen Klöstern zum heutigen „Stöckel" ausgebaut wurde. 1607 wurde das Eck Bürgergasse-Hofgasse (Alte Univ.-Bibliothek) und der Refektoriumtrakt erbaut, 1745 wurde auf diesen das astronomische Observatorium mit der Sternwarte aufgebaut, in der P. Josef Liesganig den Meridian von Graz berechnete und die 1789 abgetragen werden mußte. Der das Kollegium mit der Domkirche über die Bürgergasse verbindende Gang, die im oberen Stockwerke eine Kapelle beherbergte, fiel 1831. Außer anderem Buchschmucke finden sich sehr gelungene Abbildungen Erzh. Karls II., Kaiser Ferdinands II. und der alten Universität von 1700.

„Aus Brucks Vergangenheit. — Geschichtliche Streifzüge. — I. Der Schreckenstag von 1792." Nach Quellen des

Steiermärkischen Landesarchives und der Landesbibliothek bearbeitet von G. S. 1906. Verlag H. Smrczek, Bruck a. d. Mur. Kl.-8°, 18 S.

In fesselnder, anschaulicher Weise schildert das Büchlein den großen Brand, der am 3. September 1792 dic damalige Kreisstadt Bruck a. d. M. total einäscherte, die für die Bewohner daraus entstandenen harten Folgen, die von Landesfürst, Behörden und dem Lande Steiermark, besonders der Stadt Graz, ausgeführte Rettungs- und Hilfsaktion und den Wiederaufbau der Stadt. — Über fünf Millionen Kronen heutigen Wertes gingen bei der Katastophe dem Nationalvermögen binnen zwei Stunden verloren; neben den Häusern und der Habe der Einwohner hat die Wut des grausen Elementes damals auch das Verwaltungsarchiv der Kreishauptmannschaft, die Archive der Kirchen und der Stadt vernichtet; namentlich der Verlust des Stadtarchives, das — wie aus spärlichen, bewahrt gebliebenen Resten zu schließen — für die Ortschronik und ebenso für die steirische Landesgeschichte als Quellensammlung von hervorragendster Bedeutung gewesen sein muß, ist vom Standpunkte des Historikers zu beklagen.

Das vorliegende Werkchen ist besonders deshalb zu begrüßen, weil der Verfasser hiermit seine wahrhaft glückliche Idee zu realisieren beginnt, die Geschichte eines bedeutenden steirischen Ortes zu Nutz und Frommen weiter Kreise in Monographien en miniature aufgelöst darzustellen: auf authentische, zeitgenössische Quellenberichte gegründet, mit wissenschaftlichem Ernste, aber ohne gelehrten Ballast, in leichtfaßlicher Form und guter Sprache bearbeitet, dabei nicht umfangreich und daher billig im Preise, wird das Büchlein — und gewiß auch seine Nachfolger — auf einen großen Leserkreis, auch unter den weniger bemittelten Schichten, rechnen dürfen. Die Abnahme oder das gänzliche Fehlen des „historischen Sinnes" im Volke wird allerorten beklagt. Hier haben wir einen Fingerzeig, wie die Erweckung, beziehungsweise Festigung dieses gewiß sehr schätzenswerten „historischen Sinnes" u. a. versucht werden kann. Derartige kleine, monographische Bearbeitungen der Orts- oder Landesgeschichte werden es sein müssen, aus denen „das Volk" seine Kenntnisse von der historischen Entwicklung der engeren Heimat, des Landes, des Staates u. s. w. schöpfen soll: sie empfehlen sich eben durch all das, was vorher an dem Büchlein des Autors rühmend hervorgehoben werden mußte. (In mustergiltiger Art und Weise erscheint die Idee solcher Monographien durchgeführt in Dr. A. Kappers „Der Festungsbau zu Fürstenfeld".) — Diese Bemerkungen richten sich in erster Linie an alle jene, die hierzulande „Ortsgeschichte" schreiben. Mit großen, gelehrten und teueren Büchern ist in diesem Belange, der doch meistens zunächst populären Zwecken zu dienen hat, gar nichts getan: niemand kauft sie, niemand liest sie, weil sie zu kaufen niemand genug überflüssiges Geld, sie zu lesen niemand genügend freie Zeit hat. Leider ist hier nicht Platz genug, auf diese interessante Frage näher einzugehen.

Die nette Ausstattung des vorliegenden Werkchens sei noch hervorgehoben; das Format der folgenden Abhandlungen könnte aber wohl etwas größer ausfallen. K. Hafner.

Führer durch das steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum zu Graz. Von Karl Lacher. Graz, 1906. Im Verlage des Museums.

Vor kurzem erschien die vierte Auflage des „Führers durch das kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum", verfaßt vom Direktor Pro-

fessor Karl Lacher. Diese Auflage kommt nahezu einer Neubearbeitung gleich, welche durch die in den letzten Jahren erfolgte Ausgestaltung des Museums und die teilweise Neuaufstellung der Sammlungen notwendig geworden war. Der Führer weist auf alle wichtigsten Stücke der Sammlungen hin, enthält viele technologische und historische Notizen und ist daher wohl geeignet, nicht bloß bei flüchtigem Besuche, sondern auch bei eingehendem Studium der Sammlungen als wertvoller Ratgeber zu dienen.

In der Einleitung bietet uns der Verfasser eine übersichtliche Geschichte der Sammlungen, die über alle wichtigen, die Entwicklung des Museums seit der Gründung des Joanneums bis auf die jüngste Vergangenheit betreffenden Ereignisse Aufschluß gibt. Von großem Interesse ist die am Schlusse dieser Einleitung dargebotene Statistik über die Erwerbung der Bestände des kulturhistorischen und Kunstgewerbe-Museums; sie zeigt das erstaunlich rasche Anwachsen der Sammlungen, und sprechen die folgenden trockenen Ziffern klarer, als es die wärmsten Worte vermöchten, was begeisterungsvolle Hingabe, verbunden mit größter Sachkenntnis, hier geschaffen haben. — Nach dieser Statistik „enthielt das kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum im Juli 1906 ohne Vorbildersammlung und Handbibliothek 11.023 Musealgegenstände; von diesen Kunstschätzen sind 1290 den Beständen des ehemaligen ‚Historischen Museums' am Joanneum entnommen, 2106 Objekte lieferte die Sammeltätigkeit des Landesmuseum-Vereines Joanneum und 1998 jene des Vereines zur Förderung der Kunstindustrie (jetzt Kunstgewerbe-Verein), welche Sammeltätigkeit bekanntlich bei beiden Vereinen von Professor K. Lacher geleitet ward; seit der Errichtung der Direktion des kulturhistorischen und Kunstgewerbe-Museums erwarb Lacher als dessen Vorstand 7629 Gegenstände. Hievon wurden 3172 Gegenstände teils als hochherzige Widmungen, teils unmittelbar dem Museum übergeben, zum größten Teile aber aus Anlaß der Bereisungen des Landes durch den Direktor erzielt."

Direktor Lacher, der nunmehr die von ihm geschaffenen Sammlungen nach seinem Installationsplane so übersichtlich aufstellen konnte, bietet durch den vorliegenden Führer nun den Besuchern unseres prächtigen Museums gewiß einen willkommenen Begleiter dar, und wollen wir es nicht versäumen, auf dies handliche Werkchen besonders aufmerksam zu machen.

Zeitschriftenschau.

Maximilian I. Die Skizze „Ständische Verfassungskämpfe in Österreich vor dreihundert Jahren" von Karl Fuchs in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. 138, 9. Heft, schildert die Kämpfe Maximilians I. mit den Ständen feiner Erblande. Der Verfasser sieht in den Bestrebungen des Kaisers die Keime der „österreichischen Staatsidee".

Zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich. Im Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vom 10. Oktober 1906, Nr. XX, berichtet das korrespondierende Mitglied Hofrat Prof. Dr. Joh. Loserth über seine mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unternommene Durchforschung von Archiven in Ungarn und Kroatien behufs Herausgabe

des zweiten Teiles der Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Ferdinand II. und macht auf einige im ungarischen Nationalmuseum befindliche, für die steirische Verwaltungsgeschichte außerordentlich wichtige Handschriften besonders aufmerksam.

Indigenat und Inkolat. In ungemein fesselnder Darstellung behandelte Hofrat Dr. A. v. Luschin-Ebengreut im österreichischen Staatswörterbuch, II. Band, S. 886—897, den Begriff und das Wesen des Indigenats und des in Österreich meist als gleichwertig behandelten Inkolats in den alt österreichischen Ländern von den ersten Anfängen, in Steiermark bereits seit dem Aussterben der Traungauer, um nach eingehender Würdigung der Blütezeit von 1500 bis 1750 und des Verfalles bis 1848 die heutige Bedeutung des Inkolats darzustellen.

Böhmisches aus steiermärkischen Archiven. Von Professor Dr. J. Loserth. In dem Sammelbande, den der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen dem VI. deutschen Archivtage und der Hauptversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im September dieses Jahres widmete, findet sich neben anderen interessanten Aufsätzen auch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Böhmens aus den Archiven unserer grünen Mark von Seite unseres bewährten Forschers auf dem Gebiete des Protestantismus. Besonders enge wurden die Beziehungen zwischen Steiermark und Böhmen, als die steirische Linie des Hauses Habsburg mit Ferdinand II. die böhmische Krone erlangte und der große deutsche Krieg mit dem böhmischen Aufstande seinen Anfang nahm, dessen Stürme auch das steirische Land zu erschüttern drohten. In diese Tage des 30jährigen Krieges versetzen uns einige Briefe und Akten, die teils aus dem steiermärkischen Landesarchive, teils aus dem Grazer Statthaltereiarchive stammen oder endlich dem Archive der gräflichen Familie Stubenberg entnommen sind.

Steiermärkische Geschichtschreibung von 1850 bis in die Gegenwart Von Franz Ilwof. (Deutsche Geschichtsblätter, VIII. Band, 1. Heft, S. 1—19.) Als Schluß der in den von Dr Armin Tille herausgegebenen deutschen Geschichtsblättern erschienenen Artikelreihe, die sich mit der steiermärkischen Geschichtschreibung beschäftigt und wovon bis jetzt erschienen sind: Steiermärkische Geschichtschreibung im Mittelalter, IV. Band, S. 89—101; Steiermärkische Geschichtschreibung vom XVI—XVIII. Jahrhundert, IV. Band, S. 288—298, und Steiermärkische Geschichtschreibung von 1811—1850, V. Band, S. 202—213, hat Ilwof im vorliegenden Aufsatze diesen Stoff für das letzte halbe Jahrhundert sehr übersichtlich zusammengestellt und in äußerst dankenswerter Weise möglichst erschöpfend behandelt.

Historisch-geographische Probleme. Auf dem neunten deutschen Historikertag in Stuttgart hielt Oswald Redlich einen Vortrag unter obigem Titel, der mit einzelnen Änderungen und Zusätzen im vierten Hefte des XXVII. Bandes der Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung (und auch als Sonderabdruck den Teilnehmern am VI. deutschen Archivtage in Wien gewidmet) erschien. Wenn jemand über historisch-geographische Probleme das Wort ergreifen kann, so ist es sicherlich Oswald Redlich, der d rch seine intensive Beschäftigung mit dem historischen Atlas der österreichischen Alpenländer außer E. Richter das Wesen und die Aufgaben der historischen Geographie, die Verknüpfung der Wissensgebiete von Geschichte und Geographie am meisten erfaßte. Die historische Geographie soll nicht bei der historischen Topographie stehen bleiben. „Viel zu sehr noch begnügen wir uns mit der althergebrachten Meinung, daß die Feststellung der Lage und Namen aller Orte, Flüsse, Berge, Grenzen u. s. w. die ganze histo-

rische Geographie ausmache." Unendlichen Quellenstoff, aus dem die historische Landschafts- und Länderkunde zu schöpfen hat, bieten die historischen Quellen, so z. B. „für die Geschichte des Waldes, die menschliche Besiedlung und alle die Veränderungen, die der Mensch durch seine Kultur am Kleide der Natur hervorbrachte, und umgekehrt für den Einfluß, welchen der Boden, die Gewässer und die gesamten physisch-geographischen Verhältnisse auf die Betätigung des Menschen geübt haben." Aus den historischen Quellen soll eine allgemeine und kritische Sammlung der Nachrichten über Elementarereignisse und physisch-geographische Verhältnisse der Vergangenheit angelegt werden, die nur territorial und nach und nach verwirklicht werden kann.

Beiträge zur neueren Geschichte Österreichs. Die „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs" widmete den Teilnehmern an der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Wien im September d. J. eine Festgabe unter obigem Titel. Dieselbe enthält folgende Aufsätze: „Ein unbekannter Brief Hartmuths von Cronberg an den Statthalter Erzherzog Ferdinand." Von Georg Loesche. — „Ein handelspolitisches Projekt Ferdinands I. aus dem Jahre 1527." Von Wilh. Bauer. — „Die Frage der Anerkennung Heinrichs IV. durch Rudolf II." Von Hans Schlitter. — „Das russisch-österreichische Heiratsprojekt vom Ausgange des XVI. Jahrhunderts." Von Hans Übersberger. — „Erzbischof Markus Sittich beim Ausbruche des 30jährigen Krieges." Dazu einige Aktenstücke. Mitgeteilt durch Josef Lampel. — „Eine Hymne an Wallenstein." Mitgeteilt von Hermann Hallwich. — „Briefe aus dem Lager vor Ofen 1684." Mitgeteilt von Eleonore Gräfin von Lamberg. — „Das Achtedikt gegen Rákóczy und Bercsényi 1709." Mitgeteilt von Oskar Freih. von Mitis. — „Gentzens Übertritt von Berlin nach Wien." Briefe an den Grafen Philipp Stadion. Mitgeteilt von August Fournier. — „Das kaiserliche Handbillett aus Wolkersdorf (29. Mai 1809) für Tirol." Von Iosef Hirn. — „Zur Anlage einer Autographensammlung für die Wiener Hofbibliothek 1829—1832. Ein Beitrag zur österreichischen Archivgeschichte. Von M. Mayr. — „Fürst Kaunitz über die Bedeutung von Staatsarchiven." Mitgeteilt von Gustav Winter.

Studien zum älteren österreichischen Urkundenwesen. Von Oskar Freiherrn von Mitis. Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich widmete diese, das Babenberger Urkundenbuch würdig einleitende Abhandlung, die das erste Heft einer fortlaufenden Serie darstellt und die in Archivskreisen und in jenen der geschichtlichen Hilfswissenschaften vollste und berechtigte Anerkennung finden wird, den Teilnehmern an der heurigen Hauptversammlung. — Außerdem widmete derselbe Verein auch eine Sonderausgabe des „Monatsblattes", V. Jahrg., 1906, Nr. 7—9, mit Aufsätzen von Josef Lampel: „Antonio Calvi", Oswald Redlich: „Principes in compendio", Anton Mayer: „Zur niederösterreichisch-ständischen Verfassungs- und Verwaltungsfrage in den Jahren 1848—1861", Karl Giannoni: „Der historische Atlas der österr Alpenländer und die Landeskunde".

Verzeichnis des Kuefsteinschen Familienarchives in Greillenstein aus dem Jahre 1615. Herausgegeben von Karl Graf Kuefstein. Als Manuskript gedruckt. Gewidmet den Teilnehmern am sechsten deutschen Archivstage in Wien. Nicht immer wurden und werden auch heute noch in adeligen Häusern die Familienarchive, oft die einzigen Quellen für die Geschichte des eigenen Hauses, des Schutzes für wert erachtet. Eine rühmliche Ausnahme macht die gräfliche Familie Kuefstein, die bereits zu Beginn des XVII. Jahrhunderts ihr Archiv gut in Ordnung hielt und inven-

tarisierte, ein seltenes, so frühes Beispiel der Katalogisierung eines Privatarchives. Graf Karl ist der würdige Nachfolger des edlen Freiherrn Hans Georg III., dessen wohlstudierte Söhne Jakob, Ludwig, Lorenz und Wilhelm das Archivsinventar von 1615 selbst anfertigten, da er nun dieses der Mitwelt überlieferte, als Zeugnis edlen Familiensinnes und Wertschätzung der alten Familiendokumente.

Aus der protestantischen Zeit von Leoben. Von Hofrat Professor Dr. J. Loserth. So betitelt sich ein gehaltvoller Aufsatz in dem Jahrbuche des Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, XXVII. Jahrg., S. 79—110, den der Verfasser als Vortrag am 3. Dezember 1905 in Leoben, gestützt auf ein reiches Quellenmaterial, hielt und der in dieser Vorlage etwas erweitert wurde.

Erneuerte und erweiterte Weisungen gegen die obersteirischen Protestanten aus dem Jahre 1764. Am selben Orte, S. 111, findet sich obiges, von Karl Reißenberger mitgeteiltes kaiserliche Patent vom 3. Oktober 1764 aus dem Grazer Statthaltereiarchive.

Ein Verzeichnis der durch den zehnten Pfennig in Unterkrain eingegangenen Strafgelder in den Jahren 1614—1618 veröffentlicht Dr. Fr. Ahn in demselben Jahrbuche S. 115—122.

Steirische Transmigranten in Siebenbürgen. Im Korrespondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, XXIX. Jahrg., Nr. 10 und 11 (auch S.-A.), bringt Karl Reißenberger einen äußerst gehaltvollen und lesenswerten Aufsatz über dieses Thema. Am 2. August 1752 fanden von Pürgg aus die ersten Transmigrationen statt, denen aus dem Ennstale noch weitere bis 1772 folgten. Dem Aufsatze, wozu zum größten Teile das Materiale aus dem Grazer Statthaltereiarchive verarbeitet wurde, sind interessante Transmigrantenverzeichnisse angeschlossen.

Kaiser Josef II. als Volkswirt. Regierungsrat Dr Franz Ilwof erfreute am 16. November eine zahlreiche Zuhörerschaft im Vortragssaale der Landesbibliothek durch einen Vortrag über obiges Thema. Die Aufgabe, welche sich der Gelehrte gestellt hatte, bestand darin, die Bedeutung des großen Kaisers als Volkswirt einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Dieselbe gestaltete sich zu einer äußerst interessanten Studie, die uns das Wirken des großen Habsburgers lebendig vor Augen führte. Der Vortragende erörterte zunächst die Grundlagen der Josefinischen Wirtschaftspoltik, besprach dann eingehend die Maßnahmen, welche der Kaiser zur Hebung der Landwirtschaft, jenes wichtigsten Zweiges der Volkswirtschaft getroffen, erinnerte dabei an die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Sudetenländern etc., an die Schaffung der Kreisämter, an die Ausarbeitung des neuen Katasters und an all das, was Josef II. während der kurzen Zeit seiner Regierung für die Landwirtschaft geleistet und angestrebt und das erst durch das Jahr 1848 seine volle Verwirklichung gefunden hat. Nicht minder eingehend besprach Ilwof das segensreiche Wirken des großen Kaisers in allen anderen Zweigen der Volkswirtschaft, so seine gesunden Maßnahmen zur Hebung des Handwerkes, des Handels, der Industrie, sowie seine zollpolitischen Verordnungen und Erlässe. Der Aufsatz erscheint demnächst in den „Preußischen Jahrbüchern" in Druck.

Die Auflösung des deutschen Reiches behandelt Otto Franz Gensichen als eine Säkularerinnerung in einem lesenswerten Aufsatze der „Grazer Tagespost" vom 5. August 1906, Nr. 213. Dasselbe Thema behandelt unter dem Titel „Das Ende des heiligen römischen Reiches deutscher Nation" Dr. Emil Turau im „Grazer Tagblatt" vom 5. August 1906, Nr. 213.

Stammbuchblätter aus dem Jahre 1848. Aus dieser Zeit des echtesten deutschen Idealismus veröffentlicht unser bewährter heimischer Historiker Dr. Franz Ilwof in der „Grazer Tapespost“ vom 24. August 1906 eine Anzahl im Besitze des Herrn Friedr. Formacher v. Lilienberg in D.-Landsberg befindlicher Stammbuchblätter, welche der Abgeordnete der Grazer Studenten, stud. med. Wolf, auf dem Studentenparlamente zu Eisenach in den ersten Tagen des Oktober 1848 sammelte. Die sechzehn Namen sind: M. Bardeleben, J. Joel, Isidor Jordan, Fr. Martin, Val. May, G. Meßmer, E. L. Molke, Ig. Neudorfer, Fr. Oberth, E. Peters, W. Piper, Jos. Preißler. Fr. Rechenberg, Gg. A. Schmitt, A. Wagner, Karl Schurz.

Kaiserreise vor 50 Jahren. Volksschullehrer i. R. Thomas Christian Arbeiter hat zum 19. November seine der Festausgabe der „Illustr. österreichischen Alpenzeitung“ im August d. J. gewidmete Veröffentlichung: „Zur 50-Jahreserinnerung an die Reise Ihrer Majestäten Kaiser Franz Josef I. und Kaiserin Elisabeth von Österreich durch Kärnten und Steiermark, vom 2. bis 4. September 1856“, in mehrfach erweiterter Fassung als besondere Broschüre im Verlage der „Styria“ in Graz erscheinen lassen.

Franz Graf von Meran. In der „Allgemeinen deutschen Biographie“, herausgegeben von der historischen Kommission der kön. bayrischen Akademie der Wissenschaften (Leipzig, Duncker & Humblot) ist kürzlich ein interessanter Aufsatz über Graf Franz von Meran, den Sohn des Erzherzogs Johann, von Dr. Franz Ilwof, erschienen. Derselbe ist bekanntlich auch Verfasser der im Gedenkbuche des Historischen Vereines für Steiermark (Mitteil., Bd. 39) erschienenen Mitteilungen über den Grafen Franz von Meran.

Die pragmatische Sanktion. Über diesen Gegenstand veröffentlicht ein ungenannter Verfasser (vermutlich Gustav Turba) im 34. Bande (1906) der „Österr.-ungar. Revue“, Heft 1 ff., eine Darstellung auf Grund archivalischer Forschungen mit besonderer Rücksicht auf die Länder der Stephanskrone, die manch „Neues zur Entstehung und Interpretation 1703 bis 1744“ ans Licht bringt.

Ein Rückblick auf 1866. Die Nummern 159—162 (12.—15. Juni d. J.) des „Grazer Tagblatt“ bringen anläßlich des Dienstjubiläums des Generalstabschefs FZM. Freiherrn v. Beck eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit den noch wenig aufgeklärten Vorgängen im Hauptquartier der Nordarmee unmittelbar vor und nach der Katastrophe von Königgrätz sowie mit der Sendung beschäftigen, die der damalige Oberstleutnant v. Beck als Vertrauensmann des Kaisers in Königgrätz und Olmütz zu erfüllen hatte. Ebenso finden sich in der „Neue freie Presse“ vom 24. Juni 1906 Erinnerungen an 1866 in Italien vom FZM. Zeno Grafen von Welsershaimb.

Aus dem Tagebuche des Freiherrn von Poche (1862—1864), des gewesenen Statthalters von Mähren, macht Ferdinand Menčik in der „Österr. Rundschau“, Band VII, Heft 86 ff., Mitteilungen, die in bezug auf die innerpolitischen Vorgänge unter der Ära Schmerling von Interesse sind.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim. Der IX. Band (1906) dieses Jahrbuches enthält die Totenliste vom 1. Jänner bis 31. Dezember 1904 aber auch Nachträge zu den Jahren 1903 und 1902. Wir finden darin eine umfangreiche Würdigung Th. Mommsens aus der Feder L. M. Hartmanns, sowie eine eingehende Biographie Rudolf v. Delbrücks von K. Helfferich. Dem Staatsmanne und steirischen Volkswirte Adalbert Grafen v. Kottulinsky widmet Prof. v. Zwiedineck einen warmen Nachruf, während Prof. Uhlirz über Paul Scheffer-Boichorst berichtet. Ferner enthält das Jahrbuch unter

anderem Lebensbeschreibungen von Moritz v. Angeli (H. Friedjung), Ottokar Lorenz (A. Fournier), Friedrich Ratzel (v. Hantzsch), Friedrich W. Schiermmacher (A. Vorberg), Karl Anton Freih. v. Stremayr (K. Freih. v. Lemayer) und Alfons Stübel (v. Hantzsch). Eine fein ausgeführte Heliogravere Friedrich Ratzels schmückt das Buch.

Die Kaisergruft im Dome zu Speyer, ihre Geschichte und ihre Erneuerung in den Jahren 1900 bis 1905 bespricht H. Grauert in einem längeren Aufsatze in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München), Jahrgang 1906, Nummer 246—249.

Über **„Die Schlachten bei Custozza vor 58 und vor 40 Jahren"** bringt die „Österr.-ungar. Revue", Band XXXIV, Heft 5 u. 6, eine Abhandlung vom Generalkonsul E. Nowak in Wien.

Uber **„Das historische Interesse der modernen Gesellschaft"** stellt Dr. Alfons Dopsch in der „Österr. Rundschau", Band IX, Heft 2, vom 15. November 1906, interessante Betrachtungen an.

Theodor Ritter v. Sickel, der am 18. Dezember 1906 seinen 80. Geburstag feierte, widmet der mährische Landesarchivar Dr. B. Bretholz ein Gedenkblatt in der „Österr. Rundschau", Band IX, Heft 4, vom 15. Dezember 1906.

Aus Kommissionen, Vereinen, Archiven, Museen.

Hauptversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und der VI. deutsche Archivtag in Wien, 24. bis 28. September 1906.

Zum erstenmale hatten die österreichischen Fachgenossen die Freude, die lieben Kollegen aus dem Reiche auf österreichischem Boden begrüßen zu können. Wohl kaum eine andere Stadt wie Wien war dazu geeignet, die Hauptversammlung des Gesamtvereines und den VI. deutschen Archivtag in ihren Mauern zu beherbergen. Die herrliche Kaiserstadt an der Donau verlieh der imposanten Versammlung so recht den würdigen Rahmen und manch lieber Genosse aus dem Reiche ging heim voll Bewunderung für die schöne Stadt und deren gastfreundliche Bewohner wie nicht minder voll Hochachtung vor dem, was hier deutsche Geistesarbeit Großes und Herrliches geschaffen. Bei der reichen Geistesarbeit sowohl wie beim frohen Genusse kam immer wieder das Gefühl der politischen und wirtschaftlichen Gemeinsamkeit zum Ausdrucke und die Uberzeugung, daß die deutsche Wissenschaft durch keine Grenzpfähle eingeengt ist.

Den VI. deutschen Archivtag leitete ein gemütlich verlaufener Begrüßungsabend am 23. September im „Riedhof" ein. Um 9 Uhr des nächsten Tages begann im kleinen Festsaale der Universität die Tagung. Geheimer Archivrat Dr. Grotefend (Schwerin) eröffnete als ältestes Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses die Versammlung und schlug den Direktor des k. u. k. Kriegsarchives Exz. F.-M.-L. E. Woinovich v. Belobreska zum Vorsitzenden, Hofrat Dr. G. Winter, Direktor des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives zum Stellvertreter und den Haus-,

Hof- und Staatsarchivar Dr. Schlitter zum Schriftführer vor. Der Vorsitzende wies in einer kurzen Begrüßungsansprache auf die Bedeutung des Archivtages hin, wodurch auch die Besitzer von Privatarchiven angeregt werden, ihre Archive nach modernen Grundsätzen zu ordnen und zu erschließen. Darnach sprach Archivdirektor Dr. Schneider (Stuttgart) über „Archivalienschutz in Württemberg", wodurch die Zuhörer Einblick gewannen in eine mustergültige Archivsorganisation eines ganzen Landes. Einen Gegensatz zu der straffen Organisation in Württemberg bildet das österreichische Archivwesen, was wir aus dem nächsten Vortrage des Archivdirektors Prof. Dr. A. Mell aus Graz über „Archive und Archivwesen einer österreichischen Landschaft" ersehen. (Der Vortrag erschien in Druck im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereines" Nr. 11 u. 12, S. 507—515, und wird demnächst in erweiteter Form in den „Veröffentlichungen der Hist. Landes-Kom. f. Steiermark" erscheinen). In Österreich entwickelte sich das Archivwesen territorial und getragen von einzelnen Persönlichkeiten, die dem betreffenden Archive ihr eigentümliches Gepräge verliehen. In Steiermark war es Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser des Jahres 1848, der 1811 das Joanneumsarchiv in Graz als Zentralstelle der im Lande verstreuten Archivalien ins Leben rief und auch hier bahnbrechend wirkte. Damit wurde 1868 das Archiv der steirischen Stände vereinigt und so das jetzige Landesarchiv geschaffen. Das 1906 dem Namen nach errichtete Statthaltereiarchiv wäre am zweckmäßigsten mit dem Landesarchive zu vereinigen. Mell fordert die Anlage von Archivkatastern und Inventaren, die Abfassung von Archivgeschichten und Ausgabe jährlicher Rechenschaftsberichte. Auch der Zusammenschluß aller österreichischen Archivare zu gemeinsamer Aussprache wäre wünschenswert.

Darnach sprachen noch Archivdirektor Dr. V. A. Secher (Kopenhagen) über „Ordnungsprinzipien im dänischen Archivwesen"; Archivrat Prof. Dr. Warschauer (Posen) über „Die Photographie im Dienste der archivalischen Praxis", und zum Schlusse Hofrat Dr. Winter zur „Einführung in das neue Gebäude des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives", der als Vorbereitung für die nachmittags stattfindende Besichtigung galt und der durch seine klassische Formvollendung und Klarheit, wie die von idealer Begeisterung für seinen Beruf zeugende Wärme, mit der Hofrat Dr. Winter sein Thema behandelte, allgemeine Bewunderung erregte und unauslöschlich im Gedächtnisse der glücklichen Zuhörer bleiben wird.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen im „Riedhof", das 140 Teilnehmer, viele mit ihren Damen, und Wiener Gäste vereinigte, fand um 3 Uhr nachmittag die Besichtung des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives statt partienweise unter Führung des Direktors und der Beamten, wobei wir eine mustergültige moderne Archivanlage kennen lernten. Wer sich darüber noch genauer unterrichten will, dem empfehlen wir Dr. Winters Werk: Das neue Gebäude des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien.

Der nächste Archivtag soll getrennt von der Hauptversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Karlsruhe abgehalten werden. Es kamen auch Frankfurt und Mannheim in Betracht. Die Entscheidung wurde dem geschäftsführenden Ausschusse überlassen.

Im Anschlusse an den Archivtag fand die Hauptversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine vom 24. bis 28. September statt. 280 Personen nahmen daran teil. Von den 172 Vereinen des Gesamtvereines waren 51 vertreten.

Nach einer gemütlichen Vorbegrüßung Montag abend in Palace-Hotel eröffnete um 9 Uhr des nächsten Tages der Vorsitzende Geheimer Archiv-

rat Dr. P. Bailleu (Berlin) die Versammlung durch Begrüßung der Erschienenen und erstattete den Geschäftsbericht über das Vorjahr. Darnach sprach Prof. Dr. Fournier (Wien) über: Österreich und Preußen-Deutschland in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts, und bei der allgemeinen Versammlung abends Generalmajor i. R. Dr. v. Pfister (Stuttgart) über: Der Tag von Jena, seine politischen und militärischen Voraussetzungen. Daran schloß sich um 8 Uhr ein gemütlich verlaufener, geselliger Abend im Annahofe mit musikalisch-deklamatorischen Vorträgen, wobei der Wiener Volksgesang-Verein verdienstvoll mitwirkte. Am Mittwoch sprachen um 9 Uhr Prof. Dr. v. Schröder (Wien) über: Die Religion der arischen Urvölker, und Prof. Dr. Dragendorff (Frankfurt a. M.) über: Altertumsforschungen in Nordwestdeutschland und führte treffliche Skioptikonbilder vor. Den letzten öffentlichen Vortrag hielt Hofrat Dr. Piper (München) über: Österreichische Burgen. Um 8 Uhr abends vereinigte das Festmahl im Hotel Savoy die Teilnehmer zu gemütlicher Runde.

Ebenso mannigfaltig waren die Gegenstände, die in den einzelnen Abteilungssitzungen verhandelt wurden. In der Abgeordnetensitzung am Mittwoch wurde beschlossen, aus der IV. Abteilung für historische Hilfswissenschaften das Archivwesen wegen der nun ständigen Archivtage auszuscheiden, und diese Abteilung als solche für Numismatik, Heraldik, Sphragistik und Geneologie zu schaffen. Den Vorsitz dieser übernahm Dr. E. Bahrfeldt (Berlin). Archivrat Dr. Zimmermann (Wolfenbüttel) erstattete den Kassebericht. Anschließend beantragte Geheimer Archivrat Dr. Wolfram (Metz) einen ständigen Betrag für einen Berichterstatter eines großen Korrespondenzbureaus in das ständige Budget einzustellen. Die satzungsgemäß ausscheidenden Ausschußmitglieder Geheimer Archivrat Dr. Bailleu, I. Vorsitzender Generalmajor Dr. v. Pfister, II. Vorsitzender und Rechnungsführer Archivrat Dr. Zimmermann wurden wiedergewählt. Für die ausscheidenden Mitglieder Geh. Archivrat Dr. Grotefend und Prof. Dr. v. Zwiedineck-Südenhorst wurden Prof. Dr. Redlich (Wien) und Oberregierungsrat Dr. Ermisch (Dresden) gewählt. Außerdem wurde beschlossen, den Vorstand noch um drei Stellen zu vermehren, und fiel die Wahl auf Prof. Dr. Anthes (Darmstadt), Prof. Dr. Brenner (Würzburg) und Prof. Dr. Dragendorff (Frankfurt a. M.). Die nächste Hauptversammlung soll in Mannheim stattfinden, von welcher Stadt Prof. Walter eine Einladung überbrachte.

Die I. und II. Abteilung hielt Dienstag und Mittwoch zwei Sitzungen ab. In der ersten berichtete Prof. Anthes (Darmstadt): Über die Organisation der römisch-germanischen Lokalforschung in Westdeutschland, Prof. Dr. Bormann (Wien) über: Die Arbeiten der österreichischen Limeskommission. In der zweiten Museumsdirektor Dr. Seger (Breslau) über: Spuren römischer Kultur in Schlesien, Prof. Dr. Hoernes (Wien) über: Die Stufen und Gruppen des Gräberfeldes von Hallstadt, und Prof. Dr. Kubitschek (Wien) über: Wien in römischer Zeit. Im Anschluß daran bereitete Kustos Dr. Frankfurter durch treffliche Skioptikonbilder auf den Ausflug nach Carnuntum vor.

Die V. volkskundliche Abteilung hielt gleichfalls ihre Sitzungen am Dienstag und Mittwoch ab unter dem Vorsitze Dr. Brenners. Auf den schriftlich eingebrachten Antrag des Oberlehrers Dr. Wossidlo (Waren in Mecklenburg) erklärte nach lebhafter Wechselrede die Versammlung einstimmig die Errichtung einer Zentralstelle für volkskund-

liche Bibliographie und Stoffsammlung für dringend notwendig. Der gleichfalls schriftlich eingebrachte Antrag Dr. Lauffers (Frankfurt a. M.), die V. Abteilung in Zukunft: Abteilung für Volks- und Altertumskunde zu nennen wurde einstimmig abgelehnt. Einen höchst eigenartigen Abschluß erhielt die I. Sitzung durch den Vortrag von Prof. Dr. Pommer (Wien) über: Jauchzer und Jodler der deutsch-österreichischen Alpenländer. In der Sitzung am Mittwoch nachmittag berichtete Dr. Brenner über die Ergebnisse der versendeten Fragebogen zur Bauernhausforschung. In Österreich ist man bereits daran, einen Atlas der Bauernhausformen zu bearbeiten. Prof. Dr. Meringer (Graz) sprach über die Frage: Woher stammt das oberdeutsche Haus und weiter, woher stammt die Stube und der Stubenofen. Er beantwortete sie dahin: Der Ofen stammt daher, woher das Wort Kachel kommt, nämlich aus dem römischen Wohnhause.

Die III. und IV. Abteilung hielt am Mittwoch eine Sitzung ab, in der Oberregierungsrat Dr. Ermisch den Vorsitz führte. Privatdozent Dr. Wolf (Freiburg i. B.) sprach über die Aufgaben und Grundsätze der deutschen Territorialpolitik in der Reformationszeit.

Die fünf vereinigten Abteilungen hatten am Dienstag und Donnerstag gemeinsame Sitzungen. Dr. Swarowsky, Geograph des hydrotechnischen Zentralbureaus in Wien, berichtete über eine systematische Sammlung der historischen Nachrichten über Elementarereignisse und physisch-geographische Verhältnisse, wozu als Korreferent auch Prof. Redlich das Wort ergriff und anknüpfend an seinen Vortrag auf dem letzten Historikertage über historisch-geographische Probleme die Wichtigkeit einer solchen Sammlung betonte. Redlich legte auch die erste Lieferung des historischen Atlasses der österreichischen Alpenländer vor, wobei er der unvergeßlichen Verdienste E. Richters gedachte. Daran knüpfte sich, eingeleitet von Grotefend in Anlehnung an ein eingeschicktes Referat v. Thudichums über den Stand der Grundkartenarbeit eine längere Wechselrede über die Anwendbarkeit dieses Prinzips auf Österreich. Redlich erklärte zum Schlusse, daß sich die Atlaskommission noch einmal mit der Grundkartenfrage beschäftigen werde. Sodann lag noch ein Bericht A. Tilles über die Archivsinventarisationen vor, der vom Vorsitzenden kurz mitgeteilt wurde, worauf Prof. Wolfram über die teils vorhandenen, teils im Entstehen begriffenen historisch-topographischen Wörterbücher berichtete. Zum Schlusse sprach noch Archivrat Dr. Beschorner (Dresden) über den Stand der Flurnamenforschung in Deutschland. Er beantragte die Fassung folgender Resolution: Die vereinigten fünf Abteilungen halten es für angebracht, daß alle Geschichtsvereine noch einmal auf die Notwendigkeit des Flurnamensammelns hingewiesen werden.

Donnerstag 10 Uhr fand die Schlußsitzung statt, in der Anthes, Ermisch und Brenner über die Tätigkeit der einzelnen, Bailleu über die Sitzungen der vereinigten fünf Abteilungen berichteten und der Vorsitzende mit dem Danke an alle Teilnehmer für den befriedigenden Verlauf der Versammlung dieselbe schloß. Sodann eilte alles zum festlichen Empfange in das Rathaus, den die gastliche Stadt und ihr Bürgermeister Dr. Lueger den Teilnehmern am VI. deutschen Archivtage und an der Hauptversammlung bereitete. Die Festgäste wurden durch die reichen Sammlungen der Stadt Wien geleitet, im Salon des Bürgermeisters mit einer Ansprache empfangen und zum Festbankette in großem Festsaale geleitet. Dabei wurden Reden und Trinksprüche gehalten, wovon einer in der Presse zu heftigen Erörterungen Veranlassung gab. Am nächsten Tage folgten zahlreiche Teilnehmer einer freundlichen Einladung

Sr. Exz. des Herrn Grafen Wilczek zur Besichtigung der in historisch-archäologischer Treue wieder aufgebauten und bis in die kleinsten Einzelheiten stilgerecht ausgestatteten Burg Kreuzenstein und ebenso einer des Stiftes Klosterneuburg zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten desselben. Am Samstag schloß ein Ausflug nach Carnuntum die Hauptversammlung, die einen so ausnehmend würdigen Verlauf genommen hatte und die bei allen Teilnehmern einen dauernden Eindruck hinterließ. Da hatten sich die deutschen Österreicher von der besten Seite gezeigt.

Als Festgabe erhielten die Teilnehmer am Archivtage und der Hauptversammlung eine Anzahl Widmungen. So von der „Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde in Wien" eine schöne Bronzemedaille, die auf dem Avers die Gestalt Mühlbachers, am Schreibtische sitzend, zeigt, wie er eine Kaiserurkunde studiert, und auf dem Revers die Universität Wien, sodann vom „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen", von der „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs", vom „Altertumsvereine zu Wien", vom „Verein für Landeskunde von Niederösterreich", von der „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich", von der „Numismatische Gesellschaft in Wien", der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler", ferner „Deutsche Geschichtsblätter", herausgegeben von A. Tille und der Stadtvertretung ein vornehm ausgestattetes Bilderwerk „Wien". Die Einzelwidmungen wurden bereits auf Seite 240—242 angeführt.

Bericht der Kommission für neuere Geschichte Österreichs für das Jahr 1905/06. Die diesjährige Vollversammlung der Kommission für neuere Geschichte Österreichs fand am 31. Oktober 1906 im Institute für österreichische Geschichtsforschung in Wien unter dem Vorsitze Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein statt.

Im Berichtsjahre wurde der erste Band der österreichisch-englischen Staatsverträge, der die Zeit bis 1748 umfaßt und von A. F. Pribram bearbeitet wurde, ausgegeben. (Innsbruck, Wagner, 1907.) Die anderen Arbeiten der Abteilung Staatsverträge haben normalen Fortgang genommen: Staatsarchivar Hans Schlitter hat die Haupteinleitung der Verträge mit Frankreich vollendet und die Einleitungen der Einzelverträge bis zum westfälischen Frieden gefördert; ebenso hat Dr. Heinrich R. v. Srbik die Haupteinleitung der österreichisch-niederländischen Konventionen beendet und die archivalische Arbeit bis zum Jahre 1716 geführt; die Bearbeitung der Konventionen mit Siebenbürgen wurde von Dr. Roderich Gooss bis 1645 durchgeführt, so daß in Jahresfrist diese Gruppe der Staatsverträge fertiggestellt sein dürfte. Desgleichen stellt Dr. Ludwig Bittner die Vollendung des zweiten Teiles des „Chronologischen Verzeichnisses der österreichischen Staatsverträge" in Aussicht. Für die Herausgabe der Korrespondenz Ferdinands I. hat Mitarbeiter Dr. Wilhelm Bauer neues Material im Hofkammerarchive und in dem Familienarchive des Haus-, Hof- und Staatsarchives gesammelt; er hofft, im nächsten Jahre einen großen Teil der Korrespondenz druckfertig vorlegen zu können. Leider wurde Dr. Karl Goll, der ihn in der Arbeit unterstützte, durch eine Veränderung seiner amtlichen Stellung gezwungen, aus dem Unternehmen auszuscheiden. Die Vorarbeiten für die Ausgabe der Korrespondenz Maximilians II. hat Dr. Viktor Bibl begonnen und zu diesem Zwecke eine Studienreise nach Mantua und Florenz angetreten.

Von Thomas Fellners hinterlassenem Werke „Die österreichische Zentralverwaltung, I. Abteilung: Von Maximilian I. bis zur Vereinigung der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei (1749), bearbeitet und vollendet von Heinrich Kretschmayr", ist der 1. Band der Aktenbeilagen mit den Dokumenten von 1491 bis 1681 bereits im Druck vollendet, der 2. Band

befindet sich unter der Presse, so daß das Erscheinen der ganzen I. Abteilung, welche aus einer geschichtlichen Übersicht (Bd. 1) und zwei Aktenbänden (Bd. 2 und 3) bestehen wird, im Verlage von Holzhausen, Wien, im Laufe des Jahres 1907 mit voller Sicherheit zu erwarten ist. Dem Buchhandel wird das Werk erst nach Fertigstellung sämtlicher drei Bände übergeben werden. Die Kommission hat eine Fortführung dieser für die österreichische Verwaltungsgeschichte so erwünschten Publikation bis zum Jahre 1848 beschlossen und mit der Bearbeitung Heinrich Kretschmayr betraut.

Die dritte Veröffentlichung in diesem Berichtsjahre ist das erste Heft der „Archivalien zur neueren Geschichte Österreichs, verzeichnet im Auftrage der Kommission für neuere Geschichte Österreichs" (Wien, Holzhausen, 1907). Berichte über die ungemein reichhaltigen Privatarchive hochadeliger Häuser Österreichs bilden den Inhalt dieser Hefte, die in zwangloser Folge erscheinen werden; das eben ausgegebene umfaßt das Lobkowitz'sche Archiv in Raudnitz, die fürstlich Schwarzenbergischen Archive in Krumau und Wittingau, das gräflich Buquoysche in Gratzen, das Archiv des Museums des Königreiches Böhmen und das fürstlich Dietrichstein'sche Schloßarchiv in Nikolsburg; Verfasser der Berichte sind M. Dvořák, A. Mörath, J. Šusta, L. Hofmann, W. Schulz und B. Bretholz. Die territoriale Gliederung der „Archivalien" wird auch weiterhin eingehalten werden. Die Funktionsdauer der Kommissionsmitglieder wurde vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht auf weitere fünf Jahre (1906—1910) erstreckt; eines der verdientesten Mitglieder, der Direktor des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives Dr. Gustav Winter, lehnte leider aus Rücksicht auf seine Gesundheit eine Wiederernennung ab.

Oberösterreichischer Geschichtsverein. Unter diesem Namen wurde in Linz ein Verein gegründet, dessen Ziel die Volksaufklärung auf geschichtlichem Gebiete ist. Er will die lautere geschichtliche Wahrheit durch Vorträge und volkstümliche Schriften im Volke verbreiten. Wer da weiß, wie häufig man die Geschichte entstellt und verdunkelt, dem wird die Notwendigkeit eines solchen Vereines sofort klar sein. Der Verein rechnet darauf, daß sich auch die Frauen um dieses heimatliche und im schönsten Sinne des Wortes heimatliche Unternehmen warm annehmen werden, denn dann ist ihm ein Erfolg in der Familie gesichert. Eine eingehende Darlegung der Ziele und der geplanten Betätigung des Vereines wird demnächst ein darauf bezüglicher Aufruf bringen.

Steiermärkisches Landesarchiv. Der vorliegende Bericht über das Jahr 1905 gewährt einen vollständigen Einblick in die Organisierungs- und Ordnungsarbeiten dieses Institutes. Die Fortschritte und Erfahrungen auf dem Gebiete des Archivwesens wie auch die gesteigerten Ansprüche, die an das Landesarchiv gestellt wurden, ließen eine weitere Ausgestaltung dieses Institutes als unablässig erscheinen. Auch das Verhältnis zum Kuratorium des Landesmuseums wurde dahin geregelt, daß der Landesausschuß aussprach, das Archiv unterstehe in dienstlicher Beziehung unmittelbar dem steiermärkischen Landesausschusse, sei aber verpflichtet, dem Kuratorium alljährlich einen eingehenden Bericht über seine Tätigkeit vorzulegen, der auch als Separatabdruck ausgegeben wird. Namentlich war die aus dem Jahre 1866 stammende „Instruktion für das historische Museum am landschaftlichen Joanneum", die auch für das 1869 durch die Vereinigung des Joanneumsarchives mit jenem der steiermärkischen Landschaft geschaffene Landesarchiv galt, vollständig veraltet und bedurfte einer neuzeitlichen Auffrischung. Die neue Archivs-Ordnung wurde durch Beschluß des Landesausschusses vom 13. Juni 1906, Z. IV, 13.977/870, genehmigt und ist sowohl diesem Berichte beigedruckt, als auch in den Archivsräumen angeschlagen.

An neueren Erwerbungen seien hier jene verzeichnet, welche durch ihre Masse auffallen. Es sind dies die Stadtarchive von Fürstenfeld und Hartberg. In voller Würdigung des Umstandes, daß die Archive der beiden Städte im Landesarchive besser verwahrt sind, daß sie geordnet und der wissenschaftlichen Forschung dadurch zugänglich gemacht werden, beschlossen die beiden Stadtvertretungen, ihre Archive, und zwar Hartberg bis zum Jahre 1853, Fürstenfeld bis zum Jahre 1860 dem Landesarchive unter Wahrung des Eigentumsrechtes zur dauernden Aufbewahrung zu übergeben. Das Stadtarchiv von Fürstenfeld umfaßt (bis 1853, der Rest muß erst eingeholt werden) 288 Schuber, 130 Protokolle und 25 Urkunden, jenes von Hartberg 75 Schuber und 59 Protokolle und 78 Urkunden von 1310—XVIII. Jahrhundert.

K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. (Katalog der Archivalien-Ausstellung.) Neben anderen Sehenswürdigkeiten birgt dieses Institut auch eine permanente Ausstellung von solchen Archivalien, die nicht bloß für die streng-wissenschaftlichen Kreise, sondern für das geschichtsfreundliche Publikum überhaupt von Interesse sind. Nun liegt noch ein ausführlicher Führer durch diese Ausstellung, deren Anordnung dem Staatsarchivar Alfred Anthony R. v. Siegenfeld zu danken ist, im Drucke vor. Archivdirektor Hofrat Dr. Winter und sein Stellvertreter Sektionsrat Dr. v. Karolyi haben sich der dankenswerten Aufgabe in ausgezeichneter Weise erledigt.

Römische Meilensteine bei Deutschfeistritz. Bei den großen Erdarbeiten, welche das Elektrizitätswerk Deutschfeistritz—Peggau auf dem rechten Murufer ausführen läßt, wurde unweit des „Jungfernsprunges“ im September ein interessanter Fund gemacht. Es kamen nämlich, tief in Schotter eingebettet, zwei römische Meilensteine zutage. Beide tragen Inschriften, die hier mit den nötigen Ergänzungen wiedergegeben werden. Der eine.[1] Im[p(erator) Ca]e[s(ar) | M(arcus) Opelliu]s Se[veru]s | Ma[c]ri[nus Piu]s Feli(x) | Aug(ustus) p(ontifex) m(aximus) [trib(unicia)] p[ot(estate)] iterum p(ater) p(atriae) | co(n)s(ul) pr[oc]o(n)s(ul) [et M(arcus) Opel|lius Anton[inu]s [Diadu]|m[enianus nobilis]simus | Caes(ar) princeps [iuven]tutis | providen-[tissimi Au]g(usti) | fecerunt a S[ol(va) m(ilia) p(assuum) XL] d. h. etwa: die Kaiser Macrinus, Oberpontifex, im zweiten Jahre seiner tribunizischen Gewalt, Vater des Vaterlandes, Konsul und Prokonsul und Diadumenianus, edelster Kronprinz, Führer der Jugend, haben fürsorglichst herstellen lassen von Solva 40 Meilen. Der andere: Imp(erator) Caes(ar) Mar(cus) Aurel(ius) Severus Alexander | Pius Felix Invictus Aug(ustus) | pont(ifex) max(imus) trib(unicia) potes(tate) | imp(erator) decimum co(n)s(ul) tertium p(ater) p(atriae) proco(n)s(ul) | dominus in[dul]gentissi[m]us | a Sol(va) m(ilia) p(assuum) XL, d. h.: der Kaiser Severus Alexander, Oberpontifex, Inhaber der tribunizischen Gewalt, Imperator zum zehnten-, Konsul zum drittenmale, Vater des Vaterlandes, Prokonsul, allergnädigster Herr, von Solva 40 Meilen. Macrinus und sein Sohn wurden 217 nach der Ermordung des Caracalla im Orient als Kaiser ausgerufen, unterlagen jedoch schon im Sommer des folgenden Jahres dem jungen Elagabalus. Ihre Inschrift gehört in das Frühjahr 218. In den Donauprovinzen waren ihre eifrigsten Anhänger Statthalter; so erklärt es sich, daß wir gerade von dieser ephemeren Regierung von norischen und pannonischen Straßen nicht wenige Meilensteine besitzen. Die Inschrift des Severus Alexander ist die erste dieses Kaisers, die überhaupt in Noricum aufgetaucht ist. Sie ist wahrscheinlich im Jahre 231 eingehauen, etwa gleichzeitig mit einer großen Zahl anderer aus Pannonien, als der Kaiser, um ein Heer gegen das neuentstandene Sassanidenreich zu sammeln,

[1] Die eckigen Klammern bezeichnen was am Stein zerstört ist, die runden die aufgelösten Abkürzungen. Die senkrechten Striche bezeichnen die Zeilen.

an die Donau kam. Der besondere Wert der Inschriften liegt darin, daß sie die ersten und bis jetzt einzigen Zeugnisse für das Vorhandensein einer römischen Staatsstraße im unteren Murtale, von Judenburg stromab, sind. Sie beweisen zunächst, daß die Fundstelle bei Feistritz mit Flavia Solva, der römischen Stadt bei Leibnitz, durch eine 40 Meilen (59 Kilometer) lange, vom Staat erhaltene Kunststraße verbunden war, die über die Orte Klein-Stübing, Gratwein, Judendorf, Gösting, dann vermutlich über Straßgang nach Wildon und über Grottenhof nach Leibnitz führte. Da diese Strecke aber nicht isoliert gewesen sein kann, muß sie erstens nach Süden hin mit Poetovio (Pettau) verbunden gewesen sein, vielleicht über Marburg; zweitens nach Norden hin über Bruck und Judenburg mit der Staatsstraße, die von Virunum (nördlich von Klagenfurt) über den Rottenmanner Tauern und den Pyhrn Ovilava (Wels) erreichte. Wenige hundert Meter nördlich von der Fundstelle berührte die Straße die römische Ansiedlung auf dem Kugelstein, die 1885/86 von Moritz Heider teilweise ausgegraben wurde und ein Heiligtum des Herkules und der Viktoria Augusta besaß. Ein großes Stück römischer Hauptverkehrsstraßen in Steiermark ist also durch den Fund bekannt geworden.

Um so größeren Dank werden alle für die Geschichte unseres Landes interessierten Kreise der Gesellschaft „Elektrizitätswerk Deutschfeistritz—Peggau“, vertreten durch Herrn Wagersohn, wissen, welche in liberalster Weise die Steine dem Landesmuseum Joanneum zum Geschenk gemacht hat. Der Herr Sekretär des Kuratoriums, W. Geßmann, hat die Überführung der Stücke in umsichtiger Weise besorgt, so daß sie wohlbehalten im „Lapidarium“ des Museums angelangt sind und dort besichtigt werden können. Die Bauleitung des Elektrizitätswerkes ist den Wünschen des Kuratoriums des Museums auch dahin freundlich entgegengekommen, daß sie versprochen hat, fernere Funde ebenfalls zu beachten und für ihre Erhaltung Sorge zu tragen. Professor Dr. Otto Cuntz.

Hintanhaltung des Verkaufes und der Ausfuhr von Altertümern. Einen bemerkenswerten Erlaß hat das Ministerium für Kultus und Unterricht an die Statthaltereien und Landesregierungen gerichtet, der sich mit dem Verkaufe und der Verschleppung von Altertümern befaßt und nun von den politischen Bezirksbehörden den Gemeindevorstehungen und den Gendarmeriepostenkommanden zur Kenntnis gebracht wurde.

„Es ist eine bekannte, in der Öffentlichkeit oft beklagte Tatsache,“ heißt es in dem erwähnten Erlasse, „daß aus dem reichen Schatze von Altertümern und in künstlerischer oder kunstgeschichtlicher Beziehung wertvollen Denkmalen, die aus einer bedeutungsvollen Vergangenheit auf unsere Tage gekommen sind, im Laufe der Zeit zahlreiche kostbare Objekte durch Verkauf an das Ausland unwiederbringlich verloren gegangen sind. Es ist zwar mit dem Erstarken historischen Sinnes und des Verständnisses für das Schaffen vergangener Kunstepochen eine Änderung zum Besseren eingetreten, indem zunächst einzelne Personen, dann Vereine und Körperschaften sich in dankenswerter Weise bemühten, für die Erhaltung der Kunstschätze im Lande einzutreten und solche Objekte, deren Veräußerung nicht hintanzuhalten war, für heimische Museen zu erwerben. Mancherlei Vorkommnisse aus jüngster Zeit zeigen aber leider, daß trotz alledem die Fälle nicht selten sind, in denen es Händlern und Antiquaren gelingt, in den Besitz wertvoller derartiger Gegenstände zu gelangen und sie außer Landes zu veräußern, bevor noch die zur Wahrung der diesbezüglichen Interessen berufenen Organe von dem Kaufe selbst Kenntnis erlangen.“ Die Gemeinden und Gendarmeriepostenkommanden sind nun aufmerksam gemacht worden, daß für die beabsichtigte Ausfuhr von Kunstwerken in das Ausland eine Anzeigepflicht besteht und

sie wurden aufgefordert, in nachdrücklicher Weise dem Umsichgreifen der Ausfuhr entgegenzutreten. Als geeignetes Mittel wird die Belehrung der Bevölkerung empfohlen. Diese sei bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf die hohe ideale Bedeutung, die alten Einrichtungsgegenstände, wie: Schränken, Truhen, Wandtäfelungen u. dgl. innewohnt, sowie auf den bedeutenden materiellen Schaden aufmerksam zu machen, den die Verkäufer selbst bei scheinbar günstigen Preisen durch die Veräußerung solcher Gegenstände an professionelle Altertumshändler stets und unter allen Umständen erleiden. Schließlich wird den genannten Behörden noch besonders nahegelegt, den reisenden Antiquitätenhändlern und Agenten die schärfste Aufmerksamkeit zuzuwenden, deren gewerbliche Legitimation sorgfältig zu prüfen, und namentlich, wenn der Verdacht einer Verschleppung in das Ausland vorliegt, die erworbenen Kunstgegenstände sofort sicherzustellen, die Händler selbst aber wegen Unterlassung der vorgeschriebenen Anzeige an die politische Behörde bekanntzugeben. Auch die Schulleitungen sind von den Bezirksschulräten zwecks Belehrung der Schulkinder in dieser Sache aufmerksam gemacht worden.

Wenn alle maßgebenden Faktoren zusammenhalten, dürfte der Erlaß gewiß gute Früchte tragen. Leider wird man aber in manchen Gegenden unserer Steiermark überhaupt nur mehr wenig Altertümer finden, da es ja bereits kein Dorf und kein Gehöft gibt, wohin nicht Händler kommen, und daß diese den Bewohnern ihre Altertümer abzuschachern wissen, ist ja bekannt.

Ein Wappenfälschungsprozeß. Der große Wappenfälschungsprozeß, der vor einigen Monaten vor dem Wiener Schwurgerichte zur Austragung gelangt ist, war die Veranlassung, daß auch gegen einen in Salzburg ansässigen Dekorations- und Wappenmaler eine umfangreiche Untersuchung eingeleitet worden ist, die schließlich zu der Erhebung der Anklage gegen den Genannten wegen Verbrechens des Betruges führte. Von den zahlreichen Personen, denen derselbe Wappenbriefe ausstellte, haben sich nur zehn als geschädigt erklärt, die auch zu der Verhandlung als Zeugen erschienen sind. Geschädigt sind, so führt die Anklage aus, nicht allein eine Reihe von Privatpersonen, sondern auch der Staat in Ausübung des ihm zustehenden Wappenregales, weiters seien auch die rechtmäßig wappenberechtigten Personen in ihrem Recht auf Alleingebrauch ihrer Wappen beeinträchtigt. Die Anklagebehörde erklärt, daß der Wappenmaler in seinen Prospekten bekanntgegeben habe, er besitze die besten alten und neuen Wappenbücher, sowie Werke adeliger und bürgerlicher Geschlechter und eine große Anzahl gesammelter Familiennotizen. Außerdem pflege er lebhaften Verkehr mit Archiven, Bibliotheken und Kirchenämtern, weswegen er Interessenten authentische und möglichst genaue Auskunft erteilen könne. Der Beschuldigte soll sich dadurch des Verbrechens des Betruges schuldig gemacht haben, daß die Wappen Kopien, jedoch keine Familien- oder Stammeswappen jener Personen sind, für die der Beschuldigte sie gemalt hat. Es fehle ihnen weiter die Echtheit und Richtigkeit mit dem in den Chroniken behaupteten Familienzusammenhange. Besonders schwer wird es ihm angerechnet, daß er den von einem Wiener Wappenmaler verfertigten Wappen eine Stampiglie mit der Inschrift „Heraldisch-genealogisches Archiv Salzburg“ aufgedrückt, wodurch der Anschein der größeren Glaubwürdigkeit erzielt werden sollte. Vom Notar ließ er nur die Richtigkeit der auf einem separaten Bogen gemachten Abschrift aus dem Siebmacherschen Wappenbuche bestätigen. Die freie Annahme von Wappen ist verboten, und zwar mit Hofkanzleiverordnung vom 19. Jänner 1765 und dem Hofkanzleidekret vom 26. Juli 1833.

In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Leykam“. — Druckerei „Leykam“, Graz.

Ankündigung.

Zufolge Ausschußbeschlusses werden die früher erschienenen Publikationen des Historischen Vereines für Steiermark durch die Vereinskanzlei (**Landesarchiv**, Hamerlinggasse 3) für Mitglieder bis auf weiteres zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft, nämlich:

1. **Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark,** seit 1850. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 1, 2, 3, 4, 5, 10, 11, 12, 13, 17 und 18,)*
2. **Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen,** seit 1864. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 6, 7, 9, 10, 27.)*
3. **Steirische Zeitschrift für Geschichte,** I., II. und III. Jahrgang. 1903—1905. Preis 4 Kronen.
4. **Steiermärkisches Landrecht des Mittelalters,** bearbeitet von Dr. Ferdinand Bischoff, Graz 1875. Preis 1 Krone.
5. **Urkundenbuch des Herzogtumes Steiermark,** bearbeitet von Dr. Josef von Zahn, I. Band, Graz 1875, Preis 5 Kronen; II. Band, Graz 1879, Preis 4 Kronen; III. Band, Graz 1903, für Mitglieder 8 Kronen, Ladenpreis 14 Kronen.
6. **Der Historische Verein für Steiermark,** sein Werden und Bestand, von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Preis 20 Heller.
7. **Sigismund Grafen von Auerspergs Tagebuch** zur Geschichte der französischen Invasion vom Jahre 1797. Veröffentlicht von Kratochwill, revidiert und mit Erläuterungen versehen von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Separatabdruck aus dem 28. Heft der „Mitteilungen“, Graz 1880. Preis 50 Heller.
8. **Über das angebliche Turnier von 1194 und den Tummelplatz zu Graz.** Von Dr. Josef von Zahn. Separatabdruck aus dem 35. Hefte der „Mitteilungen“ Graz 1887. Preis 50 Heller.
9. **Die Festversammlung des Historischen Vereines für Steiermark am 20. November 1892** zur Feier der 700jährigen Vereinigung der Steiermark mit Österreich. Preis 30 Heller.
10. **Übersicht der in den periodischen Schriften des Historischen Vereines für Steiermark bis einschließlich 1892 veröffentlichten Aufsätze.** Preis 40 Heller.

---

*) Vergriffene Hefte werden zurückgekauft.

Inhalt des Heftes:

Das Volkslied in Österreich. Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht beabsichtigt, unter diesem Titel die gesamte Volksdichtung und Volksmusik der einzelnen Völker und Stämme Österreichs aufsammeln, wissenschaftlich-kritisch behandeln und in einzelnen, national abgegrenzten gesonderten Bänden in Druck legen zu lassen. Diesem Zwecke dient eine Anleitung zur Sammlung und Aufzeichnung dieses wichtigen und vielfach wertvollen Volksgutes mit einem angeschlossenen Fragebogen, wovon dieser Zeitschrift für unsere Mitglieder je ein Exemplar beiliegt.

Druckerei „Leykam", Graz.

ZEITSCHRIFT

DES

HISTORISCHEN VEREINES

FÜR

STEIERMARK.

HERAUSGEGEBEN VON DESSEN AUSSCHUSS.

REDIGIERT VON

DR. ANTON KAPPER.

V. JAHRGANG.

GRAZ 1907.

IN KOMMISSION DER VERLAGS-BUCHHANDLUNG LEUSCHNER & LUBENSKY.

Inhalt des V. Bandes.

I. und II. Heft.

III. und IV. Heft.

V. JAHRGANG. 1. UND 2. HEFT.

ZEITSCHRIFT

DES

HISTORISCHEN VEREINES

FÜR

STEIERMARK.

HERAUSGEGEBEN VON DESSEN AUSSCHUSS.

REDIGIERT VON

DR. ANTON KAPPER.



GRAZ 1907.

IN KOMMISSION DER VERLAGS-BUCHHANDLUNG LEUSCHNER & LUBENSKY.

Zur Handelsgeschichte des Passes über den Semmering

von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von **Dr. Oskar Kende.**

Die Bedeutung des Semmerings für den Handelsverkehr von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts möchte ich durch die Beantwortung zweier Fragen, die sich mir vorzüglich hier zu erheben scheinen, zu charakterisieren versuchen; erstens, inwiefern die Handelspolitik der österreichischen Herrscher im Mittelalter auf diese Handelsverkehrsbedeutung des Semmerings eingewirkt hat, und zweitens, wer alles am Handel über den Paß beteiligt war und in welchem Maße dies geschah. Das wenige, was wir von der Bedeutung des Semmerings für den übrigen Warenverkehr wissen, sei an gehöriger Stelle gleichfalls angeführt.

Die handelspolitischen Maßnahmen der österreichischen Herrscher nun, welche für uns in Betracht kommen, da sie den lokalen wie internationalen Handelsverkehr über den Semmering beeinflußten, sind folgende:

I. Mauten betreffend: 1. Errichtung von Mautstätten. 2. Mautregelungen (Erleichterungen enthaltend). 3. Mautbefreiungen (gänzliche oder teilweise).

II. Das Niederlagsprivileg Wiens.

III. Das Eingreifen in bestimmte Beziehungen, die sich beim Ein- und Verkaufe der Waren innerhalb einer Stadt ergeben.

IV. Das Weinhandelmonopol Wiener-Neustadts in die Steiermark.

V. Andere, einzelnen Städten und Märkten verliehene Handelsprivilegien.

VI. Handelsverträge.

Sehen wir uns die Wirkungen jeder dieser handelspolitischen Bestimmungen auf den Handel über den Semmering und sofern dies nötig auch im allgemeinen an.

Die Mautstätten, gesetzt aus fiskalischen Rücksichten hauptsächlich an Orten mit größerem Handel (an bedeutenderen Verkehrsstraßen), mußten naturgemäß den Handel von Orten beliebig untereinander erschweren, trugen aber zur weiteren Stärkung des Handels dieser Mautorte bei. Denn um die Waren nicht durch Passierung mehrerer Mautstätten zu verteuern, handelten die Orte von geringerer Handelsbedeutung, die zwischen zwei Mautorten lagen, nach dem einen oder anderen derselben, von denen somit jeder zum Handelsmittelpunkt eines bestimmten Umkreises wurde. So war es für einen Händler aus Unzmarkt in vielen Fällen unpraktisch, seine Waren selbst nach Wien zu bringen, er konnte sie in Judenburg, da er keinen so hohen Preis, wie er es ansonsten hätte tun müssen, zu fordern brauchte, mit größerem Gewinne verkaufen.

Mautregelungen schufen der Stadt, für welche sie Geltung hatten, ein bestimmtes Absatzgebiet ihrer Handelswaren in einer anderen, indem sie den Verkehr mit ihr erleichterten. Hieher gehört in unserem Zusammenhange jenes Privileg König Rudolfs I. vom 19. Januar 1277 für Judenburg, in welchem er u. a. den Handel dieser Stadt mit Wien durch spezielle Maut- und Zollsätze für die Waren, mit denen die Bürger derselben Handel trieben, zu steigern suchte. Namentlich die Bestimmung des Schlußsatzes dieses Privilegs: „redeundo autem (sc. de Wienna) ipsis civibus de Judenburch tantundem defalcabitur, quantum primitus in thelonio persolverunt“, das sogenannte Zapfgeld, hat sicherlich eine rege Beteiligung der Judenburger am Handel nach Wien ins Leben gerufen.[1]

Gänzliche Mautbefreiungen aber ermöglichten erst, indem sie jede Belastung des Handelsverkehrs, wie sie durch die Entrichtung von Mautgebühren gegeben ist, aufhoben, einen wirklich freien Handel, förderten den lokalen, wiesen zugleich auch, sofern nicht andere, ortseinschränkende Bestimmungen vorhanden waren, einer internationalen Ausdehnung desselben die Richtung. Wiener-Neustadt war es,

[1] Das Privileg ist u. a. abgedruckt in „Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erbländer im Mittelalter“ (herausgegeben von Schwind und Dopsch, Innsbruck 1895), nr. 53.

welches sich schon seit 1239 einer solchen Begünstigung für den Handel mit eigenen Waren zu erfreuen hatte. Herzog Friedrich II. hatte den Wiener-Neustädtern damals das Recht verliehen, „dass sy durch alle unsre land und gepiet von iren kaufmanschaftenn kain maut geben sunder In sol erlaubt sein solich mautstatt ledikleichen fur zu wandern,“ und König Ottokar II hatte dies 1253, König Rudolf I. 1277 und 1281, Herzog Albrecht I. 1285, König Friedrich III. 1443 bestätigt.[1]

Diese Begünstigung ist auch ein Moment, das uns den ausgebreiteten Handel Wiener-Neustadts, den wir, soweit er über den Semmering geschah, weiter unten noch näher kennen lernen werden, leicht verstehen läßt. Die teilweisen Mautbefreiungen, meist in der Form gegeben, daß die Bürger einer Stadt in jenen Städten, welche in ihrer Stadt keine Maut zu entrichten hatten, von der Bezahlung derselben in gleicher Weise befreit sein sollten, haben ähnliche Wirkungen wie die gänzlichen, sie bloß mehr oder minder einschränkend, zur Folge gehabt. 1361 war Bruck a. M. ein derartiges Privileg verliehen worden.[2]

Ehe ich nun die zweite der oben angeführten handelspolitischen Maßnahmen der österreichischen Herrscher, das Wien verliehene Niederlagsrecht in seinen Wirkungen aufzuzeigen unternehme, möchte ich vorerst einen Exkurs über die Bedeutung und den Umfang desselben seit 1281 ein-

---

[1] Diese und die übrigen im Verlaufe meiner Untersuchung von mir erwähnten Urkunden, welche Wiener-Neustadt betreffen, befinden sich im Wiener-Neustädter Stadtarchive, und zwar: Codex A1, nr. 2; Scrinium A, nr. 1/6; Scr. B, nr. 229/4; Scr. E, nr. 20a, 27, 40a/2; Scr. P, nr. 229/3; Scr. XK, nr. 1/1; Scr. III, nr. XIVc, 8; Scr. 7, nr. 361; Scr. XXIII, nr. 15a, 17a, 22a, 24a, 47, 47/1, 47/2, 47/3, 48, 91; Scr. LXVII, nr. 2; Scr. XCV, nr. 20, 22, 23, 24/3; Scr. XCVI, nr. 59/2. Zu obigem vergl. auch Meiller, im „Archiv für österreichische Geschichte“, X. Bd., S. 129—131, und Winter in „Urkundliche Beiträge zur Rechtsgeschichte ober- und niederösterr. Städte, Märkte und Dörfer vom 12. bis zum 15. Jahrh.“, Innsbruck 1877, S. 11—14, 32—37, 38 ff., 96—105.

Übrigens hatten die Wiener-Neustädter in dem Privileg von 1281 (Art. 1) auch die Warenniederlage erhalten. Doch ist von ihr, wie sich aus den Quellen mit voller Deutlichkeit erschließen läßt, niemals ein eigentlicher Gebrauch gemacht worden; sie hätte nach 1281, in welchem Jahre Wien sein Niederlagsrecht in dem im Texte ausgeführten Umfang bekam, auch nur für den Handel der österreichischen Städte und Märkte untereinander Gültigkeit haben können.

[2] Wartinger, „Privilegien der Kreisstadt Bruck a. d. Mur“, Graz 1837, S. 20.

schalten, da ich zu etwas anderen Resultaten gekommen bin als Luschin und Schuster, die einzigen, die ausführlich und zwar in der vom Altertumsvereine zu Wien herausgegebenen „Geschichte der Stadt Wien" zu diesem Gegenstande Stellung nehmen.

Die Stellen der Quellen, auf deren richtige Auslegung und Verständnis es vor allem ankommt, besagen: *a)* in der Fassung des Niederlagsprivileg von 1281, Juli 24,[1] „daz alle die choufleut, die in daz lant ze Osterrich arbeitent, mit ir choufschatz die gemeinen strazze auf wazzer und auf lant fur sich gen Wienne schullen varen u. schullen ir choufschatz da niderlegen und nindert anderswo"; *b)* in der Fassung der Verordnung Herzog Albrechts II. von 1351, Mai 17,[2] „dass aller choufschatzt, von wann er gefürt wirt auf lande oder auf wasser in unser lande gen Oesterreich, die rechten strasse fur sich gen Wienn gefürt werde u. da nidergelegt, aufgepunden und verchauft werde u. nindert anderswo." Aus dem Wortlaut dieser Stellen geht also hervor:

1. Sie beziehen sich nur auf den Handel nach Österreich, nicht innerhalb Österreichs;

2. daß dieser Handel nach Österreich auf der „gemeinen" Straße zu geschehen habe;

3. daß alle für solchen Handel nach Österreich bestimmten Waren nach Wien gebracht, bis zu dieser Stadt demnach überall durchgeführt werden sollten (das heißt nirgends unterwegs verkauft werden durften).

Das räumliche Geltungsgebiet dieser Bestimmungen aber konnte nur gering westlich, nördlich und östlich von Wien sein, da sich die Grenzen Österreichs in diese Richtungen nicht weit vorschoben, war jedoch bedeutend gegen Südwesten und Süden, weil dorthin der österreichische Länderbesitz gravitierte: also im Handel nach Venedig; und tatsächlich sind fast alle Verordnungen bezüglich des Wiener Niederlagsrechtes in Hinsicht auf den Handel mit dieser Stadt getroffen worden.

Ich will nun zu jedem der drei vorhin aufgezählten Punkte einiges erläuternd hinzufügen. Was den ersten der-

---

[1] Tomaschek, „Rechte und Freiheiten der Stadt Wien", I, nr. 19.

[2] „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Altertumsvereine zu Wien, Wien 1895, II/1, nr. 379.

selben betrifft, so mußte nach ihm, was für uns von besonderer Wichtigkeit ist, der Handel aller österreichischen Städte und Märkte südlich von Wien nach Venedig als gestattet erscheinen. Und daß er es in Wirklichkeit auch war, belegen zahlreiche Quellen. So spricht eine Urkunde Herzog Albrechts III. ddo. 1366, Oktober 5 [1] von Wagen „hinein gegen Venedi u. herwider aus, er gehör an die kaufleut von Wienn, von der Neunstat, von Judenburg, von Friesach, von Villach oder wenn die wegen angehorent", wendet sich eine weitere Urkunde desselben Herzogs ddo. 1389, März 7 [2] an die Kaufleute von Wien und andere, die das Recht haben, „gen Venedi ze faren", so hebt ferner ein Schreiben König Albrechts II. an den Bürgermeister und Rat zu Wien ddo. 1439, Februar 15 [3] besonders hervor, daß „ain michel tail" der Wiener wie anderer österreichischer Untertanen nach Venedig Handel triebe, und ist schließlich aus dem Beschwerdebrief Wiens an König Friedrich III. in Sachen seines Handels von zirka 1450 — mit Punkt 3 verglichen — ersichtlich, daß die darin erwähnten Kaufleute von Friesach, Knittelfeld, Judenburg „und ander", die mit venetianischer „phenbert" [4] handelten, diese Waren in Venedig gekauft haben mußten. Ja, ich möchte sogar weiter gehen und behaupten, daß es meist den Wienern sogar darum zu tun gewesen sein dürfte, daß andere österreichische Städte und Märkte nach Venedig handelten und Waren aus dieser Stadt nach Österreich brachten; denn da der Aktivhandel der Wiener den Bedarf an venetianischen Waren wahrscheinlich nicht decken konnte, hätten sie sich auf andere Weise die nötige Quantität solcher nicht verschaffen können. Die Vorteile des Handels aber mit diesen Waren kamen nach Punkt 3 ohnedies den Wienern zugute, wobei es allerdings selbstverständlich ist, daß, wenn der Wiener Händler und Zwischenhändler der venetianischen Waren zugleich war, er den größten Gewinn hatte.

Nach dem eben Gesagten dürfte es also nicht richtig sein, wenn Schuster meint, daß das Niederlagsrecht nach 1281

---

[1] „Quellen", II/1, nr. 677a.

[2] Ebenda, II/1, nr. 1172a.

[3] Ebenda, II/2, nr. 2674.

[4] Das Wort ist aus phennincwert zusammengezogen und bedeutet 1. was einen Pfennig wert ist, Kleinigkeit; in geringen Quantitäten, en détail, 2. was Geldeswert hat, Verkaufsartikel, Ware. Nach Lexer M. „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch" (Leipzig 1872—78, 3 Bde.), 2. Bd., S. 240.

derart auszudehnen versucht wurde, „dass Wien den Handel.... insbesondere nach Venedig in die Hand bekam“, da dies den Glauben erwecken kann, als wären die Wiener allein berechtigt gewesen, nach Venedig Handel zu treiben.

Der Inhalt des zweiten Punktes schuf den sogenannten Straßenzwang: er bedeutete die Konzentration des von Venedig nach Österreich gehenden Handels auf gewissen Wegen. Da sich aber Punkt 3 anfänglich nur auf eine „gemeine“ Straße (Venedig—Villach—Friesach—Judenburg—Semmering Wien) bezog, mußte der Straßenzwang ergänzt werden durch das Verbot der Benützung anderer Wege; denn der Handel sowohl der an der nunmehr gesperrten Straße liegenden als überhaupt jener Städte und Märkte, deren Warenverkehr sich bisher auf dieser Straße vollzogen hatte, aus Venedig konnte so gleichfalls nur auf der „gemeinen“ Straße erfolgen, mußte also nach Punkt 3 auch nach Wien gehen. Bei einer dieser verbotenen Straßen, der über den Karst, suchte man später, als sie 1389 wieder freigegeben worden war — von 1361 bis zu diesem Jahre war sie gesperrt gewesen — das gleiche Resultat dadurch zu erzielen, daß man auch die Karststraße als „rechte“ Straße erklärte, Punkt 3 demnach auch für sie Geltung hatte.[1] Eine zweite Wirkung der Sperrung einzelner Straßen, die aber für Wien weiter nicht in Betracht kam, war, daß damit auch der kürzeste Handel der Städte und Märkte, welche bislang eine solche benützt hatten, nach Venedig unterbunden wurde: der Marburger, der nach Venedig Handel treiben wollte, mußte über Graz, Bruck an der Mur, Judenburg u. s. w. fahren.

Das Verbot der Benützung einzelner Straßen dürfte aber nicht beweisen können, daß aller Handel der an der gesperrten Straße liegenden Städte und Märkte ausschließlich in Wien statthaben mußte, was Schuster anzunehmen scheint, wenn er[2] gelegentlich des speziellen Beispiels der Sperrung der Karststraße sagt: „es sollte insbesondere den zwischen dem Karst und dem Semmering liegenden Städten die rechtliche Möglichkeit eines nicht durch Wien vermittelten Handels mit Venedig genommen werden“; denn der Marburger konnte seine leeren Wagen ja nach Bruck a. d. M. führen, dort von

[1] „Quellen“ II/1, nr. 1172a, auch nr. 1269a.
[2] a. a. O., S. 421.

einem Brucker Händler, der venezianische Waren in Wien eingekauft hatte, seinen Bedarf decken und damit nun zurückfahren: nicht immer mochte es, speziell bei größeren Einkäufen, für ihn einen materiellen Schaden bedeuten, daß die Ware so durch die Hände noch eines Zwischenhändlers gegangen war.

Hinsichtlich des dritten Punktes zunächst einige Beweise für die (wenigstens theoretische) Gültigkeit einer wörtlichen Auffassung der darin enthaltenen Bestimmungen. Es hätte vor allem andernfalls weder der Straßenzwang noch das Verbot einzelner Straßen für die Wiener irgendwelchen Wert gehabt. Denn hätte der Venezianer oder der aus Venedig handelnde Judenburger seine Waren in Judenburg niederlegen, verkaufen können, hätte der Marburger, wenn er auch durch die Sperrung der Karststraße genötigt gewesen wäre, aus Venedig die Straße über Villach und Friesach zu fahren, bis Marburg zurückkommen können, ohne Wien jemals berühren zu müssen und gleichfalls unterwegs schon seine Waren verkaufen dürfen, so wäre wohl niemals viel mehr venezianische Ware, als die Wiener selbst aus Venedig nach Wien gebracht hätten, in diese Stadt geführt worden: Straßenzwang und Straßensperrung hätten also den Wienern keinerlei Vorteil geschafft. Einen weiteren Beweis bietet uns ferner eine Urkunde Herzog Albrechts III. ddo. 1393, Juni 20,[1] da in derselben der Herzog seiner Erlaubnis, daß bestimmte Kaufleute die Straße über den Karst nach Venedig benützen dürfen, ausdrücklich hinzufügte: „also doch daß sie an dem gevert heraus von Venedi die rechten strass uber den Charst faren derrichts her gen Wienn und auch da ir kaufmanschaft niderlegen und aufpinden und verkaufen, als niderlegunge ze Wienn recht ist." Und schließlich sei auch noch auf den schon von mir erwähnten Beschwerdebrief Wiens an König Friedrich III. von zirka 1450 hingewiesen; denn in der Begründung ihrer Klage, daß sie in ihrem Handel durch die Wiener-Neustädter geschädigt würden, betonten die Wiener, es sei „wider der Niderleg zu wienn gerechtikait", wenn die Wiener-Neustädter übereingekommen wären: sowohl daß die Kaufleute ihrer Stadt „die venedigische phenbert gen der Neunstat furn die daselbs niderlegen aufpinten und verkauffen und nicht gen wienn in die niderleg furn sulln" als auch daß „die kaufleutt von Friesach Knutlveld Judenburg

[1] „Quellen" II/1, nr. 1264 a.

und ander die venedigische phenbert gen der Neunstat fürn, die sullen die da auch niderlegen, aufpinten und verkauffen und damit handln und nicht in die niederleg gen wienn fürn". Mit ihrer ersten Behauptung waren die Wiener übrigens keineswegs im Recht; denn noch 1443, April 7,[1] hatte König Friedrich III. den Wiener-Neustädtern unter anderem bestätigt: „Item, auch besonder, daz die burger an allen kauflichen dingen großen u. clainen zu kaufen u. verkaufen in allen der fursten von Osterreich steten und märkhten, wem und von wem sie wellen, von niemand gehindert noch mit ichte betrubt werden." Dagegen war letzteres sicherlich „ein Newung".

Erscheint demnach aus obigem eine wörtliche Auffassung des Punktes 3 bestätigt, so könnte die Wirkung desselben auch etwa in der Weise formuliert werden, daß man sagt: Jede venezianische Ware, mit welcher nach Österreich gehandelt wurde, mußte, ehe sie an den Konsumenten kam, einmal durch die Hände eines Wiener Kaufmannes gegangen sein.[2] Es ist dies also ein anderes Ergebnis, als zu dem Luschin über die Geltung des Niederlagsrechtes von Wien nach 1281 kommt,[3] wenn er sagt: „Das Wiener Niederlagsrecht bestand .... im Umfange des sogenannten jus emporii. Jeder landfremde Kaufmann, der Österreich betrat und keine Schleichwege einschlagen wollte, konnte auf der gemeinen Straße zu Wasser oder zu Lande nicht über Wien hinausgelangen, wo er sein Kaufgut zum Verkaufe stellen mußte", denn daß man bis Wien zu fahren genötigt war, nur dahin fahren durfte, scheint durch Luschins Worte nicht vertreten.

Punkt 3 bedarf jedoch speziell noch einer zweifachen Ergänzung. Erstens möchte ich nicht unterlassen, ein Bedenken, daß sich mir gegen die praktische Möglichkeit einer Durchführung des Punktes 3 in seiner ganzen Schärfe zu ergeben scheint, anzuführen: die Schwierigkeiten der Kontrolle, ob seine Bestimmungen auch wirklich strenge eingehalten

[1] Winter, a. a. O., S. 96 ff., art. 13.

[2] Es sei an dieser Stelle nochmals hervorgehoben, daß diese Bezugnahme bloß auf venetianische Waren sich aus den Lagebeziehungen Wiens zu den Grenzen Österreichs erklärt (vgl. oben S. 4). Rechtlich erstreckten sich natürlich die oben genannten Wirkungen des Punktes 3 auf alle Waren, mit denen nach Österreich gehandelt wurde.

[3] a. a. O., S. 22 f.

würden. Wer mochte den Angeber spielen, daß der Judenburger auf seiner Rückfahrt aus Venedig einen Tag in seiner Stadt angehalten und einen Teil der Waren seinen Mitbürgern verkauft habe, da dies doch vielen Vorteil einschloß und es sich nur um die Verletzung eines gewiß allen verhaßten, weil von allen als Last empfundenen „Rechtes" der Wiener handelte; daß aber von seiten der Landesfürsten oder der Wiener bestimmte Personen beauftragt worden wären, solche Übertretungen zur Anzeige zu bringen, um sie so nach Kräften zu verhüten, davon ist nirgends die Rede. Nur an die verbotenen Straßen hatte man Wächter gesetzt, die darauf achten sollten, daß niemand sie befahre;[1] trotzdem kam es aber vor,[2] daß Unberechtigte, „etliche Gäste und andere Kaufleute" solche gesperrte Straßen benützten. Zumal von 1281 bis 1351, wo zwar schon Straßenzwang, noch nicht aber das Verbot bestimmter Straßen bestand, mögen gar viele Kaufleute, die nach Österreich Handel trieben, nicht nach Wien gefahren sein; wie häufig wohl haben z. B. böhmische Kaufleute, die Waren aus Venedig führten, die Straße über Zeiring, welche ihnen die „neheste" war, bevor 1351 ihre Sperrung, die u. a. auch sie betraf, benützt; die Prager hätten sonst[3] nicht noch 1383 an die Wiener-Neustädter das Ersuchen gerichtet, daß diese sich bei Herzog Leopold III. für die Freigabe dieser Straße verwenden sollten.

Zweitens aber ist hervorzuheben, daß die Bestimmungen des Punktes 3 in der Hinsicht eine Schmälerung erfuhren, daß der Kreis derer, für welche sie Geltung besaßen, sich verkleinerte; teils waren nämlich Befreiungen von ihnen gewährt worden, teils kam der Inhalt einzelner anderen verliehener Privilegien, wenn er auch eine solche Befreiung besonders nicht erwähnte, ihr in der Wirkung doch tatsächlich gleich. So hatten die Wiener-Neustädter seit 1338[4] das Recht, in allen österreichischen Städten und Märkten frei handeln zu dürfen. Ferner entging ein Teil der venetianischen Waren dadurch den Wienern, daß seit 1389[5] die Kaufleute der Städte und Märkte an der Straße Bruck

---

[1] „Quellen", II/1, nr. 677a, 712, 1172a, 1264a u. s. w.
[2] Ebenda, II/1, nr. 749.
[3] Anhang, nr. 1.
[4] Notizenblatt, Beilage zum Archiv für österreichische Geschichte, 1853, nr. 14 und 18; auch Tomaschek, a. a. O., I, nr. 57.
[5] „Quellen, II/1, nr. 1172a.

a. d. Mur—Graz—Marburg—Laibach—Triest, wie jene der Stadt Pettau die Waren, mit denen sie aus Venedig handelten, in ihren Häusern und Kramen dem Landvolke verkaufen durften; zwar nur „phenbertweis und nicht stukchweis", was aber doch nicht bedeuten dürfte, daß[1] „jeder darüber hinausreichende Handel mit venetianischen Waren ..... der Stadt Wien verblieb", überhaupt aller Großhandel mit venetianischen Waren nur in Wien erfolgen konnte, sondern nur, daß die aus Venedig über die Karststraße fahrenden Kaufleute im großen nur in Wien verkaufen durften. Und schließlich war den böhmischen Kaufleuten durch die österreichischen Landesfürsten zweimal für ihren Handel mit Venedig gestattet worden, sich nicht in Wien aufhalten zu müssen. Das erstemal durch Herzog Rudolf IV., der am 25. Februar 1364[3] den Pragern erlaubte, daß sie mit ihrer Kaufmannschaft über Wien „gen Venedy und entrichez her wiederum von Venedy durch dieselben unser Stat ze Wien varn und zihen sullen an geverde", aber mit der Beschränkung, daß „allerley weyn, den wir yn nicht erlaupt haben zu furen" ausgenommen sein und die Befreiung sich nur bis Weihnachten desselben Jahres erstrecken sollte. Das zweitemal durch Herzog Albrecht III. am 12. Mai 1366,[3] der „aus Freundschaft" für Karl IV. den böhmischen Kaufleuten das Privileg erteilte, vier Jahre lang - also bis 1370 - nach Venedig Handel treiben zu dürfen, ohne ihre Waren in Wien niederlegen zu müssen, „si tun es denn gerne und myt irem guten willen". Daß von der in diesem Zusatze ausgesprochenen „Erlaubnis" Herzog Albrechts von seiten der böhmischen Kaufleute kein großer Gebrauch gemacht worden ist, beweist erstens eine venetianische Urkunde vom Jahre 1366,[4] in der sich der damalige Doge Marcus Comario an die Bürger von Prag in Sachen der Beraubung eines Kaufmannes wendet und worin es zum Schlusse heißt: „Insuper, quia intelleximus, quod aliquod dubium facitis de veniendo ad terram nostram cum mercatoribus vestris, declaramus vobis, quod secure sine aliquo dubio venire, stare et uti potestis, iuxta solitum pro libito vestro". Zweitens wird es durch die schon erwähnte, bisher unveröffentlichte sehr interessante Urkunde des Wiener-Neu-

---

[1] Schuster, a. a. O., S. 422.

[2] Pelzel, „Kaiser Karl IV.", Prag 1780, Urkundenbuch des II. Bandes, S. 386.

[3] Ebenda, S. 340.

[4] Ebenda, S. 367.

städter Stadtarchivs vom Jahre 1383[1] bewiesen, da dieses Schriftstück außer um dem Niederlagszwang Wiens zu entgehen, wohl auch aus dem Bedürfnis geschrieben wurde, direkten Feindseligkeiten, die sich die Wiener erlaubt hatten, fürderhin aus dem Wege gehen zu können. Wozu man übrigens als indirekten Beleg die Urkunde Karls IV. aus dem Jahre 1373[2] heranziehen wolle, nach welcher Karl IV. den Burggrafen und Vorstehern der Städte seines Reiches den Befehl gibt, daß sie, da einige Prager Kaufleute Beschwerde erhoben hatten, „quod cives et incole nonnullarum terrarum et civitatum ipsis stratam de Praga et Boemia versus Venetias inhibeant", so lange dies andauere, diejenigen, die dies getan, vom Handel mit Böhmen ausschließen sollten.

So hat also sicherlich der Inhalt des Punktes 3, dessen theoretisch alleingültige wörtliche Auffassung wir zuerst vertraten, in Wirklichkeit nicht geringe Beeinträchtigung erlitten.

Nach diesen Erörterungen über die Bedeutung und den Umfang des Wiener Niederlagsrechtes nach 1281 ist es, zu unserem eigentlichen Thema zurückkehrend, nunmehr unsere Aufgabe, die Wirkungen dieses Niederlagsrechtes auf den Handelsverkehr über den Semmering zu untersuchen.

Zuvörderst, daß alle österreichischen Städte und Märkte südlich von Wien nach Venedig handeln durften, mußte, da sie auf der Rückfahrt ihre Waren nach Wien zu führen gezwungen waren, als bedeutender Aufschwung des Handelsverkehrs über den Paß sich geltend machen. Nicht minder hatte der Straßenzwang als Konzentration des Handels eine stärkere Benützung des Semmerings zur Folge und in der gleichen Richtung wirkte aus früher dargelegten Gründen auch seine Ergänzung durch das Verbot einzelner Straßen; selbst die Wiederaufhebung eines solchen Verbotes, z. B. die Freigabe der Karststraße seit 1389, änderte, da auch sie zur „rechten" Straße wurde, daran nichts, steigerte eher den Handelsverkehr über den Semmering, da sich fortan wahrscheinlich auch jene Städte, die früher den längeren Weg gescheut hatten (Laibach, Cilli) am Handel mit Waren, die sie aus Venedig brachten, beteiligten. Was ich früher an anderer Stelle bemerkte: daß der Marburger seine venetianischen

[1] Anhang, nr. I.

[2] Pelzel, a. a. O., S. 237.

Waren auch in Bruck a. d. Mur einkaufen konnte, schmälerte, unter dem Gesichtspunkte des Einflusses dieses Umstandes auf die Handelsbedeutung des Semmerings betrachtet, diese nicht; denn der Brucker mußte ja, um die Bedürfnisse des Marburgers befriedigen zu können, mehr Waren als sonst nötig gewesen wären, über den Semmering geführt haben.

Die Tatsache endlich, daß jede venetianische Ware, mit der nach Österreich gehandelt wurde, ehe sie an den Konsumenten kam, durch die Hände eines Wiener Kaufmanns gegangen sein mußte, war selbstverständlich — es braucht dies nicht weiter ausgeführt zu werden — mit einer Zunahme der Bedeutung des Semmerings für den Handelsverkehr verbunden. Von den vorhin erwähnten Ausnahmen aber, die nicht von dieser Wirkung des Niederlagsrechtes betroffen wurden, trugen alle zu einer Verringerung des Handels über den Paß, nur eine zu einer Vergrößerung desselben bei: die Begünstigung, welche den böhmischen Kaufleuten für bestimmte Zeit verliehen worden war, hat gewiß veranlaßt, daß diese während derselben in größerer Zahl nach und von Venedig Handel trieben.

Wenig Material kann ich in unserem Zusammenhange zu der dritten der oben genannten handelspolitischen Maßnahmen der österreichischen Herrscher beibringen; zu sagen ist nur, daß die Bestimmung jenes Privilegs für Wien von 1281,[1] durch welche die Zeitbeschränkung des Aufenthaltes der Gäste fallen gelassen und ihnen gestattet wurde, beliebig lange mit ihren Waren in Wien bleiben zu können — seitdem nicht aufgehoben — gewiß eine Belebung des gesamten Handels nach Wien, somit auch jenes über den Semmering bedeutete.[2]

Und des weiteren wäre hier jene Begünstigung zu nennen, welche die Judenburger 1373 mit Einwilligung Herzog Leopolds III. von Herzog Albrecht III. erhielten,[3] daß sie mit ihren selbstverfertigten Waren nach Wien fahren und diese daselbst „an Gäste und andere Leute“ verkaufen und dafür andere Waren einkaufen sollten dürfen; denn mit der

---

[1] Tomaschek, a. a. O., I, S. 64.

[2] Von 1281—1312 war überdies den Gästen in Wien auch der Handel mit ortsfremden Kaufleuten (also untereinander) stets gestattet; später nur zur Zeit der Jahrmärkte.

[3] Lichnowsky, „Geschichte des Hauses Habsburg“, „Quellennachweise und Regesten“ dazu, herausgegeben von E. Birk, Wien 1836 ff., I, S. 680 f.

erhöhten Absatzmöglichkeit ihrer Waren durch die vermehrte Zahl der Käufer, mit der größeren Freiheit im Einkauf war für die Judenburger der Antrieb gegeben, häufiger als bisher nach Wien Handel zu treiben: ihr Weg dahin aber ging über den Semmering.

Auf die Wirkungen der vierten, fünften und sechsten für uns in Betracht kommenden handelspolitischen Maßnahmen werden wir später, auf erstere im Zusammenhang, auf die beiden letzteren gelegentlich zurückzukommen haben.

Ehe ich mich der Beantwortung der zweiten uns zur Klarlegung der Handelsverkehrsbedeutung des Semmerings beschäftigenden Fragen zuwende, muß ich noch kurz einer Einrichtung gedenken, die dazu dienen sollte, den Handelsverkehr über den Paß zu erleichtern: einer förmlichen Transportorganisation, die von Seite Schottwiens dort, wo an der Nordseite der Aufstieg begann, geschaffen wurde.[1] Bis dahin war es für das Saumroß nicht schwer, die gewöhnliche Traglast fortzubringen: hier aber, wo das eigentliche Gebirge anhub, hätte man in vielen Fällen die Last verringern müssen. Damit dies nicht notwendig wäre, besorgten nun Schottwiener die Umladung derselben auf Wagen, welche sie wie auch die erforderliche Anzahl von Pferden beistellten, und schafften die Waren dann auch über den Paß. Meist sind wohl mehrere Händler zugleich über den Semmering gezogen und haben von dieser Unterstützung durch die Schottwiener Gebrauch gemacht: „Item, swaz aber einer unz gen Schadwienn auf einem ross furt und legt daz einer oder meniger ... auf einen wagen, der geit jegleicher 6 den.," heißt es in den Rechten der Wiener Bürger an der Maut zu Neudorf und Sollenau aus ca. 1375.[2]

Nun zu der Beantwortung jener zweiten Frage selbst. Ich will sie auf die Weise unternehmen, daß ich, wer alles am Handel über den Semmering beteiligt war, im einzelnen aufzähle und dabei in welchem Maße es geschah, jedesmal so gut dies möglich ist, angebe.

Zuerst in Hinsicht auf den lokalen Handel. In Betracht kommen hier fast ausschließlich die Bürger von Städten und Märkten; diese waren ja auch im späteren Mittelalter hauptsächlich die Träger des Handels.

---

[1] Becker, „Niederösterreichische Landschaften", Wien 1879, S. 12.
[2] Tomaschek, a. a. O., I, nr. 88.

Friesach.

Schon in der von Herzog Friedrich II. 1244 den Wiener-Neustädtern verliehenen Zollordnung[1] werden die „mercatores frisacenses“ genannt, die Mautsatzungen Wiener-Neustadts von ca. 1310[2] erwähnen sie gleichfalls; aus späterer Zeit ist aber der lokale Handel Friesachs über den Semmering nicht weiter bezeugt.

Judenburg.

Die erste Nachricht darüber, daß Judenburger Kaufleute Handel über den Semmering treiben, bietet uns wieder jene Urkunde von 1244, die auch „mercatores de Judenburch“ anführt. Bestätigt wird dann dieser Handel durch ein Weistum der geschworenen Bürger Wiener-Neustadts von 1270[3] über die Mautgebühren der mit Waren über Wiener-Neustadt fahrenden Bürger von Judenburg, und zwar erfahren wir hier, daß sie um diese Zeit speziell Feigen, Öl, Seife, Wein und Getreide über den Paß brachten. Ferner spricht auch die Mautordnung Wiener-Neustadts von zirka 1310 von Kaufleuten aus „Judenwurg“. Nicht minder aber scheint mir eine stetige Benützung des Semmerings durch den Handelsverkehr der Judenburger zu beweisen, daß 1273 es ein Bürger dieser Stadt war, welcher dem Hospize a. S. eine Schwaige auf dem Berge Orels im Ennstale abkaufte,[4] ein solcher auch, der zirka 1280 „zwei millearii Eisen“ demselben Hospize testamentarisch vermachte.[5] Der zwei weiteren Belege, die uns für den lokalen Handel Judenburgs über den Semmering erhalten sind, habe ich schon in anderem Zusammenhange Erwähnung getan: des Privilegs König Rudolfs I. ddo. 1277, Jan. 19, worin derselbe in den auf den Handel der Stadt bezüglichen Teilen u. a. die Mautabgaben der Judenburger im Warenverkehr mit Wien regelte,[6] und ebenso jener Begünstigungen, welche die Stadt 1373 für ihren Handel in Wien erhielt.[7]

---

[1] „Ausgewählte Urkunden“. nr. 3.
[2] Winter, a. a. O., S. 60.
[3] Fontes rerum Austriacarum, II/1, nr. 92.
[4] Wichner, „Geschichte des Benediktinerstiftes Admont“, Graz 1874/76, II, S. 123 und 369.
[5] Steiermärkisches Landesarchiv in Graz, nr. 1182.
[6] S. 2.
[7] S. 12.

Leoben.

Auch hier geschieht die früheste Erwähnung der „mercatores de Leuben“ in jener Urkunde von 1244. „Chaufleut von Leuben“ nennt ferner die Mautordnung Wr.-Neustadts von zirka 1310. Wird auch an diesen beiden Stellen nirgends eines speziellen Handelsartikels gedacht, den die Leobner zur Ausfuhr brachten, so mag sich doch zumal seit dem Privileg Herzog Friedrich des Schönen für Leoben ddo. 1314, März 12, ein solcher allmählich gebildet haben: der Handel mit Eisen. „Universis in foro Trāeyach (Trofaiach) nec non chatmiariis in monte anteriori citra Traueyach in minera ferri residentibus“ wird nämlich hierin befohlen, ihr Eisen ausschließlich in Leoben zu verkaufen,[1] diese Stadt so zum Zentrum des obersteirischen Eisenhandels gemacht. Und der Vertrieb dieses „leubnisch Eysen“ nach Österreich scheint ziemlich bedeutend gewesen zu sein, da er sich nicht bloß auf die gewöhnliche Straße über den Semmering beschränkte, sondern auch „ungewentlich Straßen“, z. B. durch das Aflenztal hinausgeführt wurde, wie eine Urkunde des Wiener-Neustädter Stadtarchivs von 1436 dartut. Andere Daten von dem Handel Leobens über unseren Paß besitzen wir nicht.

Bruck a. d. Mur.

Als Quelle nur das schon genannte Privileg Herzog Rudolfs IV. ddo. 1361, Dezember 20. durch welches Bruck a. d. M. Zoll- und Mautfreiheit in allen Städten erhielt, welche diese in Bruck hätten: was für den Handel dieser Stadt mit Wiener-Neustadt zumal, also über den Semmering, Bedeutung gewinnen mußte.

Laibach.

Für den lokalen Handel dieser Stadt über den Semmering sei das den Bürgern derselben von Herzog Albrecht III. verliehene Privileg vom 9. November 1389 angeführt,[2] durch welches der Herzog ihnen „gůnnet u. erlaubet“ hatte, „daz si mit Venedigischer hab u. all kaufmanschaft aribaitten und die gefůren můgen her gen Wienn“; die „Venedigische hab“

---

[1] Krones, „Landesfürst, Behörden und Stände des Herzogtums Steier, 1283—1411“ in „Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark“, IV. Bd., 1. Heft, Graz 1900, S. 449 f..

[2] „Ausgewählte Urkunden“, nr. 144.

war natürlich nicht in Venedig selbst von den Laibachern gekauft worden, sonst wäre nicht erst eine „Erlaubnis“ notwendig gewesen, diese Waren nach Wien bringen zu dürfen, sondern es hätte dies dem Inhalt des Wiener Niederlagsrechtes zufolge geschehen müssen.

Graz.

Es würde eine eigene Untersuchung nötig machen, wollte man feststellen, wie viel von dem lokalen Handel, den Graz im Mittelalter trieb, über den Hartberg, wie viel davon über den Semmering gegangen ist.[1] Ich beschränke mich daher hier auf die Wiedergabe bloß einer urkundlichen Stelle aus dem Jahre 1401,[2] da sie als einzig mir bekannte ausdrücklich bezüglich der Waren der Grazer Kaufleute sagt: „was si aber derselben hab uber den Semerink .... füren.“

Kindberg.

Alles was wir vom Handel der Kindberger sagen können, geht auf ein Regest, das sich bei Krones[3] Nr. 375 findet, zurück, nach welchem Herzog Wilhelm 1396 den Bürgern dieser Stadt den Verkauf der von ihnen erzeugten Töpferwaren allerorten gestattete: was davon im besonderen nun über den Semmering gebracht worden sein mag, läßt sich selbstverständlich aus dieser dürftigen Angabe nicht erschließen.

Mürzzuschlag.

1360 war den Bürgern von Mürzzuschlag durch Herzog Rudolf IV. das Privileg verliehen worden, es sollte, da sie

---

[1] Das Gleiche gilt von dem lokalen Reiseverkehr; z. B. zog König Rudolf I., als er im September 1279 eine Reise in die Steiermark unternahm, „daz er des landes phat gewunne kund und aht, wand im waz niht verdagt gekundet und gesagt von Stir des landes guete“, über den Hartberg nach Graz. („Reimchronik“, herausg. von Seemüller in „Mon. Germ. Deutsche Chron. V, 1 u. 2, 1890/3, von 18740—60, und Böhmer-Redlich, „Regesta imperii VI“, Innsbruck 1898), nr. 1128a.)

[2] Wartinger, „Privilegien der Landeshauptstadt Graz“, Graz 1836, nr. 19.

[3] Krones, Urkunden zur Geschichte des Landesfürstentums, der Verwaltung und des Ständewesens der Steiermark 1283—1411“ in „Veröffentlichungen der histor. Landeskommission f. Steiermark“ IX., 1899, und in „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“ XXVIII, nr. 375.

„ander betragnuss und arbeith nicht heten“ zwischen Leoben und dem Semmering nur in ihrem Markte Eisen klein gemacht werden dürfen. Mit diesem so bearbeiteten Eisen haben die Mürzzuschlager dann auch über den Semmering nach Wiener-Neustadt und weiterhin Handel getrieben: „das Eysen so sie zu zeiten daselbst hin in die Neustatt zu verkhauffn bringen, fehrer (= weiter) zu führen und ander Enden zu verkhauffen“ hätten ihnen die Wiener-Neustädter gewehrt, heißt es in einer Urkunde des Wiener-Neustädter Stadtarchivs, allerdings erst aus dem Jahre 1462; doch werden wir die Tatsache, von der hier die Rede ist: den Handel mit Kleineisen über den Semmering, da die Gelegenheit, bei welcher sie erwähnt wird, eine zufällige genannt werden muß, in viel frühere Zeit ansetzen können.

Stainz im Mürztale.

Von der Beteiligung des Marktes Stainz im Mürztale am Handel über den Semmering gibt uns wieder nur eine einzelne Nachricht Kenntnis, ein Privileg Herzog Friedrichs IV. ddo. 1427, Dez. 21, das uns im Regest bei Muchar,[1] erhalten ist: hiernach bestimmte der Herzog, „daß die Bürger von Stainz befugt seien, weiche Eisensorten u. a. Eisen zu schmieden und unbehindert über den Semmering nach Österreich heraus zu verschleißen, weil diese Eisenfabrikate nicht Kleineisen seien und daher den alten Privilegien, welche Herzog Rudolf IV. den Hammerschmieden von Mürzzuschlag, Bruck a. d. Mur usw. verliehen, kein Eintrag getan würde.“

Wiener-Neustadt.

In Hinsicht Wiener-Neustadts ist es mir möglich, mehr Material, als es bei anderen Orten der Fall war, für den lokalen Handel dieser Stadt über den Semmering zu bieten: hatte sich ja doch Wiener-Neustadt ungefähr seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts allmählich zum ausschließlichen Zentrum des Weinhandels in die Steiermark entwickelt. Vielleicht dürfen wir zur Erklärung der Tatsache, daß gerade Wiener-Neustadt diese Stellung erlangte, heranziehen, daß hierin die ehemalige Zugehörigkeit dieser Stadt zur Steiermark nachwirkte. Der Weinhandel dieser Stadt über den

[1] Muchar, „Geschichte des Herzogtums Steiermark“, 1846 ff., VII, S. 193.

Semmering scheint übrigens ihren lokalen Handel über diesen Paß ganz ausgefüllt zu haben; wenigstens finden wir eines sonstigen lokalen Handels Wiener-Neustadts über den Semmering nirgends Erwähnung getan.

Um so zahlreicher sind dagegen die Urkunden, welche uns von dem Weinhandel Wiener-Neustadts über unsern Paß berichten. Die erste derselben betrifft einen Befehl Herzog Albrechts II. vom 8. November 1342 an seinen Landeshauptmann in der Steiermark, Ulrich von Walsee,[1] wodurch diesem aufgetragen wird, die Bürger von Wiener-Neustadt im Handel mit ihren deutschen und ungarischen Bauweinen über den Semmering nach Bruck a. d. Mur, Judenburg, Schladming, Rottenmann und Friesach zu schützen. Von Mitte Dezember dieses Jahres sind dann die Antwort Ulrichs von Walsee an den Herzog, wie einzelne Weisungen, die er an die Gemeinden von Mürzzuschlag, Kindberg und Bruck a. d. Mur richtet, alle im Wiener-Neustädter Stadtarchiv befindlich, datiert; dem Herzog meldet er, er wolle die Wiener-Neustädter „gern ir pawwein lazzen furen" und den genannten Gemeinden empfiehlt er, sie sollten die Wiener-Neustädter in ihren durch den Herzog verliehenen Begünstigungen, wenn diese sich darüber ausweisen könnten, „daz es ier wein sey u. ander niemant", nicht beirren. Scheint nun auch der Weinhandel Wiener-Neustadts über den Semmering durch jenes Privileg Herzog Albrechts II. nicht erst geschaffen worden zu sein, mag derselbe auch schon in früheren Zeiten bestanden haben, so muß doch mit einemmale ein allzu starker Gebrauch von den Privilegsbestimmungen gemacht worden sein, denn 1345 sieht sich der Herzog wieder zu einer Einschränkung seines Privilegs veranlaßt. Es hatten sich nämlich die „Edelleuthe u. Landleuthe"[2] der Steiermark bei ihm beklagt, „dass Sy vast uberladen wären mit pawwein die mann auf die Steyermarch fuhret", was ihr

---

[1] Abgedruckt bei Winter „Das Wiener Neustädter Stadtrecht des 13. Jahrhunderts" im Archiv für österreichische Geschichte, 60. Bd., 1879.

[2] Eine gleichlautende Einteilung der Stände habe ich weder bei Krones, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogtums Steier von ihren Anfängen bis zur Herrschaft der Habsburger" in „Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark", Graz 1897, S. 305 ff, noch in desselben Landesfürst, Behörden und Stände etc., S. 75 ff, angegeben gefunden. Übrigens führt das Regest dieser Urkunde bei Krones Urkunden zur Geschichte des Landesfürstentums, nr. 171 auch „Bürger" als sich Beschwerende an, die in der Urkunde des Wiener-Neustädter Stadtarchives fehlen.

„Verderben“ bedeute; wieso wird nicht gesagt, nur als Beispiel angeführt, daß ihnen gleiche „beschwerung und Uberlast“ hierdurch bereitet würde, wie sie den Ungarn aus der Einfuhr österreichischer Weine erwachsen wären, woraus geschlossen werden kann, daß wohl der einheimische Weinhandel die übermächtige Konkurrenz nicht auszuhalten imstande war. Und Herzog Albrecht II. kam auch den Wünschen seiner steirischen Untertanen soweit entgegen, daß er den Wiener-Neustädtern den Handel mit ihren ungarischen Bauweinen in die Steiermark nicht weiter erlaubte und zugleich verordnete, daß außer „Herren, Klöstern und anderen ehrbaren Leuthen“, welche zu eigenem Bedarf Wein in ihre Häuser sollten führen dürfen, allein die Wiener-Neustädter zur Weineinfuhr in die Steiermark, also zum Handel mit Wein in dieses Land berechtigt seien.

Diese letztere Bestimmung mußte allerdings die meisten Vorteile für die Wiener-Neustädter selbst einschließen — sollte sie auch vielleicht für die Aufgabe der einen Begünstigung entschädigen: denn durch dieselbe war ihr Weinhandel (mit Beschränkung auf deutsche Bauweine) in die Steiermark rechtlich monopolisiert worden; zwar, wenn wir das nächste durch Herzog Rudolf IV. 1364 den Wiener-Neustädtern verliehene Privileg[1] ins Auge fassen, so mag es wenigstens dem Wortlaut dieser Urkunde zufolge den Anschein haben, als ob jene Bestimmung nicht lange den Wiener-Neustädtern zugute gekommen wäre, der Umfang ihres Monopols eine Schmälerung erfahren hätte.

Während nämlich in dem Privileg von 1345 gesagt worden war, daß die Wiener-Neustädter zur Weineinfuhr (näher spezialisiert) in die Steiermark befugt sein sollten, niemand anderer (mit Ausnahme von „Herren, Klöstern und anderen ehrbaren Leuten“ zu eigenem Bedarf) Wein in die Steiermark sollte führen dürfen: also alle Straßen in dieses Land den Wiener-Neustädtern gestattet, den anderen aber (mit Ausnahme von „Herren etc.“) verboten erscheinen mußten, heißt es in dem Privileg von 1364: „wann wir ew bey den Rechten und gnaden wellen beleiben lassen, daz Ir ewr Pauwein uber den Semmerinckh furen sult u. daz nymant ander Wein hinuber furen sol“, wurden also die Wiener-Neustädter bei ihrer Weineinfuhr (näher spezialisiert) auf den Semmering beschränkt, die Weineinfuhr der anderen

[1] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.

(näher spezialisiert) aber auch nur über den Semmering verboten, was nicht zugleich zu bedeuten brauchte, daß dieses Verbot sich auch auf die Benützung anderer Straßen bezöge.

Wir müssen nun zunächst klarzulegen versuchen, wie diese eben berührte Abweichung in den beiden Privilegien zu verstehen ist, da das Resultat der Stellungnahme zu derselben für die Beurteilung der meisten späteren Urkunden für Wiener-Neustadt ausschlaggebend ist.

Was ich glaube, ist, daß wir es hier wohl mit einer wörtlichen, nicht aber mit einer sachlichen Verschiedenheit zu tun haben, daß also die betreffenden Stellen in beiden Privilegien sich nicht widersprechen, eine die andere nicht abschwäche, sondern daß sie sich, wörtlich genommen, gegenseitig ergänzen, d. h. dem Sinne nach durch jede der beiden dasselbe ausgedrückt werden sollte: nämlich, daß die Wiener-Neustädter zwar das ausschließliche Monopol des Weinhandels (näher spezialisiert) in die Steiermark besitzen sollten (also niemand anderer zu demselben in dieses Land auf irgendeinem Wege berechtigt sein sollte), sie aber als Weg hiezu den Semmering zu benützen hätten. Denn dafür, daß durch das Privileg von 1364 das Monopol der Wiener-Neustädter in gleichem Maße aufrechterhalten werden sollte, daß es also für diesen Punkt dasselbe enthielt, was das Privileg von 1345 ausgesprochen hatte, dafür spricht schon der Umstand, daß es für die Wiener-Neustädter ein Privileg von recht zweifelhaftem Werte gewesen wäre, welches ihnen für ihren Weinhandel nur eine, den andern aber für den ihrigen alle übrigen Straßen erlaubt hätte.

Was ich vorhin erwähnte, daß nämlich die Auffassung, zu welcher wir uns in dieser Frage entschließen, für die Beurteilung der meisten späteren Urkunden ausschlaggebend ist, sei hier noch kurz ausgeführt: hielte man sich strenge an den Wortlaut der bisher behandelten Stellen in den beiden Privilegien, so hätte die Urkunde von 1364 für die Wiener-Neustädter eine Einschränkung ihres Monopols, für die anderen die Aufhebung des für sie bestehenden Verbotes eines Weinhandels in die Steiermark, ausgenommen jenes über den Semmering, zur Folge gehabt, welches Verbot erst durch eine Anzahl Privilegien seit 1383 allmählich bis zu dem Umfange erneuert worden wäre, der schon 1345 festgestellt worden war; dagegen brachte, wie bereits hervor-

gehoben, nach unserer Ansicht das Privileg von 1364 gegenüber dem von 1345 keine Änderung in dieser Hinsicht mit sich, jene Urkunden seit 1383 stellen sich für uns als bloß praktischen Bedürfnissen angepaßte Wiederholungen (Einschärfungen) eines seit 1345 geltenden Rechtes dar.

Das Ergebnis, zu welchem wir in vorstehenden Erörterungen gelangten, gibt uns auch den Gesichtspunkt, unter welchem wir den übrigen Inhalt einiger Privilegien der Wiener-Neustädter nach 1345 zu betrachten haben: daß wir nämlich hierin eine Ausgestaltung des im Privileg von 1345 gegebenen Umfangs des Monopols derselben erblicken dürfen. Schon 1364 geschah eine solche in doppelter Richtung. Erstens mochte es, obwohl 1345 von Herzog Albrecht II. der jeweilige Landeshauptmann der Steiermark „oder wer an Unnser Statt in dem Lanndt gewalttig ist“ mit der Aufsicht über die Einhaltung der Privilegsbestimmungen betraut worden war, ein oder das anderemal vorgekommen sein, daß außer den Wiener-Neustädtern auch andere aus „Stetten Merckten dorffern oder auf dem Lannd“ Wein über den Semmering gebracht hatten und es erschien deshalb gut, jenen ein Mittel gegen die, welche ihre Freiheiten verletzten, an die Hand zu geben: „das Ir daz vasst weret und dieselben Wein niderslahet“, wird damals gleichfalls den Wiener-Neustädtern ausdrücklich gestattet.[1] Ein zweites ist, daß es den Wiener-Neustädtern, die sich wohl darum bemüht hatten, gelungen sein muß, jene Beschränkung ihrer Weineinfuhr auf deutsche Bauweine zu beseitigen, da in einer Urkunde von diesem Jahre nur mehr allgemein von „Bauweinen“ die Rede ist. Für 1435 läßt es sich sogar belegen, daß die Wiener-Neustädter ungarische Weine in die Steiermark brachten. Denn in den Beschwerden, welche die steirischen Stände in dem genannten Jahre vor Herzog Friedrich V. erhoben und um Abstellung deren Ursachen sie baten, war auch inbegriffen, daß der Herzog die ungarischen Weine „uber den Semerink ze geen wern“ sollte. Und daß dies vor allem die Wiener-Neustädter anging, erhellt daraus, daß der Herzog sich an sie wendete und sie aufforderte, Bevollmächtigte mit „abschrifft und vidimus“ der Privilegien, welche sie, die Weinfuhr über den Semmering betreffend, besaßen, zu ihm zu senden.[2]

---

[1] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.
[2] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.

Wieder eine Erweiterung des Wiener-Neustädtischen Monopols bedeutete es, wenn Herzog Albrecht III 1371[1] bestimmte, daß niemand fürderhin Wein über den Semmering sollte bringen dürfen, der nicht seine und der Wiener-Neustädter besondere Erlaubnis hiezu durch Urkunde vorzeigen könnte und somit eine rechtliche Weineinfuhr über den Paß in die Steiermark zugleich auch von der Bewilligung der Wiener-Neustädter abhängig machte. Nicht minder, wenn der Schlußsatz dieses Privilegs, das sich an alle herzogliche Beamte wie übrige Untertanen wendete, diese aufforderte, alle, welche Wein über den Semmering führen wollten und nicht solchen „brief" von ihm und den Wiener-Neustädtern hatten, zu „verheften"; es mußte dies die Kontrolle der letzteren über die richtige Ausführung ihrer Begünstigungen unterstützen und verstärken.

Zu diesem Privileg sei übrigens folgendes im besonderen zu bemerken gestattet. Wir besitzen schon vor 1371 ein Ansuchen um die Erlaubnis zur Weinfuhr über den Semmering, indem sich Bischof Johann von Gurk 1361[2] bei den Wiener-Neustädtern für den Wirt von Schottwien verwendet, sie sollten demselben 4 Faß Wein über den Semmering bringen lassen. Dies mag sich daraus erklären, daß der Wirt ja Bürger eines Marktes war und diesen die Weinfuhr über den Semmering bei Androhung der Konfiskation ihrer Ware verboten worden war; wollte er sie also nicht aufs Spiel setzen, so war es gut, sich der Einwilligung der Wiener-Neustädter zu versichern. Interessant wäre ferner zu wissen, welche Wirkungen dieses Privileg Herzog Albrechts III. von 1371 auf jene Bestimmung Herzog Albrechts II. vom Jahre 1345,[3] daß „Herren, Klöster und andere ehrbare Leute" zu ihrem Eigenbedarf „mugen wein von Osterreich in Ihr hauss fuhren", hatte. Es ist dies nämlich nicht klar zu erkennen. Denn daß 1443 in dem Privileg, in welchem König Friedrich III. alle früheren Rechte und Freiheiten der Wiener-Neustädter und dabei auch genau das Privileg von 1345 bestätigte,[4] der Zusatz fehlt, diese Weinfuhr dürfe nur mit „brief" der Wiener-Neustädter geschehen, beweist nicht unbedingt, daß dies nicht doch der Fall sein

[1] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.

[2] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.

[3] S. 18 f.

[4] Winter. „Urkundliche Beiträge", S. 96 ff.

mußte, da 1443 die meisten Privilegien fast im Wortlaut wiederholt werden, ohne daß man sie in richtige Übereinstimmung zu den vorhergehenden und späteren zu bringen gesucht hätte. Ich möchte sogar um so eher annehmen, daß die Wiener-Neustädter seit 1371 auf einen besonderen „brief" bestanden, da schon vor dieser Zeit ein solcher notwendig gewesen zu sein scheint, wenn in einer Urkunde König Friedrich III. vom Jahre 1448[1] gesagt wird, daß der Abt von St. Lambrecht von Herzog Rudolf IV. ein Privileg erhalten hatte, wie viel Wein er „zu Notdurfft seines Goczhaus" jährlich über den Semmering sollte führen dürfen, und auch schon vor 1371 von den Wiener-Neustädtern dem Kloster Seckau Schwierigkeiten in seiner Weinfuhr über den Semmering bereitet worden waren. Ferner wird in derselben Urkunde von 1448 erwähnt, daß einzelne „Edlleuthe" von früheren Landesfürsten „begnat" worden wären, jährlich eine bestimmte Summe Wein „zu Notturfft Irer heuser zu Speysung" über den Paß bringen zu können; was nicht minder bei Fortdauer jener Bestimmung von 1345 überflüssig gewesen wäre.

Eine letzte Vergrößerung erfuhr das Monopol der Wiener-Neustädter durch eine Urkunde Herzog Leopold III. vom Jahre 1382,[2] die uns übrigens auch insofern interessiert, als sie gegenüber jenen von 1342 unsere Kenntnis von der örtlichen Ausdehnung des Wiener-Neustädtischen Weinhandels bereichert. Dieses Privileg verfügte, daß die Wiener-Neustädter Wein in Fäßchen (sogenannten Laglwein) „uber den Semerningk gen Ausse oder wohin sy wellent" bringen durften und stellte hiedurch ihnen wenigstens im Kleinverkauf den Handel nicht mehr bloß mit ihren Bauweinen sondern mit Wein überhaupt in die Steiermark frei. Noch fünf Jahre früher, 1377,[3] war die Einführung von Laglwein in die Steiermark allgemein verboten worden.

Da wir das Verhältnis, in welchem eine Reihe von Privilegien seit 1383 zu den früheren steht, in dem für uns in Betracht kommenden Wichtigen schon charakterisiert haben, sagten, daß sie kein neues Recht fixierten, sondern nur das alte in Erinnerung zurückrufen sollten, so können wir uns über ihren sonstigen Inhalt kurz fassen. Immer

---

[1] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.
[2] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.
[3] „Ausgewählte Urkunden", nr. 184.

genauer wird präzisiert, was alles Unberechtigten hinsichtlich der Weinfuhr in die Steiermark verboten wäre: 1383 wird von Herzog Leopold III. befohlen „das nieman dhain ungrisch noch frömde wein uber den Semeringk noch uber den Hartperg .... furen sulle“, 1385 sieht sich dieser Herzog auf die Klagen der Wiener-Neustädter hin genötigt, dieselbe Verordnung etwas ausführlicher zu erlassen, 1389 ergänzt Herzog Albrecht III. wieder die Urkunde von 1383 in einzelnem, 1395 erfolgt durch ein Privileg Herzog Wilhelms eine weitere Spezifizierung sowohl der widerrechtlich in die Steiermark geführten Weine als der dabei benützten Straßen, indem der Herzog sich dagegen wendet, daß man zum Schaden der Wiener-Neustädter „deutsche, ungarische und Günser Weine“ über den Semmering, Hartberg und durch die Prein in das Mürztal bringe; 1436 wird schließlich auch noch die Straße im Aflenztale genannt, durch die man keinen Wein aus Österreich in die Steiermark schaffen dürfe.[1]

Der übrigen uns erhaltenen Urkunden, die außer den bisher besprochenen noch auf den Weinhandel Wiener-Neustadts Bezug haben, genügt es ganz allgemein zu gedenken und zu sagen, daß die einen unter ihnen von Fällen berichten, in denen im besonderen an Klerus wie Laien die Erlaubnis zur Weinfuhr in die Steiermark, meist zu eigenem Bedarf verliehen wurde — auf diese werden wir weiter unten des näheren einzugehen haben — und daß andere bezeugen. wie alle Privilegien nicht imstande waren durchzusetzen, daß sehr viele, „die des nicht Recht hatten“, Wein in die Steiermark brachten, trotzdem, ähnlich wie 1371 auch 1449, von König Friedrich III. bestimmt worden war, daß niemand, „es sein geistleich oder weltleich“, Wein aus Österreich in die Steiermark führen sollte, der nicht „der Erbern weisen .... des Burgermaister, Richter und Rath .... zu der Neuenstat brief oder wartczaichen (wahrscheinlich ein bestimmtes Brandmal am Fasse) dabej“ hätte. So konnte nicht verhindert werden, daß die Wiener-Neustädter durch den Weinhandel wie überhaupt durch die Weineinfuhr Unbefugter in die Steiermark in ihren Rechten beeinträchtigt wurden; was übrigens andererseits auch den Schaden, den der Weinhandel Steiermarks selbst durch einen übergroßen Import erleiden mußte, nur noch vergrößerte: war doch den Ständen dieses Landes

[1] Die vier Urkunden im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.

sogar der Weinhandel Wiener-Neustadts des öfteren unbequem.[1]

Dennoch aber wird man, glaube ich, behaupten dürfen, daß all dies das Ausmaß, in welchem Wiener-Neustadt am lokalen Handel über den Semmering beteiligt war, nicht wirklich bedeutend zu verringern vermocht hat.

Wien.

Von Wiens lokalem Handel über den Semmering habe ich nicht eine völlig sichere Nachricht gefunden; folgendes Beispiel auch nur, wo er vermutet werden kann: ein Befehl des Landeshauptmanns der Steiermark, Leutold v. Stadeck, vom Jahre 1363 an die Wiener-Neustädter[2], die Wiener im Handel mit Eisen und Stahl nicht zu beirren; dieses aber hatten sie wahrscheinlich selbst in der Steiermark eingekauft.

Der übrige Handelsverkehr.[3]

Bezeugt ist uns ein solcher, das heißt ein Handelsverkehr, der nicht durch Städte und Märkte vermittelt wurde, durch die Mautordnung für Wiener-Neustadt von zirka 1310, deren 31. Artikel besagt:[4] „Wist auch, daz die chlösterleut die in dem lande ze .... Steyr ..... gesessen sind,

---

[1] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv. Krones, „Urkunden etc.“, nr. 234. Lichnowsky, a. a. O., II, nr. 494.

[2] Krones, „Urkunden etc.“, nr. 235.

[3] Daß ich unter diesem Ausdrucke die drei im Text genannten Beispiele zusammenfasse, muß ich vielleicht mit ein paar Worten begründen. Ich verstehe unter Handel jeden Warenverkehr zwischen Produzenten und Konsumenten, der zu Zwecken der Erzielung eines Gewinnes erfolgt. Sowohl die Definition, die Philippovich E. v., „Grundriß der politischen Ökonomie“. I. Bd. („Allgemeine Volkswirtschaftslehre“)[3], Freiburg i. Br. 1899, S. 196, § 83, gibt: „Der Handel ist jene Erwerbsfähigkeit, welche nicht durch selbständige Produktion, sondern durch Kauf und Verkauf von Gütern, an welchen der Händler selbst keine Veränderung mehr vornimmt, einen Gewinn anstrebt“, als jene Büchers, „Die Entstehung der Volkswirtschaft“[3], Tübingen 1901, S. 71, daß Handel im nationalökonomischen Sinne „ein regelmäßiger, beruflich organisierter Wareneinkauf zum Zwecke des Wiederverkaufes mit Gewinn“ ist, sind zu eng und vermögen die ganzen, historisch gegebenen Kombinationen nicht in sich zu fassen. Jene von Philippovich deshalb, da ja auch der Wiener-Neustädter Bürger, der seine Eigenbauweine (nicht gekaufte Weine) über den Semmering führte, um sie irgendwo zu verkaufen, Handel trieb, die Büchersche, da sie, was keineswegs immer der Fall zu sein braucht, überdies einen eigenen sozialen Stand, der sich ausschließlich mit Handel beschäftigt, voraussetzt.

[4] Winter, „Urkundliche Beiträge etc.“, S. 60.

swaz si .... auzfurent, da gewent si nicht maut von", da gewiß viele der Waren auch über den Semmering gingen, ferner durch zwei Urkunden aus dem Jahre 1448,[1] aus deren einer hervorgeht, daß schon in früherer Zeit die „Pfleger" des Schlosses Klamm das Recht besassen, 18 Lasten Wein „Pauzechent und Perckrechts das zu der benannten Herrschaft.... gehört" über den Semmering führen und verkaufen zu dürfen, deren andere die Erlaubnis für den Abt von Neuberg enthält, daß derselbe, was er von den fünfzig Fuder Weins, die er jährlich allerdings nicht bloß über den Semmering, sondern auch über das Gscheid sollte bringen dürfen, nicht zu eigenem Bedarf verwenden würde, in bestimmte seiner Tabernen geben und an die Landbevölkerung verkaufen könne. Die beiden Fälle waren möglich, obwohl 1377 von Herzog Albrecht III.[2] ausdrücklich verordnet worden war, daß „Prälaten, Pfaffen, Herren, Ritter, Knechte, Holden und Juden keine Kaufmannschaft treiben" dürften.

Der Warenverkehr ohne Angabe des Zweckes, zu welchem er erfolgte.

An dieser Stelle will ich auch des Warenverkehrs, welcher nicht zu Zwecken des Handels geschah, Erwähnung tun, zuvor aber noch jene Nachrichten einfügen, in denen es nicht mit Bestimmtheit möglich ist, den Zweck, zu dem der Warenverkehr unternommen wurde, anzugeben. So aus dem Privileg, welches 1340 das Klarenkloster in Judenburg durch Herzog Albrecht II.[3] erhalten hatte: weder Maut noch Ungeld von Waren, die es z. B. in Wien kaufe, entrichten zu müssen, aus der Mahnung auch, die 1363 Herzog Rudolf IV. an die Wiener-Neustädter richtete,[4] sie sollten die Bauweine des Propstes und der Chorherren von Seckau unbehindert aus Österreich über den Semmering führen lassen, aus dem schon erwähnten Ansuchen ferner des Bischofs Johann von Gurk an die Wiener-Neustädter von 1361 sie möchten dem Wirt von Schottwien gestatten, vier Fass Wein über den Semmering zu bringen, ebenso aus der Weisung Herzog Wilhelms vom Jahre 1396 an dieselben,[6] sie

[1] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.
[2] „Ausgewählte Urkunden", nr. 134.
[3] Lichnowsky, a. a. O., I., nr. 1245.
[5] Krones, „Urkunden etc.", nr. 234.
[6] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.

sollten nicht wehren, daß ein gewisser Zacharias von Spital seine Bauweine, welche er „doch von langer zeite her vor hat gefüret“, über den Semmering schaffe. Doch ist es in diesem Falle wenigstens höchst wahrscheinlich, daß dieser Zacharias von Spital (am Semmering) den Wein zu eigenem Bedarf über den Paß brachte, da er mit dem „Zacharias zum Spitell“, der 1448 erwähnt wird, identisch sein dürfte; und hier wird dessen „brief“, anderen gleichlautend, dahin angeführt, daß der Wein nur in sein Haus „zu Speysung“ geführt werden sollte. Unsicher ist aber wieder der Zweck, wenn es in einem Schreiben Herzog Ernsts von 1418,[1] in welchem er sich zugunsten des Pfarrers zu St. Lorenzen (nordwestlich von Neunkirchen) bei den Wiener-Neustädtern verwendet, ihn „zechen Puetten sein und seiner khirchen Bauwein . . . . über den Berg Semmering“ führen zu lassen, bloß heißt „nach seiner notturft“. Und ähnlich wird schließlich, als von König Friedrich III.[2] Abt und Konvent von Neuberg „von sondrer gnaden vergunet“ wurde, die Bauweine dieses Klosters wie auch Spitals am Semmering „so ihn Jährlich enthalb des Sembering wachsen Mauthfrey und Zollfrey“ über den Paß zu bringen, nur gesagt, daß sie diese „nach Ihren Notturften“ verwenden sollten.

Der Warenverkehr ohne Handelszweck.[3]

Für den Warenverkehr aber, der nicht zu Zwecken des Handels geschah, mögen nachstehende Beispiele genannt werden. Schon aus verhältnismäßig früher Zeit, 1125, wissen wir,[4] daß das Kloster Formbach aus seinen Besitzungen bei

[1] Ebenda.

[2] Ebenda.

[3] Es scheinen mir hier folgende Fälle möglich zu sein: 1. Produzent und Konsument ist derselbe; da aber die Produktion der Ware an einem anderen Orte als ihre Konsumtion erfolgt, geschieht die Raumüberwindung über den Semmering. 2. Produzent und Konsument ist nicht derselbe, die Ware gehört aber dem Konsumenten, ihr Bezug geschieht durch denselben, die Raumüberwindung erfolgt über den Semmering, da die Ware an einem anderen Orte gekauft wurde als sie konsumiert wird. 3. Produzent und Konsument ist nicht derselbe, ersterer gibt die Ware ohne den Zweck der Erzielung eines Gewinnes an letzteren (Geschenk, reiner Warenaustausch u. s. w.), die Raumüberwindung, da die Ware an einem anderen Orte produziert als konsumiert wird, geschieht über den Semmering.

[4] Meiller, „Regesten der Salzburger Erzbischöfe“, Wien 1866, nr. 65.

Neunkirchen jährlich drei Fässer „guten Weins“ zu liefern hatte, von denen eines in Gloggnitz abzugeben und zwei nach Friesach zu schaffen waren. Freilich bleibt dies auch für lange das einzige, was uns von solchem Warenverkehr über den Semmering bekannt ist. Dennoch ist es als sicher anzunehmen, daß z. B. nicht wenige steirische Klöster, was sie zu ihrem Gebrauche bedurften, zumal die Erträgnisse ihrer Güter in Österreich, über den Paß brachten. So war z. B. das Hospiz am Semmering nördlich des Passes begütert, ebenso Seckau u. s. w. Aber erst seit dem vierzehnten Jahrhundert lassen sich derartige Warenbezüge urkundlich belegen und selbst da spärlich genug. Die Mautordnung für Wiener-Neustadt von zirka 1310[1] vermerkte auch, daß die steirischen Klöster für das, was sie „in furent“ mautfrei sein sollten, dann hatte die Urkunde Herzog Albrechts II. vom Jahre 1345, welche das Weinhandelmonopol Wiener-Neustadts in die Steiermark schuf, wie in anderem Zusammenhange bereits[2] hervorgehoben, festgesetzt, daß „Herren, Klöster und andere ehrbare Leute“ Wein aus Österreich, so viel sie zu eigenem Bedarf benötigten, über den Semmering sollten führen dürfen, konnte hiernach also der ganze Herrenstand (Landesministerialen, Dienst- oder Landherren) und alle Klöster, bei der weiten Auslegung, die darin, wer unter den „ehrbaren Leuten“ mitbegriffen sein sollte, möglich war, etwa auch Ritter und Knechte wie der gesamte Klerus dazu berechtigt erscheinen. Allerdings ob dem in Wirklichkeit so war, jene Bestimmung in diesem Umfange genommen werden darf, ist ebensowenig deutlich zu ersehen als die Geltungsdauer derselben, mochte ihr Umfang auch ein vielmehr begrenzter sein.[3] Im besonderen war später von Herzog Rudolf IV. dem Abt von St. Lambrecht das Privileg erteilt worden,[4] jährlich vierzig Faß deutschen oder ungarischen Wein „zu Notdurfft seines Goczhaus“ aus Österreich über den Semmering bringen zu können, und 1448 hatte König Friedrich III.[5] durch Zwistigkeiten „der wein wegen dy . . . in das fürstenthumb Steyr geführt werden“ veranlaßt, in einer „Ordnung“ die Weinfuhr aus Österreich in dieses Land auf drei Jahre hinaus zu regeln versucht: da der Handel mit Wein

[1] Winter, „Urkundliche Beiträge etc.“, S. 60.
[2] S. 18 f.
[3] S. 20 f.
[4] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.
[5] Ebenda.

in die Steiermark ja Monopol der Wiener-Neustädter war, so wurde die Weineinfuhr — mit Ausnahme des Abtes von Neuberg[1] — nicht zu diesem Zwecke gestattet. Es werden hierin die Rechte des Abtes von St. Lambrecht fixiert, demselben auf Grundlage des ihm von Herzog Rudolf IV. verliehenen Privilegs erlaubt, vierzig Faß deutschen oder ungarischen Wein aus Österreich über den Semmering zu führen; er sollte ihn ausschließlich „zu Speisung“ des Klosters wie der zu demselben gehörigen übrigen Häuser verwenden, auch hätten in dieser Summe „Bauweinzehent und Bergrecht“ des Klosters wie alles, was die Pröpste von Aflenz und in der Veitsch diesseits des Semmerings an Wein besäßen oder was sie hier kaufen würden, enthalten zu sein, nicht jedoch jener Wein, dessen der Abt oder seine Leute in Zell (Mariazell) bedürften: dieser sollte gleicherweise aus Österreich eingeführt werden können. Auch Seckau und Göß sollten, und zwar „Ir Bawwein zehennt und Bergrecht, dy Sy ucz Enhalb des Sembring Im Lannd Osterreich habn“, zu eigenem Bedarf über den Paß bringen dürfen, ferner einzelne Pfarrer und Kapläne im Mürztale, die zu gleichem für den Wein aus ihren Weingärten in Österreich befugt wurden, so der Pfarrer zu St. Lorenzen, der zu Krieglach und Langenwang, der Kaplan „auf dem Haus zu Hohenwang“ und jener der Bürger zu Mürzzuschlag und schließlich auch der Pfarrer dieses Marktes. Im übrigen bestimmte die „Ordnung“, daß „all Edlleut Ritter u. knecht Im Lannd Steir gesessn, dy weingartten Ennhalb des Sembrings Im Lannd Osterreich haben, . . . mugen solich Ir Bawwein . . . uber den Sembring haym furen zu Speysung Irer heuser“ und nennt unter den „Edelleuten“ speziell die Fladnitzer[2] und die Greißenecker,[3] welche wie vormalen erstere zwölf Fuhren Wein zu ihrem Bedarf nach Hohenwang, letztere sechs Fuhren für das Spital zu Judenburg über den Semmering sollten bringen dürfen. Und am Schlusse der „Ordnung“ ist noch eine Reihe von

---

[1] S. 26.

[2] Fladnitz im obersten Raabtal, östlich von Frohnleiten. Die Edlen von Fladnitz, ursprünglich Lehensleute der Herren von Stubenberg, gelangten seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts allmählich zu immer größerem Ansehen und waren in der Mitte des XVI. Jahrhunderts sogar mit den Stubenbergern verschwägert. (Loserth, Das Arch. des Hauses Stubenberg, Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichte, XXXV. Jahrg.)

[3] Die Greißenecker (bei Voitsberg, w. von Graz) gehörten zu den ältesten Ritterfamilien Steiermarks.

„Burgern und Bauern“ erwähnt, deren „brief“ und somit auch die Berechtigung, die sie schon seit längerem besaßen, ebenfalls den Wein aus ihren Weingärten in Österreich über den Paß bringen zu können, bestätigt wurde: sie hier aufzuzählen aber wäre unnötig und würde zu weit führen.

Schon aus dem bisher Gesagten mag sich ergeben, daß auch der Warenverkehr, der nicht zu Handelszwecken erfolgte, so gering er vielleicht nach den Quellen an und für sich erscheinen kann, dennoch die lokale Verkehrsbedeutung des Semmerings erhöhte.

Es sei nunmehr, was noch zu tun erübrigt, in Hinsicht auf den internationalen Handel über den Semmering gezeigt, wer alles an demselben beteiligt war und in welchem Maße es geschah. Hier kommen wohl nur Personen, deren alleinigen Erwerb der Kauf und Verkauf von Waren bedeutete, in Betracht und zwar die Bürger von Städten, wenn wir auch häufig bloß das Land, aus welchem der Handeltreibende stammte, anzugeben imstande sind.

Böhmen (Prag), Mähren (Brünn), Schlesien (Breslau).

Ich habe schon gelegentlich[1] hervorgehoben, daß vor 1351, in welchem Jahre die Straße über Zeiring für alle außer fünf oberösterreichische Städte, welche mit ihrem eigenen Gute sie befahren sollten dürfen, gesperrt worden war, die böhmischen Kaufleute, welche Waren aus Venedig führten, wahrscheinlich oftmals diese und nicht jene über den Semmering, sowohl weil dieselbe für sie die kürzere war als um dem Niederlagsrechte Wiens zu entgehen, benützten und als Beleg ein Schreiben des Bürgermeisters und Rats von Prag an die Wiener-Neustädter von 1383 angeführt. Daß 1361[2] allen Städten Oberösterreichs die Straße über Zeiring zu benützen erlaubt wurde, dies auch eine Urkunde von 1372[3] bestätigt erscheint, ist in unserem Zusammenhange nicht weiter von Belang.

Aus denselben wie vorhin angeführten Gründen aber mögen nicht bloß die Kaufleute aus Böhmen, sondern auch aus Mähren und Schlesien, und diese nicht bloß auf dem Rückwege von Venedig sondern überhaupt auf ihren

[1] Seite 9.
[2] „Quellen, II/1, nr. 590a.
[3] „Ausgewählte Urkunden“, nr. 129.

Handelsreisen nach und aus dem nordöstlichen Italien bis zu obigem Jahre die gleiche Straße gezogen sein. Und deshalb braucht, wo bei den Nachrichten über solchen Handel dieser drei Länder bis 1351 nicht direkt geschlossen werden kann, daß er über den Semmering erfolgte, dies nicht als notwendig vorausgesetzt zu werden, wenn auch für die Annahme einer wenigstens teilweisen Benützung unseres Passes durch denselben ebenfalls einiges anzugeben möglich ist. Denn erstens hieß es ja doch immerhin, besonders seit 1281, gegen ein bestehendes Recht verstoßen, wenn Kaufleute aus Böhmen, Mähren oder Schlesien die Straße über Zeiring einschlugen und zweitens hätte Herzog Rudolf III. von Österreich und Steiermark, der wie wir aus anderem[1] wissen, ein Vertreter der typischen Handelspolitik der österreichischen Herrscher im Mittelalter war, nicht ca. 1303 jenen Pragern Bürgern, die „causa merces emendi“ nach Venedig reisen würden, Schutz in seinen Ländern zugesichert,[2] wenn nicht mindestens die Prager Kaufleute manchmal auch die rechte Straße gefahren wären. Berücksichtigt man nun die vorausgegangenen Erwägungen, so kann nur in einem Falle mit Sicherheit gesagt werden, daß Kaufleute aus zweier der oben genannten Länder über den Semmering gekommen sind, jene „von Prage oder von Brezzla“, deren die Mautordnung für Wiener-Neustadt von ca. 1310[3] Erwähnung tut, welche über diese Stadt hinausfuhren. Bei allen folgenden in diesen Zusammenhang gehörigen Nachrichten muß jedoch hiernach als zweifelhaft bezeichnet werden, welchen Weg der Händler wählte. Die Nachrichten selbst sind diese: In einem Briefe, den Mitte Dezember 1276 König Otakar II. an König Rudolf I.[4] richtete, wird auch dessen gedacht, daß einige Untertanen des Böhmenkönigs „mercacionis exercentes opera“ in Kärnten ausgeraubt worden seien. Da König Otakar, zugleich mit dem Ersuchen an König Rudolf die Rückgabe der geraubten Güter zu betreiben, diesen u. a. auch bittet, allen Kaufleuten seiner Länder freien Durchzug in jenen Gebieten zu gestatten, so trieben diese damals mutmaßlich nicht selten Handel nach

---

[1] Luschin v. Ebengreuth, „Die Handelspolitik der österr. Herrscher im Mittelalter“, akadem. Vortrag, Wien 1893. S. 14.

[2] Erben-Emler, „Regesta diplomata nec non epistol. Boemiae et Moraviae“, Prag 1855—82. II. Bd., nr. 1990.

[3] Winter, „Urkundliche Beiträge etc.“, S. 57f.

[4] Erben-Emler, a. a. O., II. Bd., nr. 1057.

Italien. Dann besitzen wir für den 4. Februar 1302 eine kurze Notiz über eine Verfügung des großen Rates in Venedig,[1] welche uns von Repressalien desselben gegen Untertanen des Königs von Böhmen berichtet. Auch aus einer Urkunde vom 28. Mai 1304, in welcher König Wenzel II. von Böhmen und Polen die Beschlüsse der Prager Alt- und Neustadt u. a. über ihren Handel bestätigt,[2] geht hervor, daß um jene Zeit Kaufleute dieser Stadt nach Venedig kamen. Ein Schreiben wieder König Heinrichs von Böhmen, Herzogs von Kärnten an den Patriarchen Paganus von Aquileja vom Jahre 1329[3] belegt uns den Handel eines Brünner Kaufmanns nach Italien, da König Heinrich den Patriarchen ersucht, gegen jene, welche einem „Johannis civis Brunne.... in strata Portuslatisana[4] 130 Mark Silber geraubt hätten, einzuschreiten; und zum Jahre 1337 wissen wir,[5] daß ein Conradus aus Brünn und ein Corradus aus Mähren sich zu Handelsgeschäften in Venedig aufhielten. Eine letzte Nachricht endlich vor 1351, aus dem Jahre 1341,[6] erwähnt einen „Johannes de Praga" als nach Venedig Handel treibend.

Seit 1351 nun, da die Straße über Zeiring in dem schon erörterten Umfange verboten wurde, waren die Kaufleute Böhmens, Mährens und Schlesiens für ihren Handel nach Italien auf die Straße über den Semmering angewiesen. 1360 war überdies besonders zwischen König Karl IV. und Herzog Rudolf IV. vereinbart worden, ihre Kaufleute „bei sulcher Wandlung Strazzen und guter gewohnhait als sie mit unsern Vordern von alter herkomen sint" zu lassen;[7] ein Handelsvertrag, der allerdings in seinen Wirkungen auf den Handel der Untertanen Karl IV. über den Semmering nichts Neues schuf. Weil aber nun seit 1351 das Niederlagsrecht Wiens nicht mehr umgangen werden konnte und deshalb eine direkte Handelsverbindung dieser Länder nach Italien unmöglich war, mag eine Abnahme dieses Handels eingetreten

---

1 Simonsfeld, „Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen". Stuttgart 1887. I., nr. 18.

2 Erben-Emler, a. a. O., II. Bd., nr. 2005.

3 Zahn, „Austro-Friulana 1358—1365" in den „Fontes rer. austr.", II. Abt. 40. Bd. 1877, nr. 24.

4 Latisana, in der Nähe der Mündung des Tagliamento, an der Handelsstraße nach Venedig gelegen.

5 Simonsfeld, a. a. O., I., nr. 96.

6 Ebenda, I., nr. 799.

7 Steyerer, „Commentarii pro historia Alberti ducis Austriae", Leipzig 1725. S. 312.

sein, wurde der Semmering also durch denselben vielleicht nicht viel öfters benützt als vor 1351. Wie unangenehm übrigens das Wiener Niederlagsrecht auch von den Prager Kaufleuten empfunden wurde, erfahren wir aus der schon öfter genannten Urkunde von 1383,[1] aus der sich ergibt, daß die Prager ganz ernstlich den Gedanken erwägen, eine Handelsstraße nach Venedig zu finden, die sie „ohn der Wienner irrunge haben möchten", etwa von „Brünn gehn Pressburg unnd denne von Pressburg über das ungarische" nach Wiener-Neustadt. Nur während jener Zeiten, wo bestimmten Kaufleuten unserer Länder, wenn sie nach Venedig Handel treiben würden, freier Durchzug durch Wien gestattet wurde, so denen von Prag durch Herzog Rudolf IV. von Ende Februar 1364 bis Weihnachten dieses Jahres, allen böhmischen Kaufleuten durch Herzog Albrecht III. von Mai 1366 bis zum Jahre 1370,[2] so denen von Prag wahrscheinlich auch einmal nach 1386[3] mögen diese von ihrem Privileg ausgiebigen Gebrauch gemacht haben, mag ein Aufschwung des Handels derselben über den Semmering erfolgt sein. Und wenigstens in einer Quelle scheinen sich diese Verhältnisse widerzuspiegeln, wenn nämlich im März 1366, also nach der ersten Begünstigung der Prager Kaufleute, aber vor der zweiten, allen böhmischen Kaufleuten verliehenen, wie schon erwähnt,[4] der venetianische Doge Marcus Comario die Kaufleute von Prag auffordert, sie sollten doch kein Bedenken tragen, nach Venedig Handel zu treiben, wie er, daß es jetzt der Fall sei, wahrzunehmen glaube; denn hieraus läßt sich tatsächlich eine Stockung der Handelsbeziehungen

---

[1] Anhang nr. 1.

[2] S. 10.

[3] Luschin v. Ebengreuth, „Wiens Münzwesen, Handel und Verkehr im späteren Mittelalter". Separatabdruck aus II/2 der Geschichte der Stadt Wien. S. 24. Luschin, der bei seiner Erörterung des Wiener Niederlagsrechtes auch auf die von demselben gewährten Befreiungen zu sprechen kommt, deutet übrigens, da er die den böhmischen Kaufleuten durch Herzog Albrecht III. verliehene Begünstigung nicht berücksichtigt, den Inhalt einer Urkunde vom 28. April 1369 unrichtig. Auch die Bemerkung: „Später (d. h. nach 1364) scheinen jedoch die Prager das Durchzugsrecht durch Wien für ihren Eigenhandel nach Venedig in ähnlicher Weise öfter erlangt zu haben", dürfte sich in Hinblick auf jenes öfter zitierte Schreiben des Bürgermeisters und Rats zu Prag von 1383 (Anhang, nr. 1) jetzt nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

[4] S. 10.

erkennen und gewiß erstreckte sie sich nicht bloß auf die der Prager sondern im allgemeinen Böhmens, Mährens und Schlesiens zu Venedig, während jener Zeiten, wo der direkte Verkehr unterbunden war.

Alle sonstigen Nachrichten aber[1] erweisen bloß jeweils den Handel der hier in Frage kommenden Länder über den Semmering nach Italien, ohne uns näheres mitzuteilen. Am 26. April 1358 verspricht der Doge von Venedig, Johannes Delphino, unter anderem alle böhmischen Kaufleute in seinen Gebieten nach Kräften schützen zu wollen, 1363 hören wir von der Reise eines Prager Kaufmannes namens Rainaldus nach Venedig, 1373 benützten Prager Kaufleute die „stratam de Praga et Boemia versus Venetias", für 1389 ist wieder der Handel Böhmens nach Venedig bezeugt. Und von dieser Zeit ab sind es überhaupt nur mehr einzelne Kaufleute, von deren Handel nach Venedig wir Kunde haben: wann er geschah, wie die Namen und Heimat der Kaufleute sind in nachstehender Tabelle zusammengestellt.

Jahr	Name des Kaufmannes	Heimat des Kaufmannes
1399, 1404	Petrus Cochus	Prag
1407	Nicolo	Breslau
1409	Jachomo de Linginis	Breslau
1410	Johannes Grofener	Breslau
1414	Michiel	Breslau
1416	Nicolo Gebizen	Prag
1417	Zan	Breslau
1420, 1426	Guarnier	della Gliexia
1427	Chorado Mario	Breslau
1429	Johannes Bauch	Breslau
	Johannes	Bautzen
1436	Georg Bauliaw	Breslau
1440, 1441	Johannes Bauch	Breslau
1449	Albrecht Scheurl	Breslau

[1] Pelzel, a. a. O., Urkundenbuch des 2. Bandes, nr. 303 u. 231; Simonsfeld, I., nr. 196, 290, 303, 358, 434, II., S. 72; Lichnowsky, a. a. O., I., nr. 2182; Sieveking, „Aus venetianischen Handlungsbüchern" im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche", herausgeg. von Schmoller, 1901.

Wien.

In ziemlich frühe Zeit gehen die Anfänge des internationalen Handels Wiens über den Semmering zurück. Schon in den Bestimmungen über die Wagenmaut in Wien, die vor 1221 abgefaßt erscheinen,[1] heißt es: „vert ein burger gen Veneden unde fuert er huet (= Häute)“ und schließt man sich der gewiß höchstwahrscheinlichen Vermutung an, daß der Name Schottwiens mit dem Handel Wiens in Beziehung steht,[2] so bietet dessen Entstehungszeit um 1220, da, wie wir an anderer Stelle bereits gesehen haben, Wien fast oder gar keinen lokalen Handel über den Semmering trieb, gleichfalls einen Beleg für den internationalen Handel dieser Stadt über unseren Paß. Allerdings setzen die nächsten Nachrichten beinahe ein Jahrhundert später erst wieder ein. 1301 werden ein Henghelprettus und ein Fridericus de Vienna mit Zinn und Kupfer nach Venedig handelnd genannt, 1313 weilte ein Wiener namens Conradus in Venedig, um hier Waffen einzukaufen, derselbe der sich auch 1316 und 1329 in dieser Stadt aufhielt, von 1316 ist uns noch von einem Wiener Kaufmann Henricus berichtet, der in Venedig für Herzog Heinrich von Kärnten schwere wie leichte Seidenstoffe besorgt hatte, der nämliche vielleicht, wie der 1319 erwähnte Henricus, welcher feine Leinenstoffe aus Venedig führte, für 1322 ist uns überliefert, daß ein gewisser Christanus aus Wien Silber nach Venedig brachte, für 1339, daß ein Nikolaus de Viena ebendahin Handel trieb und die Bestimmungen über die Wagenmaut zu Wien aus der Zeit vor 1331 berücksichtigen abermals jene Fälle, in denen „ein purger gegen Venedigen vert und fuert heut“.[3]

Ungefähr um diese Zeit melden uns die Quellen auch etwas über die Verhältnisse, unter denen der Handel Wiens nach Italien speziell in Friaul vor sich ging. 1327 war von Wien mit der Stadt Udine ein Übereinkommen wegen sicheren Geleites seiner Kaufleute getroffen worden[4] und 1331 hatte Patriarch Paganus v. Aquileja allen deutschen Kaufleuten

---

[1] Tomaschek, a. a. O., I., nr. 4.

[2] Müller, „Wien und Schottwien“ in den „Blättern des Vereines f. Landeskunde v. Nö.“ 1896. S. 21; Grund, „Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken“ in Pencks „Geogr. Abhandl.“, 1901. S. 155.

[3] Simonsfeld, a. a. O., I., nr. 16, 37, 46, 56, 68, 794; Tomaschek, a. a. O., I., nr. 29.

[4] Luschin v. Ebengreuth, „Wiens Münzwesen etc.“, S. 8.

freien Handelsverkehr durch den Fellakanal bis Gemona gewährt.[1] Gerade die Gunst der Patriachen als der Gebietsherren des größten Teiles Friauls nicht zu verlieren, mochte den Kaufleuten wichtig dünken, und so dürfte es sich erklären, daß 1339 drei Wiener Kaufleute, ein Conradus Imperger, ein Michael Cholor und ein Henricus Gracomar sich dem damaligen Patriachen Bertrand gegenüber erbötig machten, demselben, wenn zwischen ihm und den Herzogen Albrecht II. und Otto von Österreich in den Streitigkeiten um Stadt und Gebiet von Windischgraz keine Einigung erzielt werden könnte, 1000 Mark Schillinge „aut tot mercimonia quot valeant mille marchas dicte monete“ zu übergeben.[2] Andererseits hat es gewiß die Gewogenheit dieses Patriarchen, wohl den österreichischen Kaufleuten im allgemeinen gegenüber, wie sie durch derlei geweckt werden mußte, veranlaßt, daß derselbe 1341 alle Kaufleute dieses Landes, welche durch sein Gebiet Handel trieben, besonders aber die Wiener nennend, davon befreite, „mutam seu exactionem que unghelt lingua Theotonica appellatur“ entrichten zu müssen und ihnen ein Jahr später zusicherte, auch sonst ihren Handelsverkehr schützen zu wollen. Zumal in einem Punkte war eine solche Unterstützung wirklich vonnöten, um nämlich die Beseitigung eines Übelstandes, welcher auch den Handel Wiens in diesen Ländern stark beeinträchtigte, mindestens zu versuchen: die Unsicherheit auf den friaulischen Straßen. Denn bis zu welchem Grade sie bestand, bezeugt drastisch genug ein förmlicher Raubvertrag, den 1331 ein Peter von Cividale und ein Brantner von Tolmein (am mittleren Isonzo) eingingen, des Inhalts, daß letzterer in Erfahrung zu bringen hätte, wenn Kaufleute von Villach ins Friaulische zögen, worauf ersterer diese dann überfallen und ausrauben sollte. Und in dieser Hinsicht scheint Patriarch Bertrand sich in der Tat bemüht zu haben, sein 1342 gegebenes Versprechen zu erfüllen, da er in einem Schreiben an den Dogen von Venedig 1343 bemerkt, daß er für die Gegend von Venzone „que est fortissima et multis malis hominibus populata“, wo es also am wenigsten geheuer gewesen sein mag, „cum dulcibus verbis transitum multis mercatoribus de Vienna“ ermöglicht habe. Deutlich läßt sich aus dieser Urkunde auch das Interesse erkennen, das Venedig an der Sicherung des

[1] Zahn, a. a. O., nr. 27.
[2] Ebenda, nr. 38.

Handelsverkehres mit Wien besaß.[1] Übrigens mögen die Bemühungen der Patriarchen einen Vertrag zwischen den Wienern und den Bewohnern von Venzone erleichtert haben,[2] in welchem diese bei Strafe von 100 Mark von allen Gewalttätigkeiten gegen Wiener Kaufleute abzustehen sich verpflichtet hatten.

Allein die Unsicherheit, die in ganz Friaul herrschte, nahm noch immer zu, wurde so arg, daß die Wiener wie die übrigen Kaufleute, welche bisher hiedurch gezogen waren, für einige Zeit einen anderen Weg einschlagen mußten; 1345 kam es dazu, man benützte nunmehr die Straße über Cadore.[3] Aber bald nach 1350 ist der Handel durch Friaul wieder aufgenommen worden, schon für dieses Jahr wissen wir, daß drei Wiener Kaufleute über Venzone gekommen sind:[4] ob der Grund hiefür in einer relativen Besserung der Sicherheit auf den dortigen Straßen erblickt werden darf — 1351 hören wir[5] für lange Zeit zum letztenmale von einem an Kaufleuten verübten Raube — ob für die österreichischen Kaufleute in Betracht kam, daß ihnen damals die Grafen von Görz besondere Begünstigungen[6] für den Durchzug durch deren Gebiete verliehen hatten, oder mehr noch, daß die Machtsphäre Österreichs sich in diesen Jahren bedeutsam gegen Friaul hin ausdehnte, Herzog Albrecht II. einen eigenen Handelsvertrag mit dem Patriarchen von Aquileja zur Regelung des Verkehres seiner Kaufleute geschlossen hatte,[7] ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden.

Überhaupt geben uns die Quellen für die Folgezeit von den im vorhergehenden erörterten Dingen, die ich deshalb in unserem Zusammenhange des internationalen Handels Wiens über den Semmering berührt habe, weil sie auf das Ausmaß desselben sicherlich wirkten, fast gar keine Kunde mehr; sie enthalten, wie die eingangs angeführten, meist zu unserem Gegenstande nichts weiter als die bloße Tatsache des Handels Wiens nach Venedig. Als Ausnahme betrachte ich nur zwei Urkunden; erstens die Aufzeichnungen, die sich zirka 1375

[1] Die Urkunden ebenda nr. 39, 40, 28 u. 41.

[2] Kurz, „Österreichs Handel in älteren Zeiten", Linz 1822, S. 459—63.

[3] Zahn, a. a. O., nr. 43ff u. nr. 66.

[4] Ebenda, nr. 46 u. 62.

[5] Ebenda, nr. 71.

[6] Kurz, a. a. O., S. 457ff.

[7] „Quellen", II/1, nr. 377.

über die Rechte der Wiener Bürger an der Maut zu Neudorf und Sollenau als notwendig herausstellten,[1] da sie uns über die Bedeutung dieses Handels Aufschlüsse geben; es werden hier die Abgaben festgesetzt von dem, „swaz ein purger auf einem wagen auz dem land hinwerts uber den perig gen Venedig fürt", von dem „swaz er auf einem ross fürt" und von dem „swaz er treit", ebenso von dem „swaz ein purger . . . auf wegen von Venedi fürt", von dem „swaz einer auf einem ross fürt" und von dem „swaz einer traet"; und ganz detailliert erscheinen auch die Waren, welche Wiener Kaufleute nach Venedig zu bringen pflegten, angegeben, wenn aufgezählt wird, „ez sei zin, chupher, plei, hutr, auch hutfel, leineins, wolleins, lampfel, fueder, chaesilber, spezerei, finer unslit, gewant geferbts oder ungeferbts, hausen, hering, visch salz oder ander chaufmanschaft, wie die so genant ist". Und als zweite Ausnahme nenne ich ein Schreiben, welches der „vicarius et locumtenens" von Belluno wie der Richter, Rat und die Gemeinde von Triest am 11. November 1410 an die Wiener sendeten[2], da hier, das einzig mir bekannte Beispiel, des Handels Wiens nach Triest Erwähnung getan wird: die Wiener sollten Herzog Leopold IV. ersuchen, daß er der österreichischen Besatzung des bei Triest gelegenen Kastells Mocho, die unlängst einen Wiener Kaufmann namens Henricus Braun seiner Waren beraubt habe, für die Zukunft ähnliches verweisen, damit ein gesicherter Handelsverkehr in des Herzogs Ländern möglich sei.

Jene übrigen Nachrichten vom Handel Wiens nach Venedig aber sind folgende.[3] 1359 stirbt ein Wiener Kaufmann namens Nikolaus, 1360 ein solcher namens Johannes Schmanzer in Venedig; 1366 werden Kaufleute aus Wien, die mit Wagen nach Venedig fahren, erwähnt, 1367 befindet sich ein Kaufmann Henichinus aus Wien mit seinem Diener (oder Geschäftsführer) in Venedig, 1368 bringt ein Wiener Kaufmann namens Nikolaus Kupfer nach Venedig; 1376 ist der Wiener Kaufmann Konrad Gensceler in dieser Stadt, 1389 und 1393 wird des Handels u. a. der Kaufleute aus Wien nach Venedig gedacht; 1390 und 1391 erscheinen die Wiener Kaufleute Heinrich und Johann Rock, in letzterem

[1] Tomaschek, a. a. O., I., S. 184 ff.
[2] Krones, „Landesfürst etc.", S. 232.
[3] Simonsfeld, a. a. O., I, nr. 207, 216, 263–66, 390, 423, 815, 821; II., S. 52; „Quellen", II/1, nr. 677a, 1172a, 1264a, 2679; Sieveking, a. a. O.

Jahre auch die Wiener Kaufleute Martinus Tezara, Bofardus und Stephanus in Venedig; 1403 wird von einem Wiener Kaufmann Henricus, 1411 von einem Tomaso, 1418 von einem Matthäus Bister gesprochen, 1419 und 1421 machte der Wiener Kaufmann Renaldo, gleichfalls 1419 einer namens Rigo, 1424 ein Nicolo Sorge Einkäufe von Baumwolle in Venedig; 1425 führten die Kaufleute Zan Longo und Chorado Arrillier aus Wien, ersterer „zinzero", letzterer Pfeffer aus Venedig, für 1430 sind die Wiener Kaufleute Nikolaus Fenaver und Nikolaus Granata, für 1432 Simon Putel und Ulrich Carner in Venedig bezeugt; 1439 wird in einer Urkunde gesagt, daß von den Wienern „ain michel tail" nach Venedig Handel trieb und für 1441 ist uns schließlich wieder von dem Handel des schon genannten Simon Putels nach dieser Stadt berichtet.

Wiener-Neustadt.

Die erste Nachricht von dem internationalen Handel Wiener-Neustadts über den Semmering stammt aus dem Jahre 1366;[1] als Herzog Albrecht III. damals den Wiener Kaufleuten gestattete, von jedem Wagen „hinein gen Venedi und herwider aus" 32 den. einzuheben, damit sie die Kosten bestreiten könnten, die ihnen daraus entstünden, daß sie die verbotenen Straßen, jene über Zeiring wie Karststraße, besetzen hatten dürfen, wird auch der Wagen der „Kaufleut von der Neunstat" besonders gedacht. Später, 1376,[2] erscheint ein Wiener-Neustädter Kaufmann namens Rudolf in Venedig genannt, der Zinn und Kupfer dahingeführt hatte.. Ferner erweist die oft erwähnte Urkunde von 1383,[3] daß die Wiener-Neustädter nach Venedig Handel trieben, wenn die Prager an dieselben schreiben, daß so oft die Kaufleute Wiener-Neustadts in Zukunft nach Prag kommen würden, sie zugleich den „offen Stattbrieff" mitzubringen hätten, des Inhalts, daß der Rat Wiener-Neustadts bekenne, „daß ihr oder die Euren die haabe die ihr allso zu unns führen werdet zue Venedi gekhaufft habt". 1422 wieder[4] waren ein Ser Rasmo und ein Zan Nuochan aus Wiener-Neustadt in Venedig, letzterer hatte Pfeffer hier eingekauft. Angenommen

---

[1] „Quellen", II/1, nr. 677a.
[2] Simonsfeld, a. a. O., I., nr. 236.
[3] Anhang, nr. 1.
[4] Sieveking, a. a. O.

kann ein internationaler Handel Wiener-Neustadts über den Semmering auch aus einer Urkunde von 1445 [1] werden, einem vorläufigen Schiedsspruche, welchen König Friedrich III. in den Streitigkeiten der Wiener-Neustädter mit den Judenburgern fällte, da aus demselben hervorgeht, daß die ersteren mit Eisen über Judenburg hinaus, also vielleicht nach Italien handelten. Schließlich noch zwei Nachrichten[2] für den Handel Wiener-Neustadts nach Venedig: in einem Schreiben von 1448 antworteten die Wiener, von den Wiener-Neustädtern um Aufklärung gebeten, warum sie die Waren eines Kaufmannes ihrer Stadt konfisziert hätten, denselben „daz hivormaln die eurn mit Czin von Gesten zu kauffen u. hiewider zu verkauffen oder gein venedy ze furn nicht gehanndelt haben“; wobei die Wiener übrigens, wenn sie nicht eine bloße Tatsache feststellen, sondern das Recht der Wiener-Neustädter, Besagtes zu tun, in Frage ziehen wollten, keineswegs die Wahrheit behaupteten. Und zirka 1450 beklagten sich die Wiener in einem Gesuche an König Friedrich III., welchen Schaden es für ihren Handel bedeute, wenn die Wiener-Neustädter übereingekommen wären „item das auch Ir purger u. kaufleut die venedigische phenbert gen der Neustadt fürn die daselbs niderlegen aufpinten u. verkauffen u. nicht gen wienn in die niederleg fürn sulln“; da die Wiener hervorhoben, daß dies „wider der Niderleg zu wienn gerechtikait“ wäre, so konnten unter der „venedig. phenbert“ nur Waren verstanden sein, welche die Kaufleute Wiener-Neustadts aus Venedig gebracht hatten.

Knittelfeld, Judenburg, Friesach, Villach, Laibach.

Ganz kurz nur sei des internationationalen Handels dieser Städte über den Semmering Erwähnung getan; er erfolgte, da alle Waren, welche dieselben in Venedig gekauft hatten, dem Wiener Niederlagsrechte zufolge über den Semmering nach Wien geführt werden mußten. Dafür aber, daß diese Städte nach Venedig Handel trieben, finden sich einige Beispiele bei Simonsfeld[3] für Friesach und Villach aus dem 14., für Judenburg und Laibach aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; ich selbst vermag den Handel

[1] Im Wiener-Neustädter Stadtarchiv.
[2] Ebenda.
[3] Simonsfeld, a. a. O., I, nr. 391, 54, 48, 782, 109, 234, 239; II., S. 54.

Judenburgs, Friesachs und Villachs nach Venedig durch eine Urkunde des Jahres 1366, den Handel Judenburgs und Friesachs ebendahin auch durch eine solche von zirka 1450 zu belegen, die überdies das gleiche für Knittelfeld bezeugt.[1] Daß der Handel der Judenburger aus Venedig über den Semmering übrigens nicht unbedeutend gewesen sein kann, erhellt daraus, daß der Handel nach Venedig sogar zur Erzeugung eigener Exportartikel geführt hat; 1371 befiehlt Herzog Albrecht III., daß alle, welche sich vor Judenburg hinausgezogen haben und Kaufwaren für Venedig verfertigen, dennoch mit den Judenburgern Steuern u. s. w. entrichten sollten.[2]

Venedig und Friaul.

Was ich zu dem internationalen Handel Böhmens, Mährens und Schlesiens über den Semmering einleitend bemerkte, daß, wenn auch derselbe durch Österreich ging, er doch bis 1351 nicht notwendig über den Semmering geschehen mußte, gilt bis zu diesem Jahre ebenfalls für den internationalen Handel, welcher uns von Venedig durch Österreich nach den obgenannten Ländern berichtet ist. Ich will daher die Nachrichten darüber gesondert von jenen betrachten, welche uns von dem Handel Venedigs wie Friauls, der sicher als Verkehrsweg den Semmering benützte, Kunde geben. Was erstere betrifft, so finden wir zur Zeit König Wenzel II. einen venetianischen Kaufmann Balduin Falaster in Prag[3] und ein Balduin Falaster aus Venedig reiste auch, als König Johann regierte, mit seinen Waren nach Böhmen, wie aus einer Urkunde, in welcher der König diesem Kaufmanne weitgehende Begünstigungen für seinen Handel in diesem Lande zuteil werden ließ, ersichtlich ist.[4] Dann geht aus einem bei Erdmannsdörffer „de commercio quod inter Venetos et Germaniae civitates aevo medio intercessit" (Leipziger Dissertation 1858) S. 33 f mitgeteilten Schreiben des venetianischen Dogen Petrus Gradonico von 1308 hervor, daß venetianische Kaufleute damals nach Böhmen Handel trieben; ja Erdmannsdörffer meint sogar annehmen

[1] „Quellen", II/1, nr. 677a und Wiener-Neustädter Stadtarchiv.
[2] Lichnowsky, a. a. O., I, nr. 1067.
[3] Tomek, „Geschichte von Prag", Prag 1856, S. 353.
[4] „Summa Gerhardi, ein Formelbuch aus der Zeit König Johanns (c. 1336—1345)", herausgegeben von F. Tadra im „Archiv für österreichische Geschichtsquellen", Bd. 63, S. 540.

zu können, es habe in Prag in jenen Zeiten ein eigenes Kaufhaus für italienische Händler bestanden. Für 1337 erfahren wir ferner, daß ein venetianischer Kaufmann namens Petrus Vulpe bereits über zwanzig Jahre nach Böhmen[1] und für zirka 1340 endlich, daß ein Kaufmann Baldbinus Lombardus de Veneciis in Prag weilte.[2]

Zum Handel Venedigs und Friauls aber, der sicher über den Semmering erfolgte, kann schon früher, 1244, die Erwähnung der „mercatores Veneti" in dem von Herzog Friedrich II. den Wiener Neustädtern verliehenen Zollprivileg angeführt werden, weiters, daß die Mautordnung Wiener-Neustadts von zirka 1310 auch die Abgaben der Kaufleute „von Venedige" jener „von Peuschendorf" (der deutsche Name für Venzone) und überhaupt aller der, welche „von Vriawl" sind, regelte; und speziell über den Handel der Bürger von Venzone nach Wien sind uns auch noch 1343 und 1350 Nachrichten erhalten.[3]

Daß nun seit 1351 ein direkter Handel der italienischen Kaufleute durch Österreich in die böhmischen Länder unmöglich war, brauche ich wohl nach meinen früheren Darlegungen ebensowenig des näheren auseinanderzusetzen als daß die Urkunden, welche wir von 1281 ab über den Handel jener Kaufleute nach Österreich besitzen, sofern die Bestimmungen des Wiener Niederlagsrechtes eingehalten wurden, als Belege für die Benützung des Semmerings in Anspruch genommen werden dürfen. Leider aber sind die Nachrichten selbst sehr spärlich. Um 1355 ist von dem Handel friaulischer Kaufleute nach Österreich die Rede,[4] 1358 wie 1366 wird des Aufenthaltes venetianischer Kaufleute in Böhmen gedacht[5] und 1366 wie 1370 verheißen die Herzoge Albrecht III. und Leopold III. allen venetianischen Kaufleuten Schutz in ihren Ländern.[6] Damit erschöpft sich jedoch auch unsere Kenntnis des internationalen Handels von Seite Venedigs und Friauls über den Semmering; ich

[1] Simonsfeld, a. a. O., I., nr. 94.

[2] Summa Gerbardi", a. a. O., S. 515.

[3] „Ausgewählte Urkunden" nr. 39; Winter, „Urkundliche Beiträge etc.", S. 57; Kurz, a. a. O., S. 460ff; Zahn, a. a. O., nr. 46.

[4] Zahn, a. a. O., nr. 77.

[5] Pelzel, a. a. O., S. 337 und 367.

[6] Lichnowsky, a. a. O., nr. 742 und 1013.

weiß innerhalb der für uns in Betracht kommenden zeitlichen Grenze keinen einzigen Beleg mehr beizubringen; daß aber der Handel beider, wenngleich zufällig keine Nachrichten darüber vorhanden sind, weiter fortbestand, ist gewiß überflüssig, besonders zu betonen.

Wir sind am Schlusse; ich glaube gezeigt haben, daß der Semmering zwischen der Mitte des 13. und des 15. Jahrhunderts eine wichtige Verkehrsbedeutung besaß. Wir fanden, daß am Handel über denselben die wichtigsten der an den Österreich von Südwesten nach Nordosten durchziehenden Straßen gelegenen Handelszentren beteiligt waren, zumal die handelspolitischen Maßnahmen der österreichischen Herrscher meist zu einer stärkeren Benützung des Semmerings beitrugen. Ich vermag hinzuzufügen, daß überhaupt die wirtschaftliche Bedeutung des Semmerings seine politisch-militärische in den von uns in Untersuchung gezogenen Zeiten weitaus übertroffen hat.

Anhang.

Nr. 1.

1383, November 19, Prag.

Wr.-Neustädter Stadtarchiv, Scrin l XVII, Nr. $^{2}/_{1}$;

Abschrift.

Der Bürgermeister und Rat von Prag schreiben an den Bürgermeister, Richter und Rat von Wiener-Neustadt wegen Verlegung der Handelsstraße von Prag nach Venedig, um Wien künftighin zu umgehen, gestattet ferner den Wiener-Neustädtern, mit venetianischen Waren nach Prag Handel treiben zu dürfen und ersucht sie zugleich, mit Herzog Leopold wegen Freigabe der Straße über Zeiring[1] zu verhandeln.

„. . . . . . Unsern willigen dienst mit aller behelligkeit zevor. Besundern lieben frewnde, Euren Brieff den ihr unns mit dem Johannes Potschan, Euren Mitburger gesandt habt, dass niemandt von unns die Strasse gehn Wienn noch herwider von Wienn zu uns mit kheinerleye khauffmanschafft arbeithen sulle und ander Euer mainunge in demselben Euren Brieffe begriffen, den haben wir woll vernommen und besundern als wir in demselben Euren brieffe empfunden haben, dass ihr unsern frumben mit sambt dem Euren umb ein strasse gehn Venedig gerne werben wollet, dass wir die ohn der Wienner irrunge haben möchten, das danckhen wir Ewch

[1] Die Straße über den Rottenmannertauern und Zeiring war seit 1351, Mai 17, verboten. Vgl. „Quellen . . . . .“ II/1 nr. 378: „Herzog Albrecht zeigt dem Richter und den Bürgern auf der Zeirig an, daß er den Wiener Bürger gestattet habe, „einen phleger“ auf die Zeirik zu setzen, der darüber zu wachen habe, daß niemand „aus oder in uber die Zeirikke“ fahre, ausgenommen die fünf Städte von Enns, Linz, Freistadt, Wels und Gmunden mit ihrem eigenen Gute. Dazu vgl. ebenda nr. 590a und „Ausgewählte Urkunden“, a. a. O., S. 257, nr. 129.

mit ganczem vleisse unnd mit namen. als unns der ehegenannte Johannes von Ewren wegen fürgeben hat, umb dieselben strassen das man die ziechen sollte von Brünn gehn Pressburg unnd danne von Pressburg über das ungarische zu Ewch, ist unser mainunge, dass wir Ewch das gerne folgen wellen unnd unser Hilffe darzue thuen, doch in solcher weise, dass ihr auf derselben strassen am Ungarischen, die Ewch daran bass gelegen sein denne unns, an Mauthen unnd Zollen aigentlichen erfahren sullet unnd unns daz lassen wissen, was auf die Khauffmanschaft gehen werde, allso dass ihr unnd wir das zukhomme mochten unnd obe die khüniginne von Ungarn[1] durch ihres besten willen dass man Sie woll in den sachen underweisen wurde auf ain wagen mit khauffmanschaft ein genant gelt an ihren Mauthen und Zollen sezen well das Ihr unnd wir gewesen möchten unnd solche Pfennigwerth die strasse zu Lannde bringen möchten, das Ewch unnd unns nicht zu schwer wehre. Und denne als ihr begehrt, dass wir Ewch mit Ewr arbeit unnd khauffmanschafft zu unns unnd vor unns ungehindert ziehen lassen, thuen wir Ewch khundt, dass wir Ewch unnd den Ewren aller strasse die ihr zu unns mit Ewer khauffmanschafft khommen müget, gehrne gonnen wellen, allso lenge bis das wir Ewch dievor zwey ganze monat mit unnsern brieffe nit absagen werden, allso das ihr mitsambt unns ain strasse gehn Venedi gewinnen müget unnd auch in solcher weise, dass ihr noch die Ewren kheinerleye habe noch khauffmanschafft zu Wienn und in Österleich khauffen sullet unnd die zu unns führen, sunder Ewer ieglicher sull Ewren offen Stattbrieff mit der haabe zu unns bringen als offte des Noth sein wirdet unnd der soll läuthen, das der Rath bekhennet, das ihr oder die Ewren die haabe, die ihr allso zu unns führen werdet, zue Venedi gekhaufft habt unnd nicht zu Wienn oder zu Österreich unnd kheiner von Wienn oder von Österreich theil noch gemaine davon haben. unnd wenne ihr allso mit solcher haabe zu unns khommet, welche Strasse ihr iezundt müget als lange bis Ewch unnd unns ain strasse gehn Venedi wirdet, so mainen wir und wellen wir Ewch fürderen unnd allso des gegen Ewch halten, dass ihr unns zu danckhen habt. Auch bitten wir Ewr freundtschafft, dass ihr an Ewren Gnedigen Herrn Herzog Leupoldt von Österreich geruchet bringen, obe Ewch unnd unns die strasse

[1] Elisabeth, Witwe Ludwig I. von Ungarn, der 1382 starb.

uber Zeierkhe möchte werden, das er das mit seinem Bruder Albrecht übereinkhomen geruche, wenne ihr unnd wir . . . . .[1] in des Herzog Albrechts Lande die strasse ziehen wurden; unnd die wehre Ewch unnd unns die neheste unnd Ewrem herren als er des an seinen Mauthen woll erfinden wurde die nuziste. Unnd thuet in den Sachen Euren Vleiss als wir Ewch des woll gethrauen, doch in sulcher weise allezeit welche strasse ihr gewinnen möchtet unnd zu unns ziehen, das wir die zu Ewch wieder ziechen mügen als ihr selber. Geben zu Prag an St. Elisabethabendt der seeligen wittiben, Anno dom. MCCC l XXXIII.

Burgermaister und der Rath der grossen Statt zu Prage."[2]

---

[1] Überschrieben und unleserlich; wahrscheinlich soll es heißen: „wenne ihr unnd wir vurt im Ungrischen oder in wenig mehr in des Herzog . . ."

[2] Die Prager haben vielleicht mit ihrer Absicht, die andere genannte Straße zu ziehen, Ernst gemacht, denn zirka 1386—1394 entstanden neue Streitigkeiten zwischen Prager und Wiener Kaufleuten, die schließlich von dem in dieser Sache als Schiedsrichter angerufenen Jost von Mähren dahin geschlichtet wurden, daß er den böhmischen Kaufleuten das Recht, auf der „gewöhnlichen" Straße über Wien und den Semmering, aber ohne Niederlagszwang in Wien, nach Venedig Handel treiben zu dürfen, zuerkannte. Damit aber waren die Zwistigkeiten noch lange nicht zu Ende.

Nr. 2.

Bemerkungen zur Karte.

Da ein Vergleich der zur Erläuterung meiner Arbeit bestimmten Karte mit jener, die der Abhandlung Luschins „Wiens Münzwesens . . .“ beigegeben ist, in einigen Punkten Verschiedenheiten ergibt, muß ich meine Darstellung durch einige Beispiele begründen.

Der Weg von der Pack über Voitsberg nach Graz fehlt bei Luschin, während diese Straße schon vor dem fünfzehnten Jahrhundert bestand,[1] Voitsberg ist überdies nicht als Mautort gekennzeichnet.[2] Südlich von Zeiring fehlt der Ort Katzling, wichtig, da sich hier eine Mautstätte befand, ferner ist Neumarkt, nördlich von Friesach, gleichfalls eine Mautstätte, nicht angeführt.[3] Aussee ist bei Luschin nicht durch einen Weg mit der durch das Ennstal ziehenden Straße verbunden.[4]

Nach Luschins Karte könnte es sich so darstellen, als ob vor 1500 kein Verkehrsweg von Breslau nach Österreich gegangen wäre, die Mautordnung für Wiener-Neustadt von zirka 1310 erwähnt aber schon Kaufleute aus Breslau[5]. Der Weg Hartberg—Graz wird bei Luschin als erst seit 1600 nachweisbar angegeben; doch wurde dieser Weg sicherlich spätestens im dreizehnten Jahrhundert vom Verkehre benützt.[6]

---

[1] Vgl. Krones „Landesfürst . . .“ S. 141.

[2] Vgl. Krones „Verfassung . . .“, S. 366.

[3] Daß Katzling und Neumarkt Mautstätten besaßen, belegt Krones „Verfassung . . .“, S. 379 und 461.

[4] Daß ein solcher aber unzweifelhaft schon im 14. Jahrhundert vorhanden war, dafür vergl. man die von mir S. 23 erwähnte Urkunde vom Jahre 1382 (Wiener-Neustädter Stadtarchiv Scrin. XVIII, Nr. 15 a), daß die Wiener-Neustädter „Laglwein uber den Semeringk gen Ausse furen sullen.“

[5] Winter, a. a. O., S. 57.

[6] So zog König Rudolf I. im September 1279 auf diesem Wege nach Graz; vgl. die „Reimchronik“, a. a. O., von 18740—60; Böhmer-Redlich, a. a. O., nr. 1128 u. S. 16, Anm. 1 meiner Arbeit.

Schließlich läßt Luschin die zeitweilig gesperrte Straße über den Karst von Neunkirchen über Hartberg, Fürstenfeld, Radkersburg, Pettau, Windisch-Feistritz, Laibach und Görz ziehen; das Regest nr. 1172a in den „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien“ II, 1 — auch von Luschin in anderem Zusammenhange (in seiner Abhandlung S. 22) zitiert — dürfte jedoch eine solche Annahme ausschließen. In diesem Regeste heißt es: „Herzog Albrecht III. bringt zur Kenntnis, daß er seinen Kaufleuten zu Wien und anderen, die das Recht haben, „gen Venedi ze fahren“, bis auf Widerruf die Straße über den Karst erlaubt habe, mit der Bedingung, daß sie „an dem gevert heraus von Venedi die recht strasse uber den Karst faren von Triest derrichts gen Laibach, von Laibach gen Marichburg, von Marichburg gen Wienn . . .“ u. s. w., wird also gesagt, daß die Straße über Triest ging, des weiteren, daß die Straße von Laibach nach Marburg, von Marburg nach Wien lief; es ist also wohl gewiß, daß sie, da zwischen Marburg und Radkersburg in jenen Zeiten und sehr lange später keine Straßenverbindung bestand, von Laibach über Windisch-Feistritz nach Marburg und dann über Leibnitz, Graz bis Bruck an der Mur zog, wo sie in die Semmeringstraße einmündete.

Schematische Darstellung

DRESDEN BRESLAU Oder Platt. See

Schlesien Ungarn Tirol Kärnten Steiermark Krain Küstenland Istrien Kroatien Italien Venetien Adria

Sterzing Lienz Ob. Drauburg Möll Spital Millstatt Millst.-S. St. Veit Wolfsberg St. Andrä D. Landsberg Leibnitz Radkersburg

Etsch Meran Brixen Bruneck Innichen Mauthen Drau Gail Villach Ossiacher See Klagenfurt Wörther-S. Völkermarkt Hohenmauthen Marburg Luttenbg. Pettau Mur Gr. Kanizsa

Bozen Tarvis Tolmezzo Ferlach W. Feistritz Neuhaus Waradin

Lavis Trient Piave Belluno Chiusa Flitsch Radmannsdorf Stein Franz Cilli

Feltre Livenza Tagliament Udine Gemona Cividale Tolmein Canale Krainburg Laibach Save Gurkfeld Rann Agram

St. Giorgio Latisana Görz Aquileja Adelsbg. Rudolfswerth Gurk

Vicenza Treviso Piave TRIEST Divača Karlstadt Sissek

Verona Mestre Padua VENEDIG Pirano Fiume Korana

Chioggia Parenzo Etsch



Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande.

Beiträge zum Werden und Vergehen der Hammer- und Sensenwerke und zur Genealogie der alten Murbodener Gewerkenfamilien.

Von **Franz Forcher von Ainbach.**

Zur Studie über die Umstände, welche den Murboden in längst vergangenen Zeiten zu einem der blühendsten Gaue Steiermarks ausgestalteten, ist etwas weit auszuholen.

Der Handel brachte Kultur und Wohlstand ins große Alpental und seine Seitengräben nach der Art seiner Waren aus dem fernsten Auslande. Der Export bestand aus Salz, Bronze, Stahl, Schmiedeeisen, geschmiedeten Pfannen, Sensen und Strohmessern und der duftenden Alpenpflanze, dem Speik, der Valeriana celtica.

Das sonnige Tal nahe der internationalen Handelsstraße von der Adria zur Ostsee (die Salzstraße wurde erwiesenermaßen schon in der Steinzeit begangen), das früher viel mildere Klima, das die Landwirtschaft ertragreicher betreiben ließ, deren Früchte mangels Verkehrswegen an den nahen Industriestätten mit größerem Gewinn abgesetzt werden konnten, vereint mit der Verarbeitung des Bergsegens an den vielen Wassergefällen, waren die Grundbedingungen zur gedeihlichen Entwicklung.

Der Salzhandel.

Zur Bronzezeit füllte sich das Lavanttal und das Gebiet um Eibiswald mit zahlreichen Bewohnern. Diese holten ihren Salzbedarf von der Salzstraße her und spedierten ihn über den Salzstiegel und den Obdachersattel. Ob auch nach Oberitalien, ist unbekannt.

Der Bronzehandel.

Der Handel mit Bronze ist schon besser mit Beweisstücken belegt, vor allem durch den Strettwegerfund.

Vom Standqunkte ausgehend, daß **nur** vergleichendes Naturstudium allein das richtige Bild von prähistorischen Funden geben kann, habe ich die für den Murboden maßgebenden Museen der Reihe nach besucht und gewisse Typen von Süditalien bis zum hohen Norden verfolgt. Selbst die besten Bilder geben nicht den richtigen Begriff, auch das Besehen reich illustrierter Werke, wie Montelius[1], dienen nur als Leitfaden zum wahren Betrachten der ausgegrabenen Gegenstände. Die Farbe der Patina (Nickelgehalt macht grau), die Art der Technik, die Stärke des Bronzegusses oder Bleches, die Tiefe der Punze etc., kann das beste Lichtbild nicht wiedergeben.

Ähnlich ist es mit Ölgemälden, das richtige Sehen ist Gefühlssache.

Ich kenne einen Fall, daß ein Bild von mehreren sogenannten Autoritäten einem berühmten mittelalterlichen italienischen Maler zugewiesen wurde. Ein Gelehrter hatte schon eine große Abhandlung auf Grund alter Stiche und Photographien geschrieben und nach Urkunden den Besteller etc. eruiert und die wechselnden Schicksale seit 1540 illustriert. Nach Italien gebracht, erkannte ein Praktiker sofort das „Blau des Memmling" und das nordische Eichenholz der Tafel. Die italienischen Kenner bestimmten unisono das Bild für eine gleichzeitige vlämische Kopie einer alten italienischen Tafel, welches Urteil nach Photographien ganz unmöglich zu fällen war.

Beim Musealvergleich fiel mir auf, daß die reichsdeutschen Sammlungen und jene Salzburgs recht dürftige prähistorische Bronzen besitzen, hingegen Graz und Laibach, weniger Klagenfurt, den etruskischen Funden nicht viel nachstehen.[2]

Besonders auffällig ist die Armut an Wehr und Waffen in Italien und allen anderen Nachbarsammlungen mitsammen gegenüber den Funden im Unterlande und Krain, am Treffplatz der Kultur donauaufwärts und von der Adria und dem Balkan in ihrem weiteren Siegeszug.

---

[1] Oscar Montelius, La civilisation primitive en Italie. Stockholm 1905.

[2] Wien und Budapest als Zentralsammlungen großer Komplexe können nicht in Vergleich gezogen werden.

Die geradezu einzigen Funde von Helmen und Harnischen in Kleinglein, Negau und Watsch deuten auf besondere kriegerische Unternehmungen, bei denen die eindringenden Römer, bewehrt mit den herrlichsten etruskischen Rüstzeugen, reihenweise von den keltischen[1] Einwohnern niedergemacht wurden. Oder sollten die Inschriften auf die Einwohner deuten, trotzdem der dünne Metallguß bestimmt nur nach griechischer Anleitung in Etrurien geübt wurde?

Der Kernguß war unseren Kelten unbekannt, seine Kunstübung blühte in Volterra, als Steiermark am nächsten gelegen, wohin er von Griechenland gekommen sein dürfte, wie die Formen andeuten.

Vielleicht haben die Begrabenen von Kleinglein die Ringwälle um Wies am Gewissen. Ob diese Erschlagenen schon 181 vor Christo ihr Leben ließen, als sie gegen die Istrier zogen, oder 113—115 gegen die Taurisker über den Birnbaumerwald aus Italien einbrechend, oder 59 vor Christo in der Expedition von Aquileja aus gegen Norden, wird wohl nie zu erweisen sein.[2]

Vermutlich der dritte Einfall brachte die echt etruskischen Helme, Schwerter und Rüstungen. Die Kunst, Bronzeblech in größeren Flächen zu treiben, kannte man nur dort — die getriebenen Gefäße stammen aus Vetulonia und Populonia im alten Etrurien.

Die älteren steirischen Bronzewaffen, wie Kelte und sogenannte Paalstäbe, entstammen aber einer speziell keltischen Kultur, deren Zentrum das Poland mit seinen Kapitalen Bologna und Este war. Diese Formen zeigen keine griechischen Linien, sie sind die metallischen Nachahmungen der Steinwaffen und illustrieren die früher „nordetruskische“ Kultur genannte Gießkunst. Die Bronze kam auf drei Wegen aus Mesopotamien zu uns, naturgemäß brachten die Einwanderer das Rohmaterial mit, bis sie an den neuen Wohnsitzen Kupfererze fanden. Das Zinn mag lange aus Indien bezogen worden sein, bis man sein Vorkommen in Cornwall entdeckt und ausgebeutet hat.

Die alten Schriftsteller beschreiben den Zinnhandel von Cornwall,[3] wie es auf Karren zur Ebbe auf die Insel

[1] Ich schrieb im Manuskript durchgehends *č*, weil ich das Wort von böhm. čeled = Gebirgsbewohner ableite. Die Redaktion verwandelte es in *k*.

[2] Speck, Handelsgeschichte des Altertums, 3. Band, zweite Hälfte, Seite 371, 377, 381. Leipzig 1906.

[3] Posidonius, 2. Jahrhundert vor Christo, Diodor, 13 vor Christo. Speck, Seite 386. Cassideriden, um 400 vor Christo, Zunković, Seite 29.

Wight, dann zu Schiff und Land quer durch Frankreich nach Marseille und dann weiter verfrachtet wurde.

Trotzdem wurden neuester Zeit die Astragali, die Zinnbarren Diodors abgeleugnet. Herr Emanuel Green bewies in der british archäological Association am 15. November 1905, daß der cornische Zinnbergbau erst nach 1086 nach Christo wieder erschlossen worden sein konnte.

Es hat also dieser Bergbau das gleiche Schicksal mit den Mitterberger Kupfergruben gehabt, durch 1000 und 1600 Jahre gänzlich in Vergessenheit zu geraten, bis sie wieder neu entdeckt wurden.[1]

Der südapenninische, griechische Einfluß veredelte am Handelswege die primitiven keltischen Formen. Beide haben sich bis in die Neuzeit erhalten. Z. B. haben die Zimmermannsbeile in den Bergen am Gardasee heute noch genau die Formen der südetruskischen Bronzebeile, während die Bandhacken die der lokalen Kelte kopieren.

Mit dem zunehmenden Bedarf haben sich die Gußstätten überall sichtlich gemehrt, deren spezielle Typen sich wieder vielerorts in den Funden genau verfolgen lassen.

Strettweg, nahe den murbodener Kupferbauen, hatte sicher eine Gußstätte, wie ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachwies. Von dort aus kamen die gedrehten Tragstäbe bestimmter Dimension in den Handel, die getriebene Blechgefäße aus Vetulonia stützten, und als Opferwagen in Strettweg, Freudenau in Steiermark und Peccatel in Mecklenburg kombiniert gefunden wurden.

In keiner italienischen Sammlung gibt es solche starke gedrehte Bronzestäbe.[2] Der erste aus Eisen findet sich 1205 bei den Fenstergittern des Palastes Tolomei in Siena. Den Ursprung der Form gibt aber erst 1435 das bronzene Oberlichtgitter der Taufkapelle im einzig schönen Dom von Siena, die metallene Nachahmung eines Geflechtes von Stricken. Die gewundene Mittelsäule spitzbogiger Gewölbe haben die Gothiker den maurischen Baumeistern nachempfunden; denn die erste Anwendung gewundener Säulen stammt aus dem Orient. (Indien, Turkestan.)

Der Strettweger Opferwagenkünstler hat ein orien-

---

[1] The isle of Ictis and the early tin trade, by Em. Green. F. S. A. London 1906, Bedford press, Bedfordbury W. C.

[2] Hingegen dünne, schwach profilierte in den ältesten Opferwagen aus mesopotamischen und inselsardinischen Gießereien, aus apulischen Gräbern.

talisches Modell vor Augen gehabt und seine Formen veredelt nachempfunden.

Der älteste Opferwagen,[1] scheinbar von semitischen Werkstätten der Insel Sardinien, ist jener aus Lucera in Apulien, derzeit im Ashmolean Museum in Oxford. Die sehr archaische Dekorationsplatte auf drei Rädern hat noch die Reste von gedrehten Tragstangen. Das sind aber rundliche dünne Gebilde, ähnlich denen in Hallstatt gefundenen, deren schönste Anwendung im Kohlenbecken[2] des Wiener Hofmuseums zu sehen ist. Dies Räuchergefäß wird noch heute oft in Italien als Wärmespender „Scaldino" verwendet, fand sich aber in Hallstadt aus getriebenen Flachgefäßen aus Vetulonia, manches mit 15 Zentimeter langen dünnen Drehstäben.

Die Strettweger Stäbe sind meist 21—23 Zentimeter lang und zeigen ein kräftiges Kreuz als Querprofil. Auch in Strettweg befand sich ein solcher Glutständer, dessen durch Erddruck zerstörte Reste an das einzig erhaltene schöne Vorbild in Wien erinnern.[3]

In Strettweg und Hallstadt gefundene kleine Klapperbleche dürften heimische mißlungene Versuche darstellen, Bronzebleche zu treiben. Der Nickelgehalt des Kupfers mußte, spröde wirkend, größere Treibarbeit in dünnen Blechen verhindern.

Der Typus der Strettweger Kelte war südlich nur in Frögg und bis Laibach und nördlich nirgends zu verfolgen, am ähnlichsten sind Exemplare aus Bologna-S. Francesco. Ihre starke Form war wohl durch die Rodungsarbeit beim Anhacken alter Bäume bedingt, die man dann durch Feuer zum Falle brachte.

Den Südapennin bedeckte kein Wald, nur zähes Gestrüpp, daher hatten die Etrusker schwache Beile und besondere Einkerbungen zum Anstielen. Die dürftigen Funde im Salzburger Museum zeigen aber den nordapenninischen Typus und sind viel schwächer als die Strettweger. Es hat also merkwürdigerweise das nahe Kupferwerk Mitterberg nach südlicher Stärke gearbeitet, während Strettweg einen abnorm massiven Typ in den Handel brachte. Am ähnlichsten sind noch ein palco etrusco aus Clusium in Florenz und ein edler Kelt aus Tisens in Innsbruck, den vier etruskische Buchstaben schmücken. Die kleinen Figuren aus Este-Baratela

---

[1] Dr. Ingwald Undset, antike Wagengebilde, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, Asher & Co., deren Urbild doch wohl nur in Babylon zu suchen ist, dessen Charakter der Wagen im Gregorianischen Museum im Vatikan darbietet.

[2] Sacken, Hallstädter Grabfeld, Tafel XXII, Gefäß 3.

[3] 3. Saal, Fensterschrank.

sind ganz verschieden und viel edler als die Strettweger. Die Certosa situla ist so ähnlich anderen Funden, daß man einen Erzeugungsort annehmen muß. Ganz bestimmt war aber Strettweg mit Bologna in Handelsverbindung, denn die Messergriffe wurden nur dort gegossen, die Montelius auf Tafel 78 Nr. 12, Fund Benacci, 82 Nr. 16, Arnoaldi, ganz gleich Strettweg; Tafel 87 Nr. 2, Arsenal, 89 Nr. 11, Anhänger und Opfermesser, Tafel 82 Nr. 17, 18, 96 Nr. 1 etc. abbildet und von denen Bologna nur wenige Stücke bewahrt. Die Zeichnung kopiert eine geschmackvolle, heute secessionistisch genannte Verschlingung eines Bindfadens, die man nur in Bologna und Strettweg fand und die seltsamen Messergriffe ziert,[1] die ich Seite 19 irrtümlicherweise für die Reste der Zier eines eisernen Faltstuhles hielt, weil die Handhabe zu schwach aussah. Die Messerangel hingegen ist unverhältnismäßig stark im Eisen.

Beim Depotfund am Platze S. Francesco in Bologna mit 14.800 Stück war kein Nickel nachweisbar, Spuren nur bei einer Sichel aus Casa Lecchio (Rimini); das Kupfer kam wohl von Volterra. Die Form der Bologneser Opfermesser ähnelt dem obersteirischen Brotmesser in der Seitentasche der landesüblichen Lederhose vergangener Jahrzehnte. Der gleiche Griff schmückt einen großen Anhänger mit Bernsteineinlage, vielleicht das Abzeichen einer Würde — ferner ein schräges Guillotinemesser (vom Arsenalfunde). Das gleichzeitige Vorkommen in Gräbern einer in wenigen Stücken bekannten ganz bestimmten Form an nur zwei weit auseinanderliegenden Orten beweist ihren Zusammenhang durch Handel zwischen Völkern gleicher Sitten und wohl auch gleicher Religion. Montelius (Seite 357) setzt zwar die Bolognafunde vor 1000 vor Christo, sagt aber, Bologna sei erst durch die Etrusker, dann Gallier,[2] endlich 196 vor Christo von den Römern erobert worden. Ist die Blütezeit 300 gewesen (man behauptet, die Kelten seien 400 vor Christo hingekommen), so dürfte die Kultur 200 Jahre zum Überschreiten der Alpen gebraucht haben. Geradeso wie im verkehrsreicheren Mittelalter Gothik und Renaissance genau 100 Jahre brauchten, bis sie in Obersteier heimisch wurden. Ich möchte daher die Altersbestimmung des Strettweger Grabes für richtig halten, um so mehr Speck, Seite 374, die

[1] Urbevölkerung d. Murbodens, Steir. Zeitschr. f. G., III. Jg., S. 166.
[2] Ich setzte im Manuskripte zu „Gallier" in Klammern Slaven? Die Redaktion hat dies ausgemerzt.

Goldfunde am Tauern um 150 vor Christo setzt. Die Gebrauchsfähigkeit eines Werkzeuges behält eine bestimmte Form bei, aus dem Feuersteinsplitter wurde das Steinbeil, der Kelt, die Handhacke. Auch heute noch, im Zeitalter der Luftschiffahrt, benützt man noch ein Steinwerkzeug, das nicht verbesserungsfähig ist. In der toskanischen Ledergärberei benützt man wie vor 4000 Jahren la Petra, im schönen Sprachgebrauche la pietra a pulgare genannt, der Kalkschaber, einst aus Steinplatten von la Croce sul arno bei Empoli, heute aus Schiefer aus Frankreich, „La coeurse ardoise, cintrée ou a fiseaux“ von Kremp in Paris, 3 Rue Dieu, bezogen.

Beim Beweis gleicher Bronzen können dies nur Völker gleicher Sitte und Religion gewesen sein, in Bologna und Strettweg, und zwar die verschieden benannten Nordetrusker oder Kelten.[1]

Die Kriege gaben Veranlassung, die neu entdeckten Eisenbergbaue intensiv auszunützen, der Bedarf an Bronze ging zurück und es verblieb noch der Warenaustausch zwischen Südfrüchten und Sklaven, die von der kräftigen Bergrasse sehr gesucht waren.

Eisenhandel.

Die Kunst, das Eisen zu recken, vervollkommte sich in der ersten Zeit sehr langsam und die Verbesserungen übertrugen sich allmählich vom Süden gegen die nordwestlichen Länder und anderwärts durch die Zuwanderung steirischer Schmiede, die ihre Zunftgeheimnisse mitbrachten. Die Blahhausleute[2] stammten vom steirischen Erzberg, die Hammerschmiede aus seinem Bannkreis, die Klingenschmiede[3] aber aus dem alten Zentrum der Messerer in und um Stadt Steyr. Die alten steirischen Geschäftsgewohnheiten wurden auch am Rheine so lange beibehalten, bis die neue Zeit mit anderen Ansprüchen sie auch dort hinwegfegte.

Die Verbesserungen waren teils technische, teils kaufmännische, durch eine weitgehende Arbeitsteilung. Zuerst

[1] Im Manuskripte hieß es: ... Kelten, die nach vielen italienischen Ortsnamen bis nach Rom zu schließen, Slaven waren. Diesen Satz hat die Redaktion gestrichen.

[2] Beck, Geschichte des Eisens, I. 754. 1291, Siebenbürgen.

[3] Beck, II. 410, beweist ebenso wie der steirische Brauch, daß das Wort Messerer für Waffenschmiede gebraucht wurde, da im frühen Mittelalter man mit Messer das Schwert bezeichnete. Beck II. 409. Daran erinnert der Bauer „vulgo Messerer“ in Mitterdorf, der Wohnsitz eines Waffenschmiedes vom nahen Möschitzgraben.

erzeugte man wenig aber ausgesucht gute Ware, jetzt heißt es nur möglichst viel und möglichst billig zu erzeugen, denn einst spielte der Preis keine Rolle. Der Übergang vom kleinen Handwerksbetrieb zur Riesenfabrikation hat in zirka 17 Jahrhunderten ungeheure Umwälzungen hervorbringen müssen und diesem Werdegang ist das alte steirische Hammerwesen zum Opfer gefallen; der Kaufmann hat den Schmied erschlagen. Den genau gleichen Gang mußten alle drei Eisenglieder separat überstehen, vom Rennherd am Erzberg bis zum Riesenhochofen in Donawitz, der täglich 4.000 Tonnen, also 4000 mal mehr Eisen erzeugt, der deutsche Hammer in Vordernberg neben dem Blahhaus bis zur elektrischen Walzenstraße, wo dieselben wenigen Leute heute das Vieltausendfache aufbringen.

Die Eisenverleger in Leoben sind längst durch internationales Geld der Wiener Banken abgelöst und der Klingenschmied des 16. Jahrhunderts im Möschitzgraben brauchte gerade zwei Arbeitsjahre, um die tägliche Sensenmenge der Wittgensteinschen Konzentration vieler Sensenwerke von heute, zu erzeugen.

In den ältesten Zeiten war der Eisenhandel nicht getrennt, deswegen ist es auch notwendig die Veränderungen am Erzberg zu erwähnen, in deren Gefolge die Hammergründungen am Murboden erfolgen mußten.

Wahrscheinlich wurde das Eisenvorkommen später als in Hüttenberg, am Erzberg um Christi Geburt entdeckt und erst im zweiten Jahrhundert mehr ausgebeutet.[1] Das Eisen wurde in Gruben im natürlichen Luftzug,[2] dann mit Gebläsen erschmolzen, wozu anfänglich wohl nur der Flügel eines großen Vogels dienen mochte oder eine getretene oder gezogene Tierhaut den Blasebalg darstellte. Der vermehrte Bedarf konstruierte die Rennherde und später daraus die Stucköfen.[3] Nach dem Zerfall des römischen Reiches fehlen alle Kunden über den Erzberg, der 1138—1164 zum erstenmale genannt wird.[4] Erst im 13. Jahrhundert erscheinen Stucköfen mit Wassergebläse, 1365 der Name Radwerk und 1389 das Blahhaus.

---

[1] Römerstein in Traboch an der Kreuzung der Salz- und Eisenstraße. Münichsdorfer, S. 12, der Hüttenberger Erzberg.

[2] Wie heute noch bei den Negern Zentralafrikas.

[3] Ludwig Bittner, Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 89. Bd. des Archivs für Österr. Geschichte, 1901. S. 486.

[4] St. Urk.-Buch Nr. 620. Bittner, S. 10, wie in Kärnten.

1391 wurden Eisenblaher nach Siebenbürgen, 1525 als Abrichter in den Schwarzwald geschickt. 1650 erstand in Eisenerz der erste Hochofen,[1] das war ein großer Stuckofen, bei dem nicht immer erst nach jeder Charge die Brust zerstört werden mußte, sondern vielmehr, und was die Hauptsache war, billiger und kontinuierlich Roheisen erblasen werden konnte. 1762 kamen die Stucköfen außer Betrieb und die Dimensionen der modernen Hochöfen stiegen ins Riesenhafte.

Es war ein unbestrittenes Verdienst Erzherzog Johanns, daß er durch seine Verbindungen, selbst als Gewerke, die Befreiung der Radwerke von mittelalterlichem Zwange[2] und die Gründung der Vordernberger Radwerkskommunität inszenierte, wodurch für alle die neue Zeit anbrach.

Die alten Stuckofen erzeugten schwere Klötze, die „Masseln“, die erst geschrotten werden mußten, und ein Gemisch von Roheisen und schmiedebarem Eisen darstellten. Die Hochöfen erzeugten Flossen, durch welchen Fortschritt den Hämmern Rohstoff in geeigneter Form geboten wurde. Das steirische Eisen brauchte Holzkohlen und Wasserkraft, die Roheisenmengen wurden durch den rapid steigenden Bedarf immer größer, die Holzkohlenmengen und die verfügbaren Wasserkräfte nahe der „Eisenwurzen“ immer seltener; so mußten für die Raffinierstätten passende Örtlichkeiten gefunden werden, und diesem Beweggrunde verdanken die vielen Hämmer in Murboden ihre Gründung.

Am Rennherd und in der ersten Stuckofenzeit hat man die zerschrottenen Massel mit der Hand zu „Zeug“ verarbeitet, später kam neben das Blahhaus der „deutsche Hammer“, und als Kohlen und Wasser mangelten, verlegte man die deutschen Hämmer von Vordernberg weg.

---

[1] Prof. E. v. Ehrenwerth, Kulturbilder, Graz 1890, in Urtl bei Guttaring 1567—1580. Münichsdorfer, S. 263.

[2] Das Rauheisenprivilegium für Leoben datiert von Friedrich den Schönen 1332, und wurde am 29. Dezember 1781 aufgehoben. Kaiser Josef II. löste die beengende Verschleißwidmung, wodurch die Radmeister ihren zugewiesenen Hammerwerken bestimmte Roheisenmengen zu liefern hatten, wofür die Hämmer das „geschlagene Zeug“ an bestimmte Eisenverleger in Leoben zu liefern verpflichtet waren, die sie dafür mit Geld und Lebensmitteln zu versorgen hatten. Der moderne Freihandel wurde erst am 20. August 1834 eingeführt, als die Beschränkung im Roheisenverkauf aufgehoben wurde. Erzherzog Johann war Radgewerke in Vordernberg seit 1822 bis 1837. Näheres „Göth, Vordernberg 1839.“

Die „deutschen Hämmer“ [1]/[1a] waren, nach Hofrat von Ehrenwerth, Professors der montanistischen Hochschule in Leoben, gütiger Auskunft, mit einem Löschherd neben dem Stuckofen zum Ausheizen der geschrottenen Massel versehen, woraus sofort unterm Wasserhammer Grobwaren und Stahl ausgeschmiedet wurden. Dieser erste Schritt zur maschinellen Schmiedung und Großerzeugung fraß viel Holzkohle, weshalb kein neuer deutscher Hammer mehr nach 1448 in Vordernberg errichtet werden durfte.[2] 1484 erscheinen schon zwei wälsche Hämmer in Wasen-Leoben, wodurch ein neuer Fortschritt auftrat.

Die wälschen Hämmer[3] hatten einen schweren Hammer (hier Großhammer genannt) zum Ausheizen der „Massel“ und zur Scheidung von Eisen und Stahl. Zur weiteren Bearbeitung aber, nebstbei für feinere Schmiedearbeiten kleine raschgehende Hammer, Zainhämmer (hier Streckhämmer). Diese Kombination vom deutschen Hammer mit dem Streckhammer, „Wällisch-Hammer“ genannt, brachte schon sehr verschiedene und viel mehr Eisenwaren in den Handel, war aber an eine große Wasserkraft und gute Kohlenlage gebunden, weshalb deutsche und wälsche Hämmer noch lange nebeneinander arbeiteten. Im kleineren Betrieb des Deutschhammers scheint aber sorgfältiger gearbeitet worden zu sein[4], denn diese Waren ließen sich durch die Schutzmarke, den Leobner „Strauß“, auszeichnen.[5]

Die deutschen Hämmer erzeugten per Woche im Anfang des 16. Jahrhunderts nur 40 bis 50 Zentner, die wälschen mehr als 75 und später über 100 Zentner.[6]

---

[1] Beck. Geschichte des Eisens. II. S. 165.

[1a] Münichsdorfer, S. 24, 149, sagt, Agriccola beschreibt 1556 die Arbeit, die rund 1784 im holzreichen Kärnten um Hüttenberg aufhörte.

[2] Bittner, Das Eisenwesen etc., S. 53, 56, 57.

[3] Den „wällischen“ südlichen Ursprung beweisen die großen Buchenhölbe, die alten Größenverschiedenheiten zwischen Groß- und Streckhammer gibt das Bild von 1698, Beck, II. 972. Im Murboden ist die Form „wällisch“ gebräuchlich.

[4] Tunner „Hammermeister“, S. 182, vielleicht verschiedene Herdmethoden oder mehrfache Raffinierung.

[5] Hist. Ver. 1886, Dr. Ilwof, S. 85, Deutsche Hämmer um Leoben, verordnet Kaiser Max I. 2. März 1501 an den Rat zu Leoben, sind gehalten, den „Strauß“ zu schlagen. Kaiser Max I. scheint aber auch weiters besorgt gewesen zu sein, das Eisenwesen zu heben, denn laut Hist. Ver. XV. 1878, Zahn, verlangt er am 31. Dez. 1498 von Hall in Tirol Holzknechte und Köhler zum Kohlflössen nach Judenburg. Das waren die Vorgänger der später so vielen Zillerthaler Holzleute im Murboden.

[6] Bittner, S. 70.

Nach dem Aufkommen der Stucköfen erscheinen nacheinander die Hammergründungen. 1355 kaufen Judenburger Bürger eine Hofstatt und Zainhammer in Obdach vom Stifte Admont.[1/2] Dies war wohl die Sulzerau und verarbeitete Waldeisen vom Stuckofen in Kathal oder Seethal, dem schon 931 genannten Eisenwerk Gammenaron (wohl von Kamen Felsen); der Bau liegt in den Felsen. In der Zeit von 1434 bis 1480 sind um Weißenbach, St. Gallen die Hämmer von 3 auf 7 gewachsen und 1391 waren nahe Obdach schon mehrere Hämmer mit einer Hammerordnung. Die deutschen Hämmer scheinen anfangs des 16. Jahrhunderts ihre Existenzberechtigung verloren zu haben, nur nach 1603 bezieht die Saline Hall in Tirol noch Blech, Stahl und „Zaggel“ aus den Deutschhämmern um Rottenmann,[3] dann verschwindet die Bezeichnung vollkommen.

Hochöfen, Hammerwerke und die seit dem 17. Jahrhunderte sich stetig mehrenden Sensenwerke konsumierten ungeheure Mengen von Holzkohle, deren Beschaffung allen Gewerken die bösesten Sorgen bereiteten. Großer Absatz, hoher Gewinn stand auf dem Spiele, bis weitblickende Geschäftsleute der kommenden Stockung dadurch entgegenarbeiteten, daß sie Neuerungen des Auslandes mit großem Erfolge im Hammerwesen einführten und binnen 30 Jahren alle Hämmer von der steirischen Erde, oft spurlos, hinwegfegten.[4]

Merkwürdigerweise entstammten diese genialen Neuerer nicht der alten privilegierten Kaste der k. k. Kammergutsbeförderer, der Jahrhunderte eisenschlagenden hocharistokratischen Gewerkenfamilien, sondern der Zeit ihres Auftretens nach waren Erzherzog Johann, der Leobner Adlerwirt Franz Mayr senior I, der Weikersdorfer Postmeister Josef Seßler, der Passailer Wirtssohn Josef Pesendorfer und andere

---

[1] Wichner, Hist. Ver. 1876, der 1330 dort noch die slavischen Bauern Janko, Tenko und Nedwed aufführt.

[2] Hist. Ver. 1896, Nekrolog der St. Martinbruderschaft in Judenburg von Dr. Khull, erscheint Ende des 14. Jahrhunderts der „armiger“ Sigmund Weinater in Obdach. Dieser hat bestimmt Hellebarden geschmiedet, denn ich besitze eine gotische mit dem dortigen noch geschlagenen Sensenzeichen, Solinger Zeichen um 1500, 3 Kreuze (liegend).

[3] Hist. Ver. XXI., Prof. Bidermann.

[4] Die Vertreibung der protestantischen Gewerken erzeugte eine ungeheure Deroute, der erst nach 1625, Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft, ein großer Aufschwung folgte. Das war der Anfang des Konkurrenzkampfes.

die Kaufleute im großen Stil, die die mittelalterlichen Verhältnisse durch Mut, Ausdauer und Geld reformieren konnten.[1]

Welche Schwierigkeiten boten allein schon die starrköpfigen überkonservativen obersteirischen Schmiede mit ihrem ständigen „das geaht net!“ als es galt, neue Maschinen, neue Erzeugungsmethoden mit noch unausprobiertem mineralischen Brennstoff in Betrieb zu setzen, um viel und billig zu erzeugen. Die alten Hammerherren lächelten über die kühnen Versuche, prophezeiten in vielen Briefen das Kridamachen der Neuerer, aber der Erfolg blieb nicht aus, trotzdem die Gewerken spotteten, der neue Wahlspruch laute: „Schmiede den Nächsten so lange er warm ist und liebe das Eisen wie dich selbst!“ Die Nächsten (Hämmer!) wurden bald kalt, als der Roheisenverkauf frei war und zwar radikal ertötet durch die Einführung der die Gewerken schwer schädigenden Gewerbefreiheit, und Franz Mayr der Älteste[2] in Donawitz 1837 das erste Puddlingswerk, konzessioniert 17. Oktober 1838, mit Leobner Kohle in Betrieb setzte. 1838 folgte auch Josef Seßler mit dem Werke Krieglach und da begann die Minderung der Qualität des steirischen Stahles, aber auch die Ersparnis an Holzkohle, die dem Forstwesen sehr wohl tat. Nun folgte eine Verbesserung der andern und die Mengen wuchsen in nie geahnter Höhe.

Anstatt der Hämmer stellte Franz Mayr 1851 in Donawitz die erste Walze auf, 1858 Neuberg den ersten Dampfhammer, 1863 führte Turrach den Bessemerprozeß ein, 1860 Franz Mayr den Gußstahl in Kapfenberg, 1870 die Südbahn in Graz den Martinprozeß, 1874 Zeltweg den ersten Cokehochofen im Lande. Die neuesten Methoden sind noch nicht überflügelt, um schmiedebares Eisen zu erzeugen, nur die Dimensionen der Öfen und Zubehör sind ins Große gewachsen. Zweifellos hat die Qualität verloren, das Hämmern, das genaue Sortieren und die Holzkohle wirken doch anders auf die Schneidhältigkeit des steirischen Stahles als die Walzen und schwefligen Steinkohlen, aber man bezahlt sie nicht mehr. Der Zwischenhändler will zu großen Gewinn und der sibirische Bauer bewahrt auch nicht mehr die Stümpfe der steirischen Sensen auf, um daraus Messer zu machen, die er hoch hielt, weil, wenn wirklich die alte Qualität noch geliefert

[1] Beck, II. 607, kopiert die Widmung Leoben 29. Juni 1502, alles stahlhältige Eisen nach Knittelfeld und Judenburg zu verkaufen, II. 626, 632, den Murbodner Ein- und Verkaufspreis 1564, I. 752, Hauptzollstätte Judenburg für Italien.

[2] Geneal. Taschenbuch der adel. Häuser 1905, S. 436.

werden könnte, es sich nicht mehr lohnt, selbst Messer zu schmieden, da die Solinger Kaufleute die Welt mit billigster Ware überschwemmen. Noch vor 40 Jahren wendeten drei Mann im Schweiße ihres Angesichts den „Dachel“ im Zerennfeuer, jetzt sitzt der Krahnführer am elektrischen Krahn und hebt mit einem Fingertastendruck eine Waggonladung. Bei diesem Wandel der Zeiten blieben die Hämmer nicht mehr konkurrenzfähig, von vielen ist alles verschwunden, sogar der Name. Um aber noch die wenigen Daten festzuhalten, die an die glücklichste Zeit Steiermarks erinnern, an der alle Bewohner gleich vorteilhaft teilnahmen, soll diese Studie alle Kunde vereinen.

Wo die Roheisenerzeugung so große Veränderungen durchmachte, denen noch viel größere in der Raffinierung folgten, konnte auch für Obersteier seit dem 17. Jahrhundert, das vierte Glied des Eisenwesens, die Sensenindustrie nicht stille stehen. Der Klingenschmied der frühesten Zeit arbeitete mit der Faust, als dann 1585 Konrad Eisvogl in Michldorf, Oberösterreich,[1] den Wasserbreithammer erfand, begann die Arbeitsteilung und damit der fabrikmäßige Betrieb, die einigermaßen schon unsere Zeugschmiede hatten, die ja schon vieles unterm Wasserhammer schmiedeten.

Einst arbeiteten viele Sensengewerke ihren eigenen „Gärbstahl“, mischten wieder mit anderen verläßlichen Fabrikaten und erzielten so eine stets gleiche Qualität, die nebst sorgfältiger Ausarbeitung den Wert der Schutzmarke, „des Zeichens“, durch langjährige gleiche Arbeit den Verkaufspreis in die Höhe schraubten. Mit der Einführung des allen gleich zugänglichen Bessemerstahles fiel die Qualität und die Preise, die meisten Zeichen werten nun fast gleich und sind nur in den verschiedenen Provinzen, meist Rußlands, verschieden eingeführt. Die Unkosten der Ausstattung stiegen, die maschinellen Hilfsmittel konnten weniger fortschreiten. So ist der Verkaufspreis der Sensen nur mehr ein Drittel von dem vor Jahren und durch unsoliden Zwischenhandel und die gänzliche Uneinigkeit der Gewerken, der Gewinn ein minimaler geworden.[2]

Bei den Hämmern, die ihren Betrieb nicht einstellten,

[1] Fr. Schröckenfux, Österreichische Sensenindustrie, zum Drucke in Vorbereitung.

[2] Der praktische Mähder ist an die altgewohnte Gewichtsverteilung gewohnt, weswegen die sonst schönen Sensen aus angenietetem Gußstahlblechblatt nicht durchdrangen, da er das Gewicht der Sense zum Schwunge benötigt.

kamen Aktiengesellschaften und schließlich die Alpine Montangesellschaft in den Besitz, bei den Sensenwerken wird sich ein ähnlicher Vorgang abspielen. Bei der Beschreibung des Werdegangs im Murboden lassen sich die Eisenhämmer und die Sensenwerke nicht trennen, da auch in den 1850er Jahren oft Hammergewerken Sensenschmieden angliederten, um den Übergang vom alten zum neuen Betrieb nicht mit zu großen Verlusten aushalten zu müssen. Freilich ganz Konservative opferten ihren Wald, bis auch die letzte eigene Holzkohle die verheerenden Wirkungen der neuen Stahlverfahren nicht mehr aufzuhalten vermochte.

Die älteste Hammeranlage im Murboden, die auch urkundlich am frühesten erscheint, befand sich in St. Marein bei Knittelfeld, die dann nach Wasserleit überlegt wurde.

Die Gründung möchte ich mit ziemlicher Sicherheit ins 2. Jahrhundert nach Christo anlegen, als die Militärstraße Virunum-Ovilabis dort vorbeiführend angelegt wurde.

1142 bis 1143 gibt die Verlegung des Klosters nach Seckau Kunde, daß der Hammerlärm die Siedlung der Mönche zwei Jahre lang störte und sie die Einsamkeit aufsuchten.

Nach Anlage der römischen Almwege zirka im 3. Jahrhundert muß Ainbach als Hammerwerk erbaut worden sein, denn spätere Winden[1] fanden dort auf der „Plemsen" die Schlackenhalden, wonach das Ried benannt wurde.

Von 1242 bis 1355 gibt es wieder keine Nachweise, aber die stets neuen Kriege, die Einführung des Schießpulvers schufen großen Bedarf an geschlagenem Zeug, dem durch viele Hammergründungen Genüge geleistet wurde. Eine weitere Vermehrung begann am Ende des 17. Jahrhunderts durch die Einwanderung der oberösterreichischen Sensenschmiede, die meist bestehende Zeugschmieden zum Fabriksbetriebe ausgestalteten.

Bis zur Höchstblüte der Hammerzeit gab es hier reine Hammerwerke, die nur Stahl und Schmiedeeisen schmiedeten, dann solche, die auch Sensenwerke angliederten, endlich reine Sensenwerke, die allen Stahl von anderen bezogen.

Diese Varianten änderten sich oft nach der Marktlage, nach der Intelligenz des Gewerken und nicht zum geringsten Teile nach seinem Betriebsfonds. Kostete doch die Konzession eines Stahlfeuers 10.000 damaliger Gulden, (um nicht zu viele der Hochbesteuerten aufkommen zu lassen) die verloren

[1] Den Satz „oder erst die im 6. Jahrhundert nachströmenden Kroaten" (Windischdorf und Kraubath „das Croatendorf" sind Nachbarn) hat die Redaktion getilgt.

waren, als die Gewerbefreiheit eingeführt wurde.[1] Bei dieser Verquickung sind die einzelnen Werke nur gemeinsam zu behandeln, wenn ich ihre Besitzer, die Zeit des Werdens und Vergehens anführe, ehe jede Erinnerung verloren geht, wer und wo von den alten Gewerken dem ganzen Murboden Wohlstand zuführte.

Die Erhebung der Daten war keine geringe Arbeit und trotzdem gelang es mir in 30 Jahren nicht, mehr Material zu sammeln, als private Quellen und Kirchenbücher allerorts dürftig spendeten.[2]

Allerdings gibt es noch unbehobene Aktenschätze, aber sie schlummern in den Grazer Archiven und in großen Kästen einiger weniger alter Gewerkenhäuser. Richtig deuten kann sie auch nur ein Fachmann und Liebhaber hüttentechnischer, finanzieller und handelspolitischer Dinge, um die Kämpfe der Gewerken untereinander oder miteinander gegen die stets mehr Geld heischenden Landesfürsten wahrheitsgetreu zu schildern. Für Streber ist da nichts zu suchen, denn da müßten gar harte Worte gegen die hohen Obrigkeiten wiederholt werden. Unter den Hammerherrnschicksalen gab es sehr häufig variable Auf und Nieder, meist durch zu große Steuerschröpfungen und zu geringem Betriebsfonds verursacht. Die Vermögenszersplitterungen wurden durch eine geradezu phänomenale Fruchtbarkeit hervorgerufen, 12 Kinder häufig das Minimum, die Unternehmer zu hoch belastet, mußten trotz kolossaler Verdienste zugrunde gehen.[3]

Selbst das luxuriöse Leben hätte nicht gehindert. Der Mangel an kaufmännischer Intelligenz war in jener Zeit ganz nebensächlich, da immer mehr Bedarf an Ware vorhanden war — als geliefert werden konnte, aber die Eifersüchtelei untereinander begünstigte nur die Holzkohlenlieferanten und in der Neuzeit die immer mehr drückenden Abnehmer und weniger konservative neue Gewerken.

Für alle Gewerken waren die Holzkohlen das Lebenselixier, von dem die alten Feuer, samt den Hochöfen, ungeheure Mengen verbrauchten. Ihnen verdankte das steirische

[1] Jede Feuerkonzession repräsentierte nach heutigem Gelde ein Vermögen, das den Familien einfach verloren ging, nachdem sie eigentlich Obligationen dafür gerechterweise zu erhalten hatten.

[2] Jede Quelle mußte besucht und häufig resultatlos erforscht werden. Auf brieflichem Wege war keine Antwort zu erzielen.

[3] Wolfgang Hillebrand in St. Peter ob Judenburg 17, eine andere Familie eines anderen Tales von der noch Nachkommen leben, gar 22!

Eisen den Ruf und zweifellos gaben die neuen Verfahren nicht mehr die unerreichte zähe Schneidfähigkeit des Stahles von einst. Wer nicht selbst genug Wald hatte, wurde von den Kohlenbauern versorgt und diese von den Gewerken gegenseitig mit allerlei Praktiken und vielem Geld abtrünnig gemacht. Ja selbst der Hammer im Hammergraben wurde vom Stifte Seckau abgekauft, um einen lästigen Kohlenkonsumenten zu beseitigen und noch 1739 schreibt Bartlmä Helml in St. Peter, „zwei Bauern sind zu dem Zeyringer übergangen, so doch ihr Leben lang bei meinem Hammer gewest.“

Vor 1654 ist urkundlich im Murboden kein fabriksmäßiges Sensenwerk nachweisbar,[1] den Localbedarf dürften die Zeugschmiede gedeckt haben, deren es ja überall gab, namentlich an viel befahrenen Straßenzügen. Stahl und Harnischbleche, Hakenbüchsen und geschmiedete Kugeln kamen aus den Hämmern ausschließlich in der Zeit von zirka 1423 bis 1679, dann erst kamen die Sensen als Exportartikel dazu. Der Ainbacherhammer, an der Mur gelegen, flößte (mit dem Umschlagplatz in Radkersburg) alles bis ins Schwarze Meer.

Der Stahl wurde in Saumtierladungen verpackt, in sogenannte „Lageln“ mit 125 Pfund Inhalt, und nach dem Orient durch Zwischenhändler in Radkersburg vertrieben. Das alte Eisenhaus Kodolitsch lieferte schon 1719 Wein in Gegenfracht[2] muraufwärts. Nach Deutschland und die Schweiz spedierten die Salzfuhrleute über Aussee (noch bis in die 1860er Jahre holte jedes Hammerwerk seinen Bedarf mit eigenen Gespannen) und Wels am uralten Handelswege. Die Schweizer Uhrfedern vom 18. Jahrhundert waren aus steirischem Stahl. Nach Italien gingen die Stahlabfälle zum Veredeln der Brescianerprodukte durch Kärtner Spediteure, Villach war ihr alter Stapelplatz.

Heute noch wäre Bedarf an der unersetzten Qualität des alten „Garbstachels“, aber niemand kann mehr den hohen Preis bezahlen, den die enorm teuere Erzeugung verursacht; für die meisten Dinge genügt auch da, das „billig, aber schlecht“.

[1] Nach Fr. Schröckenfux oberösterreichischen Daten halte ich den Hans Moser 1654 im Paßhammer für den ersten Sensenschmied, der im Murboden oberösterreichischen Fabriksbetrieb mit Arbeitsteilung einführte.

[2] Den gleichen Vorgang dürften ihre Vorgänger, die Eggenberger, eingeführt haben, die ja Ende des 15. Jahrhunderts vielfache Geschäfte gemeinsam mit ihren Lieferanten, den Einpachern, durchführten.

Andererseits werden im Zeitalter der sieben Kilometer-Kanonenschüsse keine Damascenerklingen mehr gebraucht, so ist nichts mehr lebendig als die Erinnerung an den berühmten steirischen Stahl, von dem niemand mehr weiß, wie er praktisch erzeugt wurde. Denn die Kunst lag in der Hand der geschulten Arbeiter, gegenüber diesen Praktikern war der studierte Hüttenmann vollkommen machtlos. Allein Auge und Kraft beurteilten, wie zu arbeiten war.

Die Hammerakten vom 15.—17. Jahrhundert handeln fast ausschließlich von Beschwerden, zu großen Ansprüchen vom Landesfürsten, zu wenig Holzkohle, Übergriffen anderer Gewerken in alte Absatz- oder Eisen- und Kohlenbezugsrechte, keinem Schutz vom „Regiment“, kurz, der ganze papierene Jammer der Türkennot und des 30jährigen Krieges spiegelt sich wieder. Mit der Neuerschließung des Statthaltereiarchives in Graz werden diese Fragen ihre Bearbeitung finden.

Die häufig im 15.—17. Jahrhundert vorkommende arbeitteilende Vergrößerung „Wälläschhammer“ bezeichnet die alte italienische Herkunft und wird in späteren Zeiten nur Großhammer genannt, der beim Zerrennfeuer stehend auch „Zrenhammer“ hieß.[1] Sein schwerer Hammerkopf auf dickem Hölb verursachte grobe und wenige Schläge auf größere Eisenklumpen. Der leichte Streckhammer auf dünnem Hölb schlug rasch und wurde zum Stangenschmieden, dem „Strecken“, verwendet.

Beide Hämmer zusammen erzeugten Grob- und Feinstreckwaren, die Wälschhämmer aber allein den Rohstahl, der starker Schmiedung bedurfte und wieder am Streckhammer in neuen Hitzen umgeformt und raffiniert wurde.

Die Gliederung des Eisenwesens geschah wohl erst im 15. Jahrhundert. Wie einst die ersten Eisenschmelzer schon verbessert arbeiteten, zeigen heute noch die Schwarzen Afrikas an kleinen Stücköfen, das Produkt verschmieden sie an Ort und Stelle. Ein findiger Kopf am Erzberg mag das solidere Gebläse in Holzrahmen erfunden haben, das bei der zunehmenden Größe der Stücköfen nicht mehr mit Menschenkraft in Bewegung gesetzt werden konnte. Der Eisenschmelzer mit dem Gebläse mit Wasserbetrieb wurde ein Radmeister genannt. Mit wachsendem Absatz wurden die Ofendimensionen größer und mit

---

[1] Der Windische nennt heute noch den Italiener Vlaško; früher bezeichnete man alles aus Italien Kommende in Österreich und der Schweiz als „wällisch“. Die romanische Schweiz heißt offiziell die welsche Schweiz oder das Welschland.

deren bedeutenderen Erzeugung mußte eine Arbeitsteilung stattfinden, indem das Raffinieren an andere Wassergefälle mit schweren Hämmern am Wasserrade verlegt wurde. Diese Raffineure waren die Hammerherren, die später einen Bankier brauchten, um den Verkehr mit den Radmeistern klarzustellen, das waren die Eisenverläger. In Leoben für Vordernberg und seine Hammergewerken, Stadt Steyr für Eisenerz, St. Veit für Hüttenberg. Als alte, reiche Industrielle waren die Radmeister, die Hammergewerken und die Eisenverleger seit dem 15. Jahrhundert sozial hochgestellte Leute, die sich nach Wunsch den Adel kauften und nicht mehr manuell arbeiteten, wie einst die ersten Eisenschmelzer. Die im 17. Jahrhundert einwandernden Sensenschmiede arbeiteten unterm Hammer noch teilweise bis in die 1850er Jahre, bis alle die soziale Stufe der anderen Gewerken erklommen hatten.

Die Urkunden und Kirchenbücher sprechen dies[1] deutlich aus, indem zuerst von Radmeistern, dann Radgewerken gesprochen wird, dann von Hammergewerken und Hammerherren, gleichzeitig im 18. Jahrhundert von Sensenschmiedmeistern und erst um 1800 von Sensenfabrikanten.[2]

In den Notzeiten der früheren Jahrhunderte war vom Landesfürsten der Adel willig gegen bar abgegeben, im 18. Jahrhundert schon seltener, und es ist bezeichnend, daß kein steirischer Sensenschmiedmeister während seiner Geschäftsführung den Adel suchte oder bekam, sie hielten sich als erbgesessene Schmiede seit Jahrhunderten für eine höhere Kaste, die den Adel nicht suchte, da sie sich ohne äußere Zeichen für gleich gut hielten.

Bei der Teilung in drei alte Eisenglieder hatten die Hammermeister auch die Zeugschmiede zu überwachen, unter die ja die alten steirischen „Sengschmiede“ zählten, vor der Invasion der Oberösterreicher Fabrikanten, die bei Arbeitsteilung Sensen erst wirklich fabriksmäßig erzeugten. In Judenburg waren 1580 schon die „Messerer“ Siendl, Reich, Gschwendt, Zeller, Ofner, 1607 der Säbel- und Hackenschmidt.[3]

In den Ainbacher Hammerakten, Datum Pöls 9. July 1672, sagt aber Dietrich Freissamb, kaiserl. Kammerguts-

[1] Alle Hammerherren wurden wegen ihrer Riesensteuern k. k. Kammergutsbeförderer tituliert.

[2] Matthias Hilleprandt in Rottenmann erscheint in den Kirchenbüchern 1759 als Hammerherr und „Sengschmiedmeister“ genannt.

[3] Histor. Verein XVI, S. 55. — XI, S. 132.

beförderer, Eisenobmann im Murboden und Hammermeister zu Pöls, dem Herrn Bürgermeister zu Judenburg: „Es ist demselben ohne dyß guett wissend, daß die Sengschmid nichts anderes befürgt seyn zu machen, als den schneidenden Zeug, nemblich Sengsen, Sichl, Strohmesser, Hacken und dergleich, was doch schneidend ist etc. etc. Der Leonhard Moser, Bürger und Sengschmid Meister zu Judenburg dürfe daher keine ‚Reiff‘ und die eisernen Schließen für die Pfarrkirche machen.“ Die eingebornen Sensenschmiede hatten nur den gewöhnlichen Zeughammerbetrieb.[1]

Die besondere Hochschätzung der Regierung drückt sich in den Anreden an ihre stets heimgesuchten Goldmacher aus, indem „der kaiserlichen Majestät Abgeordneter Rat und Commissari zu Eisenärz 1625 die hoch und wohlgeborenen Herren,[2] auch ernveste fürneme, deren im Viertl Judenburg wohnhaften Hammerherrn und Hammermeistern, unsere besonders lieben herren und guten freundt“ zu einer Konferenz der drei Eisenglieder nach Leoben mit Separatboten einlädt. Weniger honorirt wurden hundert Jahre später die „ehrenvesten wohlweisen Sengschmidmeister“, bis sie zu „herren Besitzern einer priv. k. k. Sensen fabrique“ in der Napoleonischen Zeit zum Schröpfen fleißig herangezogen wurden.

Dies beweisen Daten aus Zahn, Zünfte, S. 123, Hist. Verein 1877, bei Knittelfeld, § 26, die bedingte Gestaltung rauher Arbeit durch Hacken- und Sensenschmiede und Überwachen deren Arbeit durch Hufschmiede. Ebenso 16. Febr. 1650, Admont, bei den Hufschmieden, Vertrag des Sensenschmiedes Hans Moser — § 1, er dürfe Wagen beschlagen, wie sein Vorsiedl, § 3, Fortführung des Geschäftes durch seine Witwe, falls sie einen Sensen-, Hacken- oder Hufschmied heirate.

Durch das Gebot, immer wieder in die Zunft zu heiraten, erklärt sich die allgemeine Verwandtschaft unter den Sensengewerken, die sich bei ihrem großen Zeremoniell wirklich nicht nur der Form wegen als „Herrn Vettern“ ansprachen.

Das Zeremoniell war bis in die letzte Zeit ein sehr strenges und korrektes, freilich wurde mit der Zeit aus der

[1] Zahn, Hist. Beiträge 1877, erwähnt die Zunft der Huf-, Hacken- und Sensenschmiede in Knittelfeld am 14. Sept. 1458 und 23. Mai 1540; vom Stadtrat bestätigt am 19. Nov. 1677.

[2] Ainbacher Hammerakten.

Anrede „Sie Herr Vater" eine einfachere, das „Sie" des Sohnes.

In Oberösterreich wurden aber die starren Verhältnisse von jeher viel genauer in den Familien erhalten wie in Steiermark, das Ende der alten Zunftverhältnisse verwischte auch die Formen im Hause, die in jedem Gewerkenhause bis in die neueste Zeit im theresianischen Stile im Murboden herrschten.

Über die Sensenindustrie sind begreiflicherweise, als aus jüngerer Zeit stammend, mehr Daten zur Hand.

Nach der Ausbeutung des Erzberges auf der Eisenerzerseite wurde, vermutlich erst um Christi Geburt, das Eisen zur Verarbeitung ennsabwärts verflößt, denn in Lauriacum, Lorch bei der Stadt Enns hatten die Römer eine berühmte Waffenfabrik, in der naturgemäß nur Schwerter, also Klingen geschmiedet werden konnten. Lorch halte ich für die Wiege der „Messerer", die dann im Mittelalter Stadt Steyer, Kirchdorf, Michldorf, Leonstein, Windischgarsten, Mattighofen und Gaming zu wahren Zentren der Klingenschmiede machten.

Die erste Form für die Römer nach den Bronzesicheln,[1] die langgezogenen Eisensicheln von großer Länge (in den Museen von Mainz und Laibach), waren die Vorbilder für die späteren oberösterreichischen Sensen, die dann getreulich von den reichsdeutschen Markenfälschern nachgeahmt wurden.[2]

Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges trat Ruhe und eine neue Blüte in Zentraleuropa ein. Bis dahin scheint die oberösterreichische Fabrikation den Bedarf vollkommen gedeckt zu haben. Einer Vergrößerung waren aber die Werke nicht mehr gewachsen, vielleicht wurde ihnen auch zu wenig Eisenerzer Roheisen von Stadt Steyer aus zuteil, nur dadurch erklärt sich die Schmiedeinvasion in den Murboden an neue Wasserkräfte und nahe dem weniger ausgebeuteten Vordernberger Eisen mit seiner Leobner Verlagsstätte.

[1] Die wieder die Altägypter kopierten, denn Beck, Geschichte des Eisens, I., S. 87, bringt eiserne Sicheln, die unter den Sphinxen waren. Die Sensen wurden allmählich aus großen Sicheln, ich halte sie für eine umbrische Erfindung, denn der Fund von S. Francesco in Bologna zeigt einige fünffäustige Käfersensen aus Bronze, wie sie noch heute als Staudensensen dienen und sonst in keinem Museum bis jetzt zu finden waren. Das beweist das altitalische Maaß, palma = Hand = 10 Centim; nur orientale Importen der Kultur, Sensen und Pferde werden heute noch überall nach Händen gemessen.

[2] Dr. Karl Zeitlinger, Die Fälscher der österreichischen Sensenmarken in Deutschland. Linz, 1888.

Einen triftigeren Grund zur Auswanderung 1654—1709, einen wahren neuen ver sacrum, gibt H. Schröckenfux. Zufolge der Privilegien durften in Oberösterreich keine neuen Werkstätten errichtet werden. Deshalb wandte sich der Überfluß an Sensenschmiedmeisterssöhnen mit ihren überreichen Bestellungen der wasser- und holzreichen Steiermark zu, wobei noch die Frachtkosten für Stahl billiger waren.

Mit Einwilligung ihrer Eltern nahmen sie die gleichen oder wenig variierten Zeichen mit; so ist dies erwiesen, daß Andreas Piesslinger das Zeichen Feinhalbmond (das Wappen Leyss) 1671 von seinem Vater Christoph Piesslinger, in der Kaixen bei Windischgarsten, in Steiermark schlug, als er die Sensen- und Hackenschmiede in St. Peter ob Judenburg zum Sensenwerke umgestaltete.

Seit den Urzeiten bis zum heutigen Tage bleibt stets die Überproduktion an Menschen und die Suche nach neuen Existenzorten der Anstoß zu allen Völkerwanderungen, die erst mit Gewalt eingriffen, wenn auf friedlichem Wege dies Ziel nicht zu erreichen war. Wie der sehr praktische Kathedersozialist Dr. Ehrenberg sagt (Die Eisenhüttentechnik und der deutsche Hüttenarbeiter, Stuttgart, bei Cotta 1906): „Der Muskel wurde vernachlässigt und der Nerv erzogen", das war das Ende der Schmiedezeit und für die große Menge blieb nichts, als häufig nur die Phrase im Liede.

Die Judenburger Senseninnung hat nur noch Reste eines Archivs, aus dem ich durch die Güte des derzeitigen Verwahrers Herrn Gewerken Foest noch einiges eruierte.

Es existiert eine Handwerksordnung für die Sensen- und Hackenschmiede des Viertels Judenburg vom 27. Dezember 1617 von Kaiser Ferdinand II. in 25 Artikeln. Davon gibt es eine Verbesserung, 9. Juli 1708, von Kaiser Josef I., und einige Varianten aus dem späteren 18. Jahrhundert.

Anfangs des 18. Jahrhunderts gibt es noch ein „handwerk" in Murau, 1766 ist noch die Rede von den drei Zünften Judenburg, Murau und Kindberg, die restlichen Akten betreffen späte interne Angelegenheiten ohne weiteren Interesse.

Den Hauptsitz der oberösterreichischen Sensenschmiedinnung war Kirchdorf-Michldorf, von der eine Handwerksordnung von 1595 schon die Bestimmung über Vererbung und Veräußerung der Sensenwerkszeichen festsetzt und der Kaiser Rudolf II. 1608 ein Handwerksprivileg verlieh.

Erwiesenermaßen exportierte Oberösterreich seine Sensen schon im 16. Jahrhundert nach Deutschland, Frankreich und

Rußland.[1] Zum Schutze gegen Markenfälscher verordnete 1748 die große Kaiserin Maria Theresia den Beischlag der Innungszeichen KM. für Kirchdorf-Michldorf, MK. Mattighofen; J. Judenburg; K. Kindberg etc. neben den Werkszeichen.

Allein mit wenig Erfolg, denn schon 1773 begannen die Klagen über das „Zeichennachschlagen" von Seite der neu errichteten bergischen Werke, wodurch der niederdeutsche Export verloren ging.[2]

Bei den alten „Messerern" wurde „das alte Handwerk der Sengschmidt" zum Fabrikationsbetrieb ausgebildet und durch genau geregelte Arbeitsteilung die Normalarbeitsleistung, das „Tagwerk" eingeführt. Je nach den Einrichtungen hatten 18—20 „Sengschmidt" täglich 180—200 Stück (heute 230 in Oberösterreich) mittelbreite ungarische neunhändige Sensen zu vollenden. Mit der Zeit machten die Werke je nach Bedarf mehr Tagwerke, um mit wenigen Leuten mehr und billiger zu erzeugen, z. B. konnte man mit 18—20 Mann 200, mit 33—35 Mann 300 Stück etc. leisten.

Um dem gewachsenen Bedarfe nachkommen zu können, wanderten eine Anzahl oberösterreichischer „Sengschmiedmeistersöhne" mit ihren „Sengschmiedknechten" nach dem Murboden und gründeten neue Hämmer. Die diversen Konkurse sprechen dafür, daß manche Einwanderer finanziell nicht kräftig genug waren, um den nur einmaligen Geldumsatz im Jahre aushalten zu können.

Löhne und Holzkohle mußten meist schon vorschußweise an die Schmiede und Kohlbauern vorausgegeben werden, die drückenden Kohlschulden brachten auch manchen Stahlgewerken böse Stunden, die sich wieder seinem Leobner Roheisenlieferanten mitteilten, bis die ausländischen Silberlinge nach Jahresfrist wieder allen drei Eisengliedern, den Radmeistern in Vordernberg, den Eisenverlegern in Leoben, den Hammergewerken im Murboden und den Sensenschmiedmeistern für ein neues Arbeitsjahr Stärkung brachten. Die

[1] 1742 wurde steirisches Eisen auf dem Breslauer Markte gegen russisches Wachs vertauscht. Hist. Ver. 1864, 3. Heft, Prof. Dr. Ilwof. Beck, I., S. 668, zitiert schon Plinius den gallischen Export. Für Italien gingen die kurzen, leichten Gebüschsensen, die gallischen großen für die Steppe.

[2] Die Zeichen waren meist uralte Handwerksmarken, doch auch nahm man die Wappen der Dietrichstein und der von Leiss (Waffenmeister). Einstige Beschaumarken?

Oberösterreicher kannten ihre uralten Handwerksgeheimnisse aufs genaueste,[1] praktisch und persönlich erlernt, wodurch ihr Ruf begründet und erhalten wurde. Die neuen steirischen Gewerke konnten zumeist keine Sense „breiten“, wenn aber dank der besten Arbeiter die gleich gute Ware mit einem neuen Zeichen in die Welt ging, war es ihnen nicht möglich, oft kaum den halben Verkaufspreis der gleichen Sensen mit einem alten Zeichen zu erzielen.

Die neuen Stahlverfahren machten große Mengen gleicher Qualität, aber die zähe Schneidfähigkeit des teuern „Garbstachels“ fehlte.[2] Die skrupellosen deutschen Markenfälscher wußten auch alle Formen, die oft für jeden Kreis anders beliebt wurden. Aber trotz vieler Ausreißer, die das Zunftgeheimnis verrieten, blieb der Stock der „Meister und Knechte“ ziemlich unverändert im Handwerk.

Die Murbodener Kirchenbücher seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis heute weisen die alten Namen, die Helml, Pieslinger, Blumauer, Rettenpacher, Pammer, Schröckenfux, Moser, Steinhuber, Fürst, Zeilinger, Weinmeister, Grünauer, Hiezenberger, Hillebrand, Stegmüller, Kaltenbrunner, Koller, Kirchwäger, Kerschbaumer, Rapperger etc.

Von diesen Eingewanderten[3] meldet die nun auch schon unleserliche Gedenktafel meines Urgroßvaters Wolf Hillebrand am Forcherhammerhaus in Möschitzgraben, 1750 von Adam Piesslinger, Kaspar Zeilinger, Paul Rettenbacher. Die genealogischen Daten der Sensenschmiede verdanke ich aber zum größten Teile dem oberösterreichischen Genealogen Herrn Franz Schröckenfux in Windischgarsten. Die Meister kamen durch Kauf oder Einheirat in den Murboden und nannten sich nach den Zeichen.[4] So heiratete „der Feinhalbmond die Sonne“.

In allen Ländern hielten sich die Schmiede für was besseres und zwar von den ältesten Zeiten bis heute.[5] Dieser

[1] Um Schneide, Elastizität, Zähigkeit zu erzielen, mischten sie härteren und weicheren Stahl oder Schmiedeeisen, wie die Damascener und Javaner, raffinierten diese wie einst die Zentralasiaten. Beck, I., S. 148.

[2] Von der die Russen bei den polnischen Revolutionen gründliche Proben verkosteten.

[3] Kraus, „Eherne Mark“.

[4] Wie die Geschlechter in Schwaben nach den Wappen — die Vetter v. d. Lilie in Donauwörth, die Vetter vom Pantherthier in Augsburg, die Escher vom Lux in Zürich, etc.

[5] Beck I., 565, gibt die Schmiedeordnung der römischen Kaiser um 390 n. Ch. Darin verlangt Nr. 4 die sorgfältige Auswahl zur Zunft,

Korpsgeist zeigte sich in allem, sogar in einer eigenen „Sengschmiedprozession“ in St. Peter, wo sie sich nicht hinter die Bauernfahnen (zu Frohnleichnam) begaben.

Das Inventar nach Bartlmä Helml, Zeichen Sonne 1750, nennt als „Handelsfreyndt“ die heute noch bestehenden Frankfurterfirmen J. A. Zickwolf, Passavant & Sohn, Zugschwerdt, dann Frau Zäsel Sohn in Basel, 1773 noch Krachmann & Petecker in Nürnberg, Viering & Lutz in Speier etc.[1]

In späteren Jahren ging der russische Export über Brody durch Hausner & Violand und erst mit Anfang des 19. Jahrhunderts kamen die Kaufleute aus Rylsk — die Filimonoffs und mehrere andere mit ihren eigenen Wagen und jüdischen Dolmetschern zum Einkauf.

Durch drei Generationen kamen diese Versorger Sibiriens als gute Freunde und blieben stets der weiten Reise entsprechend lang, mit schönen Geschenken und bis in die neuere Zeit ohne Preisvorschriften! Allmählig wurden auch die orthodoxen Russen und Juden von der Kultur beleckt, was besagt, Verlust der guten alten Eigenschaften und Anerziehung moderner, weniger schöner Handelspraktiken. Das Sensengeschäft wurde modernisiert. Billige Massenproduktion mit viel Mühe und weniger Gewinn, verursacht durch die seit Jahrhunderten herrschende Unmöglichkeit, die Gewerken zu vereinen, erschwert ein Handwerk in größeren Rahmen zu bringen, das nur durch die konservativ bleibenden „Sengschmidknecht“ möglich ist, bekriegt durch ausländische Marken-Fälscher, Zollerhöhungen und andere Scherze: das ist der Rückblick auf die 200 Jahre, seit die ersten Oberösterreicher ihre Sensen selbst am Breithammer breiteten. Bei der heutigen unerquicklichen Lage lesen sich alte Hammererinnerungen als wahre Romane.

Im ganzen Murboden gibt es nur noch vier Sensenwerke von den einstigen gleichzeitigen neun Sensenschmiedfamilien. Die heutige Firma Foest und Fischer, die Firmanachfolgerin der Wittgensteinschen Konzentration in Judenburg, erzeugt täglich rund 4000 Stück, also 20 Tagwerk, die

Nr. 6 de fabricensibus unterstellt sie nur dem obersten Gerichte des Oberhofkanzlers. Sie hatten schon den Lehrbrief. Beck 881—83 betont die besonderen Gerechtsamen und daß in den deutschen Zünften bis zum 16. Jahrhundert der Schmied ehrlicher Geburt, von ehrlichen Eltern, aber nicht aus neun besonders angeführten unehrbaren Berufen stammen mußte. Beck II., 420, Zunft Nürnberg 1298.

[1] Nach Beck II., 424, hauptsächlich nach Spanien wohl mit dem Umweg über den uralten Handelsweg Wels-Marseille.

in alten Zeiten 20 auseinander liegende Werke ernährt hätten, Leopold Zeilinger in Eppenstein 1000, Franz Zeilinger, Knittelfeld 1000, Franz Wertheim in Wasserleit 300 Stück, — aber zur Schande für das norische Eisen der Geschichte und der Poesie — aus schwedischem Stahl, der verarbeitet, wieder zum kleinen Teil an die schwedische Grenze Rußlands zurückwandert, und in Judenburg aus böhmischen Werken.

Den alten Gesetzen des Kampfes ums Dasein konnte sich auch die steirische Sensenindustrie nicht mehr entziehen, und die Folgen waren für die abgelegenen Gräben, wie Möschitzgraben und andere, sehr einschneidend.

Alle Werke, Stahl- und Sensenhämmer hatten ihre eigene Landwirtschaft, deren Produkte in der alten Naturalwirtschaft als Lohn hauptsächlich verwertet wurden. Die Geldbezüge waren minimal.

Beim allgemeinen Hang des bayrischen Stammes zum Wohlleben wurde die leibliche Stärkung zum förmlichen Lebenszweck ausgebildet. Die beobachtete Kleinheit der Knödel oder die dunkle Färbung wegen schlechteren Mehls, erzeugte förmliche Aufstände, die durch Kraftworte eingeleitet, das Umstürzen der großen Suppenschüssel sammt den bombenartigen, beanständeten Knödeln über das Haupt der verdächtigten „Kucheldirn" veranlaßten. Die Beschwerden beim „Herrn und der Frau" fanden dann wieder durch die gebührenden althergebrachten Knödel der Normalqualität ihre Erledigung.

In jedem Werke, wo überall die Schmiede „auf der Kost" waren, gab es geheiligte Vorschriften des täglichen Speisezettels, von denen nicht abgewichen werden durfte. Was ein Murbodener Hammerschmied leisten konnte, erfüllt wahrlich jeden Dyspeptiker der Neuzeit mit Bewunderung. Nicht weniger aber das Anpassungsvermögen, daß eine Generation ohne Schaden soviel essen konnte und die heutige mit so wenig auskommen muß, um nicht zu erkranken und doch das rauhere Klima aushalten soll. Freilich die roten Wangen sind dahin! Die kraftstrotzenden Gestalten haben hageren Bleichgesichtern das Feld überlassen.

Die Menüs der Ainbacher Hammerschmiede, die bis in die 1860er Jahre eingehalten werden mußten, liegen noch in einer Hausordnung vom Anfang des 19. Jahrhunderts vor.

Das Diner am Neujahrstag und allen hohen Festtagen dauerte von 11 bis 5 Uhr und hatte als Teil des Lohnes zu bestehen aus:

1. Brodsuppe mit Fleischghack,
2. Brustkern mit Krenn,
3. saures Kraut mit Selchfleisch oder Würsten,
4. kälbernes Bratel mit Krautsalat,
5. Eingemachtes,
6. Lungenkoch,
7. schweinernes Bratl mit Triät,
8. Reissuppe.
9. 1 Butterkrapfen.
10. 1 Germkrapfen, beide mit Weinbeer.

Getränke:

bis zum Fleisch jede Person (männlich) eine Maß Bier, hernach jeder 3 Seitel Wein mit Weißbrot.

Zu Ostern mußte aber dies kleine Essen noch mit einer Schüssel Weichfleisch und je 5 Eiern aufgebessert werden!

Am heiligen Dreikönigstagvorabend wurde noch die „Berchtelmilch" gereicht, der letzte der uralten Gebräuche.

In jedem Werke waren andere Vorschriften, in Ainbach folgte aber dem Festtagsmahle die Defiliercour. Alle Tischgenossen erschienen nach dem Range eingeteilt, zuerst die Schmiede, dann die Bauernknechte, dann die Küchenmägde, endlich die anderen Mägde zum Handkuß bei der Gewerkin, wobei diese durch kurze Worte Lob und Tadel dem einzelnen andeutete, die mehr wirkten als lange Standreden an anderem Ort. Neben den quasi Eßberechtigten war noch immer ein Tisch für Geladene, denen eine Wohltat erwiesen werden sollte.

Für den Magenkultus der Schmiede wurde fast alles im Hause gezogen, Ainbach besaß für den „Leutwein" noch eigene Weingärten in Sandberg bei Mureck.

Die Gewerken selbst huldigten ähnlichen aber viel raffinierteren Tafelfreuden, ihre Produkte der Landwirtschaft waren fast wertlos und mangels Verkehrswegen nicht rentabel in Geld umzusetzen.

Der Verkehr mit den Reichsdeutschen bildete den Geschmack am Luxus, von dem die alten Häuser und ihre Inventare sprechen. Der Nachlaß und die Aussteuer der Töchter Simon Stegmüllers in Hopfgarten 1760 war fürstlich. Der verdiente Genealoge v. Beck-Widmannstetter sammelte diverse solcher Daten, da mir aber sein literarischer Nachlaß nicht zugänglich ist, ich weiß gar nicht, wer ihn hat,

kann ich hier davon keinen Gebrauch machen, um so mehr ich von meinen ihm gegebenen Nachrichten keine Kopie besitze.

Seit dem 15. Jahrhundert gab die eigene Tüchtigkeit, der Besitz, die Macht in ihrem Umkreise, den Gewerken ohne Unterschied eine Fülle Standesbewußtsein, die sich, in roherer Weise äußernd, auch ihren Hammerknechten mitteilte. Der eine Hammerherr kaufte sich den Adel, der Knecht prunkte vor den Bauern, beide protzten, jeder in seiner Art.

Der Hammerherr war gegen Leute, die nicht aus seiner Kaste waren, mögen sie noch so hoch gestellt gewesen sein, sehr reserviert und ablehnend. Der „Sengschmidknecht“ im Möschitzgraben rief dem Wirt zu — gib Wein her, i muaß n Tisch awaschen, es is a Gscheerter (Bauer) dagsessen!

In der Blütezeit der 1840er Jahre hat aber ein Fremder sich für die geringschätzige Behandlung auf so witzige Weise gerächt, daß dieser Scherz hier verdient, verewigt zu werden. Die vielen andern Witze, die eine reiche und arglose, nichtgiftige Zeit hervorbrachte, würden ein Heft füllen.

Der in Kärnten einst berühmte Gewerke Franz von Rosthorn, der Besitzer von Wolfsberg, kam in Obersteier in eine Versammlung von Gewerken aller Art, worunter sich auch ein hoher Herr befand,[1] der aus sehr praktischen Gründen selbst Gewerke wurde und dabei seine Geschäftsgewandtheit zeigte. Über die Achsel angesehen, bemerkte Rosthorn: „Mir scheint, meine Herren, das ist der Ort, wo man die berühmte Inschrift fand.“ Der hohe Herr frug: „Was ist das für eine?“ Sie lautet:

V. E. V. S. V. G. V. F. Deren Lesung Rosthorn gab „Viel Eisen, Viel Schlegel, Viel Gwerken, Viel Flegel!“ und sich schleunigst von dannen zog. Es gab kaum einen Sport, den die alten Hammerherrn nicht betrieben hätten, fast jeder hielt sich einen Hofnarren, der die manchmal sehr derben Witze aushalten mußte. Die Gastfreundschaft wurde von allen großartig geübt und von den undankbarsten Schmarotzern aller Stände weidlich ausgenützt. Ich kenne sogar zwei Fälle, wo Besucher — einzelne Herren, auf acht Tage kamen und faktisch 40 Jahre bis zu ihrem Tode zu Gaste blieben.

Während diese mittelalterlichen Sitten und Gebräuche im Murboden weiter herrschten, schufen emsige sparsame

[1] Bekannte Tatsache, die vielen älteren Leuten noch in Erinnerung ist.

Markenfälscher mit österreichischen Arbeitern neue Werke in Deutschland. und entwandten durch schöne Ausstattung den Steirern ihre sich höchst rentierenden Absatzgebiete. Die Eisenbahnen wuchsen ins Riesenhafte, die Naturalwirtschaft kam durch den erleichterten Absatz außer Kurs, der Kinderreichtum zersplitterte die Vermögen der Arbeitgeber, die Schmiede verlangten Bargeld und keine Festessen mehr, denn sie begannen zu heiraten, das nur den Vorarbeitern wie den Eßmeistern und Hammerschmieden gerne gewährt wurde. Die kurzsichtige Eifersüchtelei der Gewerken verteuerte gegenseitig Löhne und Holzkohlen, kurz die neue Zeit brach mit Macht herein. Ein Großteil der Gewerken konnte den Übergang vom mittelalterlichen Handwerk zur modernen Fabrik nicht begreifen oder nicht durchführen oder nicht aushalten, denn an hohen Verdienst und noble Lebensauffassung gewohnt, war es den Meisten schwer, erst kleinlich sparen zu lernen und die Einkaufspreise zu drücken. Genau dieselbe bittere Zeit der Umwandlung hatten die „Messerer“ in Sheffield und in Westphalen schon Jahrzehnte früher durchkosten müssen, war das Handwerk dort ja auch von den keltischen Schmieden, mitsamt ihren uralten Gebräuchen, nach Norden verpflanzt worden, deren Wiege von Babylon nach Kreta via Ägypten und dann nach Mittelmeereuropa übertragen wurde.[1]

Unter dem Drucke der unerbittlichen Konkurrenz wurde der Schmied vom Kaufmann besiegt.[2] Einst brachte der Russe Zobelpelze und bat um Sensen, deren Preis der Gewerke fixierte, wofür nur neue Banknoten in sofortige Zahlung genommen wurden, jetzt reist der Gewerke in Rußland, erhält ein Drittel des alten Preises bei teureren Gestehungskosten und kann zwölf Monate auf sein Geld warten, wenn er es überhaupt bekommt.

200 Jahre solcher Veränderungen mußten die Werke dezimieren, und folgende Anlagen im Murboden sind buchstäblich von der Erde verschwunden.

1. Ainbach, Wälschhammer, Streckhammer.
2. Sachendorf, Wälschhammer und Sensenwerk.
3. Paßhammer, Pfannhammer und Sensenwerk.
4. Hammerberg, Wälschhammer.
5. Hopfgarten, Sensenwerk.

6—8. Möschitzgraben bei St. Peter, 3 Sensenhämmer.

---

[1] Die Schneide aus ausgesucht gemischtem Stahl, den Rücken aus Eisen zu schmieden.

[2] Der Umsatz mußte erhöht, die Regie verkleinert werden.

9. Rothenthurn, Sensenhammer, Gußstahlwerk.

Im Betriebe befindet sich kein Hammerwerk mehr, wohl aber die Sensenwerke der

1. Wittgenstein'schen Konzentration in Judenburg.
2. Franz Zeilinger in Knittelfeld und Schattenberg.
3. Leopold Zeilinger in Eppenstein mit den zwei Obdacher Werken und dem Forcherhammer in Eppenstein.
4. Franz Wertheim in Wasserleit.

Die angegebenen Gründe erklären zur Genüge, warum die alten Hämmer und viele Sensenwerke verschwinden mußten und daß nicht die Gastfreundschaft gegen zahllose Schmarotzer die Hauptursache gewesen ist, wie gerade diese Dankbaren am meisten hervorhoben.

Durch die außerordentliche Sparsamkeit und Einteilung der Hausfrauen, den berühmten alten Gewerkinnen, die ihren Mägdetroß durch 18 Stunden im Tage in Atem hielten, wurde wieder viel Bargeld erspart, was damals hoch zählte. Johanna v. Forcher war die letzte alten Stiles, als sie 1861 als dreißigjährige Witwe mit eilf Kindern die Hämmer übernahm. Die kulturelle Bedeutung der Gewerkinnen besagt ganz richtig Kraus Eherne Mark I., Seite 104 und 106.

Beim Kampf ums Dasein, wo der Große den Kleinen frißt, hatten auch viele mit besonderem Ungemach zu kämpfen, während der geniale Neuerer Franz Mayr der jüngere, der erste Baron, der die Kunst besaß, auch im kleinen groß zu bleiben, bei der Wahl seiner Mitarbeiter und vielen Zufällen in späterer Zeit von beispiellosem Glücke begünstigt wurde. Er stürmte von Erfolg zu Erfolg, während viele alte Gewerke den Einbruch der neuen Zeit verschliefen.

Da kam noch des Thomas Gilchrist Verfahren, phosphorhältige Erze nützlich zu verwenden, um Steiermark indirekt zu schädigen; früher schützten reine Erze, hohe Frachten, gute Qualität, nun diktiert die Billigkeit, und die Hammerwerke sind für immer beseitigt. Einst war der Gewerke der Großunternehmer und Bankier seiner nächsten Umgebung, meistens handelte er mit allem, was Gewinn versprach, und sein reicher Verdienst kam dem Lande zugute. Heute verzehrt der konfessionslose Aktionär seine Dividenden in der Ferne, die Bauern bekommen keine Vorschüsse mehr, die Kirchen keine prunkvollen Opfergeräte mit Goldemail,[1]

[1] Mathias und Rosina Hillebrand spenden der Kirche Rottenmann laut Inschrift 1766 die $11\frac{1}{2}$ Pfund schwere silberne Monstranze, vergoldet, mit Steinen, die nebst dem Kelche, mit ihrem schönen Gold-

die den Goldschmieden schweres Geld einbrachten, die einst splendiden Paten und modernen Jagdherren bevorzugen nun auswärtige Gewerbsleute, kurz, aus dem patriarchalischen Leben wurde ein sehr rauhes, unpersönliches, das sich nur im Rufe „Gib“ äußert.

Kraus hat in der „Ehernen Mark“ ein sehr richtiges Wort gemünzt „den Hammeradel“.[1]

Er steht durch Zahl der Familien, die große kulturelle Bedeutung durch Jahrhunderte für das Land einzig da. Mir sind nur drei Familien außer Kärnten, Steiermark und Oberösterreich bekannt, die ohne Fideikommissen sich durch Jahrhunderte in einem bürgerlichen Geschäfte erhielten.

Münichsdorfer, Geschichte des Hüttenberger Erzberges 1870, enthält die Stammbäume der alten Gewerkenfamilie Rauscher 1529 bis 1890 der Aktiengründung, der nunmehrigen Grafen Christallnigg 1605 bis 1870 und der ihnen verschwägerten Lattacher von Zossenegg, zirka 1550 bis 1679.

Alle anderen Gewerken, wie die Weitmoser in Gastein, die Enzenberg in Tirol und ähnliche Familien sind meistens rasch aus dem Handwerk verschwunden, von denen unter allen wohl die Fuger, Füger und Hochstetter in ihrer Blüte ihren Reichtum hauptsächlich den Edelmetallen verdanken.

Den alten „Sengschmiedinnungen“ ähnlich sind die adeligen Erbsälzer der Saline Werl in Westphalen. Sie sollen schon zu Karls des Großen Zeiten Salz gesotten haben. Die älteste Urkunde stammt von 1246, in der Erzbischof Konrad II. den Erbsälzern[2] ihr Privilegium bestätigt. Seit 1852 wird gemeinschaftlich die Saline Werl und Neuwerk betrieben. jeder männliche Deszendent wird mit 14 Jahren als minorener Erbsälzer aufgeschworen, mit 24 Jahren als majorener vereidet, dessen sämtliche Rechte aber mit seinem Tode erlöschen.

---

email ein treffliches Zeugnis für ihren hohen Geschmack und Splendidität der Nachwelt offenbaren. Deo eucharisteo Mathias Hillebrand et Rosine Adamin conjuges hoc pietatis suae curarunt monumentum fieri 1766.

[1] Seite 77 und leider sehr unvollständige und zum Teil irrige Fortsetzung.

[2] Gütige Mitteilung der Herren Sälzeroberst von Papen-Koeningen und Salinendirektor du Cornu, ferner Herr Max v. Spiessen in Münster in W., dann Leibertz in Werl, „Gewohnheitsrechte des Herzogtums Westphalen“.

Einst stellten zwölf adelige Familien die Erbsälzer, von denen nur noch die Familien von Papen und von Lilien mit 35 Mann übrig geblieben sind.

Die dritte Familie betrifft die berühmten Strozzi in Florenz, die heutigen Herzöge von Forano und Bagnolo. Die Cerreria Strozzi am Domplatz in Florenz war nicht, wie behauptet wird, die Quelle des älteren Wohlstandes des berühmten Strozzi,[1] aber die Wachszieherei führt heute noch den Namen. Am 4. Dezember 1671 erhielt der Venezianer Camillo Suardi die Konzession, welche er 1678 an Karl Thomas Strozzi zedierte. Weitere Privilegien der Medici zieren das Geschäftslokal. 1679 an den Senator Alexander Strozzi, 1704 an dessen Sohn Karl, 1759 an die Kompanie Alessandro Strozzi mit seinen zwei Verwandten Uguccioni, 1775 wieder an Alexander Strozzi allein, 1782 der Senator Giovanni Uguccioni, Erbe des Pier F. Uguccioni, 1835 der Sohn Tomaso Uguccioni-Gherardi, 1875 die Tochter Marianne, 1905 Luigi und Tommaso Roselli del Turco, deren Söhne.

Die Strozzi betrieben also die Wachszieherei nur von 1678—1782, vererbten aber das Geschäft und die alte Firma an ihre Verwandten, die noch in ihren historischen Palästen wohnen, die als Sehenswürdigkeiten benannt werden.

Der Hammeradel verdient der Vergessenheit entrissen zu werden, nachdem er jedenfalls für Steiermark und das weitere Vaterland mehr geleistet hat, als manche später Ausgezeichnete.

Der Hammeradel brachte in den verflossenen Jahrhunderten Hunderte von Millionen ausländischen Goldes ins Land, er versorgte Generationen von fleißigen Arbeitern mit wohlbezahlter Arbeit und Zufriedenheit, und der Titel k. k. Kammergutsbeförderer war kein leerer, da die Hammerherren die Goldmacher der Landesherren waren.[2] Besagt doch Christian Sulzbacher, später von Sulzberg, im Adelsgesuch 1670, er habe in zwölf Jahren 50.000 fl., nach heutigem Gelde 500.000 Kronen, an die kaiserliche Maut abgeliefert. Sein Vater Max aber in 40 Jahren als Radmeister in Vordernberg, Hammerherr in Pachern (Oberwölz) und Roheisenverleger in Leoben 300.000 fl., also 3 Millionen Kronen an Gefällen geleistet. Sicher hat kein Gutsherr oder irgendein

[1] Irrige Angabe des Abbate Dr. Senes, 74 Via Ghibellina, Florenz.
[2] Hist. Landeskommission f. Steiermark, 1902, Dr. v. Pantz.

anderes Geschäft je solche ständige Abgaben geliefert, die allen zugute kamen.

Dabei hatte der Hammeradel in fünf Jahrhunderten die Unwürde,[1] die vielen Pestjahre, die 20 Türkeneinfälle, die Ungarneinfälle, die außerordentlich schädigende Protestantenvertreibung, den 30jährigen Krieg und alle anderen folgenden, am eigenen Leibe und auch bei ihren ausländischen Abnehmern zu verspüren.

All dies Ungemach prallte an diesen kleinen Königen ab, die als echte Aristokraten oft nichts lernten und nichts vergaßen und erst den Erfindungen des 19. Jahrhunderts und der modernen, sehr dehnbaren Geschäftsmoral unterliegen mußten. Zur Erinnerung erhob ich die positiven Daten über die einzelnen Werke, die ich nach dem Gründungsalter anführe. Die Genealogie der Gewerkenfamilien folgt, soweit Daten bisnun zu erlangen waren. Das war allerdings der dornenvollste Teil der Erhebungen.

Leider konnte man da selten in wohlassortierten, geheizten Archiven arbeiten, sondern mußte unglaubliche Räume benützen, deren bösester wohl der Krautkeller des Herrn Dekan in Thaur bei Hall in Tirol war, den mir die gestrenge „Widumshäuserin“ zum Studium der Kirchenbücher aus dem 16. Jahrhundert in den 1870er Jahren huldvollst zuwies. Eine speziell südösterreichische Unart zwang alles persönlich zu ergründen, indem oft sogenannte Gebildete nicht zu bewegen sind, in vorgeschriebenen Antwortkarten auch nur eine Jahreszahl einzusetzen.

Die Nachrichten werden wohl immer lückenhaft bleiben, aber immerhin sind die Filiations-Beweise bis ins 14. und 15. Jahrhundert tadellos bei den Familien Forcher von Ainbach, Fraydt von Fraydenegg und Hillebrand.[2]

Vom Hammeradel war die Ennsthaler Familie v. Pantz von 1487 bis 1868 am längsten im Eisenwesen, sei es als Hammerherren oder Beamte. Sie hatte aber nichts mit dem Murboden zu tun, man holte von ihr oft die Hammermeister.

Die Genealogie der Oberösterreicher Sensengewerken verdanke ich zum größten Teile Herrn Franz Schröckenfux,

[1] Das Eisenwesen hat wie kein Geschäft immerdar von der Konjunktur abgehangen. Beck II, 615 behandelt besonders die guten Jahre und die lange Stockung im 17. Jahrhundert, die „Würde und Unwürde“ des Eisens hießen.

[2] Der Stammbaum der Familien Forcher und Hillebrand ist seltenerweise noch in Porträts bis 1682, illustriert, in Sachendorf vereint.

Bürgermeister in Windischgarsten, der eine ausführliche Geschichte der Sensenindustrie zum Drucke vorbereitet.

Er war in der glücklichen Lage, bei den vielen streng konservativen Ursensenschmiedfamilien in 72 Kirchen und Archiven Erhebungen pflegen zu können. Die älteren Matriken, die in Steiermark fehlen, die über Jahrhunderte reichenden Innungsprotokolle und der Zusammenhalt der Oberösterreicher gaben ihm Material, ein wirklich nicht dagewesenes Nachschlagebuch zu verfassen, welchen Zweck diese Studie für den Murboden zum Teile erfüllen soll.

Zum Vergleich der analogen Vorgänge in Westfalen[1] ist es hier am Platze, die Daten aus Alfons Thun, Leipzig 1879, „Die Industrie am Niederrhein", Seite 8 und 113, zu zitieren. Die Kunst der Klingenschmiede kam aus Stadt Steyer (und nicht der Steiermark) an den Rhein. Der dortigen Einwanderung 1153 73 folgte eine zweite Invasion steyerscher Schmiede 1190.[2] Schon 1240 waren bei der Hansa die Kronenberger weißen Sensen und Futterklingen berühmt. Die Eisengewinnung am Rhein begann aber schon vor der Einwanderung der Deutschen, vermutlich durch die Kelten, wie die alten Halden bezeugen; die gefährlichste und dritte Invasion ruinierte den steyerschen Absatz, indem der märkische Gefangene Röntgen in den steyerschen Werken die Erzeugung der schwarzen Sensen und deren Markenfälschung lernte. Diese nicht geschliffene, hier graue Kärntner, Tiroler oder Brescianer Ware (Käfersensen), war scharf gehämmert, daher sehr widerstandsfähig, im glühenden Sand gebläut und von viel besserer Qualität als die häufig am Schleifstein verbrannten und wieder weich gemachten geschliffenen weißen Sensen. 1772 erzeugte Röntgens Bruder die ersten schwarzen Sensen im Hammerwerke Gottlieb Hallbach bei Müngsten und damit war der treffliche Absatz der Alpen am Niederrhein verloren.

Die rheinischen Sensenschmiede hatten untereinander ganz dieselben Kämpfe, wobei die Markenstreitigkeiten nicht die geringsten waren, aber die steyerschen Meister hatten den Vorteil, ihre Arbeiter anständig zu behandeln und ordentlich zu entlohnen, während die Westfalen im grausamsten Trucksystem den Wucher in der schmählichsten Form des

[1] Hier wie dort war zuerst das Eisenschmelzen eine Nebenindustrie der hauptsächlich Wald- und Viehwirtschaft treibenden Bauern, und hier und in Schmalkalden gab es deutsche Hämmer, die auch später den zehnfach mehr produzierenden Einrichtungen weichen mußten.

[2] Beckh I 848. — Durch Kaiser Friedrich Barbarossa.

Aufdrängens von teurem Schnaps und Waren bei den Arbeitern ausübten.

Zur Zeit der Faustschmiede im 15. Jahrhundert war genau dieselbe Arbeitseinteilung in Steyer wie in Passau und Solingen, die Schwerter und Messer vollendeten die Klingenschmiede, die Schleifer und Messerer.

Die Bruderschaften der Härter und Schleifer tauchen in Solingen 1401 auf, die Schwertfeger 1412, die Schwertschmiede 1472.

Der Verbleibungseid sollte zur Sicherung dienen, ein Schwertschmied durfte nur vier Schwerter, ein Messerschmied nur zehn Stechmesser richtig und gut per Tag schmieden. Im 16. Jahrhundert kamen die Berger und Märker von der Faustschmiede zum Reckhammer und mit dem Breithammer am Wasserbetrieb schmiedete man das fünffache. Da begannen die Lohnkämpfe und mit den neuen Erfindungen um 1850 verschwanden die aristokratischen Schwertarbeiter durch die Einführung der Klingenwalzen.

Das älteste Privileg der Sensenschmiede und Schleifer[1] erhielten am 15. Juli 1600 die Ämter Eberfeld, Beyerburg Burg, Bornefeld mit dem Hauptsitz in Kronenberg. Die damalige Meisterzahl war beschränkt. Niemand durfte auswandern, es herrschte Zeichenzwang und erbliche Zunft. 1759 waren im Kirchspiel Kronenberg sieben Sensenschmieden, 1770 schon eine fünfundzwanzigmal größere Produktion in der Mark als in Berg.

Schließlich räumte die Gewerbefreiheit, Freihandel und äußerst laxe Moral alles Alte hinweg, aber immer noch blieb der Speisezettel der Solinger ein Fastenmenü eines Bettelordens gegenüber den protzenden Kollegen in der steyerschen Urheimat.[2]

---

[1] Beck II 424, Solingersensen, II 758, 1551, Ordnung Nassauer Sensenschmiede.

[2] Dr. Ehrenberg (Seite 1), erwähnt noch, daß erst 1450 der Kleingewerbsbetrieb allmählich erweitert wurde, von 1860—1900 Puddeln und Bessemerprozeß nebeneinander gingen, bis 1863—73 das Puddeln überwiegte, das allmählich ganz unterlag. Beim Bessemern wuchsen die Dimensionen und da begann die Umformung des rohen Muskelmenschen zum denkenden Nervenbündel, das mit dem geringsten Aufwande die größten Mengen erzeugte. Lange noch wurde die Qualität überwacht und das Votum variiert, das am 24. März 1621 die Sensen- und Hackenschmiede zu Judenburg beauftragte, das Hausieren mit „Kharnerisch und Hüttenbergerzeug“ zu kontrollieren, da doch nur Vordernberg gewidmet war.

Heute überschwemmt der Niederrhein die ganze Welt mit seinen erstaunlich billigen Produkten, freilich billig aber schlecht. Aber niemand, höchstens die Japaner, können mit ihnen konkurieren.

Bezüglich Oberösterreich sagt A. Thun, daß die Klingenschmiede in Raming-Dambach schon 1373 eine Ordnung, 1462 die Messerer in Steinbach eine solche erhielten und daß Venedig schon 1410 mit Kirchdorf in Handelsverbindung stand.

Herr Schröckenfux berichtet über Oberösterreich gleichfalls, daß die Klingenschmiede aus den Zeugschmieden an der Römerstraße entstanden und deren Arbeitsteilung erst mit dem zunehmenden Bedürfnisse sich vollzog. Allmählig schlossen sich die Innungen zusammen, die Waidhofener Sensenschmiede erhielten ihre erste Zunftordnung 1449, neun Freistädtern bestätigte 1502 die Stadt ihre Zunftartikel, während die Brucker erst am 6. April 1503 von Kaiser Max die erste Freiheit bekamen. Die Kirchdorf-Michldorfer Handwerksregeln von Kaiser Rudolf II. wurden 1595 als Abschrift der Waidhofener Regeln vom Dechant in Spital ausführlich bezeichnet. Der Faustschmiedmeister durfte nur täglich 13 bis 25 Sensen vollenden, der Breithammer 1585 schlug schon 60 bis 70 Stück und die alten Ordnungen mußten entsprechend geändert werden.

Die Waidhofener Sensenschmiede benützten aber bei dieser Gelegenheit die Arglosigkeit der Behörden, als bei jedem Regierungswechsel die alten Freiheiten neu bestätigt werden mußten, sie verschwiegen die beschränkte Tagesproduktion der Stückzahl und die darauf vorgeschriebenen Strafen, wodurch straflos 100 und mehr Sensen täglich erzeugt wurden und die Neuzeit der Massenerzeugung begann, gegen die die Klagen vergeblich waren und von den Konkurrenten der anderen Hämmer rasch eingeführt werden mußten. Der Bedarf wuchs, der Kundenkreis nicht minder und die überzähligen Meistersöhne mit ihrem Anhang wanderten vorwiegend in die Alpen, nahe zu Eisen, Holzkohle und Wasser. Thüringen, Schlesien, Bayern. Ja 1612 wurde von zwei Michldorfer Meistern Polen besiedelt, die wieder teilweise zurückwandern mußten.

Die in den Türkenkriegen verödeten Hainfelder Hämmer haben Michldorfer 1679, 1680 neu aufgerichtet, aber 1785 erst hat Kaiser Josef das Alte aufgeräumt.

Nachdem in den vier Eisenzünften auch die Hackenschmiede Sensen und Strohmesser erzeugen durften, entstanden abermals neue Werke, das Tagwerk wurde vergrößert, aber zugleich begann das Markenfälschen der deutschen Brüder in Bayern, Baden, Württemberg und Westfalen, wodurch neue Absatzquellen gesucht werden mußten, da die hochrentierenden deutschen Abnehmer verloren waren und blieben.

1830 nennt Herr Schröckenfux für Steiermark 41 Hämmer, denen bis 1880 [1] neun zuwuchsen, die aus aufgelassenen Stahl- und Pfannhämmern errichtet wurden.

Ehrenwerth, „Kulturbilder" 1890, nennt noch 22 Werke, in denen 1010 Arbeiter 2·887.000 Stück erzeugten, nachdem schon die Konzentration begann.

Der Größe der Erzeugung nach waren 1890: Konrad von Forcher, Judenburg; Isidor Trauzl, Kindberg; Paul Aigners Erben, Mürzzuschlag; Franz Zeilinger, Knittelfeld; Leopold Zeilinger, Eppenstein; Josef Schmölzer, Kindberg; Regina Fränkl, Spital a. S.; Anton Fürst, Kindberg; Steiermärkische Eskomptebank, Krennhof; Stift Admont, Klamm; J. Liebl, Mühlau; Allg. Bodenkreditanstalt, Arzberg; J. Kieffer, St. Lorenzen a. K. B.; J. Schaffer, Breitenau; A. Hausers Erben, Windischgraz; C. Greinitz Erben, Deutschfeistritz; F. v. Wertheim, Wasserleit; J. Schüler, Übelbach; J. Steinauer, Weitenstein; J. Stegmüller, St. Peter; J. Graf, St. Gallen; J. Hilferding, Schwöbing

Die steirischen Innungsorte Rottenmann und Übelbach, dann Freistadt sind rasch verschwunden und für 1906 führt Herr Schröckenfux in Steiermark nur noch 15 Sensenwerke an, die folgende Firmen tragen[2]: Die Wittgenstein'sche Konzentration in Judenburg, heute Foest und Fischer; Franz Zeilinger, Knittelfeld; Leopold Zeilinger, Eppenstein; K. Schmölzer, Kindberg; R. Fränkl, Spital a. S.; A. Fürst, Kindberg; C. Grillmayer, Möderbruck; Hausers Erben, Windischgraz; H. Kiefer, St. Lorenzen a. K. B.; J. Liebl, Mühlau; Mayer und Wildenhofer, St. Gallen; J. Moser, St. Gallen; J. Steinauer, Weitenstein; F. v. Wertheim, Wasserleit; Zdarsky, Krennhof.

Nur die Michldorfer-Kirchdorfer Gewerken halten noch an den Jahrhunderte alten Satzungen des Handwerkes. Wie Wittgenstein in Steiermark konzentrierten die Rettenbacher-

[1] Oberösterreich hatte 50, Niederösterreich 30, Kärnten 10, Krain 10, Tirol 12, Steiermark 41, totale 161 Sensenwerke.

[2] In Kärnten waren 1906 noch 6, Krain 4, Oberösterreich 23, Niederösterreich 12, Tirol 3, somit totale 63 Sensenwerke.

Blumauer, Zeitlinger-Micheldorf, Huber in Jenbach und so erklärt sich bei erhöhter und sehr verbilligter Produktion die Verminderung der 161 Sensenwerke anno 1830 auf sage 63 anno 1906 in den ganzen österreichischen Erblanden. Weitere Umänderungen dürften noch folgen. Steiermark hatte 1830 41; 1890 22; 1906 15 Sensenwerke und naturgemäß wie überall wird die Zahl sinken und die Erzeugung steigen müssen. Die Regie dirigiert den Nerv.

In Steiermark ist nur mehr das geschichtliche Interesse für die Hammerzeit in einem kleinen Kreise wach, in Oberösterreich ist es Ehrensache des Landes. Bei der Verquickung der Stahl- und Sensenhämmer kann man die Werke nicht sondern.

1624 bestanden im Viertel Murboden 12 wälsche, 4 deutsche Hämmer, ihr Vertreter gegenüber der stes schröpfenden Regierung war der Obmann, später Mandatar genannt.[1]/[2]

Der damalige untere Murboden umfaßte auch die Hämmer in Pöls, Obdach, Scheifling, Niederwölz, der obere Murboden Murau, Einöd, Katsch etc.

Bis zum Ende der Hammerzeit waren im heutigen Murboden folgende

Werke.

Dem vermutlichen Alter ihrer Gründung reihen sie — der Nachweis ist oft unmöglich —

1. Wasserleit. Hammer in St. Marein — Hammerdorf, 2. Jahrh. n. Ch., urkundlich schon 1140.

2. Ainbach, 3. Jahrh. n. Ch., urk. 1423.

3. Sachendorf, altwindisch, urk. 1160 als Mühle, 1495 als „Wallischhammer“.

---

[1] Hammerakten im Schloßarchive zu Nechelheim.

[2] Ebendort meldet ein „Verzeichnis, was jeder Hammerherr und Hammermeister für ein Zeichen bei seinem Hammer führt“, desgleichen auch die „Sengsen und Naglschmitt im Viertel Murboden von Vordernberger oder Leobner Eisen“, verfaßt von Wiegeleus Freistinger, Eisenbeschreiber zu Leoben. Leider undatiert aus 1660—1670 stammend. 1633—60 war 1 Deutschhammer, 4 „wällische neu, so das Thumbstift Seccau ihre Freiheit erhalten“, 17. Jan. 1650 vermutlich für Sachendorf?? Unter den Hammerzeichen rangieren auch 4 „Sengsenschmitt“: Leonhard Moser in Judenburg, Kreuz, 4 Dipfel (dann Rothenthurm); Hans Moser, Paßhammer, 2 Kreuz, 3 Dipfl (dann Rothenthurm); die Sonne bei Wolf, Grienauer in St. Peter; Herr Pichler in Einöd-Neumarkt führt „ain Khampel“; der Nagelschmied Adam Max Zeuß in Feistritz eine komplizierte Hausmarke.

4. Paßhammer, alt, mittelalterlich, urk. 1543.
5. Hammer am Hammerberg, errichtet 1585.
6. Hopfgarten, Sensenwerk, urk. 1651, alt.
7. Wasserwerk, Möschitzgraben, alt, Sensen, 1660.
8. Stegmüller, Möschgr., alt, Sensen. 1672.
9. Forcherwerk, Möschgr., alt, Sensen 1672.
10. Forcherwerk, Rothenthurm, alt, Sensen, 1677.
11. Zeilinger, Knittelfeld, alt, Sensen, 1716.
12. Zeilinger, Eppenstein, alt, Sensen, 1721.
13. Forcher, Pfannhammer, Knittelf., alt, Sensen, 1855.
14. Zeilinger, Gaal, neu, Sensen, 1859.
15. Forcher, Eppenstein, alt, Sensen, 1860.

Von der noch einst zum Viertel Murboden gehörigen Werken in Obdach (den ältesten) Möderbrugg und Pöls waren noch nicht genügende Erkundigungen möglich, die nachgetragen werden sollen.

Die anderen Werke behandle ich einzeln, nenne ihre bücherlichen Besitzerreihen, werde sie genealogisch zerlegen und mit den bisherigen Daten möglichst genau bringen. Die nicht ins Handwerk gehörigen Glieder und die vielen Töchter würden den Raum beschränken, es soll nur das Hammerwesen des Murbodens, der Hammeradel mit seiner großen Vergangenheit in den verflossenen Jahrhunderten für die raschlebige und noch rascher vergessende Zeit festgelegt werden.

Nr. 1. Wasserleit.

Vermutlich im 2. Jahrhundert n. Ch. bei Anlage der Straße Virunum—Ovilabis ergab sich nahe der Eisenwurzen die Anlage einer Zeugschmiede[1] in der Römerstation, dem befestigten Lager Sabatinca. Hufbeschlag, Waffen und Werkzeuge wurden immer wichtiger und diese Anlage dürfte unterhalb der Kirche St. Marein gewesen sein. Die erste Klostergründung 1140 wurde wegen des störenden Hammerlärmes in den Jahren 1142—1143 urkundlich nach Seckau verlegt; der Hammerbesitzer ist unbekannt. St. Marein hieß Hammerdorf. 1404, 4. Juni, verkauft Fridrich von Stubenberg an „Gergen Peleyss, Bürger in Judenburg, den Hammer, gelegen an der Glein bey der wisen, genannt die Wassergleit". Archiv Stubenberg S. 98, Veröffentl. der h. L.-K. f. St., 1906.

In der Glein-Rachau war bestimmt kein Hammer, also muß der Glina = Feistritzbach so geheißen haben, lehmig ist er

[1] Meine zwei Beiträge zu den Murbodenstudien, 1907 im Druck.

ja und an die alten Besitzer erinnert im Talgrund die Stubenbergeralm.

Als erster Klingenschmied erscheint 1424 Peter Siebnschön,[1] über den nichts bekannt ist. 1463 beweist das gothische Deckenbild in St. Marein die Erzeugnisse[1] des Gewerken,[2] Schwerter, Sensen und Zeugware. Nichts beweist, wo geschmiedet wurde, aber ein Hochwasser veranlaßte zu unbestimmter Zeit das Verlassen St. Mareins und die Hammerneuanlage in Wasserleit, die oft noch unter Hochwässern zu leiden hatte. Die Neuanlage konnte nur eine Zeugschmiede mit Wasserbetrieb sein, und diese kaufte 1716 Franz Pammer, Sohn des Sensenschmiedmeisters Martin und Eleonora in Kindberg, um ein Sensenwerk zu errichten. Gestorben 16. September 1736.

1737, 17. Febr., heiratet seine zweite Witwe Susanna geb. Steinhuber aus Rothenthurm Johann Mich. Zeitlinger, auch Zeyrlinger geschrieben, Sohn des Sensenschmiedmeisters Thomas Zeitlinger, in der Steyerling, Ober-Österreich, 1769, 17. Aug., heiratet deren Sohn Josef die Klara Moser, Tochter des Sensenschmiedmeisters Johann Michael Moser in Knittelfeld; geb. 5. März 1750, stirbt er 25. Sept. 1804.

1805, 22. Okt., heiratet seine Witwe geb. Fehberger Christoph Weinmeister, Sohn des Sensenschmiedmeisters Gottlieb Weinmeister, in Spittal a/P., welcher den Ruf des „Tannenbaums" erweiterte. Er stammte von den berühmten „Traube".

1845, 17. Sept., schenkte er das Werk seinem Neffen Christoph, Sensenschmiedmeister an der Brücke in Michldorf und kaufte 1860 den Hoferhammer dazu, der vermutlich ein spät mittelalterlicher Zeughammer des Seckauer Stiftsgutes Pranck war.

1871 übernehmen nach seinem Tode die Söhne Gottlieb, Franz und Michael,

1877, 13. Sept., kauften Josef Schmölzer aus Kindberg und Franz Freiherr v. Wertheim aus Wien,

1886 übernahm dessen Sohn Franz Edler v. Wertheim den ganzen Besitz.

---

[1] Chronik Vinc. Sonntag, Pfarrhof St. Marein.

[2] Vielleicht der kunstsinnige Veit Pengg, der auch die Kirche St. Marein malen ließ. Herr Schröckenfux erwähnt ihn „traditionell" 1480 als Besitzer des alten Hammers in der Wasserleit.

Genealogien.

Die oberösterreichischen Sensenschmiedmeister hat Herr Schröckenfux für seine Heimat unerreicht ausführlich behandelt, deren Details für Steiermark nicht mehr das gleiche Interesse erzeugen. Erst spät regt sich das Familieninteresse und warf dann die unsinnigen Theorien um, die berufsmäßige Wappenfabrikanten aufgestellt haben.[1] Nun ist meine einst irrige Annahme erwiesen, daß keine Eisenmänner aus Deutschland kamen, sondern umgekehrt alles von Steyr aus befruchtet wurde und bei ihrer Vergangenheit hatten die Gewerken nicht nötig, fabelhafte Abstammungen zu kreieren, denn sie bildeten ja von jeher die Schmiedekaste in ihrem Uradel. Wie z. B. der erste Pießlinger vor 1570 der Schmied (Wolf) auf der Pießling (am Pießlingbach) hieß. 1380 wurden urkundlich schon Sensenschmiede in Guttau erwähnt, von 1550 bis 1585 bestanden schon alle zweiundvierzig der Kirchdorf-Michldorfer Zunft, nur sind viele der Urschmiede ausgestorben, wie z. B. die Eggl, Rotfus, Eisvogel, Plözeneder, Roßtauscher, Wimber, Imbser etc., viele andere existieren noch. Von den urkundlich erwiesenen Gewerken der Wasserleit gibt es Daten, der Reihe nach aufgeführt über die

Pammer.

1628 ist Veit Paumber, Zöchmeister der „Sengschmied“ in Kindberg (Fürstenhammer), sein Sohn Hans, Sensenschmiedmeister am Schmölzerhammer. 1630 Peter und Thomas, Sensenschmiedmeister zu Krieglach und Langenwang. Veit, Sensenschmied, Sohn des Thomas, kommt 1684 nach Mattighofen.

1651, Matthias, Sohn des Hacken- und Sensenschmiedmeisters Jakob in Reichenfels (Kärnten), wird durch Zuheirat Sensenschmiedmeister in Hopfgarten.[2] Franz kaufte 1716 Wasserleit; von diesen Kindberger Nachkommen leben noch mehrere in den Alpenländern.

---

[1] Beweist doch eine Wiener Gerichtsverhandlung vom 24. Oktober 1905, daß jeder Bürger gleich dem Adel ohne weiteres zur Führung eines Wappens berechtigt ist; eine andere Entscheidung lautet wieder anders.

[2] Kraus „Eherne Mark“ war diese alte steirische Familie unbekannt.

Zeilinger.

Je nach Ort und Mode vorkommend als Zeitlinger, Zeyringer, Zeyrlinger geschrieben.

Möglich, daß sie ursprünglich aus Hannöversch-Zeilingen kamen, gewiß ist aber nur, daß Katharina Zeilinger den Sensenschmiedmeister Haslinger in Kirchdorf heiratete und 1590 ihre Brüder, Bäckermeisterssöhne, aus Kirchdorf in das Handwerk brachte. Von Steyerling aus verzweigten sich die heute noch zahlreichen Gewerken gleichen Namens in alle Alpenländer.

Weinmeister.

Der erste Sensenschmiedmeister ist Wolfgang 1570 in Schützenhub bei Michldorf.[1] 1722 heiratet Elias W. aus Michldorf auf die Möderbruck, 1750 Joh. Georg W. aus Michldorf ins Ebnerwerk St. Peter, 1805, Christoph W. aus Spital a/P. in die Wasserleit. Bei diesem ebenso tüchtigen „Sengschmied" wie Kaufmann war der Nachweis erbringbar, wie aus dem ehrsamen Handwerk eine „k. k. privilegirte Sensenfabrique" wurde, als er 1805 in die Meisterschaft der Judenburger Sensenschmiedzunft eintrat, 66 Gulden Meistergebühr zahlte und extra 15 Gulden zur Handwerklade, weil er selbst die Essmeisterschaft nicht ausübte.[2] Früher mußte zunftgemäß der Gewerke selbst als Essmeister die Sensen breiten.

Wertheim und Compagnie.

Der Kassenfabrikant Franz Freiherr von Wertheim aus Wien, geboren zu Krems a/D. am 13. April. 1814, gestorben 3. April 1883, hatte zum Geschäftsteilhaber den Gewerken Josef Schmölzer, geboren zu Flitschl bei Raibl, Schwiegersohn des Gewerken Franz Hillebrand in Kindberg.

Wertheim.

Franz Edler von Wertheim, Sohn des vorigen.

---

[1] Das war das Stammhaus aller, von denen schon einer 1520 Pfarrer in Kirchdorf war.

[2] Sein Absatz war im bestzahlenden, aber auch in Qualität von Form und Schneide anspruchsvollsten Gebiete der Schweiz, Frankreich und Süddeutschland.

Nr. 2. Ainbach

früher „Am Einpach auf der Plembsen unter Knittelfeld“, erzeugte 1564 Grobware, Radreifen, Stahl aller Art, Pflugeisen.

Die Erklärung in der „Urbevölkerung des Murbodens I und Nachtrag II“ läßt die Gründung ins 3. Jahrhundert n. Chr. zur Werkzeugversorgung von Köflach über die rekonstruierten Saumwege der Rachaualm setzen. „Der Wällischhammer, insgemein am Einpach genannt“ muß die Werkstätte des 1423 genannten herzoglichen Harnischmeisters Jörg von Knittelfeld gewesen sein.

Bis 1471 erscheint Hans Einpacher, vermutlich Neffe, als Besitzer.

1540 Michael E. stirbt 1569 zu Graz.

1542 Andreas E. unbekannter Neffe?

1572 Joachim und Georg, Söhne Michael Einpachers.

26. April 1579 Franz Salzmann, ihr Schwager.

1625 erscheint noch dieser.

Bis 1637 Martin Fürst († 1637 laut Spezialarchiv des Domstiftes Seckau).

1637—1650 dessen Sohn Johannes Fürst (vermählt mit Susanna geb. Fraidt) † 1650.

1653, 14. August, verkauft dessen Witwe Susanna geb. Fraidt an Christoph v. Fraidt.

1653—1659 Christoph v. Fraidt († 1659).

1660, 24. Mai, verkauft dessen Witwe Anna Maria geb. Schachner, später wiederverehelicht mit Johann Kaspar Sturm (Leoben), den Ainpachhammer an ihren Schwager Hainrich Fraidt (von Fraydten-Egg).

1660—1684 Hainrich Fraidt (v. Fraydten-Egg) († 1699?).

1684 übernimmt den Hammer dessen Schwiegersohn Hans Andree Muehrmayer (vermählt Sidonia Salome Fraidt).

1684—1716 Hans Andrä Muehrmayr († 1716).

1716 übernimmt den Hammer dessen Sohn Johann Maximilian Muehrmayr.

1716—1775 Johann Maximilian Muehrmayr († 1775).

1775—1781 Karl Leopold Fürst, des Vorigen Schwiegersohn († 1781).

1782—1790 Josef Benedikt Pengg, zweiter Gatte der Witwe Fürst.

1790—1833 Josef Weninger.

1833—1861 Nikolaus von Forcher.

1861—1896 Johanna von Forcher, dessen Witwe.

1896 zur Erweiterung der Anlagen an die k. k. Staatsbahnen verkauft.

1905 demoliert.

Einpacher.

Der urkundlich zuerst erwähnte Ahn war wohl Jörg, der herzogliche Harnaschmeister zu Knittelfeld, der am 14. August 1423[1] für Herzog Ernst von Österreich als Schiedsrichter handelte. Er hatte sicher für Lieferungen an das Erzhaus große Geldforderungen, denn am St. Margarethentag 1440 schenkt König Friedrich den landesfürstlichen Forst an Seckau „den einst der Harnaschmeister von Knittelfeld zurück an die Kammer gab"[2], vermutlich als Pfand. Der Harnaschmeister Ulrich I. dürfte sein Bruder gewesen sein, denn die Veröffentlichung der historischen Landeskommission XVII nennt die Belehnung 1449—1452 an Mert und Hans, Gebrüder, die Harnaschmeister, mit dem Gasthaus in Irdning, ererbt von ihrer Mutter Katharina, Witwe Ulrichs des Harnaschmeisters. Taufnamen und Gewerbe seltener Art[3], wenn auch ohne Ortsangabe deuten auf die Einpacher.

Andererseits spricht dafür der Wappenbrief 1467, den Kaiser Friedrich III. verlieh, als ander „Edelleuth" und Wappens genoß im heyligen Reich dem Grazer Bürger Hans Einpacher, seinen Geschwistern und der Witwe Margaretha des steirischen Landschreibers Ulrich 2. die Adelsbestätigung, die wieder das Diplom vom 17. Dezember 1619, für Georg Einpacher von Kaiser Ferdinand II. enthält.[4] Ulrich 2 war Stadtrichter von Graz 1438, 1449, 1451,[5]/[6] avancierte als hervorragender Gläubiger Kaiser Friedrichs zum mächtigen Landschreiber der Steiermark. Dies wichtige Amt, Finanzminister des Landesherrn, begründet den Einfluß der neuen Adeligen, der Eggenberger und Einpacher, in der Baumkircherfehde.[7]

Es ist nicht nachgewiesen, aber wahrscheinlich, daß der

---

[1] Teufenbachregesten Nr. 317, Histor. Ver. 1905.

[2] Dechant Winterers Pfarrchronik im Pfarrhof Knittelfeld.

[3] Nur in Steyr kommt 1330 in der Nähe der einzige Harnischschmied in den Akten vor.

[4] Die Kärtner Grafen von Ortenburg der Neuzeit als Pfalzgrafen, L. v. Beckh-Widmanstetter, 1890, S. 29.

[5] Landesarchiv-Urk. Nr. 5622, 28. November 1438, kauft der Stadtrichter Ulrich Einpacher einen Weingarten an der Platte, „genant der Zwikchel", nächst der „Nunnen rayn".

[6] L. v. Beckh-Widmanstetter, Geldbeschaffung im Kriege, 1889, S. 19.

[7] Hist. Ver. XVII, 1869, Krones, Baumkircher.

Domkaplan Ulrich 3. 1476 ein Sohn Ulrichs I. gewesen ist.[1]

Hans Einpacher, Bürger zu Graz, kämpft für den Kaiser 1465 wider die Türken vor Wien, rüstet 1471 nach Baumkirchers Enthauptung mit Beihilfe der Eggenberger[2] und Weißbriach die Söldner Kaiser Friedrichs aus.[3] Die kaiserlichen Schuldbriefe an ihn, sind bekannt, z. B. 12. Oktober 1469, 5. November, 16. November 1469 über 1000 fl. für Tücher für die Söldner

Nach Goeth, S. 511, sind Akten des Landschreibers bekannt vom 15. April 1456, 27. Febr. 1457, 5. Dez. 1458.

Von den nicht urkundlich nachweisbaren Kindern Hans Einpachers, die ja Einpach im Erbswege überkamen,[4] scheint Siegmund Eympacher, ein Burger zu Judenburg der älteste gewesen zu sein. Er war Gesandter der Landschaft gegen die aufständischen Bauern in Irdning und Lungau,[5] Michael, Bürgermeister von Graz 1540—1542, 1553, 1560 siegelt mit einem springenden Bock auf einem Dreiberg, hatte mit seiner Hausfrau Margarethe Stürgkh vier Kinder.

Oswald kauft 1548 den Paßhammer, arbeitet dort noch 1558,[6] 1572 erbt Joachim von seinem Vater Michael den „Wälschhammer an der Plembsen bei Knittelfeld“. 1569 erbt Apollonia Salzmann den Weingarten am obern Graben in Graz.[7]

26. April 1579 verkaufen Joachim für sich und als Gewaltsträger seines Bruders Georg, dann im Namen der seel. Schwester Eva, „des edelvesten Melchior Hueber Hausfrau, dem ersamen, vürnehmen Georg Salzmann, Rathsbürger zu Judenburg,[8] Hammermeister im Murpach und Pölsthal (unter Anführung der Grundstücke) ihr ererbt gut, zunächst unter Knittelfeld an der Plembsen gelegen, insgemein am Einpach“ genannt, unter dem Siegel des Herrn Lorenz, Dompropst zu Seckau. Bei den Grundstücken ist eine Wiese

[1] P. Ant. Weis, Pfarre Gradwein, Hist. Ver. 1886.

[2] Peinlich, Collect. Gültbuch der Steiermark.

[3] Hist. Ver., XVII., Krones.

[4] Fr. Schmut-Graz fand im Gültenbuch 1542, L.-A. S. 60, einen unbekannten Andreas, vielleicht Sohn des Siegmund, „A. E. zu Khnütelfeld schäczt seinen Hammer oder Werchgaden zu Gobenz (gehörig unter Kirchmayr Amt) mitsambt einen Zulehen 100 ß Pfennige.“

[5] Hist. Ver. XVI, 1868, S. 43, Rechnungslegung des Feldhauptmannes Grasweyn im Bauernkriege 1525. Krones.

[6] Hist. Ver. XXII, 1874. 30. Jänner 1558 verkauft Klemens Körbler zu Judenburg dem Oswald Einpacher den Hofanger zu Dietersdorf.

[7] Landesarchiv, Spezialarchiv.

[8] Jedenfalls verschrieben, von Purbach, den in Urkunden früherer Zeit genannten Purgbach, südlich Judenburgs.

genannt, „auch zu dem Einpach“ gehörig, eine andere zwischen der Plembsen und dem Hammerbach — worauf heute die äußersten Heizhauskohlungsanlagen stehen.

Joachim Einpacher [1] heiratet laut protestantischer Pfarrmatrikel von Graz am 21. Mai 1595. „Es hat Herr Salomon Ehinger, Prädicant, copulirt den edlen und ehrenvesten Herrn Joachim Einpacher, einer ehrsamen Landschaft in Steier Einnehmerambts Gegenschreibern mit der edlen ehrentugendhafften Frauen Susanna, weylandt des Herrn Georg Straylers einer Er. L. Einnehmeramtsverwalters seel. ehel. nachgelassene Wittib.“ [2] Joachim verkauft den Weingarten am Graben-Rosenberg 1605 an die Jesuiten, an den Pater Antonio Bianco, Beichtvater des Erzherzogs Ferdinand. Vermutlich wegen seiner Ausweisung, die ihn mit Dr. Johannes Keppler 1600 betraf. (Vielleicht der Rosenhof?) [3]

Georg Einpacher, Bürger zu Graz, lutherisch, ehelicht Juni 1593 Anna, Tochter des Jacob Gruber, Stadtrichter zu Hartberg, welche durch ihre Weigerung einer katholischen Trauung viel Ungemach erlitten, wie aus den Akten über die Unterdrückung durch die Scurini, die späteren Paar gegen die Hartberger zu erfahren ist.

Georg Einpacher wird 1599 als Protestant aus Graz ausgewiesen, dem Kaspar 1586 das Begräbnis in der Andräkirche verweigert. [4]

Kaspars Schwester Sofie war mit dem Grazer Bürgermeister Hans Marchart, Ritter, vermählt.

Von den protestantischen Einpachern stammt auch noch die lutherische Kanzel in Knittelfeld.

Der Mittelturm der östlichen Stadtmauer zwischen dem Leobner und Lobmingertor mit einer hölzernen Aufgangstreppe gehörte stets zu Ainbach und wurde erst 19. Mai 1883 als öffentlicher Aufgang zur Stadt an die Stadtgemeinde verkauft. In dem angebauten Zimmer befanden sich Möbel, erzeugt aus der Baumkircherlinde in Baumkirchen, welche sich nun in Kainberg bei Leibnitz befinden.

Der noch heute gebrauchte Name lutherische Kanzel

[1] Baron Freydenegg fand im Seckauer Sp. Arch. seinen Kaufbrief vom 14. Januar 1603 um einen Wald in Graz-Unterragnitz.

[2] Mitteilungen des Hauptmannes v. Beckh-Widmanstetter.

[3] Historischer Verein XVI., S. 188, Peinlich-Keppler. Hatten vom 31. August 1600 an in 45 Tagen Joachim und Georg Einpacher Graz zu verlassen.

[4] Staatsarchiv Wien, Hofkanzleiakten, Steiermark fasc. V.

Jörg, herzoglicher Harnaschmeister zu Knittelfeld, 1423. Sohn? — wahrscheinlich Bruder von: — **Ulrich I.** der Harnaschmeister, Gattin Katharina, als solche verwitwet, vor 1449.

Sohn des Jörg:

Ulrich II. Einpacher, Stadtrichter von Graz, 1438, 1449, 1451. Landschreiber der Steiermark. Gattin Margarethe.

Söhne des Ulrich I.:

Hans der Harnaschmeister, 1449, wohl identisch mit dem Grazer Bürger gleichen Namens, 1465 vor Wien, rüstet 1468–71 die Söldner aus. Seine Kinder vermutlich folgende. Gattin unbekannt. Wappen von Friedrich III., Wiener-Neustadt, Montag nach Francisci 1467.

Mert der Harnaschmeister, 1449.

Ulrich III., 1476, Kaplan an der Domkirche Graz.

Kinder:

Siegmund, Bürger zu Judenburg, ständischer Gesandter, 1525.

Sophie, Gattin des Grazer Bürgermeisters Hans Marchart, Ritter, im Amte 1545–48, 1551, 1555—57.

Kaspar, Ratsbürger in Graz 1573, stirbt 1586 als Protestant.

Michael, Bürgermeister von Graz, 1540—42, 1553, 1560, stirbt 1569. Gattin: Margarete Stürgkh, diese heiratet als Witwe den Grazer Bürger Hieronymus Hausner.

Oswald, kauft 1548 den Paßhammer zu Judenburg.

Apollonia, verheiratet 1555 mit Dr. juris Christof Pigckl, Ritter, röm. Majestät Rat, Bruck an der Mur.

Kinder des Siegmund:

? **Hans**, in Ainbach, 1534.

? Vielleicht **Andreas**, sein Sohn, in Ainbach, 1542.

Kinder des Kaspar:

Georg, 1619 Hofmeister der Edelknaben. Adel bestätigt Ferdinand II. 17. Dez. 1619.

Hans Adam, stirbt zu Graz 16. Dez. 1641.

Kinder des Michael:

Joachim, Graz, erbt Einpach 1572 vom Vater, verkauft selbes 1579. Gattin Susanna, Wwe. Strayler, 1596; 1600 ausgewiesen, † 1605.

Georg, heiratet 1593 Anna Gruber aus Hartberg, 1599 als Protestant ausgewiesen.

Eva, Gattin des Melchior Hueber, Ritter, gestorben vor 1579.

Apollonia, heiratet 1573 Georg Salzmann, Ratsbürger in Judenburg, Hammerherr am Paßhammer.

Kinder des Georg (Sohn des Kaspar):

Egyd Wolf Einpacher, Mautner in Ybbs, geb. 1638, stirbt als letzter 1715.

Schwester **N.**, Gemahl N.

Tochter der Schwester N.:

Tochter **N.**, verheiratet mit Johann B. Wimmer, Edler Herr von Ainpach, k. Hofkammerrat.

deutet auf das Wirken der 1586 bekannten Prediger Jeremias Homberger und Kaspar Kratzer und des 1590 convertierten Stadtpfarrers Putz.[1]

Bei der Gegenreformation wurden 400 Bücher auf dem Platze verbrannt, was auf die Menge der Protestanten der damals kleinen Stadt schließen läßt.

Von den wieder katholisch gewordenen Söhnen Kaspar Einpachers starb Hans Adam 26. Dezember 1641, Georg erscheint 1619 als Hofmeister der kaiserlichen Edelknaben, erhält nebst seinem Vetter Georg die Bestätigung des Adelsdiploms von 1467. Einer dieser George[2] besaß das Haus Herrengasse 7 (Café Europa) in Graz, denn am 15. August 1639 verkauft Hans S. Graf Wagensberg sein Haus in der Herrengasse, welches „anraint an Georg Einpachers Behausung und in der Stempfergasse an die des Grafen Thurn an seine Tochter Witwe Breinerin".

Egyd Wolf Einpacher stirbt 1715 als Mautner zu Ybbs, 77 Jahre alt als letzter seines Stammes, seine Nichte heiratet Johann B. Wimmer, kaiserlicher Hofkammerrat, nahm mit kaiserlicher Bewilligung 28. Februar 1715 das Prädikat „Edler Herr von Einpach"[3] an, mit dem der Name erloschen ist.

Salzmann,

Judenburger Ratsbürger und Hammerherren.

Als Schwiegersohn des Grazer Bürgermeisters Michael Einpacher ließ Georg Salzmann 1576 die seiner Frau gehörige Mühle aus dem Einpacherbesitz nächst Margarethen[4] neu erbauen. Ober der Haustüre trägt der Inschriftstein aus Köflacher Marmor seine Haus- und „Fabriksmarke" mit dem Mars-Eisenzeichen in einem Wappenschilde, darunter: Georg Salzmann, tues Gott bevelchen. 1576.[5]/[6] Der Segens-

---

[1] Pfarrchronik Knittelfeld.
[2] Historischer Verein, 1897, Zwiedineck, S. 151.
[3] Hauptmann v. Beckh-Widmannstetter.
[4] Nun Zeilingermühle.
[5] Besaß den „Thorhof" im Weyergraben bei Judenburg.
[6] Die Judenburger Kirchenbücher verzeichnen 20. Mai 1600 die Trauung Davids mit Maria Widmann, der noch 1620 als Pate vorkommt, 1620 und 1624 gibt es Taufen beim Ratsbürger Ehrenreich und seiner Hausfrau Magdalena. Historischer Verein XXII., 1874. 31. Januar 1585 verkauft Georg Bernh. Urschenbeckh zu Pottschach seinen Thorhof an Georg Salzmann, Ratsbürger zu Judenburg und Hammermeister im Murboden und Pölstal.

wunsch, sonst in Obersteier nicht üblich, deutet auf den Protestantismus hin, den die verwandten Einpacher eifrig verfochten.

1579 kauft er Einpach von seinen Miterben, worin er als Judenburger Ratsbürger und Hammermeister im Purbach (unterhalb der Stadt) und im Pölstal (Paßhammer, vielleicht auch in Pöls selbst) genannt wird. Den Paßhammer kaufte sein Onkel Oswald Einpacher 1548, besaß sein Schwager Georg Einpacher um 1570, von welchem er vor 1579 an Georg Salzmann überging. Bis 1607 erscheint dort ein David Salzmann,[1] 1610—38 Ehrenreich[2] und schon 1617 der Schwiegersohn Georg Salzmanns, Balthasar Heinricher, der Ahnher der kurzlebigen Grafen von Heinrichsberg.[3]

1625[4] erscheint Georg Salzmann in den Hammerakten zum letztenmale, als Hammerherr in Pöls und Obmann der Stahlgewerken des Viertels Murboden bezeichnet, seitdem ist die Familie verschollen.

Fraydt von Fraydenegg und Monzello.

Diese Familie zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine der wenigen des Hammeradels ist, die einen urkundlich belegten Stammbaum bis ins 15. Jahrhundert besitzt und noch alle Begnadungen im Original im Schloßarchiv zu Nechelheim verwahrt.

Im wohlgeordneten Aktenschrank findet sich Interessantes für das Eisenwesen, in das (nach v. Beckh-Widmanstetter) Thoman Fraydt eintrat.[5] Er soll Eisenhandel in Tamsweg, Althofen und St. Veit betrieben und wird als guter Kaufmann die Gelegenheit benützt haben, in

---

[1] Die Hufschmiede Judenburgs und Knittelfelds protestieren in 47 Akten wegen Erbauung einer Schmiede am Paßhammer. 1617. Nachlaß v. Beckh-Widmannstetter. Verzeichnis Gillhofer u. Ranschburg, Wien.

[2] Nach Daten Baron Fraydeneggs hat Ehrenreich, wahrscheinlich in Ainbach, die Salzmanngilt an das Stift Seckau verkauft.

[3] L. v. Beckh, Akte des Grafen von Ortenburg, S. 35.

[4] Archiv Nechelheim. In den Akten erscheint auch Nechelheimb.

[5] Das von ihm aufgefundene Hauptbuch des Wiener Handelsherrn Hans Pagge, 1646, Neffen der Hainricher, dürfte genauere Auskunft geben. Hist. Verein XXII, 1874, S. XVIII. Die technischen Daten aus Nechelheim sollen später Verwendung finden.

der großen Notzeit der Eisenhämmer „in der Unwürde" für seine Tochter Susanne billig einen solchen zu erwerben. Die Schutzmarke HF wird von den Fraydt 1655—1684 am Einpach bei Knittelfeld geschlagen. Wolf v. Fraydt heiratet 1657 die Marie Elise Monzeli und erwirbt mit ihr den Höllhammer bei Kapfenberg,[1] diesen besaßen die Pögl, gesichert durch Freiheitsbriefe von Kaiser Friedrich III. 1475, und den anderen Hammer in der Lamming, gesichert von Kaiser Max I., 4. Jänner 1510, für Michael Monzeli und Frau Ursula vom 30. Juli 1642.

Wolf v. Fraydt, auch herrschaftlicher Landgerichtsverwalter zu Unterkapfenberg, Hammer- und Handelsherr. Sein Sohn Franz und Gattin Rosalie kaufen 30. April 1689 die Wollsackhube, Taferne zu Mixnitz mit allen Gründen und dem Streckhammer. Der Höllhammer[2] wurde 1658 verkauft, Mixnitz 1691, Einpach erbte 1650 eine Tochter Thomas Fraydts, vermählt mit Johannes Fürst. Durch die Einheirat Wolfs kam das Monzelische Fideikommiß in die Familie.[3] Die Fraydt sind ein interessantes Beispiel, wie die Hammerfamilien aus den einfachsten Verhältnissen, hier im fernen Lesachwinkel des abgelegenen Lungau allmählich die verschiedensten Geschäfte betrieben, mit zunehmendem Wohlstande nach äußeren Ehren strebten, allmählich wieder vom Geschäftsleben sich zu den Ämtern wandten und sich schließlich ganz vom Eisenwesen trennten, das ihnen durch zwei Jahrhunderte so nützlich war. Relativ kleine Kinderzahl, Langlebigkeit und Tüchtigkeit erhielt die Familie.

Einen großen Teil der Daten verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Landespräsidenten a. D. Baron Fraydt von Fraydenegg auf Nechelheim, der vielen Gewerkenfamilien zur Feststellung ihrer Stammbäume zur Nachahmung dienen sollte.

---

[1] Zahn, Styriaca, S. 126. Peter Kornmeß verkauft den Hammer in der Lamming 1515 an Sebald Pögel, später kam er an die Fraydts.

[2] Histor. Ver. IX,, 1859, Nr. 950. — Der Höllhammer kam 1634 von Sebastian v. Saupach an seinen Schwiegersohn Michael v. Monzello, 1858 kaufte ihn Baron Franz Mayr-Melnhof samt den Wäldern am Floning. Mixnitz kaufte samt Alm am Lantsch und Wald in Tirach Franz Chr. v. Welss, Hammerherr in Mixnitz.

[3] 26. Juni 1711 übernimmt Franz Fraydt Nechelheim vom verstorbenen Hans Adam v. Monzello.

Weninger.

Im Traubuch Knittelfeld wird Peter Weninger, Sohn des Neubauern in Ugendorf bei St. Margarethen am 22. November 1729 mit der reichen Floßmeisterswitwe Elise Weyrer als Hochzeiter angeführt.

Peter errichtet 1735 bei der Pfarrkircke Knittelfeld eine Flösserstiftung und stirbt 31. März 1779, 83jährig. Sein Bruder Michael, Floßmeister, stirbt 22. Juli 1796.[1] Josef Weninger,[2] der Sohn Peters und der Elise, geboren 23. Februar 1759, angehender Floßmeister, heiratet 1780 die Floßmeisterswitwe Therese Steinkellner, geborene Stegmüller aus dem reichen Gewerkenhause in Hopfgarten. Ihre erste Ehe scheint sie 1769 geschlossen zu haben, denn ihr Grabstein besagt, „gestorben 31. März 1824 im 80. Jahr, gewesene Stadtrichterin, Bürger- und Floßmeistersgattin, Rad- und Hammersgewerkin durch 55 Jahre in Knittelfeld als Frauenmuster“.

Josef Weninger,[3] war ein Josefiner Geist, Abgeordneter der Bürgerschaft zum Landtag 1790, der seinerzeit um 100 Jahre vorausdachte, Mitbegründer der steirischen Landwirtschaftsgesellschaft[4] und hat als solcher als erster Vorsteher der Filiale Judenburg die erste schottische Dreschmaschine in Steiermark aufgestellt, die von 1797 bis 1875 ständig im Betriebe war.[5]

Weninger betrieb die Floßmeisterei bis 1797, die er verkaufte, 1790 kaufte er Ainbach, verkaufte wieder an Sessler seinen Hochofen Nr. 3 in Vordernberg und machte 1788 als 26jähriger Bürgermeister der Stadt Knittelfeld die verschiedensten Schenkungen, unter anderem die bei den damals häufigen Bränden so nötigen Feuerbäche durch die Straßen der Stadt. Dank seiner Studien war er ein vorzüglicher Wasserbaumeister an der Mur. Die große Allee am Ainbacher Schutzdamm, gepflanzt 1795, erinnert an sein Wirken.

Sein Nachfolger und Erbe war sein Großneffe Nikolaus

---

[1] Dessen Witwe heiratete der Floßmeister Josef Oberranzmaier. Nachkommen in Graz.

[2] Taufbuchdatum, das Grabmal weist den 25. Jänner 1762.

[3] Historischer Verein XXI., 1873, Prof. Bidermann, Verfassungskrisis in Steiermark zur Zeit der ersten französischen Revolution.

[4] Sein Porträt unter den 46 Gründern. Sein Nekrolog in der steirischen Zeitschrift 1840.

[5] Steiermärkische Zeitschrift, 1. Heft, VI., 1840, Seite 131, Biographien denkwürdiger Steiermärker, Nr 37.

von Forcher; Weninger starb 9. Mai 1833, mit ihm der letzte Mandator der Stahlgewerken des Viertels Murboden, denen er durch 37 Jahre präsidierte.

Forcher und später Forcher von Ainbach.

Diese Alttiroler Familie kam in das Murbodener Eisenwesen als Johann Josef von Forcher am 27. Oktober 1765 die Elise Weninger heiratete. Sie war die Schwester des Josef Weninger, des späteren Gewerken von Ainbach, der seinen Großneffen Nicolaus v. Forcher zum Erben einsetzte. Durch die urkundliche Erbringung des Filiationsbeweises aller drei Erwerber alten Adels bis an die Wurzel 1416 und bis zur vierten Adelsbestätigung 1877 wurden viel mehr positive und abnorm interessante Daten erforscht, wie bei allen anderen Gewerkenfamilien, von denen nur die das Eisenwesen interessierenden gebracht werden sollen. Hiebei berichtige ich die mir vorher unbekannt gewesenen neuesten Veröffentlichungen, denen scheinbar unvollständige Vorarbeiten L. von Beckh-Widmannstetters zugrunde lagen. [1]

Es ist nicht zu erweisen, daß der Held der in Tirol allgemein verbreiteten Wappensage Forcher am Finailhof der erste urkundlich Genannte war, aber naturgemäß stammt der Name von einem Bauern, der bei der Föhre wohnt. Die schwäbische Familie hing zusammen, 1341 verkauft Eberhard in Umhausen im Ötzthale und 1378 Cunz in Elbingeralp im Lechthal Güter an das Kloster Chiemsee. [2]

Je nach Dialekt und Kanzleiorthographie schrieb man Forcher, Farcher, Forrer, Vorherr, in Kärnten auch Fercher.

Beim Zug in den sonnigeren Süden suchten die Forcher jenseits des Gletschers eine wärmere Weide als das kalte Ötzthal und kolonisierten die altslavische Siedlung Vineid, nun Finail genannt, zu einem der höchstgelegenen Höfe Tirols. In 1947 Meter überm Meer wurden stets 4 Knechte, 3 Mägde, 2 Hirten, 30 Rinder und 60 Schafe beherbergt. [3]

Dort saßen 1416 Cuno und Heinz, die den vom Konstanzer Konzil geächteten und flüchtigen Herzog Friedrich mit der leeren Tasche auf der Flucht vom Arlberg nach der Hauptstadt Meran führten, pflegten und nach Goldrein

[1] Kraus, „Eh. Mark“, S. 84, 473, ferner Genealog. Taschenbuch Österreichs 1905.

[2] Bothe f. Tirol, 10. Jän. 1828, Nr. 3.

[3] Josef Ladurner, „Das Schnalserthal“. Manuskript 1821, im Ferdinandeum Innsbruck.

retteten. Als fürstlichen Gnadenlohn erhielten die Forcher am Finailhof Wappenbrief, Asylrecht, Steuer- und Militärfreiheit, Sie besaßen ihn 1340-1730.[1]

Die Absetzung Friedrichs und sein Schutz durch die Tiroler Bergbauern ist Tatsache,[2] speziell die Forcher behandeln eine zahlreiche Literatur, von denen die hauptsächlichsten melden:

Hormayr, Taschenbuch der vaterl. Geschichte, 1821. II. Geschichte der Grafen v. Mülinen, S. 33—44. Brandis, Tirol unter Friedrich v. Österreich, Wien 1821, ff. S. 119. Thaler, Geschichte Tirols, S. 202. Staffler, Tirol, I, S. 384, 489, 767, 791, II. S. 612, 657. Der Bothe für Tirol vom 10. Jän. 1828. Wilhelm Blumenhagen, 2. Aufl. 1844, Stuttgart, X. S. 490. Major Hans Weiningers Wappensage, Leipziger ill. Zeitg. Nr. 1328, 12. Dez. 1868, S. 427, Archiv f. Geschichte Tirols, 1865. V. 103—112. Beda Weber 1838. III. S. 375 und spätere.

Die gleiche Gunst genossen herüberm Hochjoch die Gstrein in Rofen,[3] deren Steuerfreiheit und Burgfrieden 1358 Ludwig v. Brandenburg, Kaiser Ferdinand II. 1636, Karl VI, von Baiern 1806 bestätigten.

Den Wappenbrief der Forcher in Finail[4] hatte noch Ende des 18. Jahrhdts. der Vater des bayerischen Baurates Vorherr, der handelnd nach Franken wanderte und den seine Witwe in der Not versetzte und nicht mehr bekam.

Mit dem Finailhofe war überall gleichzeitig der Bericht verwoben, Herzog Friedrich habe zur Erinnerung an seine Anwesenheit einen silbernen Trinkbecher und ein silbernes Eßbesteck zurückgelassen. Um diese womöglich zu erwerben, begab ich mich im August 1883 nach Finail und fand dort nichts von Friedel, sondern nur einen Lehensbrief Maria Theresias 1771, dann von Max Josef von Baiern 1812 die Allodifikationsverhandlung mit Forchers Nachfolger Desider Rainer des alttirolischen Lehens Vineid. Der Silberbecher[5]

---

[1] Pfaundler, Tiroler Familienkunde im Ferdinandeum, Innsbruck.

[2] Über die besonders begnadeten Bauern im Bereiche des alten Burggrafenamtes Meran wurde ja sehr viel geschrieben, von denen die Gstrein am Rofenhof im Ötz, die nördlichen Nachbarn der Finailer diesseits der Gletscher sind.

[3] Manuskript Ladurner, Benefiziat zu Partschins 1821. Ferdinandeum.

[4] Bothe für Tirol 10. Jän. 1828. Monatsblätter d. allgem. Zeitung. Ausgsburg, März 1845, Seite 81.

[5] Rund, niedrig, 75 *mm* Durchmesser, auf vier Fratzenköpfen stehend.

ist ein Reisegefäß in eleganten Renaissanceformen, graviert, teilweise vergoldet, mit den Buchstaben J. P. 1567 am Rande und einem Züricher Taler als Boden. Das Eßbesteck einfacher Form mit Nürnberger Goldschmiedzeichen, Osterlamm, M. R. in Herz, in goldgepreßtem Etui. Die Finailer Bauern halten dies vermeintliche Geschenk Friedels hoch in Ehren und glauben fest daran. Nach den Zeitungen wurde es im Herbst 1905 noch bei der Hochzeit eines zu heiratenden Nachbars Spechtenhauser benützt. Wie es scheint, sind aber die Reliquien das Weihegeschenk eines gutgestellten Herrn des 16. Jahrhunderts, der als Gletscherwanderer oder Flüchtling im often Engadiner Krieg in Finail Zuflucht fand. Andere Akten mit Goldbuchstaben zerstörte nach Aussage der Finailer der Brand 1808, die Steuerfreiheit endete 1809.

Der Familienursprung in Finail nach der Einwanderung vom Ötztal ist sehr plausibel und nach der Begnadung und in besseren Verhältnissen mögen die Nachkommen wieder aus der Bergeinsamkeit zur Stadt gewandert sein. Seit Cuno und Heinz 1416 wird nicht der Sohn urkundlich genannt, wohl aber ist es Andreas, von dessen Stand und Wohnort nichts bekannt ist, als daß das Adelsdiplom vom 17. September 1593 enthält: „Verbesserung ihres alt ererbten Wappens und Clainot mit welchen sein, Hans Forchers Urahn Andreas Forcher von weyland Maxmiliano dem ersten, röm. Kaiser umb seiner Verdienste wegen Allergnedigst begabt und versehen worden.“ Ein gestümmelter Föhrenast und Traube, gold in rot, am Schild ein Stechhelm mit rot-gelben Decken, darob eine „guldene Künigliche Krone“ mit zwei aufgetanen roten Adlersflügeln, auf dem jeder ein goldener Forchenast wie im Schild erscheint. Die „Künigliche Cron“ als Helmzier dürfte in jener Zeit nur eine besondere Auszeichnung ausgedrückt haben, denn der römische König Wenzel „besserte und zierte damit 1410 das ererbte Wappen Jacobs von Stubenberg“. Es kann also keine Bedeutung für die Lehensfähigkeit dadurch angezeigt werden, da die uredlen Stubenberger selbst Lehen gaben und der freie Tiroler Bergbauer Forcher zur selben Zeit Landesfürstenlehen empfing. (Archiv Stubenberg, S. 187.)

Die „Lehenskrone“ im Diplome von 1493—1519,[1] der Regierungszeit Max I., deutet auf die Bestätigung des

[1] Die ja das Lehensrecht aussprechen soll, in dem Falle wohl für ihren begnadeten Freihof in Fineil.

Diplomes Friedels von 1416 an die Schnalser Forcher, wurden doch von jedem nachfolgenden Landesfürsten, schon der Taxen wegen, die alten Freiheiten formell neu bestätigt. Das älteste Diplom war wirklich ein Adelsdiplom, die Bestätigung Max I. desgleichen, die Erhebung von Ferdinand II. von Tirol 1593 konfirmierte nur die alten Rechte. Die Richtigkeit dieser Annahme beweist L. von Beckh „Die Kärntner Grafen v. Ortenburg und ihre Akte als erbliche Pfalzgrafen". Wien, Gerold, 1890. S. 29. Dort erwähnt er: Kaiser Friedrich III. erteilt 1467 dem Grazer Bürger Hans Einpacher (dessen Söhne immer als Ritter speziell benannt werden) ein Kleinod und Wappen, welches sie hiefür zu allen ritterlichen Sachen gebrauchen mögen, als „ander Edelleuth und Wappensgenoß im Heyligen Reich". Inseriert im Diplom Ferdinand II. 17. Dec. 1619 für Georg Einpacher (Enkel des Hans) gegebenen Bestätigung „zugleich im Fahl es vonnethen", Neuerhebung „in den Stand und Grad des Adels des heyl. Reichs recht edelgebohrne rittermäßige Lehen und Thurniers Genoßleuthen." Die neuere Zeit hatte andere Auffassungen, die Einpacher trauten aber nicht mehr dem „wenn vonnöthen", das alte Wappendiplom von 1467 könne in der Zeit des neuen Briefadels von 1619 nicht mehr als vollgültiger Adel aufgefaßt werden.

Die Broschüre sagt ebendort: Erzh. Ferdinand von Tirol diplomiert den Stadtschreiber Hans Forcher 18. September 1593 „in den Stand und Grad des Adels als „recht gebornen Adels-Turniers- und Lehensgenossen".

Den Nachkommen Konrad und Franz in Obersteier wurde in nachgewiesener Geschlechtsfolge am 10. März 1877 ihr Adel (im vierten Adelsdiplom) anerkannt und nach ihrem Hammergute Ainbach dies Prädikat neu verliehen. Es ist anzunehmen, daß der urkundlich erstere sichere Andreas Forcher schon Hall besuchte und dort mit dem häufig residierenden Kaiser Max I. in persönliche Berührung kam. Seine Enkel erbten schon ein elterliches Haus, denn Joachim, Gerichtsassessor,[1] verstorben an der Pest 1565, besaß gemeinsam mit seinem Bruder Hans I., Stadtschreiber, ein Haus in der Rosengasse im fünften Viertel.[2]

Das „allzeit lustig gebaute Stadtl Hall" war damals eine der reichsten Städte Tirols und die Juristenfamilie Forcher

[1] Stubengeselle 1555, erscheint in Akten 1559.
[2] Kundschaftsprotokoll des Rates.

kam dorthin nach den Neugründern der Stubengesellschaft. Die lange Anwesenheit von Landesfürsten im nahen Innsbruck und deren Schwestern im Haller Damenstift schuf ein Heer von Beamten und auch damit Ordnung, denn das Ratsarchiv im stilvollen Rathaus zu Hall ist außerordentlich reichhaltig und harrt noch der Sichtung;[1] das Salinenarchiv und die mittelalterlichen Schriftschätze Innsbrucks bieten reiche Ausbeute.

Außer den exklusivsten Zunfthäusern der deutschen Schweiz gibt es nur die einzig dastehende Stubengesellschaft in Hall, die im selben gotischen Raume noch als „trockener“ Lesezirkel an die alten Erinnerungen mahnt.[2] Als Bürgertrinkstube 1447 von den Haller Bürgern gegründet, hat sie 1508 Ritter Waldauf von Waldenstein, der geheime Rat, Sekretär und Freund Max I., der als Hirtenknabe im Pustertal begann, organisiert.

Die zwei Wappenbücher der Gesellschaft sind eine Fundstätte für die Haller Familien, ein großer Wappenpokal erinnert an den Prunk, mit dem im 16. Jahrhundert gezecht wurde. Hall war wegen seiner Gastereien stets berühmt. Die Bücher beginnen 1527, nennen die Ober- und Unterstubenmeister und die Mitglieder, Stubengesellen genannt, und deren Wappen in Farben heraldisch ausgeführt, beweisen eine ausgesuchte gewählte Gesellschaft, die 1553 30 Personen, 1585 40 vereinte. Die relativ gutgeführten, sehr alten Kirchenbücher in und um Hall ergeben manche Ausbeute im Geschlechtsbeweis, der dadurch schwierig war, daß es ausstrahlend viele Forcher von Meran aus und dann Pustertal, viele Höfe ähnlichen Namens, Innerforch, Außerforch, Oberforch, Siebenforch gibt, ja selbst Forchenmair in Kirchentellisfurt in Württemberg.[3]

Urkunden und Stubenbücher schreiben den Namen abwechselnd mit a und o, während der Dialekt den Laut zwischen beiden ausdrückt.

Der unbekannte Sohn des Andreas, von dem keine Spur zu finden war, dürfte noch 1530 in Hall ein Haus erworben haben. Dessen Sohn Hans I. war Jurist und wird häufig in den Chroniken von Hall der Autoren Schwayger

[1] Vieles vom 15. Jahrhundert und aus früherer Zeit der Berg- und Münzstadt.

[2] Führer von Hall 1899, S. 33. Die prächtige Waldaufkapelle der Pfarrkirche ist eine der Hauptsehenswürdigkeiten.

[3] Die Mitteltiroler Forchhöfe in ihren Varianten sind wohl alle von Ötzthalern begründet worden, wie der letzte der vier im Schnalsertal, Hochfarch ob Naturnes.

und Mader genannt.[1] Beide Bücher sind für Haller Geschichte von Belang. Der Kriegskommissär Hans wurde 1552 bei Ehrenberg vom Churfürst Moritz gefangen und „umb etliche Thaler geschätzt", und gefänglich gegen Innsbruck geführt, dann freigelassen.[2] Von 1553 bis zu seinem Tode 1575 war er Stadtschreiber in Hall.[3] In dieser wichtigen Stellung der reichen Stadt hatte er als sprachengewandter, gebildeter Jurist bei feierlichen Anlässen den „Richter und Rat gemainer Stadt" zu vertreten, die Ansprachen zu halten und die „doppelt vergulten Kredenzgeschirr mit etlich Stuck Guld" zu überreichen. So 1563 bei Kaiser Ferdinand I.[4] König Max II. am 20· Jänner und 5. Februar und beim Landesherrn Ferdinand II.[5] mit der Philippine Welser am 17. Jänner 1567,[6] die er in wohlgesetzter Rede „namens eines ersamen Rats und gemainen Statt" begrüßte,

In der Residenzstadt Innsbruck hingegen zeigte sich schon der österreichische Sprachenstreit, indem der neue Landesfürst stumm begrüßt wurde, da niemand deutsch sprechen konnte und Ferdinand sich weigerte, lateinisch oder italienisch hereinkomplimentiert zu werden.[7] Die weniger vergnügten Stunden des Stadtschreibers in den Zeiten von Pest, langen Erdbeben, Kriegszügen schildert Schwayger, namentlich S. 138.[8]

Hans I. verlor seine mir unbekannte Frau am 3. Juni 1573 und hinterließ nach seinem Tode am 23. Juli 1575 außer dem Hause in der Rosengasse auch noch eines in der Marktgasse Nr. 150, heute Seidener Bierhalle, das er am 12. Juli 1563 vom Rat erkaufte.[9]

Sein Sohn Hans II. heiratete in der Woche Othmari, also nach dem 16. November 1575, die Felicitas Hochstätter,

---

1 Schwayger, herausgegeben von Hofrat Dr. Schönherr, 1867, Laib. Mader, im Ratsarchiv Hall.

2 Schwayger, S. 120, 129.

3 Wo er auch 1553 als Stubengeselle auftritt.

4 Schwayger, S. 138, 139.

5 Schwayger, S. 144.

6 Die römischen Königinnen auf der Reise und im Damenstift sehr häufig.

7 Dr. Hirn, II. Geschichte Erzherzog Ferdinands II. von Tirol, I. S. 64, 65, der Forcher speziell hervorhebt.

8 Ebendort protestiert Magistrat Hall 1567 gegen den Umbau der dortigen Fürstenburg.

9 Steuerbuch 1576, Fol. 230.

mit der er in Hall auftritt.[1] 1578 bis 1609 war er Anwalt in Thaur nächst Hall, der Pfandherrschaft seines Onkels,[2] des reichen Franz Fueger von Hirschberg,[3] die der Landesfürst Erzherzog Ferdinand 1581 zurücklöste. Seit 24. Juni 1589 war Hans II. Stadtschreiber in Hall und 1592 wieder Anwalt im Fuegerschen Pitztal, Herrschaft Imst, auf der Felicitas Geld liegen hatte. Die kurze Abwesenheit aus Hall gibt die seltene aktenmäßige Erklärung der neuesten Begnadung durch die Habsburger.

Hans II. war als Stadtschreiber einmal erkrankt und in seiner Abwesenheit disponierte sein Bürgermeister Kaspar Prandtmeyr irrig, weshalb Hans demissionierte. Auf die Beschwerde beim Landesfürsten im nahen Ambras entschied die Regierung,[4] Hans II. sei wieder ins Amt einzusetzen, was zwischen dem 29. Jänner und 9. März 1593[5] geschah, das er bis zum 6. Mai 1599, seinem Tode, führte. Zur öffentlichen Genugtuung für Unbill erteilte der Landesfürst (seinem früheren Anwalt durch acht Jahre in Thaur) das Adelsdiplom vom 18. September 1593.[6] Das Diplom besagt (beschlossen am 10. März, ausgefertigt 18. September in Innsbruck), „daß Hans Forcher wegen guten Diensten uns und unseren Vorfahren geleistet, von ihm und seinen Voreltern, uns und unseren löblichen Haus Österreich zu Kriegs- und Friedenszeiten, ungespart Leibs und Vermögens etc.,[7] in den Stand und Grad des Adels erhebt, wobei sein alt Wappen und Clainot gebessert ist, womit dessen Urahn Andreas von unserm Urahn Max I. begabt wurde“. Die Familie Hochstetter[8] war Zeit- und Geschäftsgenossin der Fugger in Augsburg und fallierte wegen des Preisfalls der Edelmetalle durch

[1] Raitbuch, Fol. 15. „Dem Junkher Petrus Kripp und Herrn Schickh aus Bevelch eines ersamen Raths als Gesandte zu Hans Forchers Hochzeit geben zween doppelt Ducaten.“

[2] Dr. Hirn, II. Der berühmte Silbergewerke Hans der Reiche, war der Bruder seines Urgroßvaters.

[3] Deren Familiengrabsteine in Hall noch alle Gotiker entzücken,

[4] Landgerichtsprotokoll Innsbruck, H. F. des Ratsstandes Hall 1592, Fol. 231, 18. September 1592.

[5] Ebenda 1593, Fol. 27 d 71.

[6] Konzept in den Tiroler Adelsbüchern, Tom. IV. Fol. 175, Wien, wie Goldegg anführt. I, S. 102. Zeitschrift für Tirol. III, XIX, 130. Herold. VII, 62, und XII, 571.

[7] Wobei die Sicherung Friedrichs mit der leeren Tasche vor seinen Feinden, der sächsische Krieg, die Wappenbestätigung Max I. speziell gemeint waren.

[8] Auch Beck, Geschichte des Eisens, II. 542.

die Entdeckung Amerikas und Almadens. Noch heute ist im Rathause zu Augsburg die Hochstettersche Gant 1522 bis 1535 eine Fundgrube für viele Forscher. Für Steiermark interessant ist noch, daß am 2. Oktober 1534 Katharina Neumann, die Schwester der berühmten Anna Neumann von Wasserleonburg, zuletzt Gräfin Schwarzenberg in Murau, den Ambros Hochstetter in Augsburg heiratete, welcher der Vetter der Felicitas Forcher war.[1] Vom reichen Erbe der Hochstetters lebte der Sohn Hans Christoff Forcher bis zu seinem Ende als Bürgermeister, wobei die großen Unkosten,[2] der wirtschaftliche Verfall Nordtirols nach dem dreißigjährigen Krieg und der lange Prozeß mit dem allmächtigen Hofarzt Dr. Guarinoni den größten Teil verschlangen.[3] Von dem Sohne der ersten Frau erhielt der Enkel Ignaz Rafael die Kärntner Landstandschaft 1707.[4] Die zweite Frau aus der Zillertaler Familie Wechselberger gebar ihm einen Sohn Hans Dietrich. Seine Mittel gestatteten ihm nicht mehr, in die Stubengesellschaft einzutreten. Seine Mutter flehte am 25. Oktober 1669 gar „armb und nothig“ um die zukommenden Zinsen aus ihrem Pfannhauskapital.[5]

Der lange Titel Salinenbauamtsgegenschreiberjunge bezeichnet die schwachen Mittel, die er erst erhielt, nachdem er früher schon in der Not den Salzstocksackschneiderdienst ergreifen wollte.[6] Unter Berufung der vielen Verdienste seiner Vorfahren erhielt er diese Stelle, wobei ihm, da er mit

---

[1] Jakob Hochstetter, Geschlechter und Kaufherr in Augsburg, gestorben vor 1534, und Frau Barbara Rott aus Ulm, geadelt 1478, 6. Oktober, hatte sich der Sohn Sebastian mit Anna Vöglin aus Augsburg verehelicht 5. September 1543. 1537 Stubengeselle Hall, Glashüttenbesitzer und darnach Prädikat 27. November 1598 von und zu Scheibenegg, dessen dritte Tochter war Felicitas Forcher. Ihr Bruder Dr. Hieronymus Hochstetter, Stubengeselle 1598, hatte zur zweiten Frau, 12. Oktober 1598 Ursula, die Tochter des Balthasar, (später Grafen) Fueger v. Hirschberg, dessen Sohn Hieronymus 1625 Felicitas zur Erbin einsetzte; Georg Fueger, Pfandherr von Imst, war ihrer Schwägerin Onkel.

[2] Beckh II, S. 542. Hans Fueger ließ seine Braut aus Bayern nach Hall mit 4000 (? Anm. d. R.) Pferden abholen, Beispiel des Prunks der Silbergewerken in Schwaz.

[3] Guarinoni war Verfasser des damals weltberühmten Buches „Die Grewel der Verwüstung menschlichen Leibs“. Laut der Landgerichtsakten konnte vom berühmten Mann, den der Hof stützte, die Schuld nicht eingetrieben werden,

[4] Die Fortuna als Wappen im Saale ist nur ein Lückenbüßer für das fehlende richtige Bild im Klagenfurter Landhaus.

[5] Salinenberichtbuch, Bericht an die Hofkammer, Fol. 255.

[6] Statth.-Arch. Innsbruck, Gem.-Mission 1678, II. Fol. 65, 245, 1059, Befehle vom Hof 1678, Fol. 450, 687.

schlechten Mitteln vorgesehen sei, von seinem Pfannhauskapital per 2400 fl., der Zins mit Roggen bezahlt werden solle. Von seinen zwei weltlichen Söhnen, ein anderer war Laienbruder bei den Jesuiten, folgte Franz Anton im bescheidenen Amte des Vaters,[1] Josef Anton, der jüngste, wanderte aus und kam endlich als Bäckermeister nach Knittelfeld.

Die Not der zurückgelassenen Söhne schildern die Akten;[2] nach 1720 erscheint der Name Forcher nicht mehr in Hall, außer 1719 in Bitten, endlich die Zinsen des Restes vom Pfannhauskapital von 675 fl. schlechten Geldes zu erhalten, und dem Todestag des Franz Anton, 20. April 1720.

Josef Anton wurde in der Not Müller und Bäcker, wie sein Vater einst Schneider werden wollte, und wanderte am natürlichen naheliegendsten Wege zu den verwandten Wechselbergern ins Zillerthal, von dort ins Pongau und blieb in Admont, das ja von Radstatt bald erreicht war. Dort heiratet er die Bäckermeisterstochter Felmbaum aus Rottenmann.[3] Die Gatten kauften die Rascher Mühle und Bäckerei, 29. August 1718, verkauften dann diese und erwarben am 12. März 1721 das Ertlsche Bäckerhaus in Knittelfeld, dem letzten Wohnbezirke der Familie.[4] Zu seiner Zeit hatte das Wörtchen von noch nicht die angewandte Bedeutung wie heuzutage, den Adel drückten nur spezielle Bezeichnungen aus, wie das Dominus, der Herr, beim simplen Raschermüller im Traubuch. In Klagenfurt folgte man der Zeitmode, nannte die Weber Webern und den Kriegskommissär Forcher Forchern. Der Sohn Johann Josef, in gute Verhältnisse gelangt, wandte schon 1765 in den öffentlichen Büchern das „von" wieder an, wie bei Einverleibung der Anna, und die Stiftsregister Knittelfeld u. a. beweisen.[5]

Eine übereifrige Magistratsperson hat aus Privatrache dem Anton Forcher Hindernisse bereitet, seinen alten Adel zu führen, der als wohlhabender Bäcker von seinem Rechte

---

[1] Ausgangene Schriften 11. Juni 1704, Fol. 1218 Insb.

[2] Salinen-Bericht und Bevelchbücher 1710, 14, 15—19, viele Erlässe.

[3] Admont 29. August 1718, copulati sunt Dominus Josephus Forcher et virgo M. A. Felmbaumin, pistor et molitor apud den Roscher (heute Adam).

[4] Gerichtsprotokoll Knittelfeld, L.-A. Graz, S. 54, Bürgerrecht nach Beilage des Taufscheines und Entlassung von „Pöckhenhandwerk" zu und um Rottenmann, 18. Mai 1717; dem Josef F. nationis tiroliensis.

[5] 22. Februar 1767, urb Nr. 45, 1784, 1787, Inventarien etc., Fol. 223.

Gebrauch machen wollte. Daraufhin bat er am 20. Dezember 1830 das k. k. Fiskalamt Graz um die provisorische Anerkennung des alten Adels, die an den Magistrat Knittelfeld erlassen werden wolle, bis die gehörige Nachweisung geschieht. Am 24. Dezember 1830 wurde er verwiesen, den Magistrat zu bitten, ihm Zeit zur Erhebung zu vergönnen, „das Fiscalamt Graz, Zahl 7124, werde weder bei ihm, noch seiner Descendenz kein widriges Einschreiten vornehmen."

Dieselbe betraute Magistratsperson ging nach Tirol,[1] beseitigte die beweisbringenden Akten dort und in Knittelfeld,[2] radierte die öffentlichen Bücher, und der Adelsbeweis wurde damals nicht erbracht.

Weitere Anfechtungen bewogen Johanna von Forcher Kundige forschen zu lassen und erst ein anonymes Inserat in einem Grazer Tagesblatt, 1875, bewogen den letzten der Familie selbst den Beweis zu erbringen.[3] Die Akten waren vertilgt, die Brände des Stammhauses Knittelfeld 1742, 1818 verzehrten den eigenen Bestand und dennoch gelang der Nachweis der vollen Filiation, womit Kaiser Franz Josef mit Diplom von 12. Juli 1877 die adelige Eigenschaft der Brüder Konrad und Franz Forcher anerkannte und ihnen das Prädikat von Ainbach neu verlieh. Das weitere besagt der amtlich voll beglaubigte Stammbaum. Die Erben der Johanna betreiben heute noch auf der Thormühle wie 1721 das Bäckerhandwerk, nachdem das Stammhaus 1870 von der Witwe Antons II. an Frau C. Reicher verkauft wurde. Die Familie zog von der schwäbischen Ebene in die Alpen, erblühte durch die Ulmerin Rott um 1500 und endet nach 600 Jahren nachweisbaren Ringens wieder am Ausgangspunkte an der schwäbischen Donau.

---

[1] Brief des Magistratssekretärs Bucher in Hall, 7. März 1883: „Es ist ein sonderbares Verhängnis, daß gerade alle Forcher-Akten ausgehoben sind." Am 26. Juni 1832 waren sie vollzählig vorhanden.

[2] Unter vielen Buchradierungen wurden übersehen, den Adelstitel zu radieren. Grundbuch Knittelfeld, Tom. II, conscript. Nr. 29, Taufbuch der Stadtpfarre 1811, 29. Mai, und andere.

[3] Diese selten genaue Familiengeschichte verdankt ihre Erforschung nur den unlauteren Motiven dreier Personen, deren Namen wegen ihrer hinterlassenen schuldlosen Angehörigen verschwiegen bleiben sollen.

1341, U
B

Wappen mit m vom

1555 Stubenge geselle,
i 1573.

1575 Stubeng heiratet

1620 Stubeng rhofes.
1. Gattin M. G meister
g

gest. 11. Jänn er von
Innsbruck. Ga und der

geb. 16. Dez z 1677,
Kärnten. hei bei den



Nr. 3. Sachendorf,

westlich von Knittelfeld am Ingering-Werkskanal. Altes windisches Wasserwerk am Saumweg Judenburg-Kobenz.

1160 schenkt die Mühle urkundlich Frau Hemma, vermutlich aus dem Geschlechte der heutigen Grafen Galler,[1] ans Stift Seckau.

1495 Jörg Murer[1] sagt dem Dompropst den Wälschhammer heim, der vor Zeiten eine Mühle war.

Nach dem Hochwasser Neubau?

1572 Martha Pogenschmiedin,[2] unbekannt.

1600 Veit Painer, wahrscheinlich Kärthner Protestant.

1610 Lukas von Leuzendorf aus dem ausgestorbenen Zweige der Vordernberger Gewerken.

1625—1647 Augustin Kheffer.[3]

1650 Karl von Steineck aus Kärnten.

1672 scheinbar außer Betrieb, Verweser Thoman Thin, quittiert ein Laufschreiber der Gewerken nur einmal, vermutlich für den Dompropsthammer in Hammerberg.[4]

1674 6. August Benedikt Keffer[5] gestorben, unbekannt.

1698 Stillstand,[6] dann bis

1727 Mathias Bernhardt († 1727), Gattin Sophie Moser.

1732—1750 † Anton Wallner, unbekannter Herkunft, Schwiegersohn von Sophie Bernhardt.

1760, 20. November, Johann Jos. Baron Egger kauft von den Kreditoren Wallners.[7]

1778 Anton Thadd. Thaurer.

1788 Witwe Josefa Hochkofler.[8]

1791 Jakob v. Hochkofler (Gatte).

1793 im Halbbesitz mit Christof Baron Egger und Frau Josefa, geb. v. Lierwald. Sohn Josefs.

[1] Murboden Urbevölkerung, S. 25 u. 26, Muchar II, S. 97, prasulat. Seccovensis Sachendorf.

[2] Hr. Schmut fand in den Gültenschätzungen, L.-A. 1542, S. 83. Krannz Ambt schätzt ihren Hammer, Werchgaden samt ainem Zulehen umb 45 ℔ Pf.

[3] Baron Fraydenegg fand L.-A. Seckauer Spezialarchiv. „Khaufbriff des Augustin für Hammer und Mauthmüll", 8. Dez. 1625, gest. 1647.

[4] Ainbacher Hammerakten.

[5] Hr. Schmut fand in Seckauer Inventarien den Verlaß Keffers. Hammer, Müll, die Obermüll genannt, so auch Taferngerechtigkeit um 250 fl. geschätzt. Landesarchiv.

[6] Ebendort kein Besitzer, im Statth.-Arch. März Nr. 62. Amt Kobenz.

[7] Hr. Schmut fand Seckau, Dokomentenbuch, Sig. 4934.

[8] Heir.-Kontrakt 25. Februar 1788, Testament 1803.

1795, 26. November, kauft J. v. Hochkofler die zweit Hälfte.
1820, 13. September, Matthias Schachner.
1820, 6. Dezember, Josef Seßler.[1]
1827, 23. März, Max Seßler und Johanna, geb. Hillebrand, aus Kindberg, Theile schon 28. November 1825. Sensenwerk errichtet 1850.
1864, 4. Februar, Johanna Seßler, geb. Hillebrand.
1878, 22. August, Katharina Reicher, geb. Seßler.
1904 Irene Forcher von Ainbach, verehelichte Mylius, fideikommissarische Nutznießerin ihre Mutter Karoline Forcher von Ainbach, geb. Reicher.

Murer.

Die sehr reiche Familie blüht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und verschwindet wieder in der ersten Hälfte des 17., ohne daß man weiß, woher sie kam.[2] Vermutlich aus der Umgegend Knittelfelds, denn es gibt einen Murerhof nahe Großlobming und ein Obermur bei St. Margareten. Ersterer hatte den Vulgarnamen Murmar und wird nun Murhof genannt. Die Murer wirken zuerst um Knittelfeld, dann Leoben und Bruck, stets im Geld- und Eisenwesen, vermutlich mit den Einpachern zusammen, in steter Verbindung mit dem Stifte Seckau und der Geistlichkeit.

Den Murern gehörte das Werk Sachendorf[3] und Hautzenbühel, wahrscheinlich beide pfandweise vom Stifte Seckau, das Freihaus am Stadtplatz, heute Nr. 16, einst getürmt, und die Teiche nebst Grundbesitz. An ihr Wirken erinnern nur mehr die schönen, stilvollen Untersberger Grabmäler in der Stadtpfarrkirche Knittelfeld, gewidmet den „Peter und Anna sein Hausfrau, Valentin Joachim, Jörg und Gotthard die Murer, ir Brüder u. Sun, Stiffter St. Cathreincapelle und Gott Allen gnädig sey. 1456.“[4]

In brilliantem roten Steine von 250 Zentimeter Höhe mit schwer leserlicher und unbequemer Randschrift, unter reichem gotischem Baldachin, ist der Schild in edelsten Verhältnissen, drei Spitzen nach rechts, am gekrönten Stechhelm ein barhäuptiger Mann mit gefällter Saufeder.

[1] Seckauer Akten, Sig. 4915, nach Fr. Schmut.

[2] Es gibt noch Bauern mit dem Schreibnamen Murer, im 18. Jahrhundert kommen solche öfter in den Kirchenbüchern vor, so in Feistritz bei Weißkirchen wohnhaft.

[3] Jörg der Hammererbauer von Sachendorf.

[4] 29. September 1552 verkauft „Joachim St. zu Hautze das Haus am Eck am Platz neben Herl Weyrer und 3 Teicht“.

Gegenüber ist an der Evangelienseite ein schlankerer Stein, das Wappenbild als Gegenstück nach links gekehrt, der Hintergrund aber äußerst geschickt und malerisch als Korbgeflecht gehalten. Die verschnörkelte Randschrift enthält, wenn richtig gelesen, „Gotthard Murer 1505, St. Catharinacapelln". Die anderen Worte, als am Kopfe stehend, waren nicht zu enträtseln.

Die Stadtpfarrkirche wurde laut Schlußstein an der Sakristei 1477 gebaut, nach der Chronik 1486 vollendet, somit sind die Steine vom selben wirklich großen heraldischen Künstler als Gegenstücke[1] nach 1505 angefertigt worden und vielleicht für die Katharinenkapelle, die 1452 mit einem Benefizium von 22 Pfund „herrengült"[2] gegründet und 1838 demoliert wurde. 1488 verleihen Richter und Rat der Stadt Knittelfeld das Murerstift an Johann Rottenmanner. Die Pfarrkirche Knittelfeld kam im 14. Jahrhundert ans Stift Seckau, bei dessen Säcularisation der große Kathreinwald in der Kleinlobming,[3] der der Stiftung gehörte, schließlich an italienische Holzhändler und vom vermeinten guten Werke verblieb nichts, als die redenden Steine, die den trefflichen künstlerischen Geschmack der reichen Besteller verewigen.

Unbekannte Murers stifteten noch ein Benefizium in St. Jakob, Leoben, vielleicht gehört Hans Murer dazu, der 1616 den Edelsitz Ottersbach neu erfand und konstruierte, ein Murer war Kaplan in Bruck.[4] 1544 verkauft Joachim Muerer zum Hautzenbüchl Gülten an Wolf v. Stubenberg.[5]

Ein silbernes Taschenpetschaft mit Servati Murer ze Hautze 1532 beweist diesen Pfandbesitz Seckaus (Hautzenbüchel) in ihren Händen. Damit ist jede weitere Nachricht erloschen.[6]

---

1 Vermutlich als Deckel von freistehenden Tumben, in der gleichen Weise und vom selben trefflichen Künstler in Adnet bei Hallein, dessen Marmor als Untersberger im Handel ging, wie der Tumbendeckel im Joanneum des Balthasar Eggenberger, gest. 1493, mit einfacherer Schrift.

2 Laut Pfarrchronik gab Gotthard noch 1477 Gründe dazu.

3 Wichner, Hist. Ver. XVIII., 1882, S. 30.

4 Zahn, Styriaca, 1896, S. 173.

5 Archiv Stubenberg, S. 164. — Die Lambrechter Urkunde vom 17. Juni 1532 (Kirchenfestschrift von Zeltweg, Steiner-Wischenbarts) nennt Joachim Muerer zu Knittelfeld als Besitzer des Murhofes, dessen von der Mur abgetrennter Grund von der Nachbarschaft in Lind gekauft wurde.

6 Im Parke in Hautzenbüchel 1876 gefunden, durch einen Maulwurf aus der Erde gehoben.

Egger.

Der Gothaer Almanach 1905 bringt den Stammbaum der Freiherrn und Grafen Egger, die von den reichen Radgewerken, Eisenverlegern und Hammerherren in Vordernberg—Leoben—Treibach und Sachendorf abstammen, worin angegeben ist, daß sie 1640 als Egger v. Kapfing und Liechtenegg aus Bayern eingewandert seien.

Ein jüngerer Enkel des ersten Paul Egger[1] wurde zwar merkwürdigerweise 1770 als Josef Paul Egger „von Eggenwald“ neu geadelt, aber Paul besaß schon 1697 adelige Güter, sein Enkel Ferdinand wurde 1751 Kärntner und 1752 steirischer Landstand, der Urenkel Max 1760 Freiherr, 1785 Graf, der Urenkel Josef 1766 Freiherr.

Die Kärntner Grafen sind 1905 ausgestorben, die steirischen Freiherrn blühen noch in Niederösterreich, Kärnten und Steiermark. Paul muß also schon im 17. Jahrhundert adelig gewesen sein, er hätte sich bei seinem bedeutenden Besitz den Adel ohne weiters kaufen können, der manchmal wie die Baronie der Ziernfeld den Gewerken recht teuer zu stehen kam.[2]

Hammerherren Egger kommen im 16. Jahrhundert um Weissenbach—St. Gallen vor, andere im 17. Jahrhundert in Kapfenberg. Hans Egger von der Taferne in Weißenbach besaß 1625 einen Wälschhammer und zwei Kleinhämmer und wurde nobilitiert.[3]

Josef Baron Egger, Urenkel des reichen Paul erscheint 1772 als Besitzer von Sachendorf in den Knittelfelder Traubüchern.

Christoph Baron Egger 1793—1795.

Die widersprechenden Verleihungen bezeugen auch hier wieder, daß Wappen und Adelstand im Laufe der Zeiten anderen Rechten und anderen Ausdrucksformen in den Gnadenbriefen unterlagen, die heute nicht mehr richtig gedeutet werden können, da die Gebräuche selbst in den Alpenländern z. B. Steiermark und Tirol ganz verschiedene waren. Ander-

---

[1] Kraus, „Eherne Mark“.

[2] Historische Vereinsschriften, XL., 1892, Jutmann, anno 1787, 60.000 fl., damals eine sehr große Summe. Kapital für Übertragung des Freiherrnstandes auf den adoptierten Leopold Maria Anreiter von Ziernfeld auf Stibich- und Friedhofen.

[3] Pantz, Gründung der Innerberger Radgewerkschaft, der 1625 im steirischen Hammerbezirk von Eisenerz 18 welsche, 27 kleine Hämmer (Stahlstrecker) aufzählt, die 18 Gewerkenfamilien ernährten.

seits war man früher auch über die Abstammung und die Rechte der Vorfahren nicht klar, die man in neuester Zeit wieder mit Interesse zu studieren anfängt.

Thaurer von Gallenstein.

Aus Bayern[1] stammende Beamtenfamilie des Eisenwesens im Ennstale. Anton Thaddäus, geb. 1732, Sohn des kaiserlichen Mautners Franz Anton in St. Gallen, geb. 1698, heiratete in Knittelfeld 1778 als „angehender Besitzer von Sachendorf" Christine Stanzinger, Radmeisterstochter in Vordernberg. Der Hammer in Sachendorf kostete 9000 fl. Verkäufer Josef Baron Egger.

Am 29. April 1796 mit „von Gallenstein" in den Ritterstand versetzt, blüht die Familie noch in Kärnten. Die Stanzinger von Güllingstein sind ausgestorben.

Hochkofler.

Der k. Rat und Landesbuchhalter Johann Siegmund[2] wurde 15. Dezember 1668 mit von Hochenfels geadelt. Sein Sohn Siegmund, landschaftlicher Beamter, heiratete 7. Februar 1691 Maria Konstanzia, die Tochter des reichen Paul Egger, Leoben, wodurch sie Gewerken wurden, von denen Jacob stammt. Die Familie ist in Venedig ausgestorben.

Schachner.

Die Familie identisch mit den Sensengewerken in Hopfgarten, stammt aus der Gegend bei Rain, von denen Klara den letzten Stegmüller beerbte, die in Hopfgarten zu verfolgen sind. Ausgestorben.

Eine Verwandtschaft mit den Gewerken des 16. Jahrhunderts in Vordernberg und jenem Schachner vor 1665 in Ainbach, ist nicht zu erweisen.

Sessler.

Josef Sessler,[3] geboren 27. April 1763, gestorben 24. Mai 1842, war der Sohn des Postmeisters in Nieder-

[1] Kraus „Eherne Mark".
[2] Ebenda.
[3] Aus dem Nekrolog, gedruckt Kienreich Graz, anläßlich der Denkmalenthüllung 6. Oktober 1844, als eine große Pyramide mit Bronzemedaillon gegenüber dem Friedhof in Großlobming enthüllt wurde, vor kurzem aber demoliert ist.

österreichisch-Weikersdorf, ein weitblickender Kaufmann im großen Stile, der in den napoleonischen Kriegen mit den verschiedensten und glücklichen Spekulationen einen fürstlichen Besitz erwarb. Als Postmeister von Weikersdorf kaufte und betrieb er neben allen großen Unternehmungen die Post in Vordernberg, sein erster steirischer Besitz war aber 1792 der Hönigtalhof und das Hammerwerk bei Krieglach, welcher Industrie 1814 das Radwerk Nr. 3 in Vordernberg und die weiteren Erwerbungen sich angliederten.

Seine Frau war Elise Bierbauer aus Wien, sein Sohn Max kaufte 28. November 1825 Sachendorf, dann Wasserberg und Maßweg. Dieser, geboren 1. Mai 1802, gestorben 9. Juni 1862, heiratete Johanna Hillebrand aus Kindberg, geboren 15. August 1805, gestorben 2. Dezember 1877. Deren Sohn Max, geboren 20. Mai 1846, starb schon 20. Juni 1870.

Sachendorf vererbte sich nun an die Tochter Katharina Reicher, k. k. Oberlandesgerichtsratsgattin, von dieser wieder an ihre Tochter Karoline Forcher von Ainbach, als fideikommissarische Nutznießerin wieder an ihre Tochter Irene Mylius, geb. v. Forcher.

Der Name Sessler und der mit dem Substitutionsbande belegte Grundbesitz im Mürztal und Großlobming etc. wird von den Urenkeln Josefs weitergeführt, die seit der Freiherrnstandsübertragung von ihrem mütterlichen Großvater seit 11. Februar 1869 den Namen Freiherrn von Sessler-Herzinger führen, nachdem ihr Vater schon 1. September 1866 den österreichischen Adel und Ritterstand erhielt.

Wohltätigkeitsstiftungen erinnern an den überaus emsigen Gründer.

Die zweite Tochter Max Sesslers Klara heiratete Karl Arbesser, Edlen von Rastburg auf Spielberg und Pichelhofen, die dritte Anna, Hans Händel Edlen von Rebenburg auf Stübichhofen.

Nr. 4. Paßhammer.

Nördlich von Judenburg an der Pöls am Saumweg zur Salzstraße.

Erst Zeugschmiede, Pfannhammer, 1662 Sensenwerk.

Beck, II., 627, Erzherzog Karls Eisensatzung enthält nicht in Knittelfeld, wohl aber bei „Der Hammermaister Khauff zu Judenburg Sengsen Khnütl — der Centen umb

3 Pfd., 6 M. 4 Pfg.". Sie wurden wie in Waidhofen zum Bedarf der Sensenschmiede gereckt und das konnte nur bei größerem Werchgaden in Judenburg an der Mur und im Paßhammer geschehen. Die Khnütl waren Zaine, denn nach Schröckenfux wurden die Schmiede „Sengsen- und Khnüttelschmiede" genannt.

„Der Khauf des Brucker geschlagenen Eisens" unterscheidet schon „hungrisch (leichte) und teutsch Sengsen Khnütel (schwere)".

1548 Oswald Einpacher, Ritter.

Vor 1570 Georg Einpacher.

1579 sein Schwager Georg Salzmann, dann dessen Schwiegersohn,

1596—1617 Balthasar Hainricher, Ahnherr der kurzlebigen Grafen Heinrichsberg.

1648 Anna Weger, geb. Heinrichsberg.[1]

1649 3. Mai kauft Hauptmann Matthias Pölchinger zu Waschhofen den Passhammer, Mühle, Säge und Paßhof um 1700 fl.

1662 verkauft Pölchinger ein Haus am Paßhammer dem Sensenschmied Hans Moser (aus Judenburg?), am 5. November, wo er schon 1654 ein Sensenwerk errichtete.

1700 Hans Moser.[2]

1750—1780 Balthasar Hiezenberger, Sensenschmiedmeister.

1803—1823 Johann Georg Hierzenberger, Sensenschmiedmeister.

1850 Franz Schaffer.

1860 Beim Verkauf kam das Werk an die nun in Steiermark nicht mehr existierende Aktiengesellschaft Blechwerk Johann Adolfhütte, das Zeichen zwei Kreuz an das Forcherwerk in Rothenthurm.

1900 wurde das Werk demoliert, die Wasserkraft benützt das Blechwerk Styria in Wasendorf.

Außer den unbekannten und schon früher behandelten Gewerken waren noch und zwar chronologisch

[1] Historischer Verein.

[2] Hammerakten im Schloßarchive zu Nechelheim.

Heinricher, später Grafen von Heinrichsberg.

Die Familie dürfte aus der Umgebung Judenburgs stammen, da außer den Ratsbürgern Heinricher in den alten Kirchenbüchern auch Bauern vorkommen, z. B. 1607 Simon Heinricher „ein Pauer, in Reifling“, und 1605 Christoph Heinricher am Feberg.

Als Paten in Verbindung mit den Salzmann, 1602 Anna Heinricher, 1602 der Landrichter Paul, 1624 Hermann, gehören den Ratsbürgern zu.

Das Traubuch meldet 24. Februar 1609 Balthasar Heinricher[1] mit Marie Winkler von Unzmarkt und 1625 Sattler Hans Heinricher, Burger zu Unzmarkt, Sohn des Hans Heinricher, Rathsburger und Bierbrauer zu Öttingen in Schwaben, wohin vielleicht ein Judenburger wanderte, da um jene Zeit die Alpenländer in vielfacher Verbindung mit Süddeutschland standen.

1631 kauft Hermann Heinricher von Heinrichsberg[2] das Weyerschloß von Dr. med. Zolt von Zoltenstein.

1635 wird der vom Schwiegervater Georg Salzmann ererbte Thorhof in den adeligen Sitz Heinrichsberg umgetauft.[3] Hermann Heinricher[4] von und zu Heinrichsberg adoptierte 1646 den Hans Pagge aus Tamsweg, die aus Feldkirchen stammend, 13. März 1601 geadelt wurden (Erzherzog Ferdinand).

Hans Heinricher von Heinrichsberg, vormals Pagge, wurde 1663 Freiherr, sein Sohn Johann Wihelm 1696 Graf.

Spielberg besaßen sie von 1668 bis 1736, desgleichen Rottenbach.

Ihr Wirken verewigt eine Spitalstiftung des Heinrich und Bruder, bestätigt vom Rate Judenburg 12. Mai 1617. Am Paßhammer schmiedeten sie um 1617 und erloschen im Mannesstamm als Grafen, 1. Mai 1783.

18. April 1648 verkauft Gülten Anna Weger am Paß-

[1] Seine erste Frau war die Grazer Ratsbürgerstochter Maria Lechner, die 17. Juni 1585 urkundet. Hist. V. XXII.

[2] L. v. Beckh-Widmanstetter: Wanderungen um Judenburg 1890, und desselben: Die neuen Grafen von Ortenburg und ihre Akte als Pfalzgrafen. Gerold, Wien 1890.

[3] Hist. V. XXII. 24. Januar 1616. Landeshauptmann Freiherr v. Ursenpeckh in Kärnten schenkt seinen Thorhof den Brüdern Hans und Hermann Heinricher.

[4] Burggraf zu Judenburg. v. Beckh: Die Grafen von Ortenburg und ihre Akte.

hammer an ihren Bruder Hermann Hainricher, 3. Mai 1649 verkauft diese ihren Paßhof und Hammer an den Hauptmann Math. Pölschinger zu Waschhofen.

Moser.

1630 übersiedelt Abraham Moser vom Sensenwerke Darbach bei W.-Garsten auf das Sensenwerk Griebl in Opponitz, Zeichen Posthorn. 1640 wird Salamon Sensenschmiedmeister in Freßnitz bei Krieglach. 1654 ändert Hans den Paßhammer in eine Sensenschmiede um; er wie sein Bruder Leonhard, beide aus Michldorf, errichten 1662 eine Sensenschmiede in Judenburg (an der Mur??), Zeichen dann in Rotenthurm, Leonhard errichtet 1675 die „Möderbruck“ neu.

Die Familie Moser in und um Judenburg scheinen die oberösterreichishen Pioniere gewesen zu sein. denn es ist doch auffallend, daß zu ihrer Zeit die drei Sensenwerke im Möschitzgraben, also in ihrer nächsten Nähe, entstanden, nachdem Hans die erste Gründung wagte.

Die Familie existiert zwar nicht mehr im Murtale, aber sie besitzt seit 1680 das Sensenwerk in Weißenbach-Lietzen, und ist vor kurzem dort ausgestorben.[1]

Hiezenberger.

1671 wurde Michael aus Michldorf Sensenschmiedmeister in Admont, 1684 Johann von dort Sensenschmiedmeister in St. Peter bei Scheibbs, 1686 kauft Lorenz von der Pießling bei W.-Garsten Singsdorf-Rottenmann. 1750, Balthasar von Spital a/S. erheiratet als Sensenschmiedmeister den Paßhammer. In Steiermark ausgestorben, der letzte Sohn ist Gewerke in Scharnstein.

Schaffer.

1823 kauft Josef,[2] Fleischhauersohn aus Knittelfeld, den Sensenhammer in Breitenau bei Mixnitz; er war der Neffe des Sensenschmiedmeisters Simon Stegmüller in Hopfgarten. Sein Vetter Josef[3] (die Großväter waren Brüder), Seßlerscher Verweser in Stanz, kaufte 1853 den Paßhammer und starb 1903.

---

[1] Kraus, Eherne Mark. S. 97. sagt irrig „bei St. Gallen“.
[2] Großvater des heutigen Gewerken Josef in Breitenau.
[3] Der Sohn des Gewerken in Obdach.

Nr. 5. Der Hammer am Hammerberg,

westlich von Knittelfeld, wurde vom Domstifte Seckau um das Jahr 1586 neu angelegt, denn das Praesul. Seccoviensis meldet das Privileg des Erzherzogs Karl an den Dompropst Erzpriester Lorenz vom 23. Dezember 1586, „das am neuen Hammer geschlagene Eisen sei nach dem welschen Gebueth ungehindert passiren zu lassen". Es ist nicht bekannt, ob der stiftische Verweser Thomann Thin 1672 hier oder in Sachendorf herrschte. Die Thin waren Ende des 17. Jahrhunderts Eisenhändler und Gewerke in Bruck, Laming, Kapfenberg, Waldstein, Deutsch-Feistritz, Kallwang.

Josef Thinn aus Kallwang war 1694 Chorherr in Seckau. Johann Adam baute 1690 den abgeödeten Hammer in Waldstein und Feistritz aus, als Filiale seiner Brucker Unternehmungen. Der Waldsteinerhammer wurde von Pangratz-Windischgrätz am 7. Dezember 1575 in Betrieb gesetzt. Die Thin wurden 21. April 1731 geadelt und als von Thinfeld am 3. Oktober 1853 baronisiert, sind aber im Mannesstamme erloschen.

Der Hammer am Hammerberg wurde wegen der Holzkohlennot 1823 aufgelassen[1] und gehört jetzt zu Sachendorf, nicht ein Stein erinnert an seine Existenz. Beim Ankaufe der Staatsherrschaft Seckau, 3. November 1823, durch die neue Radmeisterkommunität Vordernberg wurde zur Sicherstellung des Holzkohlenbezuges und über Vorstellung der umliegenden Gewerken die Auflassung beschlossen und festgestellt, daß kein neuer Hammer in der Gegend mehr errichtet werden dürfe.[2]

Nr. 6. Hopfgarten,

alte Schmiede am Saumweg zum Salzstiegel, östlich Weißkirchen.

1651 heiratet Mathias Pammer zur Witwe Regina Rabl.

1688—1812 waren drei Generationen Simon Stegmüller, der letzte starb ledig 1812 in Graz.

1812—1832 Anna Schachner, seine Erbin, dann Bruder Mat. S.

1833—1852 Mathias und Anna Schachner.

1853—1857 Ferdinand Schachner und Frau Katharina, geb. Zeilinger.

[1] Laut Komiteebeschluß.
[2] Göth: „Vordernberg", 1839.

1858 Radmeisterkommunität Vordernberg.
1890 Franz Paulus.

Das Werk besteht seit 1858 als solches nicht mehr.

Das Zeichen, zwei Krummsäbel, kam ans Forcherwerk Eppenstein und wurde nach Beckh II, 424, sehr in Amerika gesucht.

Stegmüller.

Abstammung unbekannt, wahrscheinlich dem Namen nach Oberösterreicher, ist der älteste 1688 in Hopfgarten. Seine Söhne: Johann kam 1710 nach Passhammer, Georg 1721 nach Eppenstein, von Hopfgarten 1744 nach Obdach (Werk Warbach), von Eppenstein 1754 in die Kainach.

In Obdach war 1753 Franz Hammerherr in Obdach und in der Stegmühl Math. Sulzer, letzterer wohl ein neuer Hammer. In Möderbrugg war1759 Math. Stegmüller, 1773 Wolf.

Die Vordernberger Radmeister des 18. Jahrhunderts gehören wohl zur selben Familie, die nun ausgestorben ist.

Die Sensenwerke im Möschitzgraben hinter St. Peter ob Judenburg.

Die früh mittelalterlichen Waffen-, Bogen- und Zeugschmieden entstanden am hohen Gefälle des damals wasserreichen Möschitzbaches, umgeben von Wäldern, gespeist vom Eisen aus Seethal, Hüttenberg und Leoben.[1]

Nr. 7. Ebnerwerk, Zeichen Sonne.

1660 ändert diese Waffenschmiede Hans Grienauer aus Klamm bei Rottenmannn, von wo er das Zeichen[2] seines Vaters mitbrachte, weshalb die Zeichenrolle Nechelheim wohl den Wolf Grienauer neben den zwei Moser als einzige Sensenschmiedmeister um Judenburg anführt. Zeit 1660 –1670.

1703 erheiratet das Werk Gregor Blumauer, Sensenhändlerssohn aus Kirchdorf. Mit seiner Gattin Juliana ersterben die alten Grienauer. Er stirbt 2. April 1723.

1723 heiratet Barthol. Helml (ausgestorben), aus Dürnbach, die Witwe Blumauer, der 1748 als zweite Frau

---

[1] Noch beweisen die kunstvoll angelegten Wege auf und über die Alm ihre große Benützung, namentlich für Holzkohlentransport.

[2] Beckh, II, 397, führt auch die Sonne auf der Zeichenrolle. Solingen, 1600, Joh. Wilms.

Katharina Stegmüller aus Hopfgarten heimführt. 1750 heiratet diese den Joh. Georg Weinmeister aus Michldorf (Singsdorf?).

1803 übernimmt der Sohn Franz X. Weinmeister.

1823 kauft Josef Ebner und seine Frau Marianne Blumauer.

1845 Josef Ebner sen. und jun. zusammen.

1870—1878 Josef und Marianne Ebner, geb. Wagner.

1878—1890 deren Tochter Karoline Forcher v. Ainbach.

1890 Karl Wittgenstein und seine Firmanachfolger.

1892 die Egydier Stahl-Gewerkschaft.

1894 die vereinigten Sensenwerke Judenburg, Kindberg, Mürzzuschlag.

1902 demoliert.

1905 das Zeichen an Foest und Fischer, Judenburg.

Blumauer.

1706 erheiratete Gregor aus Kirchdorf die Sonne, 1759 kauft sein Sohn Josef das Sensenwerk Rothenthurm, dessen Sohn Mathias erheiratet 1745 den Rösselhammer, dort folgten 1767 der Sohn Johann bis 1791, 1820—1848 Franz Anton, 1788—1820 Mathias mit der Gattin M. A. Blumauer vom Rössel, 1820—1849 Josef Anton, 1852—62 Johann Blumauer an Hammer in Rothenthurm. Der letzte lebt als Oberlehrer in St. Georgen ob Murau.

Ebner.

Am 19. März 1790 wurde Josef der Ältere in Hörbach bei Neumarkt geboren, heiratete die M. A. Blumauer 13. März 1818 vom Rösselhammer,[1] starb 10. Juni 1870. Dessen Sohn Josef, geboren 1820, gestorben 10. März 1878, vererbte an die Tochter Karoline, verehelichte Forcher von Ainbach, das Werk Sonne.

Wittgenstein.

Karl, geboren 1844 in Wien, der erfolgreichste Eisengründer der Neuzeit Österreichs, kaufte, um seinen böhmischen Stahlabsatz zu sichern, 1890 die vier Forcherwerke (zwei im Möschitzgraben, 1 in Rothenthurm, 1 in Pöls), 1891 Stegmüller im Möschitzgraben, dann die Werke J. Trauzl in Kindberg, Paul Aigner in Mürzzuschlag, und konzentrierte die Werke an der vergrößerten Muranlage in Judenburg.

---

[1] Marianne Blumauer, geb. 26. Juni 1789, gest. 15. Juli 1844.

Die noch immer „vormals C. Forcherschen Werke“ gingen an die Gesellschaftsfirmen über, deren letzte heute lautet:

Foest und Fischer.

Geboren in Wien 1867, Rudolf Foest.
Geboren in Wien 1872, Hermann Fischer.

Nr. 8. Stegmüllerwerk, Zeichen Rössel.

1672 umstaltete Elias Grünauer von Spital a. P. den seit 1662 bestandenen Zerrennhammer zur Sensenschmiede und heiratete 1675 Anna Moser vom Passhammer.

1690 - 1718 Hans Georg Rettenbacher aus Kirchdorf heiratet 1710 die Magdalena Grienauer von der „Sonne“.

1719 – 1735 ihr zweiter Gatte Simon Steinhuber von Klaus, Oberösterreich, geboren 1697, stirbt 14. Juni 1735.

1740—1744 der Sohn erster Ehe, Josef Rettenbacher, verehelicht mit Magdalena Zeilinger von der Stegerling.

1745—1764 Mathias Blumauer aus Dürnbach heiratet die Witwe.

1767—1791. Der Sohn Johann Blumauer heiratet 1774 die A. M. Weinmeister.

1820 – 1848. Franz Anton Blumauer.

1848 – 1891. Dessen nichtverwandter Adoptivsohn Johann Stegmüller aus Eppenstein, der indirekt von den alten Gewerken stammen kann.

1891. Wittgenstein und seine Nachfolger.

1901. Demoliert.

1906. Schlägt das Zeichen Foest und Fischer, Judenburg.

Rettenbacher.

Der älteste bekannte ist Peter, um 1580 geboren, seine Nachkommen wurden in Oberösterreich Sensenhändler, in Steiermark Sensenschmiedmeister. Die letzten Rettenbacher in Oberösterreich sind Großsensenhändler und seit 25 Jahren Sensenschmiedmeister, in Steiermark sind sie nur vorübergehend erschienen.

Steinhuber.

Eines der wenigen Urschmiedegeschlechter, die mehr als 300 Jahre an ihrem Stammsitze arbeiten. Der Steinhub in Michldorf. 1677 änderte Georg den Drahtzug und die Nagel-

schmiede im Feistritzgraben-Rothenthurm in ein Sensenwerk, 1703 erheiratet Franz den Einöder Hammer bei Neumarkt, sein Neffe Simon aus Klaus heiratet 1719 die Witwe Rettenbacher.

In Steiermark leben noch Nachkommen als Schmiede.

Nr. 9. Forcherwerk, Zeichen Feinhalbmond,

in Österreich Semmel und Halbmond genannt. 1672 umstaltet die alte Hackenschmiede Andreas Pießlinger von der Kaixen bei Windischgarsten, von wo er mit väterlicher Bewilligung das Zeichen mitbringt. Die Familie ist altberühmt und noch im oberösterreichischen Handwerk tätig.

1703—1741 arbeiten sein Schwiegersohn Kaspar und Maria Zeyringer, geboren 1661.

1742 - 1759. Bernhard Rettenpacher vom Rössel und seine Frau Magdalene Kaltenprunner aus Scharnstein.

1759—1782. Wolfgang Hilleprand aus Rottenmann.

1782—1793. Witwe und Stiefsohn Anton Hilleprand. [1]

1793—1814. Einheirat des Johann Fürst.

1814—1827. Kaufen Josef und Marianne Ebner.

1827—1852. Franz X. Weinmeister aus Singsdorf und Victoria, geb. Koller, aus Molln.

1852. Nikolaus v. Forcher.

1861—1862. Dessen Söhne Vincenz und Konrad.

1863—1890. Konrad Forcher von Ainbach.

1890. Karl Wittgenstein und Nachfolger.

1900. Demoliert.

1906. Das Zeichen schlagen Foest und Fischer, Judenburg.

Hillebrand.

In Deutschland gibt es sehr viele Familien des Namens Hillebrand, Hilleprandt, Hildebrand, Hildenbrand, so daß sich einige dieser Namensträger besonders um die Abstammung bekümmerten, zu welchem Zwecke eigens eine Fachzeitschrift in zwanglosen Heften erscheint.

„Die Geschichtsblätter der Familien vom Stamme Hildebrant“ erschienen zuerst 1897 in Stolp in Pommern und nun in Braunschweig im Verlage Johannes Hildebrand.

[1] Anton, das dritte Kind Wolfs, geb. 2. Juni 1763, starb am 3. Juni 1793.

Sie enthalten eine Reihe von Stammbäumen aus den verschiedensten Teilen des Reiches und Österreichs, letztere hauptsächlich aus der Feder des Rittergutsbesitzers, Rittmeister Traugott Hildebrand auf Kokorczyn bei Kosten, Provinz Posen. Speziell für Steiermark, behandelt er die wichtigen Hildebrand in Eisenerz und Vordernberg und die von ihnen ausstrahlenden v. Prandegg, Brandenau, v. Prandtenberg und die Hillebrand Rottenmann. Die Namensentstehung ist ausführlich erörtert. Auch ich habe auf dem Wege der steirischen Dorfnamenvergleichung das gleiche Resultat zutage gefördert, daß der Name kein gotischer, sondern ein fränkischer ist, und die Urheimat nahe dem Fundort des Hildebrandliedes zwischen Fulda, Wetzlar und Friedberg, also dem hessischen Eisenlande zuzuschreiben ist;[1] wohin ja auch die Tradition deutete. Ohne Beweise war ich der Meinung, die Rottenmanner Hillebrand seien eines Stammes mit den Eisenerzern gewesen, die wahrscheinlich willkürlich angenommene Wappengleichheit sprach allein dafür. Erst die Notiz im Totenbuch von Rottenmann, „1719 ein Sensenschmied von Windischgarsten“, veranlaßte mich, in Oberösterreich Nachfrage zu halten, die mir der einzige Kenner, Herr Bürgermeister Franz Schröckenfux in Windischgarsten, in ausgiebigem Maße darbot. Seine Auskunft ist auch für viele ganz willkürlich im Dunklen herumsuchenden Namensforscher außerordentlich interessant und beweist, daß die Rottenmanner, St. Peter, Kindberger, Pölser Hillebrand ganz echteste Oberösterreicher sind und ihr Namen nichts mit dem fernen Franken Hildebrand zu tun hat. Herr Schröckenfux, selbst ein Sproß einer seit drei Jahrhunderten sensenschmiedenden Familie,[2] gibt den Namen als tatenbezeichnenden Kombinationsnamen, wie er selbst und so viele Ober-

---

[1] Für uns südlich der Mainlinie gelten andere Gesetze bezüglich rein germanischer Namen, heute noch sind die Menschen anderer Art, und halte es ganz ausgeschlossen, daß unsere gleich den fränkischen Hildebrands sich herleiten sollten. Hilt-Prant, Hist. Ver. 1881, Zahn, steirischer Taufnamen, mag ja bei den Franken Kampf-Schwert bedeutet haben, bei den Oberösterreicher Klingenschmieden liegt die Heldensprache zu ferne und die Handwerksrede wohl am nächsten.

[2] Die Familie stammt aus Waidhofen a. d. Ybbs, kam 1590 nach Oberösterreich, Michel nach Leonstein. Außer diversen Werken in Steiermark (zuletzt Fresen bei Niederwölz) besaß eine Linie den Drahtzug in Hall bei Admont 1590—1842 ohne Unterbrechung (laut Kraus „Eh. Mark“). Johann Michael Schröckenfux, Urenkel des Michel, kaufte 1726 die Weilnersche Sensenschmiede in Rottenmann, benannte sie nach

österreicher wie nirgends in heute deutschen Landen tragen. Die Urschmiede trugen Taufnamen, denen bezeichnende Spitz- und Rufnamen zugefügt und vererbt wurden, wie ja gerade ihre Landsleute heute noch durch ebenso bezeichnende, wie vielsilbige, langatmige Unterschriften glänzen. Der erste Schmied Hillebrand dürfte eine Feuersbrunst mit Decken oder Erde verhüllt haben und wurde von seinen Genossen Hüllebrand gerufen. Hülle ist der Dialektausdruck für Bettdecke, die alten Schmiede sagten Hüllebrand oder Hölleprand. Späte Wappenfabrikanten benutzten zwar kühne nordgermanische Namenshistorien zum Ergötzen vieler Besteller, aber die Richtigkeit meiner Erklärung beweisen die Namen gleichzeitiger Michldorfer Sensenschmiede 1580—1615.

Peter Löschenbrandt (Lösche den Brand!) lebt 1580—91, der Admonter Beichtvater der Gößer Nonnen, P. C. Angerbrand 1718 (er brannte einen Anger ab!),[1] Georg Boigenzain auf der Blumau (Biege den Zain, also der bessere Arbeiter bei der Arbeitsteilung, vielleicht der Gehilfe des „Hammerschmied“, oder des „Abschiennerer“.[2] Wolfgang Röckenzain (Recke den Zain, der heutige Hammerschmied, der den Stahlstab streckte, aus dem die Sense gebreitet wurde), Reisenzain (der Hammerschmiedgehilfe) etc., Zaindlmaier (der N. Mayr, der Zaine schmiedete), die Hebentanz, die Hebenstreit, sie alle gehören zu den immer einst lustigen Schmieden und ihre Rufnamen waren geradeso begründet bei der Arbeit wie bei der Lustbarkeit, der wohl die Witznamen der alten Gewerken zugehören, die heute noch blühen oder in Erinnerung sind, wie die Weinmeister, die Roßtauscher, die Eisvogel, die Rothfux, die Schröckenfux und andere. Die Hillebrand sind Oberösterreicher „Ursengschmiede“, die in der Zeit von 1580 bis zu ihrem Aussterben, 1891, nachweisbar die

---

seiner alten Heimat, seit 1687 „Roßleithen“ bei Windischgarsten. 1770 verkaufte sein Sohn Adam das Werk mit dem gleichen Zeichen an seinen Schwager Franz Jacob Hillebrand, am Hochzeitstag 9. Juli als angehender Sensenschmiedmeister im Traubuch Rottenmann eingetragen, Gatte der Helene Schröckenfux.

Die Schröckenfuchs blühen noch als Gewerke in Oberösterreich. Von der Roßleithen kamen sie nach Übelbach, Obdach, Fresen, Garsten als Sensenschmiedmeister. Die Drahtzieher und Hammerherren kamen auch nach Schladming und sind nicht mehr in Obersteier.

[1] Der Admonter Profeß Dominik Angerbrandt, 1. Mai 1705, im Hist. Ver., Heft 9, von 1859. Der in Salzburg vorkommende Name Neubrand und Hausbrand in Triest. Gerstenbrand in Wien.

[2] Beckh, II, 422, wo immer der Band der fünf großen Bände Kulturgeschichte gemeint ist.

Schmiedekunst in allen ihren Stadien der Verbesserung auf folgenden Werken ausübten: Michldorf 1580—1587, Scharnstein 1594 auf vier Werken bis zirka 1700, Windischgarsten 1606, Hammerl bei St. Leonhard im Mühlviertel cirka 1700, Rottenmann drei Werke 1716—1772, Singsdorf bei Rottenmann 1775—1785, Möschitzgraben bei St. Peter ob Judenburg 1759—1793, Kindberg zwei Werke 1785—1868, Schladming 1803, Pöls 1827—1891.

Nachweisbar sind die Oberösterreicher Hillebrand mit den mittelalterlichen Eisenärzer und Vordernberger Radmeistern samt ihren anderen obersteirischen stahlschmiedenden Verwandten nicht im verwandschaftlichen Verhältnisse, wohl aber liegt es nahe, daß die Eisenschmiede Oberösterreichs in Handelsverbindungen nach den Eisenwurzen zogen und sich dort festsetzten, bis die Gegenreformation einen Ast 1600 wieder bis nach der Provinz Posen verschlug.

Einen Familienzusammenhang möchte ich aus der großen Ähnlichkeit der steirischen Hillebrands mit denen der Hildebrand auf Kokorczyn ziehen, die besonders die Porträts Ende des 18. Jahrhunderts aufweisen.

Der älteste urkundliche Petrus Hillebrand[1] war 1419 Pfarrer in Fraßlau, 1410 in Praßberg, 1414 öffentlicher Notar „von Isenach“,[2] vermutlich der gleiche, der 1395 de Isenaco studierte und in Erfurter Matriken vorkommt. Um Aussee gibt es heute noch viele Hillebrand, meist Hiltprand geschrieben. Die von Ottenhausen und von Prandau zählen ja auch dazu, die ich an der nahen Grenze Oberösterreichs den fruchtbaren Sensenschmieden von Micheldorf und Scharnstein zuschreibe. Von der Eisenverlagsstadt Steyer[3] dürfte wohl als erster an die Eisenwurzen gekommen sein Wolf[4] 1470—73, der St. Peter am Freiensteine um 1452 Pfund Salz pflegweis innehatte, von ihm stammen wohl

[1] Orozen Ign. v., Bistum Lavant, II., 1877, S. 163, 164.

[2] Angabe der steirischen Quellen in der Hildebrandszeitschrift.

[3] Das Rauheisen kam von Eisenerz und Steyer in die Werke und von dort zurück als „geschlagenes Zeug“ in die Verlegstadt Steyr zum Geldbeheben.

[4] Ein öfter wiederkehrender Familientaufname, der ja auf die Diözese Regensburg und ihren Gründer Wolfgang weist, von welchem Bajuvaren, gemischt mit den brünetten keltischen Schmieden doch wohl die Sensenschmiede stammen. Um zirka 1000 n. Ch. wurde noch vereinzelt um Kremsmünster windisch gesprochen. (Strnadt, die Geburt des Landes ob der Enns, S. 14, 15; Mon. boic.. XI. 106; Kämmel, die Anfänge deutschen Lebens in Österreich, S. 160—163).

die später ausgewanderten Radmeister, die 1550—1600 in Eisenerz „Flossen" sotten und die in Vordernberg 1552 bis 1700 drei verschiedene Radwerke betrieben.

Die immer wiederkehrenden Wolf und Max deuten doch auf gemeinsame Ureltern, die nach Jahrhunderten wieder in Erinnerung kamen, und alle adeligen Gewerken Hillebrands gehören ihnen an, von denen Jacob 1636 als von Prandegg, 1662 Freiherr auf Schrattenberg, Johann Frid. 1652 als von Prandtenberg und Peter 1674 als von Prandau nobilitiert wurden.

Unruhige Geister studierten im Auslande, so 1587 Esaias Hildebrandus, Noricus an der Universität Frankfurt an der Oder, wie ohne näherem Herkommen die Matrikel beweist. Die Alpenländer beherbergten im späteren Mittelalter viele Hillebrand.

Über die einflußreichen Radgewerken Hillebrand in Eisenerz und Vordernberg bringen die Familienblätter die Daten ihrer Existenz. In Eisenerz erscheinen sie um 1547, 1549 Max Hilliprandt, Marktrichter, und als solcher wohl aus den Radmeistern. Hans 1547 Marktschreiber. Leonhard starb 1580 als Radmeister. Die Brüder Hans und Marx (vielleicht einst Marcus) erhielten 14. Jänner 1561 das Wappen „schwarzer Mann mit Brandstock in gold". Hans verkaufte als vertriebener Protestant das Radwerk 1600 an Silbereisen, dessen Nachkommen zogen nach Alt-Driebitz bei Glogau in Pr.-Schlesien und von dort auf die Güter in der Provinz Posen, wo sie noch blühen.[1] In Vordernberg besaßen Max das Radwerk Nr. 7 von 1568—1590, Georg 1595 bis 1603, Max besaß 1601—22 Nr. 9, dessen Administration 1622—24, Johann Friedrich Hilleprandt besaß Nr. 2 1700, der schon 1682 Radmeister dort war. In Eisenerz erschien der Name zum letzten Male im kaiserlichen Gegenschreiben Georg Hilleprandt, der 1639 starb. Der Stammbaum der steirischen Sensenschmiedmeister besagt aus den bisher erhaltenen Daten, wie ein typischer Gewerkenstammbaum sich aufbaute, dem nichts weiter zuzufügen ist.

Wegen Raummangels wurden alle weiblichen Glieder und der Sache wegen hier die Nichtgewerken weggelassen, bis auf die letzten Stammesglieder, aber die authentischen Daten zeigen, daß lange nach der Einführung des Freihandels die alten Familienverbindungen stets fest im alten

[1] Auf Kokorczyn und Slivno.

Zunftwesen und seinen Verbindungen wurzelten. Mit dadurch erhielten sich die Hillebrand Jahrhunderte im Handwerk und sicher schon lange vor Unkundenbeweisen hämmernd, strebten die freien Sensenschmiede nicht nach hohen Titeln und späteren Beamtentum, bei denen ihre Namensvettern, von den Hammergewerken abstrebend, meist unerfreuliche Erfahrungen machten.[1]

Nr. 10. Das Sensenwerk Rothenthurm

früher genannt der Drahtzug und Nagelschmiede in der Feistritz unter Rothenthurm nächst Judenburg.

1677 in eine Sensenschmiede umgewandelt, 1683 in Betrieb gesetzt von Georg Steinhuber aus Michldorf bis 1730, der 1681 Marie Moser vom Paßhammer heiratete.

1731—1759 Martin Zeyringer durch Zuheirat zur Witwe Steinhuber.

1759—1788 Josef Gregor Blumauer, Sensenhändlerssohn aus Kirchdorf, Gattin Elise Weinmeister von der Möderbruck.

1788—1798 Mutter und Sohn Johann B.

1798—1830 Matthias Blumauer, Gattin Anna Blumauer.

1830—1849 Josef, Gattin Genovefa Setznagel.

1853—1863 Johann Blumauer, Gattin Marie Legensteiner.

1864 Konrad Forcher von Ainbach, der auch eine Tiegelgußstahlhütte hinzufügte.

1890 Karl Wittgenstein und seine Nachfolger.

1900 demoliert.

1906 Das Zeichen[2] schlägt Foest und Fischer, Judenburg.

Die Genealogie aller dieser Familien ist bekannt, nachdem fast nur zunftmäßige Abstämmlinge der Oberösterreicher vorkommen und sich die Orthographie allein mit dem Laufe der Zeiten änderte.

---

[1] Der großartige Konkurs des Schrattenberg prächtig ausschmückenden Victor Hillebrand, seit 1662 Freiherr von Prandegg.

[2] Beckh II., 397, führt das alte Zeichen — Kreuz ohne Tipfel — im Solinger Zeichenbuch anno 1500.

Nr. 11. Zeilingerwerk Knittelfeld.

Nachdem von dieser Familie leider keine speziellen Daten zu erhalten waren, sind die Nachrichten am unvollständigsten. Das Werk war eine mittelalterliche Zeugschmiede am Ingering-Werkskanalbache.[1]

1716 dürfte der Oberösterreicher Sensenschmied Josef Eckl, hinzuheiratend, die Schmiede umgestaltet haben.

23. Juni 1729 starb er, worauf seine Witwe den Josef Steinhuber heiratete. Dessen weitere Witwe Barbara Heindlerin aus Michldorf.

6. November 1736 heiratet den Johann Michel Moser, geb. 1716, aus Oberösterreich; der schmiedete bis 1758.

1769 erscheint Josef Zeilinger, Gatte der Marie Moser aus Wasserleit. 5. August 1810 verkauft Michael Moser an Michael Weinmeister.

1844 Simon Weinmeister.

1845—1850 Christof Weinmeister.

1850, 25. Jänner, Johann Alois Zeilinger aus Uebelbach (aus Oberösterreich kommend).

1861 dessen Sohn Franz.

1903 dessen Sohn Otto Zeilinger, geb. 26. Juli 1872.

Nr. 12. Zeilingerwerk Eppenstein.[2]

1721 Simon Stegmüller vom Hopfgarten, Sensenschmiedmeister.

1758—1810 Josef Stegmüller.

1810—1818 Josef Weninger als Vormund der Erben.

1818—1823 Franz Stegmüller.

1823—1859 Johann Alois Zeilinger.

1860—1894 Leopold, dessen Sohn.

1906 dessen Enkel.

---

[1] Das Zeichen „gekröntes Haupt“ auf vielen Schwertern führt auch Joh. Wunde in der Solinger Zeichenrolle 1554, das 1774 Peter Wezersberger um 4 Kronentaler kauft. Ebenso das Eppensteiner Zeichen, der Reichsapfel, hier griech. Kreuz, Wappen Potocki genannt, Beckh, II, 395, schlug der Waffenschmied Joh. Wunde in Solingen schon 1560. Die ersten Waffenschmiede kamen ja doch von hier und brachten das Zeichen mit nach Deutschland.

[2] Zweifellos eine alte Zeugschmiede am Militärwege von Virunum nach Wels, im II. Jahrhundert angelegt, wie römische Pfeilspitzen und ein Grabstein (vielleicht des Thurmerbauers der Talsperre) nachweisen.

Nr. 13. Pfannhammer

am westlichen Rande Knittelfelds.

Mittelalterliche Pfannenschmiede.
1800 Herr N. v. Reindlingen.
1824 Mathias Theisbacher.
1830 Johann Theisbacher.
1840, 8. Mai. Nikolaus v. Forcher.
1855 in ein Sensenwerk umgewandelt.
1861 Johanna v. Forcher.
1873 abgebrannt.
Seitdem als Hammer nicht mehr in Verwendung.

Nr. 14. Schattenberg

Vulgarname Zeilinger in Gaal.

1860 letzterbautes neues Sensenwerk durch Johann Alois Zeilinger, damals schon in Knittelfeld.

1906 Otto Zeilinger.

Nr. 15. Forcherhammer, Eppenstein

vermutlich spät mittelalterliche Hackenschmiede, die 1860 von Nicolaus v. Forcher in ein Sensenwerk umgewandelt wurde, wohin auch die „Zeichen“ vom aufgelassenen Hopfgarten und später vom Pfannhammer übertragen sind.

1861 Johanna v. Forcher.

1894 verkauft an Leopold Zeilinger.

Beckh, I., 847, besagt, daß die Sonne und Mond in ihren Kombinationen altorientalische Zeichen auf den Schwertern waren. Zuerst religiöse Abzeichen, wurden sie Meisterzeichen, die mit der Kunst nach Europa wanderten. Das Zeichen Potocki — griechisch Kreuz — war der Stempel der Kreuzritter — mit dem sie in Jerusalem ihre Schwerter zeichnen ließen. Es liegt also nahe, daß ein Kreuzfahrer dem Waffenschmied den hohen Wert und Segen der Klinge erklärte und dieser seine Ware als besonders gut und segenbringend durch dies Zeichen leichter verkaufte. Immerhin ist Wappen und Zeichen dadurch verschieden, daß der untere Querbalken schief ist und nur die Ähnlichkeit die jüdischen Händler veranlaßte, Potocki und nicht griechisch Kreuz zu sagen.

Die Pfannenschmieden.

Die neue Art der Erzeugung von mit Pressen gestanzten Blechgeschirren ist die billige und schlechtere Vergrößerung der alten steirischen Pfannenschmiederei.

In Obersteier war die Hauptnahrung der Brennsterz, in Untersteier der Türkensterz, die in gestielten Pfannen gekocht wurden. Zum Schmieden der großen Pfannen, die für die Polenta und die Mamaliga nach Italien und murabwärts in die Donauländer gingen, benötigte man tadellose „Pfanneisen".

In der alten steirischen Herdfrischerei wurden diese vollkommen gleichmäßigen, zähen, festen Halbprodukte erzeugt, die nur bei sorgfältigster Auswahl sich risselos unter dem Wasserhammer in die gewünschte Form treiben ließen. [1] Mit dem Aufhören der Herdfrischerei in den 1860er Jahren fehlten die guten Pfanneisen und damit endete diese alte aber kleine Exportindustrie. An vielen Orten entstanden Fabriken gestanzten Blechgeschirres, die mit dem vielgeglühten und gebeizten Blech die alte Qualität nie erreichen konnten, aber die großen Pfannen waren bei den kleineren Rationen kein Bedürfnis mehr und die billigen dünnen Blechgeschirre entsprechen den heutigen Ansprüchen besser [2] und sind bei der enorm zugenommenen Menge der kleinen Haushaltungen viel ökonomischer.

Die älteste Pfannenschmiede war in Knittelfeld, die heute noch der Pfannhammer heißt.

Riednamen auf den Katasterkarten sind stets ein Beleg vielhundertjährigen Gebrauchs, auf dies Alter deuten die „Pfannschmiedwiesen".

Urkundlich ist nichts bekannt, nur in den Kirchenbüchern Knittelfelds erscheinen Pfannenschmiede 1725, 1771, 1794. In jenen St. Peters ob Judenburg 1710 Rupp Fehrner, Pfannschmiedmeister in Paßhammer. Beim neuen Aufschwung wurde im Paßhammer die Erweiterung mit einem Sensenwerk 1654 nachgewiesen. Der Pfannhammer in Knittelfeld gehörte um 1800 Herrn N. v. Reindlingen, 1824 Mathias Theisbacher, 1830 Johann Theisbacher, 8. Mai 1840 Nicolaus von

---

[1] Peter Tunner, Der wohlunterrichtete Hammermeister, S. 120.

[2] Die „Kucheldirn" war eine Athletin, die für 60 Schmiede und Hausleute den Sterz zu stechen hatte; mit der Einführung des Sparherds begann auch das Sparen beim Kochen und da entspricht gerade das dünnste Stanzgeschirr.

Forcher, 1861 dessen Witwe, 1855 in ein Sensenwerk umgestaltet, 1873 abgebrannt und nun außer Betrieb.

Die Reindl von Reindlingen besaßen im 17. Jahrhundert das Hammerwerk Pachern bei Oberwölz, die Theisbacher waren Schmiede aus Maßweg bei Knittelfeld. Den alten aber relativ unbedeutendsten Export ins Ausland hatte

Der Speik.

Die Spicanarde noricorum der Römer, die Valeriana celtica der Botaniker bedeckte als stark riechende Alpenpflanze die großen Flächen des Urgebirges, die durch Raubbau ziemlich dezimiert wurde. Ihr Geruch, vereint mit dem der Federnelken, gleicht dem der Macchis in Korsika; deshalb sammelten wohl seit undenklichen Zeiten die Almhalter und Wurzelgräber die Wurzeln für obersteirische Händler,[1] die große Fässer nach Triest sandten. Im Orient für die Karavanen entzweigeschnitten, diente der Inhalt für aromatische Bäder und Räucherungen.[2]

Das Geschäft hat aber sehr nachgelassen; einesteils verbieten die Almbesitzer die fortdauernde Lockerung des Erdreiches, andernteils haben neue, chemisch erzeugte Parfüms neue Moden auch im fernsten Orient kreirt und die modernen Mediziner kurieren die Hysterie auf andere Weise.

Mit diesen relativ wenigen Daten sind bis auf weiteres die Nachrichten über den Auslandshandel des Murbodens erschöpft.

Siebzehn Jahrhunderte vergingen, ehe der Nerv den Muskel ersetzte. Die nivellierende Zeit hat alle berührten Exportindustrien fast verwischt und so blieb fast nichts mehr als die Erinnerung und beim Eisen die Aktie.

Dies unpersönliche kalte Papier nimmt nur, gibt dem Allgemeinen im Detail möglichst wenig, und trotz aller un-

[1] Hüttenberg war die Zentrale für die Seetaleralpen, Oberwölz und St. Peter a. K. für die Tauern, Turrach für die weiteren Almreviere.

[2] Zahn, Miscellen 1899, bringt die Notiz, 4. Juni 1460 gewährt Kaiser Friedrich III. den Bürgern von Judenburg das Monopol des Speikhandels für Steiermark und auswärts, „so man umb Judenburg und in unserm Fürthenthum Steier grabt, allenthalben in welsche Länder vertreiben mögen gegen 50 ungar. Goldgulden jährlich".

Dr. F. Mart. Meyer erwähnt 1892 in den hist. Vereinsbeiträgen unter „geringen Fiscalitäten" den Appalto von Speik und Loriett mit 5000 fl. per Jahr. Es muß also das Bohren des Lärchenpechs und der Speikhandel noch im XVIII. Jahrhundert nicht unbedeutend gewesen sein.

geheuren Verbesserungen hat sich der Einzelne die Lage nicht verbessert und dabei die eigene Zufriedenheit dem Fortschritt geopfert.

Die Votivtafel des Wolf Hillebrand von 1759 am Forcherhammer in St. Peter = Möschitzgraben, die das Werden der Murbodener Sensengewerken illustriert, mag auch als Grabmal für alle alten Gewerken dienen.

Unterm Sensenzeichen „Feinhalbmond“ steht:

A. P. 1679. C. Z. 1732. P. R. P. 1742.
(Andreas Pieslinger), (Caspar Zeyringer), (Peter Rettenbacher).

All Obige seyn abgewichen
dheils durch Tott, auch andern Gschichten.

Mihr war es demnach unbekannt,
Wann ich werd müssen von dean Haus und Land.
Befillch also Gott, dis Haus, mich und all das Mein
das er der wahre Haussvater mag wohl seyn.

W. HP. 1759.

(Wolfgang Hillebrand.)

Ein altes Mariazeller Marktsiegel.

Von **Johann Schmut.**

Bis jetzt war man völlig im Unklaren über die Gestalt und Bauart jener Kapelle oder Kirche, die zu Mariazell an Stelle der ursprünglichen Holzzelle erbaut worden war und 1266 zuerst urkundlich genannt wird.



Der Verfasser dieser Zeilen ist bei seinen Forschungen über die ältere Geschichte des berühmten Wallfahrtsortes auf das bisher übersehene Bild des bezeichneten Kirchleins aufmerksam geworden und teilt es hiermit den Freunden der steirischen Geschichte mit.

An einer St. Lambrechter Urkunde (Orig.-Perg. No. 502), ausgestellt am 1. Mai 1389 zu Mariazell, in welcher Kunz Lebein's Sohn in der Wazznebn und seine Hausfrau sowie auch noch vier andere Parteien bekennen, daß ihre Vorfahren von dem Zeller Pfarrer Haidenraich je ein oder zwei Rinder gegen einen jährlichen Dienst von 30 alten Wiener Pfennigen in Bestand genommen, hängt auch das alte Mariazeller Marktsiegel, das innerhalb der Umschrift „† S. CONMVNITATIS DE CELLA“ die Darstellung eines Kirchengebäudes enthält, und zwar erblicken wir nach Deutung des k. k. Konservators Monsignore Graus „eine dreischiffige romanische Basilika mit angebautem gotischen Chore“. Anbei der fotografische Abdruck des Siegels selbst.

In dem vorliegendem Siegel haben wir zweifellos das Bild der Mariazellerkirche um 1342, in welcher Zeit der Markt gegründet worden ist, vor uns. Die Bürger hatten jedenfalls das Recht erhalten, im Wappen und Siegel das Bild des Gotteshauses führen zu dürfen und wie wir hier das Bild der ältesten Kirche sehen, so enthalten Wappen und Siegel der jüngsten Zeit das Bild der jetzigen Kirche.

Das alte Siegel gibt uns über die bauliche Entwicklung der Kirche in jener Zeit genügend Aufklärung. Zuerst entstand eine dreischiffige romanische Basilika, welche später nach Abtragung der Apsis durch den Anbau eines gotischen Chores wohl etwa um die Hälfte vergrößert worden ist.

Ersteres geschah vor 1266, letzteres vor 1342.

Näheres über die Bauzeit und den Bauherrn folgt in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift.

Zur Wappenführung „Bürgerlicher“.

Von **Dr. Ferdinand Khull.**

Im letzten Hefte dieser Zeitschrift wurde (S. 252) der Prozeß erwähnt, in dem der Wappenmaler H. Hermann in Wien im Spätherbste 1905 zu mehrmonatlicher Haft verurteilt worden war. Infolge dieser Verurteilung soll, wie berichtet wurde, die Anklage gegen einen Wappenmaler in Salzburg erfolgt sein, allwo der Staatsanwalt meinte, daß nicht allein eine Reihe von Privatpersonen, sondern auch der Staat in Ausübung des ihm zustehenden „Wappenregales“ und die wappenberechtigten Personen in ihrem Rechte auf Alleingebrauch ihrer Wappen geschädigt worden wären. Daraus wurde in der Notiz der Schluß gezogen, daß die freie Annahme von Wappen verboten und strafbar sei.

Zu diesem Berichte glaube ich einiges bemerken zu müssen. Weder aus dem Wiener noch aus dem Salzburger Prozesse ist nach meinem Ermessen der Schluß von der Strafbarkeit der Annahme selbsterfundener Wappen zu ziehen. Hermann wurde verurteilt, weil er einzelnen seiner Parteien zum Teile erfundene Familiengeschichten oder Wappen lieferte, für deren Echtheit oder Altertum er sich angeblich verbürgte, und der Salzburger Wappenmaler wurde ganz und gar freigesprochen. Das, was die Staatsanwälte in Wien und Salzburg über das Wappenrecht behaupteten, war geschichtlich und rechtlich unhaltbar.

Wappenprozesse gab und gibt es nirgends sonst als in Österreich. Es ist nämlich in keinem modernen Staate das Wappenrecht auf einen gewissen Stand beschränkt und in Wirklichkeit ist es auch in Österreich nicht. Die Anschauung, daß „rechtmäßig wappenberechtigte“ Personen in ihrem Rechte auf Alleingebrauch ihrer Wappen beeinträchtigt würden, wenn andere andere Wappen führen, enthält eine Spitzfindigkeit, die ans Lächerliche streift. Darnach würde ja jeder auch an seinem Eigennamen beeinträchtigt, weil ein anderer einen anderen Eigennamen führt! Und was das „Wappenregal“, d. h. ein Monopol des Landesherrn, alle von ihm nicht verliehenen aber doch gebrauchten Wappen für ungültig zu erklären — also eine Art Wappenmonopol der Staatsgewalt — betrifft, so hat ein solches gar nirgends existiert. Die Landesherren haben sich zwar das Recht genommen, Wappen zu verleihen, und zwar gleichmäßig an Adelige und Bürgerliche, daraus aber floß wohl die Befugnis und die Pflicht für sie, diese von ihnen verliehenen Wappen zu schützen, d. h. deren Gebrauch anderen Personen und Familien, für die sie nicht bestimmt waren, zu untersagen, aber keineswegs das Recht, alle übrigen Wappen außer Gebrauch zu setzen oder zu verbieten. In Deutschland z. B. sind tausende von sogenannten bürger-

lichen Wappen in Gebrauch, die nie von einem Landesfürsten oder Palatinatgrafen verliehen worden sind. Das große Siebmachersche Wappenbuch verzeichnet jetzt schon, obwohl es lange noch nicht abgeschlossen ist, gegen 24.000 „bürgerliche“ Wappen, von denen kaum die Hälfte amtliche Bestätigung aufweisen. Und bei uns in Österreich ist die Sache nicht wesentlich anders. Die Verteidiger des beschränkten Wappenrechtes berufen sich auf die sogenannten Hofkammerdekrete vom 19. Jänner und 28. Juli 1765, 15. Februar 1805 und 13. Juni 1833 und auch der Vertreter des Ministeriums des Innern im Hermannschen Prozesse wies geheimnisvoll auf die beiden erstgenannten hin, die übrigens dem gesamten Gerichtshofe völlig unbekannt geblieben waren. Nun erklärte schon der Wiener Rechtsanwalt Dr. v. Korwin anläßlich des Prozesses, daß an diesen angeblichen „Dekreten mit Gesetzeskraft“ vieles zweifelhaft sei. Im Februarhefte der Monatschrift „Adler“ (Wien) teilte dann der kaiserliche Rat und Hofwappenmaler Ernst Krahl die alten Rundschreiben der Wiener Regierung an einzelne Gubernien, die die Wappenfrage behandeln, mit und da stellte sich heraus, daß das zweite vom 28. Juli 1765 nur eine Art Anfrage an die Gubernien ist, wie sie sich die Regelung des Wappenwesens durch „Konzession“ oder „Wappenbriefe“ denken, und daß es die Aufstellung von „Wappeninspektoren“, d. h. wohl Wappenmatrikführern, empfiehlt; das erste vom 19. Jänner 1765 zeigt äußerlich die Form einer Verordnung, deren Worte aber „daß ohnbefugter Wappengebrauch abgestellet und ohne erlangter Konzession oder Wappenbrief deren Wappen nicht gestattet werden soll“ doch wohl nur bedeuten können, daß künftighin jene, welche Wappen wünschen, die Konzession (gegen Geld) einholen müssen, nicht aber, daß vom Tage des Erlasses an alle konzessionslosen Wappen ihre Gültigkeit verlieren. Der Erlaß vom 15. Februar 1805 ist eine einfache Erneuerung des vom 19. Jänner 1765 datierten und das Dekret vom 13. Juni 1833 hat nur insoferne Zusammenhang mit den „bürgerlichen“ Wappen, als es auf die früheren Verordnungen (darüber das Rundschreiben vom 19. Jänner 1765) verweist und dessen Handhabung vorschreibt. Somit beruht die ganze Frage nur auf dem angeführten Wortlaute, daß ohne erlangte „Konzession oder Wappenbrief“ die Einführung und Annahme neuer Wappen nicht gestattet werden soll. Unser bürgerliches Gesetzbuch schweigt über die Berechtigung Wappen zu führen völlig und darum hat die alte Verordnung nur mehr polizeilichen Wert, — also könnte deren Übertretung nur von der politischen Behörde mit Geldstrafen geahndet werden. Das Gericht hat sich mit dieser Frage überhaupt nicht zu beschäftigen und kein Staatsanwalt kann im Ernste daran denken, jemanden anklagen zu wollen wegen „Wappenanmaßung“. Aber auch die politischen Behörden scheinen mit der Verordnung vom 19. Jänner 1765 nicht gerne auf den Plan treten zu wollen, wenigstens haben sie anläßlich des Hermannschen Prozesses niemanden von den vielen, die sich Wappen neu machen ließen, mit Geldstrafen belegt, sondern sich begnügt, die Malereien zu konfiszieren und zwar nur bei denen, die freundlich genug waren sie herzugeben. Die Sache ist also im ganzen durch beide Prozesse völlig ungeklärt geblieben. Sie wird aber durch den modernen Markenschutz noch viel bedenklicher. Denn es kommt oft genug vor und wurde bisher gar nie beanständet oder verhindert, daß irgend ein Warenerzeuger, Verlagsbuchhändler, Patentinhaber sich ein regelrechtes Wappen als Schutzmarke eintragen ließ oder daß Korporationen und Vereine Wappen, die aus Schild, Helm, Ziemier und Decken bestehen, annahmen. Damit

war praktisch die Verordnung von 1833, die alle übrigen Verordnungen in sich schloß, durchlöchert und ein Präzedens geschaffen, das für das ganze Dekret tödlich ist. Daher ist Krahls Behauptung, das Dekret von 1833 zerstöre auch für heute noch die Anschauung, es gäbe kein anerkanntes Wappenrecht mehr und man begehe durch Annahme eines Wappens keine Rechtsverletzung, falsch. Nach meinem Dafürhalten steht es heute jedermann in Österreich frei, für sich oder seine Familie als Eigentums- oder Zusammengehörigkeitszeichen ein Wappen zu wählen. Nichtsdestoweniger stimme ich Krahl zu, wenn er wünscht, das Ministerium des Innern möge die Ausgabe von Wappenbriefen und die Führung von Wappenmatriken für Bürgerliche an Allerhöchster Stelle vorschlagen. Die Gründe hiefür sind für mich mehr ethischer als finanzieller Natur, wenn ich auch überzeugt bin, daß der geldliche Ertrag, falls die Gebühr für einen Wappenbrief auf etwa dreihundert Kronen gestellt wird, ein sehr ansehnlicher sein würde. Es würde nämlich die Einführung von Wappenbriefen einen bedeutenden Einfluß auf das Familien- oder Sippegefühl und auf das geschichtliche Bewußtsein weiter Kreise ausüben. In Deutschland versucht man amtlicherseits durch die Instandhaltung und leichte Zugänglichmachung der Standesregister, durch die kostenlose Abgabe von Familienbüchern, durch Subventionierung von Vereinen, die der Familiengeschichte dienen, und durch andere ähnliche Maßregeln das Familiengefühl, mit dem immer auch ein gewisses Staatsgefühl verbunden ist, zu stärken. Die Wappenführung ist dort freigegeben und das Amt der Wappenmatrikenführung hat der Verein „Herold" in Berlin übernommen, der auch die Veröffentlichung der Wappen in dem „Großen Siebmacher" übernimmt. Warum sollte unser Staat es nicht auch versuchen, bürgerliche Familien vor dem Versinken im vaterlandslosen Proletariate durch alle nur möglichen Mittel zu bewahren? Und ein reges Familiengefühl ist ein solches Mittel.[1] Jede Besonderheit hebt und bewahrt vor der proletarisierenden Gleichmacherei und es dünkt mir auch für die Staatsleitung besser und sittlicher zu sein, die kleinen menschlichen Eitelkeiten, die keine „Aufklärung" und „Philosophie" je wird vertilgen können, zur Hebung und Festigung einzelner sowie ganzer Familien zu benützen, als z. B. durch die Entfesselung der verderblichen Spielwut durch das Lotto kleine Familien zu vernichten und in das elendeste Proletariat hinabstoßen, um einige tausend Kronen dabei zu „verdienen".

[1] Vergleiche die treffliche Schrift von Werner Sombart „Das Proletariat".

Literaturberichte.

Die Herren von Walsee. Ein Beitrag zur österreichischen Adelsgeschichte. Von Dr. Max Doblinger. Mit 6 Stammtafeln. Wien 1906. (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. XCV, II. Hälfte, Seite 235 bis 578. Auch in Sonderabdrücken erhältlich.)

Nach dem Siege Rudolfs von Habsburg über Přemysl Ottokar auf dem Marchfelde und nach der Belehnung von Rudolfs Söhnen mit den österreichischen Herzogtümern kam eine Anzahl von Adelsgeschlechtern aus Schwaben in die österreichischen Lande. Die bedeutendste dieser Familien waren die Herren von Walsee, welche in Österreich und Steiermark große Besitzungen erwarben und durch zwei Jahrhunderte tief in die Geschichte dieser Länder eingriffen. Eine Monographie über dieses Adelsgeschlecht, welche bisher noch ausstand, ist gewiß jedem Freunde der vaterländischen Geschichte willkommen und da die Walseer nicht nur von bedeutendem Einfluß auf die Geschichte Österreichs vom Ende des 13. bis ins 15. Jahrhundert waren, sondern auch eine besondere Linie Walsee-Graz bestand, so mag ein kurzer Bericht über Doblingers wertvolle Arbeit hier an richtiger Stelle sein.

Die Walseer stammen aus dem schon im 10. Jahrhundert als curtis dominica (Herrenhof, Herrschaft) bezeichneten, zwischen Donau und Bodensee gelegenen Waldsee. Die ersten Walseer erscheinen urkundlich 1171; zur Zeit Rudolfs von Habsburg waren sie schon im Besitze ansehnlicher Güter in Schwaben. Frühzeitig kamen sie von dort in Beziehungen zu Österreich. Eberhard II. betrat 1235 bei Kaiser Friedrichs II. Heerfahrt gegen den Babenberger österreichischen Boden; Eberhards III. Söhne nahmen an dem Zuge Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar teil, und nachdem Rudolf (Dezember 1282) seine Söhne mit den österreichischen Herzogtümern belehnt hatte, wurden die Brüder Eberhard IV. und Heinrich in Öterreich heimisch und Mitglieder des einflußreichen heimlichen Rates, neben welchem der aus sechzehn Österreichern bestehende weitere Rat, den der König seinem Sohne mitgegeben hatte, immer mehr zurücktrat. Damit eröffnete sich den Walseern ein großes Gebiet zur Entfaltung ihrer Tatkraft. Waren in Schwaben ihre Besitzungen, „wenn auch nicht unbedeutend“, so doch auf einen eng umgrenzten Raum beschränkt, reichten die Beziehungen und Kreise, in denen sich dort das Leben des Stammes abspielte, nicht über die Landschaft zwischen Donau und Bodensee hinaus, so wird ihnen nun ein weites Feld geöffnet, auf dem sie sich in reichem Maße zur Geltung bringen. Die treuen „Schwaben“, die Walseer und Hermann von Landenberg sowie Haug von Taufers werden jetzt an der Seite Herzog Albrechts die besten Stützen der habsburgischen Herrschaft. Dienstmannentreue und die schwäbische Abkunft, dazu die Dankbarkeit banden sie an das neue Herrscherhaus, wie nicht minder die Abneigung, mit der ihnen der eifersüchtige Adel Österreichs anfangs begegnete. So war das Geschick ihres Geschlechtes an das Interesse der

Habsburger geknüpft, das sie auch jederzeit und in den schwierigsten Lagen auf das nachdrücklichste verteidigten. Und fürwahr, das tat zunächst um so mehr not, als es langwieriger innerer Kämpfe und einer Anzahl auswärtiger Feldzüge gegen eine geschlossene Reihe feindlicher Nachbarn bedurfte, um die habsburgische Herrschaft in den neugewonnenen Gebieten sicherzustellen.

Albrecht hatte anfänglich in Österreich einen harten Stand; wollte er im Lande festen Fuß fassen, seine Landeshoheit zur Geltung bringen, so mußte er gerade jenen, die sich zu allererst seinem Vater angeschlossen hatten — dem Adel, dem Klerus — strenge entgegentreten; diese fanden sich enttäuscht, für eine feste Hand eine andere feste eingetauscht zu haben. Die ihn am besten mit Rat und Tat unterstützten, waren die Schwaben, die er ins Land mitgebracht hatte; daher verlieh er ihnen auch die höchsten Ämter. Eberhard IV. von Walsee wurde Landrichter ob der Enns, welches Amt durch fast zwei Jahrhunderte in den Händen der Walseer blieb, Ulrich von Walsee Landeshauptmann in Steier. Eberhard, der auf dem herzoglichen Schlosse in Linz seinen Wohnsitz nahm, wurde der Gründer der Linie Walsee-Linz. Als es zu Erhebungen des österreichischen und des steirischen Adels gegen Albrecht kam, standen ihm die Walseer treu und tatkräftig zur Seite. In dem Kampfe um die deutsche Krone, den Albrecht gegen Adolf von Nassau führte, taten sich die Brüder Walsee in der Entscheidungsschlacht bei Göllheim (1298) rühmlich hervor. Auch gute Wirte waren sie; sie erwarben ansehnliche Güter und gehörten binnen wenigen Jahrhunderten zu den reichsten Familien des Landes.

Der Verfasser berichtet sodann ausführlich über das Leben und Wirken, über die Erwerbungen, Verheiratungen und Verschwägerungen der Walseer in ihren verschiedenen Linien: Walsee-Linz, Walsee-Ens, Walsee-Graz, Walsee-Drosendorf. Den Walsee-Ens fiel 1399 nach dem Aussterben der Herren von Tibein (Duino an der Adria) eine ansehnliche Erbschaft zu. Dieser große Güterkomplex bestand aus der Hauptherrschaft Tibein (Duino) mit dem neuerbauten Schlosse Senosetsch, Prem, Guteneck und Mahrenfels (jetzt Lupoglava auf dem Karste), den Lehen des Bischofs von Pola: Castua, Moschenizza, Veprinaz, sämtlich am Quarnero, St. Veit am Pflaumb (Fiume), Mitterburg mit dem habsburgischen Istrien, den Sätzen Görtschach und Neuburg auf dem Kanker in Oberkrain, den Pfandschaften Windischgratz und Mahrenberg und dem Satze auf Bleiburg in Kärnten — alles in allem ein mächtiger Besitz, der stattlichste und bedeutendste unter dem ganzen Adel auf dem babsburgischen Gebiete an der Adria. Der Übergang des Tibeiner Erbes in sichere Hände lag in höchstem Grade im Interesse der Habsburger. Es war einer der wichtigsten Dienste, welche die Walseer ihnen leisteten. Kamen diese Gebiete in Hände, die sich etwa den Görzern oder gar den Venezianern gefügig zeigten, so war die Verbindung Triests mit Krain abgeschnitten, den Habsburgern das Hinterland von Triest versperrt, diese Stadt nicht zu halten und die Versuche der Habsburger, an der Adria festen Fuß zu fassen, vergeblich.

Von den Söhnen Eberhards III. von Walsee war Ulrich I., der Gründer der Linie Walsee-Graz, der hervorragendste; er darf geradezu als eine der berühmten Gestalten aus der Ritterschaft seiner Zeit bezeichnet werden.

Ulrich I. wurde 1299 im Einverständnis mit den steirischen Ständen von König Albrecht zum Hauptmann von Steiermark ernannt und nahm seinen Wohnsitz in der Burg zu Graz. Seiner Auf-

gabe, das Land für die Habsburger zu betreuen, kam er glänzend nach. Er gewann Adel und Bürgerschaft für sie, nahm an den Kriegszügen Albrechts und Friedrichs des Schönen in Deutschland und Italien ruhmvollen Anteil, wurde 1322 in der Schlacht bei Mühldorf gefangen genommen und starb 1329. Ausgedehnt waren die Besitzungen der Walseer in Steiermark: Riegersburg, Kornberg, Gleichenberg, Waldstein, Weinburg, Pfannberg, Übelbach, Feldbach und andere kleine Güter gehörten ihnen.

Ulrichs I. Sohn, Ulrich II., war seines Vaters würdig; er galt bei seinen Zeitgenossen als Spiegel aller ritterlichen Tugenden. Von Feldzug zu Feldzug neu bewährt und mit Ruhm bedeckt war er während der ganzen Regierung Herzog Albrechts II. ein treuer Diener seines Herrn, eine besonders wertwolle Kraft, einer der besten Männer des Österreich seiner Zeit. Die Linie Walsee-Graz erlosch 1363 mit Eberhard VIII., dem Sohne Ulrichs II.

Der gesamte riesige Besitz der Walseer und jener der Tibeiner war nun in den Händen der drei Walseer von Ens vereinigt und sie bildeten nun durch Reichtum und durch ihre Stellung am Hofe das erste Haus des österreichischen Hochadels. Der glänzendste Vertreter der Walseer-Ens war Reinprecht II. (gestorben 1422), dessen Güter vom Böhmerwalde bis zur Adria in zahlreichen Herrschaften zerstreut waren. Nicht lange währte der Glanz dieses Geschlechtes. Schon unter Reinprechts II. Söhnen, Wolfgang und Heinrich IV., kam es zum Verfalle der wirtschaftlichen Größe, viele Herrschaften mußten verpfändet, verkauft werden, und schon 1483 starb Reinprecht IV., der letzte seines Stammes, und mit ihm erlosch das Haus Walsee.

Besonders bemerkenswert ist noch der vorletzte Abschnitt des vorliegenden Buches, der von den Standes-, Besitz- und Wirtschaftsverhältnissen der Walseer handelt. Wir heben daraus nur hervor, daß sie dem Herrenstande angehörten und fast auf jeder ihrer Herrschaften Lehensleute hatten, so in Steiermark die Steinpeiß, die von Graben, die Auer, die Herberstein, die Trautmannsdorf, die Gleispach, die Glojach, die Teuffenbach, die Narringer, die Welzer, die Peßnitzer, die Trapp.

Seit den Tagen König Albrechts I. waren die Herren von Walsee eine der mächtigsten und reichsten Familien des österreichischen Adels. Hervorragend tüchtige Männer waren aus diesem Hause hervorgegangen, die den Habsburgern wiederholt die wichtigsten Dienste in schweren Zeiten leisteten. Gleich bedeutsam treten sie als Inhaber der höchsten Landesämter wie durch ihren Anteil an den ständischen Bewegungen hervor. Und diese Stellung unterstützte ein überreicher Besitz, der in ihrer Hand zu einer größeren wirtschaftlichen Einheit innerhalb der österreichischen Länder vereinigt wurde, wodurch sie auch auf die territoriale Gestaltung Einfluß nahmen. Mit den edelsten Geschlechtern des österreichischen Adels waren sie verwandt und verschwägert.

So war ihre Geschichte mit den Geschicken der Habsburger und des damaligen Österreich eng verbunden. Und doch fiel die große Vergangenheit des Hauses Walsee rasch einer unverdienten Vergessenheit anheim. — In ihrer einstigen Heimat hat das schwäbische Städtchen Waldsee, auf österreichischem Boden haben die Ruine Ober-Walsee und Schloß Nieder-Walsee, das heute Mitglieder des Kaiserhauses in seinen Mauern beherbergt, den Namen der Herren von Walsee der Gegenwart erhalten — die einzige Erinnerung an reichbewegtes Leben vergangener Jahrhunderte. Franz Ilwof.

Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Von Raimund Friedrich Kaindl, Professor der Universität Czernowitz. Erster Band. Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. Mit einer Karte (Allgemeine Staatengeschichte herausgegeben von Karl Lamprecht, III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten, herausgegeben von Armin Tille. Achtes Werk). Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 369 S. gr. 8.

Das Werk, dessen erster Band hier vorliegt, können wir rückhaltlos willkommen heißen. Es ist die erste umfassende Darstellung der Geschichte des Deutschtums in den Karpathenländern, d. h. in Galizien, der Bukowina, Ungarn und Rumänien. Aber auch mancher Teil darin tritt überhaupt zum erstenmale in wissenschaftlicher Behandlung vor das deutsche Publikum. Das gilt gleich von dem ersten Bande, der die Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772 enthält. Der Verfasser, dem die Kenntnis der polnischen Sprache zugute kommt, hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, aus den betreffenden, meist polnischen Urkundenpublikationen alles auf das Deutschtum Bezügliche zusammenzulesen und so ein Bild von der Verbreitung desselben in Galizien zu entwerfen, das um so wertvoller ist, als dies Deutschtum heute fast untergegangen ist. In dem ersten Kapitel wird die Geschichte der deutschen Ansiedlung, ihrer Entwicklung und ihres Rückganges, sowie die Verbreitung des deutschen Rechtes in Polen geschildert. Letzteres hat in der Magdeburger Form dort besondere Aufnahme gefunden. Was Galizien betrifft, so hat hier eine große Anzahl von Orten deutsches Recht besessen. Kaindl führt über 650 derartige Orte an. Dazu kommen zahlreiche Orte, bei denen es nicht gelungen ist, ihre gegenwärtigen Namen und ihre Lage festzustellen.

Das zweite Kapitel bringt die Herkunft und Verbreitung der deutschen Ansiedler zur Darstellung. Die erste bestimmte Nachricht von der Begründung einer dörflichen Ansiedlung auf galizischem Boden stammt aus dem Jahre 1234. Kaindl vermutet, daß im 12. Jahrhundert, als das östliche Mitteldeutschland und Ungarn westdeutsche Einwanderer erhalten haben, solche auch Polen zuteil geworden seien. Später wurde Polen namentlich von Schlesien aus besiedelt. Übrigens kamen auch Einwanderer aus Österreich, Norddeutschland, Süddeutschland und der Schweiz. Wertvoll sind die Beziehungen Krakaus zu Nürnberg seit dem Ende des 14. Jahrhunderts. Es erklärt mit die eigenartige Kulturentwicklung Krakaus. Diese wurde übrigens auch vom Rhein befruchtet. Der Charakter von Krakau war deutsch. Dafür spricht die Verwendung der deutschen Sprache in dieser Stadt. Die erhaltenen Stadtbücher waren von 1300—1312 nur deutsch. Seither erfolgten die Eintragungen lateinisch. In der Hauptkirche (St. Mariæ) wurde von ihrer Gründung bis ins 16. Jahrhundert nur deutsch gepredigt. Der deutsche Charakter der Stadt äußert sich auch noch vielfach in der Topographie. Eine der Hauptstätten des Deutschtums in Galizien war sodann Sandec. Für den deutschen Charakter Lembergs wird auch manches Bezeichnende angeführt. Die überwiegende Mehrzahl der eingewanderten Deutschen gehörte dem Bauern- und Bürgerstande an. Doch gab es auch deutsche Dienstmannen, Beamte, Soldaten der Fürsten und Großen, deutsche Mönche und Geistliche. Wie groß die Verbreitung des deutschen Rechtes und der deutschen Ansiedlung in Galizien bis 1772 gewesen, darüber belehrt die beigegebene Karte, die aber nur das Wichtigere enthält. Vom 16. Jahrhunderte an erfolgte in Galizien ein Rückgang des Deutschtums. Polen und Ruthenen bedurften der Deutschen nicht mehr; über-

dies waren sie ihnen zu reich, zu mächtig und einflußreich geworden. Es beginnt das Eindringen der Polen in die deutschen Gemeinwesen, der Streit zwischen Deutschen und Polen, die Verdrängung der deutschen Sprache aus Kirche und Amt, die Polonisierung der Zünfte, das Schwinden deutscher Ortsnamen, die Polonisierung der deutschen Ansiedler. Freilich hat die Zuwanderung von Deutschen in Galizien auch in der Zeit des Niederganges nicht aufgehört.

Das dritte, umfangreichste Kapitel schildert in einer Menge von Einzelbildern die innere Entwicklung der deutschen Gemeinwesen, die deutsche Kulturarbeit und schließt mit den bedeutsamen Worten: „So haben die deutschen Ansiedler in Galizien alle Zweige der materiellen und geistigen Kultur erfolgreich gefördert und zur Entwicklung dieses Landes sowie der polnischen und ruthenischen Bevölkerung reichlich beigetragen. Ein untrügliches Zeugnis dafür bieten vor allem die in die Sprache dieser Völker aufgenommenen unzähligen deutschen Wörter, von denen eine kleine Auswahl an verschiedenen Stellen dieses Kapitels mitgeteilt wurde."

Wir glauben es dem Verfasser gerne, daß ihm das Werk viel Zeit und Mühe gekostet hat. Aber der Ertrag ist auch ein reicher. Eine Fülle neuer Erkenntnis strömt aus ihm entgegen. Mit Spannung erwarten wir die beiden folgenden Bände. K. Reissenberger.

Archiv für Geschichte der Diözese Linz. III. Band, redigiert von Dr. K. Schiffmann und Dr. Franz Berger. Linz, 1906. Kathol. Preßverein. 417 S.

Von dieser Zeitschrift, der bereits im Vorjahre anerkennend Erwähnung getan wurde, liegt nunmehr auch der 3. Band vor, der seine Vorgänger an Reichhaltigkeit noch übertrifft. Der Kreis der Mitarbeiter scheint sich zu erweitern und hat auch eine Ausgestaltung im Umfange zur Folge. Der Band enthält drei wertvolle Abhandlungen. Eingangs erörtert der Herausgeber Dr. K. Schiffmann mit kritischem Blicke die Aufgaben der kirchengeschichtlichen Forschung in Oberösterreich mit genauer Berücksichtigung des heutigen Standes der landesgeschichtlichen Forschung dieses Territoriums und weist damit die Bahnen für das „Diözesanarchiv". Mustergültig ist ferner Dr. B. Pösingers Aufsatz über die Rechtsstellung des Klosters Kremsmünster für die Zeit von 777—1325, die hier eine wohl abschließende Darstellung gefunden hat. F. Krakowitzer bringt schätzenswerte Nachrichten über den ersten Linzer Buchdrucker Hans Plank (1615—27), den Verleger und Freund des Astronomen Johannes Kepler und des Historiographen Hieronymus Megiser, sowie seiner Nachfolger im 17. Jahrhundert, über welche die beigebrachten Daten allerdings knapp gehalten sind. Aus dem Nachlasse des verstorbenen P. Otto Grillnberger gibt Schiffmann Regesten und Urkunden des Stiftes Engelszell von 1293—1500, wodurch so manche Lücken und Ungenauigkeiten in der Geschichte berichtigt werden. Eine weitere Arbeit K. Schiffmanns bringt Belege über mehr als 1000 oberösterreichische Ortsnamen und harrt weiterer Fortsetzung. Damit wird endlich die seit dem Heimgange Lamprechts brachliegende Forschung über die so reichhaltigen Ortsnamen Oberösterreichs weiter gefördert. Eine Anzahl kleinerer Mitteilungen und ein auch diesmal sorgfältig gearbeitetes Register beschließen den Band. Max Doblinger.

Karl Lacher. „Altsteirische Wohnräume im Landesmuseum zu Graz." (Ornamentale und kunstgewerbliche Sammel-

mappe, Serie VIII.) Leipzig, K. W. Hiersemann, 1906, Gr.-Fol. Mit 32 Lichtdrucktafeln. (VIII, 8 Seiten Text.)*

Das steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbemuseum besitzt im ganzen acht geschlossene Stuben in seinen Schausammlungen. Sämtlich stammen sie aus Steiermark, dessen Wohnungswesen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Empire in ihnen zur Darstellung gebracht ist. Lacher gibt nun in dem vorliegenden Werke jede einzelne derselben in mehreren Abbildungen wieder, die besonders in Anbetracht der Schwierigkeiten, welche sich der photographischen Aufnahme solcher verhältnismäßig kleiner Innenräume entgegenzustellen pflegen, als vorzüglich gelungen bezeichnet werden müssen. Die Abbildungen einiger gleichfalls im Museum vorhandener Portale sind hinzugefügt, und da auch das Format der Tafeln (22 : 28 *cm*) groß genug gewählt ist, um die Innenarchitektur in allen Teilen gut zur Wirkung zu bringen und die reproduzierten Einzelheiten klar herauskommen zu lassen, so erfüllt das Werk durchaus das vom Herausgeber angestrebte doppelte Ziel: die Kenntnis der steiermärkischen Hauskultur, soweit sie in dem Grazer Museum zur Anschauung gebracht ist, einem breiteren Publikum zu vermitteln und daneben dem „Bedürfnisse nach Anregung für das moderne Schaffen in Schule und Werkstätte nachzukommen".

Diesem allen näher nachzugehen ist hier nicht unsere Aufgabe. Es muß in dieser Beziehung auf die Tafeln selbst und auf die im zweiten Teil des Lacherschen Textes gegebene Beschreibung der Abbildungen verwiesen werden. Hier steht das museumtechnische Interesse im Vordergrunde, und über die dahin gehörenden Einzelfragen, über Art der Sammlung und der museologischen Behandlung gibt Lacher in einem besonderen Kapitel: „Die Aufstellung der Wohnräume" Aufschluß. Er knüpft dabei in vieler Hinsicht eng an einen Vortrag an, den er in der zweiten Konferenz österreichischer Kunstgewerbemuseen in Graz am 12. April 1901 gehalten und unter dem Titel „Die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen auf kulturhistorischem Gebiete" im Selbstverlage 1901 veröffentlicht hat, ein Vortrag, der zwar die an sich gewiß sehr verschiedenartigen kulturhistorischen, oder sagen wir lieber „archäologischen" Interessen einerseits und die kunstgewerblichen andererseits in etwas künstlicher Weise zu verkoppeln sucht, der aber deshalb eine größere Beachtung verdient hätte, als ihm seinerzeit scheinbar zuteil geworden ist, weil L. dort die prinzipiellen Grundlagen für die Schöpfung kulturgeschichtlicher Sammlungen mit seltener Klarheit präzisiert hat. Er erklärte, daß es hier bei jedem einzelnen Gegenstande auf das Woher, zu welchem Zwecke und in welchem Zusammenhange ankomme, also nicht auf die Form, nicht auf das Material, sondern in erster Linie auf den Zweck! Und neben der geschichtlichen Bedeutung der Einzelstücke betonte er, daß sie der Heimat angehören sollen, indem er darauf hinwies, daß eine wirklich umfassende museale Darstellung des Volkslebens doch nur ein engeres Landesgebiet umfassen kann. (S. 4.)

Diesem Grundsatz ist Lacher bei der Sammlung der Stuben treu geblieben, indem er nur solche Wohnräume für sein Museum erwarb, die aus Steiermark stammen, um auf diese Weise „ein ethnographisches Bild von dem Wohnen, dem häuslichen Leben und Schaffen der Steiermärker darzubieten". Um diesen Zweck nun in möglichst vollkommener Weise zu erreichen, hat L. von vornherein darauf Bedacht genommen,

* Wir entnehmen diese ausgezeichnete Besprechung der „Museumskunde", herausgegeben von Dr. Karl Koetschau, Band II, Heft 4, Seite 232.

die alten Wohnräume in einer Weise zur Aufstellung zu bringen, die den originellen häuslichen Verhältnissen so viel als möglich gleichkommt. Darum hat er zu den Stuben auch gleich die zugehörigen Tür- und Fensterstöcke, die Fensterumrahmungen und die Fenstergitter mit erworben, so daß jetzt die echten Zugänge und die echten Lichtöffnungen mit zur Aufstellung gelangen konnten, und die Stuben sich auch im Museum wieder mit der so wichtigen ursprünglichen Beleuchtung präsentieren.

Für die Aufstellung der Stuben war es ein glücklicher Umstand, daß sie bereits für die Sammlungen erworben waren, als mit dem Museumsneubau begonnen wurde. Aber auch so ist es als ein besonderes Verdienst anzusprechen, daß L. sich nicht zu der sonst so häufig anzutreffenden Art verleiten ließ, welche die Stuben, so gut es eben geht, in den Museumsraum einbaut. Er hat sie vielmehr alle in einen eigenen Zubau verlegt, der auf drei Seiten freisteht und es gestattet, daß sämmtliche Fenster und Fensterchen der alten Stuben wirklich wieder ins Freie führen und auch so die ursprüngliche Beleuchtung ermöglicht wurde.

Diese Art der Unterbringung, im allgemeinen durchaus lobenswert, hat dann freilich eine Folge gehabt, über deren Vorzüge und Nachteile sich zum mindesten streiten läßt. Dieselbe besteht, kurz gesagt, darin, daß die Unterbringung der Stuben die gesamte Disposition der übrigen Museumsabteilungen bedingt hat. Da für die Stuben von drei Seiten direktes Licht von außen ermöglicht werden sollte, so war es ausgeschlossen, sie alle in einem Stockwerk nebeneinander aufzustellen. L. hat nun eine Dreiteilung in vornehme, in bürgerliche und bäuerliche Wohnräume vorgenommen, er hat diese drei Abteilungen in drei Stockwerken übereinander aufgestellt, und er hat dann die Stuben dadurch zum Kernpunkte der Sammlungen gemacht, daß er die Erzeugnisse der höfischen, der bürgerlichen und der bäuerlichen Kultur zu ihnen in Beziehung zu bringen suchte. Diese Anordnung mag für die Grazer Sammlungen infolge ihrer besonderen Zusammensetzung eine natürliche sein. Wenn L. aber auf Seite 2 die Ansicht ausspricht, daß ihr aus inneren und äußeren Gründen der Vorzug vor anderen Aufstellungsarten bei der Anordnung kulturhistorischer Sammlungen gebühre, so bleibt es doch fraglich, ob sie wirklich für alle Fälle unbedingt als Vorbild empfohlen werden kann. Ich sehe ganz davon ab, daß man in anderen Museen durch den vorhandenen Sammlungsbesitz leicht dazu geführt werden kann, die Einteilung nicht nach den wirtschaftlichen Verhältnissen wie in Graz, sondern nach stilgeschichtlichen Rücksichten vorzunehmen, und daß damit dann aus inneren Gründen, die ganze auch von L. befolgte übrige Anordnung ins Wanken kommen würde. Vor allem ist m. E. darauf hinzuweisen, daß die Stuben als geschlossene Repräsentanten der Hauskultur allerdings den Mittelpunkt für die Hausaltertümer wohl selbstverständlich abgeben werden — wenigstens überall, wo es sich um die Stube des oberdeutschen Haustypus handelt — daß aber demgegenüber die im Grazer Museum ihnen angegliederten Abteilungen für Rechtspflege, Jagd- und Schützenwesen, Zunftwesen und kirchliche Kunst doch wohl eine selbständigere Stellung beanspruchen können. Für die allgemeine Disposition von historischen Museen müssen m. E. immer die archäologischen Gesichtspunkte den Ausschlag geben, wodurch die von L. geforderte „echt künstlerische Anordnung“ der Einzelstücke keineswegs beeinträchtigt wird. Übrigens läßt sich diese sehr wichtige prinzipielle Frage nicht in einer

kurzen Rezension mit ein paar Worten erledigen, und es wird noch mancher eingehenderen Besprechung bedürfen, ehe darüber nur in den allgemeinen Grundlinien eine Einigung erzielt werden kann. An ein festes Schema wird sich der praktische Museologe ja so wie so niemals binden können.

Unseren unbedigten Beifall müssen wir L. schließlich wieder hinsichtlich der von ihm gewählten Art der Ausstattung der Stuben spenden. L. spricht sich in seinem Texte mehrfach unzweideutig darüber aus, und auch die Tafeln lassen seinen Standpunkt überall deutlich erkennen. Er ist sich stets bewußt geblieben, daß eine Stube durch Ort, Zeit und die wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen sie entstand, in ihrer äußeren Erscheinung bedingt ist, daß sie ein durch die Einflüsse der zugehörigen Hauswirtschaft und Hauskultur fest umgrenztes kulturgeschichtes Ensemble darstellt, welches man ebensowenig bei der museologischen Aufstellung willkürlich erweitern darf, als man berechtigt ist, es beliebig zu beschneiden. So hat L. jede individuelle Zutat sorgfältig vermieden, er ist der Versuchung, zu dekorieren, nicht erlegen, sondern er hat nur das wieder aufgebaut, was er vorgefunden. Es mag infolgedessen wohl sein, daß der eine oder andere, der gern in sogenannter kulturgeschichtlicher Ausstattung schwelgen möchte, die Stuben etwas kahl finden wird. Was tut das? Echt sind sie! Das ist die Hauptsache, und in diesem Falle ist die Echtheit durchaus nicht so selbstverständlich, als es wohl scheinen könnte. Sie ist Lacher als besonderes Verdienst anzurechnen, denn man kann in vielen Museen Stuben finden, deren Einzelstücke zwar echt sind, die aber in ihrer Gesamtheit keinen Anspruch auf Echtheit erheben können. In dieser Erkenntnis hat L. denn auch darauf verzichtet, aus vorhandenen Einzelstücken geschlossene Wohnräume herzustellen, eine Entsagung, die nur zur Nachahmung empfohlen werden kann. Otto Lauffer.

Styriaca in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Dritte Folge, V. Band, Wien 1906.

Sitzung am 12. Jänner. Die Pfarrkirche in Gröbming ist einer Außenrestaurierung bedürftig. Gegen die Erweiterung der Pfarrkirche werden keine Bedenken erhoben.

Sitzung am 9. Februar. Die Wandmalereien in der Bischofskapelle in Göß werden bloßgelegt. Die mit wertvollen Fresken des 18. Jahrhunderts geschmückte Luciakapelle der demolierten Pfarrkirche in Tüchern muß in den Neubau einbezogen werden.

Sitzung am 16. Februar. Der Musealverein in Cilli macht Mitteilung über den Fortgang der Erhaltungsarbeiten auf der Burg Ober-Cilli.

Sitzung am 2. März. Die alten Fenster am sogenannten Stöckel in der Hofgasse in Graz sollen erhalten bleiben.

Sitzung am 23. März. Die Neueindeckung der Kreuzkapelle bei der Hof- und Domkirche zu Graz wird genehmigt.

Sitzung am 30. März. Die Pestsäule auf dem Hauptplatze in Voitsberg aus dem 17. Jahrhundert bedarf einer Restaurierung.

Sitzung am 27. April. Die Ruine Monsperg bedarf einer Sicherungsarbeit. Die Bloßlegung der unter der Tünche verborgenen Malereien in der Friedhofkapelle zu Murau begegnet großen Schwierigkeiten. Die Stuccodekorationen der demolierten Luciakapelle in Sachsenfeld kommen an das „Joanneum". Die Fresken an der Außenseite der Pfarrkirche zu Spital a. S. wurden durch ein Schutzdach geschützt. Die Glasmalereien in der Kirche zu Tragöß-Unterort wurden restauriert.

Sitzung am 11. Mai. Gegen die Eindeckung der Pfarrkirche in Murau mit Schiefer waltet kein Anstand ob. Ein gotischer Erker an einem zu demolierenden Hause in Pettau soll beim Neubau wieder Verwendung finden. An der Nordwand des Schiffes der Kirche St. Rupert am Kulm in der Ramsau kamen Gemälde des frühen 14. Jahrhunderts zutage.

Sitzung am 18. Mai. Die schlecht eingemauerten römischen Inschriftensteine in der Kirche zu Kerschbach bei Pragerhof sollen bei der bevorstehenden Restaurierung herausgenommen und die Römersteine in Waltersdorf vor mutwilliger Beschädigung geschützt werden. Für die Wiederherstellung der Frauensäule in Schillingsdorf werden 100 Kronen bewilligt.

Sitzung am 22. Juni. Die projektierten Restaurierungsarbeiten an der Pfarrkirche in Aflenz werden genehmigt, ebenso jene für die St. Bernhardskirche in Murau. In Cilli wurden Reste der mittelalterlichen Stadtmauer bloßgelegt.

Sitzung am 13. Juli. Die Bauherstellungen an der Kirche am Kriechenberg in den Windischbüheln wurden nicht sorgfältig genug durchgeführt. In Oberrann bei Pettau wurden zwei römische Mosaikböden aufgedeckt.

Tätigkeitsbericht vom Juli bis September. Die Restaurierungen der Pfarrkirche in Aflenz wurden zur Zufriedenheit durchgeführt. In der Frauendorfer Pfarrkirche wurden die Fresken übertüncht. Das Stubenberg-Denkmal dortselbst muß einer Reinigung unterzogen werden. Die Glasgemälde in der St. Ulrichskapelle zu Utsch befinden sich in einem restaurationsbedürftigen Zustand. Die Restaurierung der Pfarrkirche in Leutschach wird genehmigt.

Tätigkeitsbericht für Oktober. In der Grazer Domkirche kommt in das alte Orgelgehäuse ein neues Werk. Die Gößer Bischofskapelle muß einer gründlichen Restaurierung unterzogen werden. Das Jakobskreuz in Leoben wurde durch Aufstellung eines Mastes der elektrischen Beleuchtung entstellt und wird dessen Entfernung verlangt. Die abgefallene Stuckumrahmung des Gemäldes am Schwammerlturm möge erneuert werden.

Tätigkeitsbericht für November. In der Pfarrkirche St. Georgen in Windischbüheln kommt ein neuer gotischer Hochaltar zur Aufstellung. Die Pfarrkirche in Unzmarkt wird einer sachgemäßen Restaurierung unterzogen.

Tätigkeitsbericht für Dezember. In Cilli wurden die Grundfesten des 1530 erbauten Grazer Tors aufgedeckt. Die Restaurierungsarbeiten an der Oswaldikirche in Eisenerz sollen fortgesetzt werden und zwar im Einklange mit den bereits vollzogenen. Dazu wird ein einheitlicher Plan ausgearbeitet. In Unterpodlosch an der Pulsgau wurden die noch nicht aufgegrabenen drei Tomuli durchforscht und ergaben Funde aus der Hallstätterperiode. In Oberhaidin an der Neustifter Straße in der Umgebung des Hauses Nr. 103 wurde (von Prof. Ferk) ein prähistorisches Gräberfeld, vermutlich der früheren Hallstattperiode, entdeckt.

An größeren Aufsätzen finden sich in diesem Jahrgange von Luschin von Ebengreuth: Neue Funde von Keltenmünzen aus Steiermark. Mit zwei Tafeln (S. 188—194). Skrabar: Fund römischer Denare in Unterhaidin (S. 195—196). Graus: Der zerstörte Hochaltar der Pfarrkirche von Judenburg (S. 206—219). Szombathy: Neuere Gräberfunde in Klein-Glein (S. 296—299).

Zeitschriftenschau.

Ein Bruchstück aus dem Rennewart Ulrichs von Türheim. Im XLVIII. Bande der „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur", S. 415—418, veröffentlicht Hofrat Anton E. Schönbach diesen für Steiermark sicherlich äußerst interessanten Fund. Das Pergamentblatt, das aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts stammt, wurde von Dr. Kapper bei der Einrichtung des Grazer Statthaltereiarchives aufgefunden und diente als Umschlag für ein Urbar der St. Martinskirche bei Windischgraz von 1364.

Zur niederösterreichischen ständischen Verfassungs- und Verwaltungsfrage in den Jahren 1848—1861. Von Dr. Anton Mayer. (Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Jahrgang 1906, Nr. 7—9, auch S. A.)

„Seit dem denkwürdigen 13. März des Jahres 1848, an welchem Tage infolge der stürmischen Ereignisse im Hofe des niederösterreichischen Landhauses, in den Vorräumen zum ständischen Sitzungssaale und dann in diesem selbst die hier eben unter dem Vorsitze des Landmarschalls zu einer allgemeinen öffentlichen Sitzung versammelten drei oberen politischen Stände in ihrer Beratung gestört und gezwungen waren, den Saal zu verlassen, hat keine derartige Sitzung mehr stattgefunden; sie beschloß die jahrhundertelange Reihe der niederösterreichischen Ständeversammlungen oder Landtage, da man sich nicht mehr getraute, solche der ungünstigen Zeitverhältnisse wegen einzuberufen."

Neuere Berichtigungen der Kärntner Landesgrenze. In der „Karinthia", I., 90. Jahrgang, veröffentlicht Dr. M. Wutte einen für die historische Topographie wertvollen Aufsatz, von dem namentlich der I. Teil, der die Grenzstreitigkeiten vom Südabhange der Koralpe behandelt, (Heft Nr. 1, S. 5—34) und Nr. 2, S. 49—61, für uns Steirer interessant ist.

Die steirischen Rezesse zur Zeit Maria Theresias. In der Wiener Zeitung Nr. 244 und 245 vom 24. und 25. Oktober 1906 gibt Franz Martin Mayer auf Grund von Akten des steiermärkischen Landesarchivs eine Darstellung der Verhandlungen zwischen der Regierung Maria Theresias und den steirischen Ständen über die von der Kaiserin 1748 in Angriff genommenen Reformen des Steuerwesens und der militärischen Angelegenheiten. Die hierüber geschlossenen Rezesse legten dem Lande bedeutende Lasten auf. In den folgenden Kriegsjahren mußten sich die Stände außerdem mit ihrem Kredite an den Finanzoperationen der Regierung beteiligen, wofür sie 1767 einen „General-Schuldbrief" erhielten, der als Guthaben des Landes den Betrag von 5,287.597 Gulden auswies.

Wie alt ist unser Österreich? In einem Aufsatze unter diesem Titel führt Dr. Josef Lampel im Abendblatte der „Neuen Freien Presse" vom 19. November d. J. den Gedanken aus, daß Karl dem Großen im Kapitulare von Thionville am 6. Februar 806 in dem Reiche, das er seinem Sohne Pippin zuwies, bereits ein „Österreich", ähnlich dem heutigen, vorgeschwebt habe. Somit sei Karl der Große nicht nur als Schöpfer der Ostmark, sondern als „Gründer des Ostreiches" zu

betrachten. — Die genauere Darlegung dieses Gedankens gab der Verfasser in einem Feuilleton der „Wiener Zeitung“ Jahrg. 1906, Nr. 10 und 14. — Zum gleichen Gegenstande bringt Dr. Lampel den Aufsatz „Die ‚drei Grafschaften‘ der karolingischen und der ottonischen Ostmark“ in der Wiener Zeitung Nr. 263 und 265 vom 15. und 18. November 1906, sowie die Studie „Ein Wiener Denkmal Kaiser Karls des Großen“ in der „Österreichischen Rundschau“, Band 9, Heft 2, vom 15. November 1906.

Fürst Metternich und die Staatskonferenz. Über diesen Gegenstand, die Bildung der österreichischen Staatskonferenz von 1836, schreibt Eduard v. Wertheimer mit Benützung ungedruckter Quellen in der „Österreichischen Rundschau“, Band X, Heft 1, vom 1. Jänner 1907.

Die Ostermair. Urkunden, Regesten, Matrikenauszüge etc. von 1700—1799. Paul Ostermair, Prediger in Königsberg, ließ im Laufe des Sommers 1906 eine Fortsetzung seiner „Verstreuten Nachrichten über die Ostermair“ erscheinen. Zugleich macht der Verfasser dieser Regestensammlung, Dr. H. Ostermair in Ingolstadt, Mitteilung von dem engeren Zusammenschlusse der einzelnen über ganz Deutschland zerstreuten Familien in der Gründung eines Verbandes von Trägern dieses Familiennamens ohne Rücksicht auf die Namensschreibung und Stammesverwandtschaft. Zweck des Verbandes ist die Sammlung und Veröffentlichung aller auf diese Namensgenossen bezüglichen Nachrichten aus ältester, neuer und neuester Zeit. Der Wert dieser in Deutschland schon vielfach eingerichteten bürgerlichen Familienverbände zur Belebung des historischen Interesses ist unverkennbar und sollte auch bei uns eifrige Nachahmung finden.

Festschrift des akademischen Vereines deutscher Historiker an der Universität in Graz anläßlich der Feier seines 30jährigen Bestandes. Die hübsch ausgestatte Schrift enthält: Franz v. Krones. Festrede, gehalten am 19. Jänner 1907 bei der Enthüllung der Gedenktafel in der Aula der Grazer Universität. Von Professor Dr. Karl Uhlirz. — Eduard Richter. Antrittsvorlesung des Professors Dr. Robert Sieger, gehalten am 25. Oktober 1905. — Hans v. Zwiedineck, gest. 22. November 1906 Von A. Mell. Abgedruckt aus „Deutsche Geschichtsblätter“.

Zur Biographie „Hans v. Zwiedineck-Südenhorst“ in dieser Zeitschrift (IV. Jahrg., S. 101—136) gibt Regierungsrat Fr. Ilwof folgende Berichtigung: „Zu S. 102. Nachdem Oberst Ferd. Zwiedineck von Frankfurt am Main nach Verona war übersetzt worden (1848), begab sich dessen Gemahlin mit dem Sohne Hans nicht allsogleich nach Graz, sondern mit ihrem Gemahle in diese italienische Stadt, wo Hans die erste Klasse der italienischen Volksschule besuchte und als Vorzugsschüler bestand. Erst 1852, als Oberst von Z. in Pension trat, kam Hans mit den Eltern nach Graz. S. 120, Z. 12 v. u.: Der Titel des hier zitierten Aufsatzes heißt: „Österreich und der deutsche Bundesstaat“, nicht „Österreich und der österreichische Bundesstaat“, wie S. 135, die letzten Zeilen v. u., richtig angegeben ist.“

Flugschrift 1848 für das allgemeine gleiche Wahlrecht. Frau Gewerke Ludovika Zangg veröffentlicht anläßlich der 100. Wiederkehr des Geburtsjahres ihres Gatten, August Zanggs, des Freiheitskämpfers von 1848, einen Nachdruck der damaligen Flugschrift des ersten Agitators und furchtlosen Vorkämpfers für das allgemeine Wahlrecht.

Die Familie Lederwasch in Tamsweg. Valentin Hatheyer bringt im 44. Bande der „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger

Landeskunde“ (auch S. A.) eine auf gediegener archivalischer Forschung beruhende Biographie dieser Künstlerfamile. Uns interessiert namentlich Johann, der dritte Sohn Gregors IV., der Maler in Murau war und von dem das Selbstporträt nebst dem seines Sohnes aus dem Jahre 1813 sich im steiermärkischen Landesarchive befindet. Er war äußerst arbeitsam und unter dem Namen des steirischen Teniers bekannt.

Gassen-, Straßen- und Plätze-Buch der Stadt Marburg a. D. Dr. Artur Mally, der lange Zeit als Gemeinderat wirkte, hat den Marburgern ein äußerst wertvolles historisches Denkmal geschaffen. Da er sich viel mit der Geschichte der Stadt beschäftigt hatte, wurde ihm im Gemeinderate die Aufgabe zuteil, für neuentstandene Straßen den Namen vorzuschlagen. Und so reifte in ihm der Entschluß, ein Verzeichnis aller Straßen anzulegen mit einer kurzen Begründung, warum sie ihren Namen führen. Und dabei kam er unwillkürlich auf das Geschichtliche. So erzählt er denn alles Erwähnenswerte, was sich an die Gassen und Gebäude im Laufe der Zeit knüpfte und bietet uns so einen willkommenen historischen Führer durch die altehrwürdige, baulich vielfach interessante Stadt Marburg.

Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesiens. Seit 1905 gibt das städtische Museum in Troppau diese von Prof. Dr. Karl Knaflitsch verdienstvoll geleitete Zeitschrift heraus. Dieselbe bringt Arbeiten kunst- und literarhistorischen, nationalökonomischen, namentlich aber volkskundlichen Charakters zur Veröffentlichung und will zunächst ein Sammelpunkt für Kleinarbeit sein, „eine Aneiferung für zaghaftere Forscher, auch wenn sie nicht zünftige, dagegen von Liebe zur Heimat angeregte Sammler sind“.

Der Meldezettel. Ein Kapitel aus der Geschichte der Stadt Wien. In „Die Zeit“ vom 17. Februar 1907, Nr. 1581, S. 4 bis 5, veröffentlicht Dr. A. Starzer unter diesem Titel einen interessanten Aufsatz und weist nach, daß 1597 an Stelle der mündlichen Fremdenanmeldung die schriftliche trat. Zwei ungebetene Gäste waren es, deren wiederholtes, Tod und Verderben bringendes Erscheinen die Einführung des jetzt so vielfach im guten und bösen Sinne genannten Meldezettels veranlaßten: die Pest und die Türken.

Herzog Wilhelm von Württemberg. Anläßlich der feierlichen Enthüllung des Denkmales des Herzogs Wilhelm von Württemberg in Graz am 8. Juni erschien bei Ulrich Moser (J. Meyerhoff) eine äußerst gehaltvolle, hübsch ausgestattete Festschrift. Dieselbe wird eingeleitet durch ein stimmungsvolles Gedicht O. Kernstocks und bringt in prägnanter Kürze eine Lebensbeschreibung dieses deutschen Prinzen, der in Österreich eine zweite Heimat gefunden und diesem seinem Adoptivvaterlande so treue, hingebungsvolle Dienste geleistet hat. Mit scharfem politischen Blicke erkannte er die große Gefahr für den Bestand Österreichs, der aus der Zurückdrängung der deutschen Staats- und Armeesprache für den Bestand des Staates entstand und erhob er bereits 1885 warnend seine Stimme.

Friedrich Marx. Sein Leben und Dichten. Den Freunden und Verehrern des Dichters widmet Karl W. Gawalowski eine Erinnerungsgabe. Dieselbe stellt einen Vortrag dar, der vom Verfasser in den Zweigvereinen Graz und Klagenfurt des allgemeinen deutschen Sprachvereines gehalten wurde und der zuerst im „Grazer Tagblatt“ in Druck erschien. Der Reinertrag dieser Schrift ist der Errichtung einer Marx-Gedenktafel in Ober-Drauburg gewidmet.

Abt Kajetan Hoffmann. Ig. H. Joherl widmet seinem Landsmanne, dem am 13. März 1907 verstorbenen verdienstvollen Abte von Admont einen gehaltvollen Nachruf unter dem Titel: „Einen Palmenzweig auf das Grab des hochw. Herrn Kajetan Hoffmann, inf. Abt von Admont".

Die Kaisergräber in Speyer. Über die Wiederherstellung der Kaisergruft im Dome zu Speyer veröffentlicht Prof. Grauer in der Beilage zur „Münchner allgem. Zeitung" einen stimmungsvollen Bericht. Es ruhen hier die Kaiser Konrad II., Heinrich III., IV., V., die Kaiserinnen Gisela und Berta, dann Beatrix, die Gemahlin Kaiser Barbarossas, und ihr Kind Agnes, ferner Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich. Am 1. Juni 1689 fiel auch der Dom der Zerstörungswut der Franzosen zum Opfer und wurden beim Brande die Kaisergräber teilweise erbrochen und geschändet. Die zerstreuten Gebeine wurden gesammelt und in neue Sarkophage gelegt. Darüber wölbt sich nun die neue, würdige Kaisergruft.

Aus Archiven, Kommissionen, Museen, Vereinen.

Steiermärkisches Landesarchiv. Der vorliegende Bericht über das Jahr 1906 (S. A. aus dem XCV. Joanneumsberichte) gibt Zeugnis von einem erfreulichen Aufschwung dieses Institutes. Dasselbe hat die Zahl von 3494 Benützungen aufzuweisen. Bezüglich der inneren und äußeren Ausgestaltung wäre zu erwähnen, daß der Landes-Ausschuß: beschloß: 1. Die dauernde Verbindung der historischen Landeskommission für Steiermark, 2. die Adaptierung eines Depotraumes im 1. Stocke als zweites Benützer- und Parteienzimmer im Anschlusse an die bereits bestehenden Kanzleiräume, und 3. die Umwandlung von drei unter den Parterrelokalitäten des Archives gegen die Ringstrasse zu gelegene Kellerräume zu feuersicheren Aktendepots. Über Antrag des ständigen Ausschusses der historischen Landeskommission und Befürwortung seitens der Archivsdirektion beschloss der Landes-Ausschuß die Einführung von Abendstunden an jedem Montag, Mittwoch und Freitag von 5 bis 7 Uhr. Die Ordungsarbeiten erstreckten sich auf die Repertorisierung von Originalurkunden und Kopien aus dem Schlosse Greinburg, von den Städten Hartberg und Fürstenfeld und dem Schloßarchive von Gutenberg. Die Ordnung der Familienarchive Stubenberg und Gleispach wurde zu Ende geführt, die Stadtarchive von Fürstenfeld und Hartberg wurden vorgeordnet. Aus dem landschaftlichen Archive wurden die Abteilungen Landesgrenzen, Münz- und Geldwesen und Befestigungen geordnet und mit der Detailordnung der „Ständischen Verwaltung" begonnen.

Historische Landeskommission für Steiermark. 6. Vollversammlung am 14. Februar 1907, halb 6 Uhr Abends im steiermärkischen Landesarchive.

Seine Exzellenz der Herr Landeshauptmann Edmund Graf Attems begrüßt die erschienenen Mitglieder und vor Allem das neu ernannte Mitglied, Landespräsidenten a. D. Otto Freiherrn von Fraydenegg.

Freiherr von Fraydenegg dankt für das Vertrauen, welches die Kommission und der steiermärkische Landes-Ausschuß durch seine

Wahl zum Mitgliede ihm entgegengebracht und verspricht, seine Kräfte der Sache der Kommission zu widmen.

Der Vorsitzende gedenkt in warmen Worten ausführlich der großen Verdienste, welche der leider zu früh dahingeschiedene ehemalige Sekretär der Kommission, Professor von Zwiedinek, sich während einer 13jährigen Tätigkeit um die Landeskommisson erworben hat und fordert die Anwesenden auf, sich zum Zeichen der Trauer von den Sitzen zu erheben.

Der Sekretär Dr. Anton Mell erstattet den Tätigkeitsbericht des ständigen Ausschusses über das Jahr 1906.

Durch die endgiltige Vereinigung der Kommission mit dem Landesarchive, in dessen Räumen der Kommission ein eigenes Arbeitslokal zur Verfügung gestellt wurde, durch die Einführung von Abendstunden am Archive und durch die Zuweisung einer Reihe von Hilfswerken aus der Landesbibliothek am Joanneum ist für die Zufunft ein gedeihliches Zusammenwirken zwischen Kommission und Archiv ermöglicht worden.

An die Stelle des Verstorbenen Herrn Professors Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst ernannte der hohe Landes-Ausschuß den Archivdirektor Dr. Anton Mell zum Sekretär. Als ständiger wissenschaftlicher Hilfsarbeiter wurde der Bibliotheksanspirant Dr. Hans Untersweg bestellt.

Im Jahre 1906 wurden veröffentlicht:

1. Panz, die Innerberger Hauptgewerkschaft (1625—1783), „Forschungen“ VI/2.

2. Loserth, das Archiv des Hauses Stubenberg. „Veröffentlichungen“ XXII.

3. Mell, Archive und Archivschutz in Steiermark „Veröffentlichungen“ XXIII.

Im Manuskript vollendete Privatdozent Dr. Fritz Byloff seine Studien über „Die steirische Landgerichtsordnung“ mit deren Drucklegung als 3. Heft des 6. Bandes der „Forschungen“ bereits begonnen wurde. In Fortgang befinden sich die Arbeiten der Herren Vizepräsidenten Dr. Freiherrn von Mensi über die „Geschichte der direkten Steuern in Steiermark“, — Professor Dr. v. Wretschko (Innsbruck) über die „Steirischen Landeshauptleute“ — Professor Otto von Zwiedineck (Karlsruhe) über die „Steirische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert“ und Musealkustos Dr. Richard Mell über „Privaturkundenwesen in Steiermark“.

Über das von der Tochter weiland Hofrates Kupelwieser dem Landes-Ausschusse vorgelegte Manuskript ihres Vaters über die Geschichte des steirischen Eisen- und Kohlenwesens beschloß der ständige Ausschuß, dasselbe dem Professor an der montanistischen Hochschule in Leoben, K. A. Redlich zur Überprüfung anzuvertrauen. Auf Grund des von diesem erstatteten Referates beschhloß der ständige Ausschuß Herrn Professor Redlich mit der Redaktion beziehungsweise Umarbeitung der „Geschichte des steirischen Kohlenwesens“ zu betrauen und bezüglich des zweiten Teiles des Manuskriptes sich seinerzeit mit Herrn Hofsekretär Hofmeister (Wien) in Verbindung zu setzen. Die Drucklegung des 1. Teiles erfolgt im Jahre 1908.

Im Fortgange und für 1907 in Aussicht genommene Arbeiten sind:

a) Die Vorarbeiten für die Geschichte des steirischen Finanzwesens aus den Beständen des steiermärkischen Landes-Archives durch Dr. Freiherrn von Mensi;

b) die Vorarbeiten zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Steiermarks im 15. und 16. Jahrhundert durch Professor Otto von Zwiedineck (Karlsruhe);

c) die Umarbeitung des Kupelwieser'schen Manuskriptes „Geschichte des steirischen Kohlenwesens" durch Professor Dr. K. A. Redlich (Leoben);

d) die Vorarbeiten zur Geschichte des steirischen Privaturkundenwesens durch Dr. Richard Mell;

e) die Ordnung des gräflich Saurau'schen Herrschafts- und Familienarchives im steiermärkischen Landesarchive. — Die Durchführung derselben übernimmt der Sekretär.

f) die Herausgabe der Urkundenregesten zur Geschichte des Hauses Lichtenstein in Steiermark durch Herrn Hofrat Loserth.

Hofrat Loserth erklärt sich bereit, das Ungnad-Weissenwolf'sche Archiv in Steyregg nach steirischen Materialien zu durchforschen.

Im Sinne des Beschlusses der Vollversammlung vom 28. Juni 1906 stellte der ständige Ausschuß folgende Anträge:

a) Da bis jetzt eine systematische Durchforschung des für die Zwecke der Landeskommission zunächst in Betracht kommenden Quellenmateriales nicht eingeleitet wurde, wird die Veröffentlichung von „Quellen zur steirischen Verfassung- und Verwaltungs-Geschichte" beschlossen.

b) Zunächst wird die Herausgabe der „Steirischen Landtagsakten" als dritte Sonderpublikation beschlossen und mit der Einteilung und Durchführung dieser Herausgabe der ständige Ausschuß betraut.

c) Die Kosten für Satz, Druck und Honorare (letztere nach einem vom ständigen Ausschusse zu bestimmenden Schema) werden aus der jährlichen Subvention des Unterrichtsministeriums und einem jährlichen Betrage von 500 K aus der Landesdotatien gedeckt.

d) Betreffend die Drucklegung der „Quellen" hat der Sekretär seinerzeit dem Ausschusse bestimmte Anträge zu unterbreiten.

Die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde hielt am 11. Oktober 1906 ihre 46. Generalversammlung ab. Die Mitgliederzahl betrug 330. In den Wintermonaten fanden je 2 Vereinsabende statt. Die „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde", redigiert von Dr. H. Widmann, enthalten: P. Pirmin Lindner, O. S. B., Profeßbuch der Benediktinerabtei St. Peter (1419—1856); Eberhard Fugger, Übersicht der Witterung und täglichen Beobachtungen der Wassertemperaturen der Salzach 1905; Dr. Franz Martin, Die kirchliche Vogtei im Erzstifte Salzburg; Dr. Paul Legers, Kardinal Matthäus Lang, ein Staatsmann im Dienste Kaiser Maximilians I.

Steiermärkischer Kunstverein. Mit seiner 106. Ausstellung älterer Kunstwerke aus heimischem Privatbesitz (April 1907) verwirklichte der steiermärkische Kunstverein den lang gehegten Plan, einen großen Teil des heimischen Privatbesitzes an älteren Kunstwerken der Öffentlichkeit zugänglich zu machen; äußerlich gliederte sich dieselbe in drei große Gruppen: 1. Gemälde verschiedener Techniken, Plastik, Kleinkunst; 2. ein Ausschnitt aus dem Kunstnachlasse des Erzherzogs Johann; 3. Miniaturen (diese Abteilung im Verein mit der Direktion des Museums vorbereitet und aufgestellt). Wir können uns hier nicht auf eine nähere Beschreibung der Bilderbestände einlassen, uns interessiert vielmehr die Tatsache, daß in der ersten Abteilung nur wenige Steirer

vertreten waren: Fr. Chr. Janneck (geb. 1703 in Graz, gest. 1761 in Wien), Ign. Raffalt (geb. 1800 in Weißkirchen, Obersteier, gest. 1857 in Hainbach bei Wien), Al. Jos. Wonsidler (geb. 1791 in Graz, gest. 1858 daselbst), der Landschaftsmaler Konr. Kreutzer (geb. 1810 in Graz, gest. 1861 daselbst). Die große Menge der anderen Bilder entstammt verschiedenen Ländern und Meistern; viele Holländer, Franzosen, Italiener, Deutsche, Österreicher aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ganze Reihe selbst ein Bild mit vielen Zügen, mit fesselnden Blicken auf vergangene Tage, auf Kunstfreunde, alte Familienschätze und glückliche Erwerbungen. Den Eintrittsraum schmückte die Kollektion Wiener Schauspielerbildnisse aus den Jahren 1816—1827 (Besitzer Herr Jos. R. v. Franck), über deren Entstehung Schreiber dieser Zeilen in der „Tagespost“ vom 21. April d. J. einiges nach Angaben des Ausstellers mitgeteilt hat.

Die zweite Abteilung, enthaltend den zum erstenmale öffentlich ausgestellten Kunstnachlaß des Erzherzogs Johann, regt an zu einer intensiven Beschäftigung mit der Wirksamkeit des Erzherzogs als Kunstförderer; besonders berücksichtigt waren die „Kammermaler“ Matthias Loder (geb. 1781 in Wien, gest. 1828 auf dem Brandhofe) mit Landschaften und einigen Trachtenbildern, Karl Ruß (geb. in Wien 1779, gest. 1834 daselbst) mit einer Reihe weniger künstlerisch als kulturhistorisch interessanter Trachtenbilder, und Ludw. Ferd. Schnorr von Karolsfeld (geb. 1788 in Königsberg, gest. 1853 in Wien) mit dem „Taufbilde“ und den lebensvollen Skizzen dazu.

Unsere Skizze wäre unvollständig, gedächten wir nicht der überaus reichhaltigen Miniaturenausstellung, die für unser Publikum etwas Neues war; angeregt wurde sie durch Beteiligung von Grazer Sammlern an der Wiener Miniaturenausstellung 1905 und erhielt durch die Überlassung der Sammlungen Emele und Perlep gleichsam ihren Grundstock. Ausgezeichnet vertreten waren die Hauptmeister dieser Kunstrichtung Füger und Daffinger; an sie schlossen sich die vielen Österreicher, treffliche Franzosen und Engländer, deren Aufzählung uns zu weit führen würde. Von heimischen Miniaturisten erwähnen wir Anton Isser (gegen 1822 in Graz tätig), Ignaz Rungaldier (geb. 1799 in Graz, gest. 1876 daselbst), Ferd. Mallitsch (geb. 1820 in Graz, gest. 1900 bei Marburg), Leop. Kuwasseg (geb. 1804 in Triest, gest. 1862 in Graz) und Josef Teltscher (1802—1838), dessen Tätigkeit als Miniaturist ausschließlich auf unsere Stadt beschränkt ist; von seiner Hand stammt das bisher als verschollen gehaltene Bildnis Anselm Hüttenbrenners.

Alles in allem: eine wertvolle Ausstellung mit großem idealen Erfolge, mit vielen Anregungen für die Zukunft, dahingehend, die Kunst ebenso treu zu pflegen und zu fördern, wie es unsere Vorfahren getan haben. Ob allerdings der Kunsthallenfonds, zu dessen Stärkung das Reinerträgnis bestimmt war, bereichert wird, ist eine Frage für sich! Mögen uns die verschiedenen Zeichen, die eine regere Liebe zur bildenden Kunst voraussagen, nicht trügen, mögen unsere Kunstvereine bald in ihrem eigenen Hause unser Publikum versammeln!

Walter von Semetkowski.

Der Museumsverein von Pettau hielt am 28. Jänner d. J. seine Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende Herr A. Schröffl erstattete den Kassebericht, nach dem der Verein an Einnahmen 3152 *K* 61 *h*, an Ausgaben 2801 *K* 3 *h* aufweist. Für den aufgedeckten und aufgestellten römischen Mosaikboden verausgabte der Verein 1330 *K*. Herr Jurist V. Skrabar berichtet über die Grabungen, für die 431 *K*, und über die

Funde und Ankäufe, für die 600 *K* ausgegeben wurden. Auf Antrag des Herrn Skrabar wird beschlossen, den Gemeinderat zu ersuchen, wegen der Stadtwappenfrage eine Eingabe an das Landesarchiv zu machen.

Deutscher Historikertag. Der 10. Historikertag wird am 3. September in Dresden eröffnet werden. Die Tagung beginnt mit einer zwanglosen Zusammenkunft auf dem königlichen Belvedere. Am 4. September vormittags findet sodann die Begrüßungssitzung in der Technischen Hochschule und abends städtischer Begrüßungsabend im Ausstellungspalast statt. Am 5. September beginnen die Vorträge. Solche halten Prof. Dr. Hangk: Die Rezeption und Umbildung der alten Synoden im Mittelalter; Prof. Dr. Hintze—Berlin: Entwicklung der modernen Ministerialverwaltung; Ratsarchivar Prof. Dr. Richter – Dresden: Dresdens Bedeutung in der Geschichte; Prof. Dr. Kromeyer—Czernowitz: Hannibal und Antiochus der Große, eine strategisch-politische Betrachtung; Prof. Dr. Lamprecht—Leipzig: Probleme der Weltgeschichte; Prof. Dr. Jacob—Tübingen: Über den großen Kurfürsten; Dr. Caro-Zürich: Grundherrschaft und Staat; Prof. Dr. Schultes—Bonn: Thema ist noch nicht bekannt.

Der VII. Deutsche Archivtag findet am 14. September in Karlsruhe statt; Sonntag den 15. erfolgt ein gemeinsamer Ausflug der Archivare und Mitglieder des Gesamtvereines nach Speyer zur Besichtigung des Kreisarchives und der Kaisergräber.

Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Die diesjährige Hauptversammlung wird vom 16. bis 18. September in Mannheim stattfinden. Sonntag den 15. abends Vorbegrüßung in Mannheim, 18. September Ausflug nach Heidelberg. (Die auf beiden Tagungen zu haltenden Vorträge sind der Redaktion noch nicht bekannt.)

Achter Tag für Denkmalpflege in Mannheim am 19. und 20. September 1907. Aus der Reihe der angemeldeten Vorträge seien besonders erwähnt: „Baupolizei und Denkmalpflege“ (Geh. Oberregierungsrat Dr. Böhm-Karlsruhe und Regierungspräsident a. D. zur Nedden-Koblenz); „Über die Möglichkeit der Erhaltung alter Städtebilder unter Berücksichtigung moderner Verkehrsanforderungen“ (Landesbaurat C. Rehorst-Merseburg), mit Lichtbildern; „Über städtische Kunstkommissionen“ (Prof. Dr. P. Weber-Jena); „Denkmalpflege in der Schweiz“ (Architekt E. Probst-Zürich); „Über das Mannheimer Kaufhaus und dessen Restaurierung“ (Stadtbaurat Perrey-Mannheim); „Die Grundrißbildungen der deutschen Städte des Mittelalters in ihrer Bedeutung für Denkmalbeschreibung und Denkmalpflege“ (Professor Dr. J. Meier-Braunschweig und Geh. Baurat Dr. Ing. StübbenBerlin); „Über Methodik der Ausgrabungen“ (Prof. Dr. Dragendorff-Frankfurt a. M.).

Der internationale historische Kongreß wird vom 6. bis 12. August 1908 in Berlin stattfinden. Der Reichskanzler hat es übernommen, die auswärtigen Staaten in Kenntnis zu setzen. Es sind acht Sektionen in Aussicht genommen: 1. Geschichte des Orients. 2. Geschichte von Hellas und Rom. 3. Politische Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. 4. Kultur- und Geistesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. 5. Rechts- und Wirtschaftsgeschichte. 6. Kirchengeschichte. 7. Kunstgeschichte. 8. Historische Hilfswissenschaften (Archiv- und Bibliothekwesen, Chronologie, Diplomatik, Epigraphik, Genealogie, historische Geographie, Heraldik, Numismatik, Paläographie und Sphragistik). — Anmeldungen sind an den Vorsitzenden des Organisationskomitees, Herrn Generaldirektor der Königl. Preuß. Staatsarchive Dr. R. Koser zu richten. Jedes Kongreßmitglied zahlt 20 Mark. Die Verhandlungen werden in deutscher, englischer, französischer, italienischer und lateinischer Sprache geführt.

Vereinsnachrichten.

Bericht über die Tätigkeit des Historischen Vereines im Jahre 1906.

In der am 15. Februar 1907 abgehaltenen Jahresversammlung gelangte der Geschäftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr 1906 zur Kenntnis der Mitglieder. In der 504. Ausschußsitzung war satzungsgemäß die Verteilung der Ämter erfolgt. Kurze Zeit darauf erfolgten einige Änderungen in der Ämterführung, so daß zum Schlusse der Ausschuß aus folgenden Herren bestand. Obmann: Regierungsrat Dr. Karl Reißenberger, Schriftführer: Prof. Dr. Ferd. Khull, Zahlmeister: kaiserl. Rat Dr. Anton Kapper. Beisitzer: Pfarrer Ig. H. Joherl, Prof. Dr. O. Cuntz, Prof. Dr. A. Mell, Exz. Feldzeugmeister Johann R. von Samonigg, Prof. Dr. K. Uhlirz und Prof. Dr. v. Zwiedineck-Südenhorst. Als Dr. Mell im Herbste v. J. aus den schon angeführten Gründen gänzlich aus dem Ausschusse trat, Prof Khull aber gleichfalls Zeitmangels wegen das Schriftführeramt niederlegte, wurde der Statthalterei-Archivleiter Dr. Thiel als Schriftführer kooptiert. Einen überaus schweren Verlust erlitt der Verein durch das Ableben Professor v. Zwiedinecks. Am Schlusse des Vereinsjahres ist — infolge Überhäufung mit amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten — Prof. Uhlirz zum allgemeinen Bedauern aus dem Ausschusse getreten, wodurch dem Vereine eine empfindliche Einbuße widerfuhr.

Sowohl die äußere Entwicklung des Vereines wie auch dessen finanzielle Lage hat sich im Laufe des Jahres erheblich gebessert. Der Ausschuß hat in 12 Sitzungen die laufenden Geschäfte besorgt, von welchen besonders hervorgehoben seien: Über den in der letzten Hauptversammlung vorgebrachten Antrag auf Fortsetzung der Styria illustrata wurde beschlossen, aus finanziellen Gründen von einer Fortsetzung derzeit abzusehen. Die Leitung der Vereinszeitschrift, an der vorteilhafte Änderungen eingeführt wurden, hat Dr. Kapper übernommen. Die Redaktion des diesjährigen Heftes der „Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichte" wurde vom Regierungsrate Dr. Reißenberger besorgt. Am 30. Juni und 1. Juli v. J. hat der Verein in Wiederbelebung einer alten Institution eine Wanderversammlung in Fürstenfeld abgehalten, welche einen glänzenden Verlauf nahm. Den Festvortrag über „Die bauliche Entwicklung und Bedeutung Fürstenfelds als Festung" hielt Dr. Kapper. Die gediegene Arbeit Kappers ist — wie bekannt — nunmehr bedeutend erweitert, durch Druck allgemein zugänglich geworden unter dem Titel: „Der Festungsbau zu Fürstenfeld. 1556 bis 1663". — Bei der Konferenz landesgeschichtlicher Publikationsinstitute in Stuttgart im April v. J. war der Verein durch Hofrat v. Luschin, bei der Versammlung der deutschen Geschichtsvereine in Wien im September v. J. durch Dr. Kapper vertreten. – Am 16. November v. J. fand im Anschlusse an einen lichtvollen, allgemeines Interesse erweckenden Vortrag des Regierungsrates Ilwof über „Kaiser Josef als Volkswirt" eine außerordentliche Vollversammlung statt, in welcher der Stiftsarchivar von Rein, P. A. Weiß, zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum zum Ehrenmitgliede gewählt wurde. — Das Bestreben des Ausschusses, eine Erhöhung der Vereinsdotationen zu erwirken, war insoferne von Erfolg begleitet, als der steiermärkische Landtag in dankenswerter Weise die Subvention auf 1500 *K* und die Steiermärkische Sparkasse von 400 auf 600 *K* erhöht hat. — Vorträge fanden statt: Am 16. November vom Regierungsrat Dr. Ilwof über: „Kaiser Josef als Volkswirt".

Vom Prof. Dr. J. Loserth, am 15. März über: „Kommunisten im 16. Jahrh.“. Vom Archivdirektor Prof. Dr. A. Mell am 4. Mai über: „Herzog Wilhelm von Württemberg und seine Beziehungen zur Steiermark“.

An der Enthüllung der Gedenktafel für Franz v. Krones in der Aula der Universität am 19. Jänner 1907, eines ausgezeichneten Reliefs von der Hand Prof. Winklers, wozu der Historische Verein die ursprüngliche Anregung gab, nahm der Verein aktiv Anteil, wobei Herr Prof. Dr. K. Uhlirz die Festrede hielt. Da der vorhandene Fonds nicht aufgebraucht wurde, überwies das Denkmalkomitee über Antrag Sr. Exz. des Herrn Feldzeugmeisters R. v. Samonigg dem Historischen Vereine die Summe von *K* 573·31 als vinkuliertes Kapital für die Erhaltung von Grabstätten heimischer Geschichtsforscher.

Der Ausschuß für 1907 besteht aus Regierungsrat Dr. Karl Reißenberger als Obmann, Exz. Feldzeugmeiter Joh. R. v. Samonigg als Stellvertreter, Dr. Thiel als Schriftführer, Prof. Dr. Karl Szankovits als Stellvertreter, kaiserl. Rat Dr. Anton Kapper als Zahlmeister, Prof. Dr. Ferdinand Khull als Stellvertreter, Hofrat Dr. Anton Schönbach, Prof. Dr. Robert Sieger und Pfarrer Ignaz H. Joherl als Beisitzer. — Was endlich den Mitgliederstand anlangt, so ist ein erfreulicher Aufschwung zu verzeichnen. Ende Dezember 1905 hatten wir 313 Mitglieder aufzuweisen. Durch Tod und Austritt verloren wir 14, durch Neueintritt gewannen wir 24 Personen, so daß wir am Ende des Jahres 1906 323 Mitglieder hatten. Neueingetreten sind: Josef Flecker, Direktor der Knabenvolksschule in Fürstenfeld, Theodor Grabmayer, Direktor der k. k. Tabakhauptfabrik in Fürstenfeld, Dr. Adalbert Heinrich, Stadtarzt in Fürstenfeld, Josef Hendrich, Direktor der Landesbürgerschule in Fürstenfeld, Johann Klaftenegger, Steueramtsadjunkt in Fürstenfeld, Peter Končnik, Landesschulinspektor in Graz, Emanuel Otto, Vizedirektor der k. k. Tabakhauptfabrik in Fürstenfeld, Karl Pferschy, Bürgermeister, Kajetan Pferschy sen., Brauereibesitzer, Anton Pferschy, Fabrikant, Fritz Pferschy, sämtliche in Fürstenfeld, Dr. Ludwig Possek, k. k. Statthaltereirat und Landes-Sanitätsinspektor in Graz, Dr. Robert Sieger, Universitätsprofessor in Graz, Dr. Karl Szankovits, Gymnasialprofessor in Graz, K. k. Statthaltereiarchiv in Graz, Adolf Stern, k. k. Notar in Fürstenfeld, Dr. Viktor Thiel, Leiter des k. k. Statthaltereiarchivs in Graz, Dr. Franz Tscherne, Zahnarzt in Fürstenfeld, Dr. Alois Vill, Advokat in Fürstenfeld, Dr. Alfred R. von Wretschko, Universitätsprofessor in Innsbruck, Florian Wiefler jun., Fabrikant in Fürstenfeld, Rudolf Zoff, k. k. Bezirks-Oberkommissär in Graz, Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst, Hochschulprofessor in Karlsruhe. — Ausgetreten sind: Hofrat Dr. v. Karajan in Graz, Albert Kraus, Bankvorstand i. R., Wilhelm Rieger, Vizedirektor des Priesterhauses, inf. Propst Weinberger in Bruck a. M., Professor Holzer in Graz und Pfarrer Titzegger in Niederwölz. — Durch den Tod verloren wir: Stationschef Ignaz Dickreiter, Universitätsprofessor Dr. Ludwig Ebner, Exz. Johann Graf Gleispach, k. u. k. Oberstabsarzt Friedrich Lackner, k. u. k. Major Wilhelm Neumann, k. u. k. Feldmarschalleutnant Karl R. v. Peche, Universitätsprofessor Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst und Frau Marie v. Campi.

Der Historische Verein stand im abgelaufenen Berichtsjahre mit 300 Vereinen und Körperschaften im Schriftentausche, deren Veröffentlichungen jährlich einen Wert von 3000 *K* darstellen und an die steiermärkische Landesbibliothek abgegeben werden. Darunter waren 234 deutsch-holländische, 18 slawische, 22 französische, 10 italienische, 6 englisch-amerikanische und 10 schwedisch-norwegische.

Die Vermögenslage des Vereines stellt sich in folgender Weise dar:

Geldgebarung 1906.

A. Einnahmen.

1.	Mitgliederbeiträge		*K* 1166·95
2.	Vom Antiquar Rohracher Abschlagszahlung für verkaufte Muchar, Geschichte des Herzogtumes Steiermark		„ 400·—
3.	Subvention des steiermärkischen Landtages		„ 1500·—
4.	„ der „ Sparkasse		„ 600·—
5.	Verkaufte Vereinspublikationen		„ 71·80
6.	v. Forcher und Deutsch bezahlten S. A.		„ 38·10
7.	Abrechnung Leuschners für 1905 und 1906		„ 218·35
8.	Zinsen der steiermärkischen Eskomptebank		„ 48·53
9.	„ „ „ Sparkasse		„ 3·03
10.	Vermögen am Schlusse des Jahres 1905:		
	a) Einlage in der steierm. Eskomptebank	*K* 710·86	
	b) „ „ „ Handkasse	„ 163·04	
	c) „ „ „ steierm. Sparkasse	„ 80·99	„ 954·89
			K 5001·65

B. Ausgaben.

1.	Gehalt dem Vereinsdiener Kager	*K* 224·—
2.	Pension dem alten Diener Anderl	„ 120·—
3.	Remunerationen, Trinkgelder an Diener und Briefträger	„ 45·—
4.	Postauslagen	„ 274·72
5.	Stempel für die Subvention des steierm. Landtages	„ 5·—
6.	Mitgliedbeitrag an das Germ. Nationalmuseum	„ 10·—
7.	An Buchbinder Straßberger	„ 10·—
8.	Für die Herstellung von Klischees für die Zeitschrift bei Angerer & Göschl in Wien und Petz in Graz	„ 141·40
9.	Reisespesen für den Diener, Monteur und 2 Studenten zur Wanderversammlung nach Fürstenfeld	„ 40·—
10.	Instandhaltung der Grabstätten Muchars und Wartingers	„ 4·—
11.	Für die Herstellung von 22 Diapositiven für den Vortrag bei der Wanderversammlung in Fürstenfeld	„ 38·40
12.	Dem Landesarchive für die Herstellung von Negativen	„ 27·30
13.	An Schriftenmaler Kraus für die Ausführung des Ehrendiploms an P. Weis	„ 4·—
14.	Kranz für Professor v. Zwiedineck-Südenhorst	„ 35·—
15.	An Pappermann für Drucksorten	„ 5·20
16.	Reisespesen dem Vertreter des Vereines zur Teilnahme an der Versammlung des Gesamtvereines etc.	„ 70.—
17.	Dem Redakteur der Zeitschrift	*K* 200·—
18.	An die deutsche Vereinsdruckerei für Drucksorten	„ 73·60
19.	An die Druckerei „Styria"	„ 11·—
20.	„ „ „ „Leykam" für den Druck des vierten Bandes der Zeitschrift und des 3. u. 4. Heftes des dritten Bandes sowie für Drucksorten	„ 2169·95
21.	Zur Aufstellung eines Krones-Denksteines im Archive	„ 100·—
		K 3608·57
	Kassenrest	*K* 1393·08

Kais. Rat Dr. A. Kapper,
derzeit Zahlmeister.

Musealdirektor Prof K. Lacher,
derzeit Rechnungsprüfer.

Kais. Rat Prof. Fr. Ferk,
derzeit Rechnung-prüfer.

Voranschlag für 1907.

A. Einnahmen.

1.	Vermögen am 31. Dezember 1906	*K* 1393·08
2.	Subvention des steiermärkischen Landtages	„ 1500·—
3.	„ der „ Sparkasse	„ 600·—
4.	Mitgliederbeiträge	„ 1500·—
5.	Verkauf an Vereinsschriften	„ 100·—
6.	Vom Antiquar Rohracher noch ausständig	„ 180·—
7.	Zinsen für 1907	„ 50·—
8.	Aus dem Krones-Denkmalfonds dem Vereine überwiesen	„ 573·31
		K 5896·39

B. Ausgaben.

1.	Herstellungskosten der Zeitschrift	*K* 1600·—
2.	Druckkosten an die Druckerei „Leykam“ für die Beiträge und ältere Forderungen	„ 1000·—
3.	Gehalt dem Diener Kager	„ 240·—
4.	Pension dem Diener Anderl	„ 120·—
5.	Postauslagen, Trinkgelder	„ 300·—
6.	Kanzleierfordernis (Drucksorten)	„ 100·—
7.	Mitgliederbeiträge an auswärtige Vereine, Museen, Steuer	„ 100·—
8.	Prämien für Ortschronisten	„ 100·—
9.	Honorare	„ 300·—
		K 3860·—

Die diesjährige Wanderversammlung fand am 9. Juni in der altehrwürdigen Stadt Bruck a. M. statt. Eine stattliche Anzahl von Teilnehmern aus Graz fuhr um 7 Uhr 14 Min. früh nach Bruck, die auf dem Bahnhofe von einer Abordnung mit dem Herrn Bürgermeister Knottinger an der Spitze auf das freundlichste begrüßt wurden. Sodann folgte die Besichtigung der Ruine Landskron und ein Rundgang durch die Stadt. Um 11 Uhr fand die Festversammlung statt, in der die Herren Prof. Dr. Szankovits und Regierungsrat Dr. K. Reißenberger zwei äußerst interessante und lehrreiche Vorträge hielten. Ersterer sprach über „Die Bedeutung der Stadt Bruck im Mittelalter“ (abgedruckt im „Obersteirer-Blatt“ vom 13. Juni, Nr. 47), letzterer über „Margarete von Pfannberg, ein Frauenschicksal aus der steiermärkischen Geschichte (1355—1392)“. — Ein gemeinsames Mittagmahl im Hotel „Zum schwarzen Adler“ und ein Ausflug in Brucks herrlichen städtischen Forst schlossen die so gelungen verlaufene und sicherlich allen Teilnehmern immer in Erinnerung bleibende Wanderversammlung.

In Kommission der Verlagsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

Ankündigung.

Zufolge Ausschußbeschlusses werden die früher erschienenen Publikationen des Historischen Vereines für Steiermark durch die Vereinskanzlei **(Landesarchiv,** Hamerlinggasse 3) für Mitglieder bis auf weiteres zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft, nämlich:

1. **Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark,** seit 1850. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 1, 2, 3, 4, 5, 10, 11, 12, 13, 17 und 18.)*
2. **Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen,** seit 1864. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 6, 7, 9, 10, 27.)*
3. **Steirische Zeitschrift für Geschichte,** I., II. und III. Jahrgang. 1903—1905. Preis 4 Kronen.
4. **Steiermärkisches Landrecht des Mittelalters,** bearbeitet von Dr. Ferdinand Bischoff, Graz 1875. Preis 1 Krone.
5. **Urkundenbuch des Herzogtumes Steiermark,** bearbeitet von Dr. Josef von Zahn, I. Band, Graz 1875, Preis 5 Kronen; II. Band, Graz 1879, Preis 4 Kronen; III. Band, Graz 1903, für Mitglieder 8 Kronen, Ladenpreis 14 Kronen.
6. **Der Historische Verein für Steiermark,** sein Werden und Bestand, von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Preis 20 Heller.
7. **Sigismund Grafen von Auerspergs Tagebuch** zur Geschichte der französischen Invasion vom Jahre 1797. Veröffentlicht von Kratochwill, revidiert und mit Erläuterungen versehen von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Separatabdruck aus dem 28. Heft der „Mitteilungen", Graz 1880. Preis 50 Heller.
8. **Über das angebliche Turnier von 1194 und den „Tummelplatz" zu Graz.** Von Dr. Josef von Zahn. Separatabdruck aus dem 34. Hefte der „Mitteilungen" Graz 1887. Preis 50 Heller.
9. **Die Festversammlung des Historischen Vereines für Steiermark am 20. November 1892** zur Feier der 700jährigen Vereinigung der Steiermark mit Österreich. Preis 30 Heller.
10. **Übersicht der in den periodischen Schriften des Historischen Vereines für Steiermark bis einschließlich 1892 veröffentlichten Aufsätze.** Preis 40 Heller.

---

*) Vergriffene Hefte werden zurückgekauft.

Inhalt des Heftes.

Druckerei „Leykam", Graz.

. JAHRGANG. 3. UND 4. HEFT.

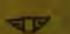
ZEITSCHRIFT

DES

HISTORISCHEN VEREINES

FÜR

STEIERMARK.



HERAUSGEGEBEN VON DESSEN AUSSCHUSS.

REDIGIERT VON
DR. ANTON KAPPER.



GRAZ 1907.

IN KOMMISSION DER VERLAGS-BUCHHANDLUNG LEUSCHNER & LUBENSKY.

Eine rätselhafte Inschrift.

Ein Beitrag zur Volkskunde von **Dr. Viktor R. v. Geramb** (Graz).

In den „Studien zur germanischen Volkskunde“[1] berichtet Prof. Meringer im Jahre 1893, daß er auf seiner Wanderung, die er damals zur Erforschung des obersteirischen Bauernhauses unternahm, auf einem dem Stifte Admont gehörigen Bauernhause[2] ober der Eingangstür folgende Zeichen „sauber geschnitzt“ gefunden habe:

✝Z✝DIA✝BIZ✝
SAB✝Z✝HGF
BFRS

Daneben stehe ein großes Kreuz mit Doppelbalken. „Was die Inschrift, die jedenfalls alt ist, bedeutet“ — sagt Meringer — „weiß niemand“.

Die Sache, die ja schon an sich anregend ist, gewann für mich noch mehr an Interesse, als ich vor kurzer Zeit nicht weit von Graz, im Dobltale, ober der Türe eines Bauernhauses[3] wieder dieselben Buchstaben fand. Es war damit erwiesen, daß wir es nicht mit einer einzelnen Hausinschrift, sondern mit einem recht weit verbreiteten Gebrauche zu tun haben und der Gedanke, vielleicht etwas, das sowohl volkskundlich im allgemeinen als auch für die Hausforschung im besonderen nicht ohne Bedeutung sei, vor uns zu haben, ließ

[1] Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIII, 1893, S. 151.
[2] Schönbichl (bei Admont), Haus Nr. 91.
[3] Am Weg von Graz über die Piuskapelle nach Hitzendorf, Gemeinde Mitterberg, Haus Nr.26.

sich nicht mehr abweisen. Meine Erkundigungen beim Besitzer des Hauses und auch bei anderen, namentlich alten Bauern, waren jedoch vom selben Ergebnis begleitet wie seinerzeit die Bemühungen Prof. Meringers: niemand wußte, was die Schrift bedeute.

Ein überaus seltsamer Zufall führte mich wenige Tage darnach auf die Spuren, die zur Lösung dieser so rätselhaft scheinenden, wie sich aber dann herausstellte, auch heute nicht mehr ganz unbekannten Zeichen führen. Ich arbeitete im hiesigen Landesarchiv mit Herrn Dr. Hans Untersweg im selben Raume. Da fand Dr. Untersweg beim Studium des Fürstenfelder Stadtarchives unter den Spitalsrechnungen des Jahres 1690 einen Zettel,[1] der ihm ob seines eigentümlichen Aussehens auffiel. Er zeigte ihn mir und man begreift meine freudige Überraschung, als ich darauf in alten aber netten Schriftzügen wieder die rätselhafte Inschrift und dazu noch einen Teil der Erklärung fand. Da der ganze Inhalt für das Folgende von Wert ist, gebe ich ihn hier wörtlich wieder:

„✝.Z✝.D I.A.✝.B.I.Z.✝.S A B.
✝.Z✝H.G.F.✝.B.F.R.S.

Dise obgesezte Creützel und buechstaben seint für oder wider die Pest. So vor etlich 100. Jahren der H: Zacharias Pischoff zu Jerusalem gebraucht, und mit eigner hantschrüfft auf einen Pargament verzaichnet hinterlassen hat, und heutiges tags noch in einen Spanischen Closter de Freilis genant, aufbehalten werden. Dise buchstaben aber und Creizel halten nachvolgende Gebetlein in sich.

✝	*Crux Christi:* Daß Creüz Christi heyle mich.
Z.	*Zelus domus:* Der eyfer des hauß gotes erlöse mich.
✝	*Crux vincit* Daß Creuz uberwindet, daß Creuz regieret, o du zaichen des Creizes erlöse mich von diser Pest.
D.	*deus deus.* O Gott mein Gott treibe dise Pest von disem orth und von meinem leib und erlöse mich.

[1] Original im steierm. Landesarchiv, Fürstenfeld, Schuber 41, Nr. 20.

I. *Jn manus:* O herr in deine hent bevilch ich mein libe und Seel.

A. *Ante coelum:* Gott war ehe himel und erde war, und der welicher mächtig ist, wiert mich von diser Pest erledigen.

✠ *Crux Christi:* Daß Creuz Christi ist mächtig dise Pest von disen orth und von meinen leib außzutreiben.

B. *Bonum est:* Es ist gut daß man mit Stilschweig und in der gedult auf des herrn hilff und hayl wartet. und er wiert dise Pest von mir treiben.

J. *Jnclina Cor:* Naige mein herz daß ich deine gerechtigkheit thue und werde nicht zuschanden, dan ich hab dich angerueffen.“

Hier bricht die Erklärung ab, obwohl am Zettel noch genug Raum gewesen wäre. Wir freuten uns aber trotzdem, auf eine „so romantische“ Weise die Lösung dieses Rätsels gefunden zu haben, in der Meinung, daß man bisher überhaupt gar keine Spur und Kenntnis von der Bedeutung dieser Zeichen gehabt habe. Daß dem nicht so ist, tut zwar der Romantik unseres Fundes großen Eintrag, ist aber an sich sehr erfreulich, da es dadurch möglich war, noch mehr Licht in die Sache zu bringen.

Was ich nun in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand, darüber erfahren konnte, möge als bescheidener Beitrag zur leider ohnedies viel zu wenig gepflegten Volkskunde entgegen genommen werden.

Vor allem tat mir das Zettelchen kund, daß wir es mit einem Pestsegen, mit einer aus der Hilflosigkeit der armen, von dieser Seuche heimgesuchten Bevölkerung entsprungenen, dem Inhalte nach frommen Beschwörung zu tun haben. Das vergilbte Zettlein mit seiner stellenweise so unbeholfenen Übersetzung erzählt recht ergreifend von dem verzweifelten Rufen nach himmlischer Hilfe, das jene harten Zeitläufte erfüllt haben mag.

Es lag nun für mich sehr nahe, mich nach einer Geschichte der Pest umzusehen und vielleicht darin weitere Weisungen zu erhalten. Diese Hoffnung wurde auch erfüllt,

indem ich im zweiten Bande der „Geschichte der Pest in Steiermark" von Dr. R. Peinlich (Graz 1878) wirklich näheren Aufschluß fand. Ich erfuhr dort, daß es bei den Katholiken üblich war, Kreuzlein aus Metall und ovale Münzen zu tragen, die mit diesen Buchstaben beschrieben waren. Das älteste Kreuz dieser Art sei das sogenannte Zachariaskreuz (auch Pestkreuz), das ein Patriarch von Jerusalem, nach anderen Papst Zacharias († 752) eingeführt habe. Peinlich bringt dann eine Übersetzung aller der Psalmen, die durch die Buchstaben angedeutet sind und die er, wie er sagt, im Archiv für vaterländische Geschichte in Kärnten, X. Bd., 1866, in einer Arbeit von Dr. K. Flor gefunden habe. Flor selbst verweist nun seinerseits auf ein Büchlein von P. Laur. Hecht S. B., Einsiedeln 1859, das mir in dieser Auflage leider nicht zugänglich war. Nur durch die Liebenswürdigkeit des Bibliothekars im Stift Rein, des Hochw. Herrn P. Anton Weiß, gelang es mir, wenigstens die neuere Auflage dieser Schrift (1877) zu bekommen, die zwar gerade die Erklärung unserer Buchstaben nicht mehr enthält, wohl aber einige andere für den weiteren Zusammenhang nicht unwichtige Aufschlüsse bringt.

Ich werde am Schlusse dieses Aufsatzes die lateinische und deutsche Reihe der betreffenden Psalmen und Bibelstellen folgen lassen. Vorderhand aber muß es sich uns darum handeln, zu erfahren, wer sonst noch von diesen Buchstaben berichtet, wo man sie an anderen Orten noch gefunden hat und was sich über ihre Geschichte noch erforschen läßt.

Woher das von Peinlich (a. a. O. II, S. 524) abgebildete Kreuz stammt, gibt er leider nicht an. Er sagt nur, daß diese Kreuze schon zu seiner Zeit (1878) sehr selten geworden seien. Dafür berichtet uns aber Peinlich, daß sich eine Erklärung unserer Buchstaben in dem Tagebuch der Vordernberger Radgewerkin M. E. Stampfer aus dem Jahre 1680 und dieselbe Inschrift auf zwei im Jahre 1696 gegossenen Glocken der zum Stifte Admont gehörigen Pfarre Gams finde. „Beide Tatsachen", meint Peinlich, „weisen geradezu auf das nahegelegene Benediktinerstift Admont". Es freut uns, hier als Drittes auf dasselbe Stift deutende Argument, die von Meringer gefundene Inschrift dazufügen zu können.

Es gibt dann noch eine andere Art von Kreuzen und Medaillen, Benediktskreuze genannt, die — das sei aber gleich festgestellt — zum Teil auch unsere Inschrift, im

übrigen aber eine andere enthalten.[1] Ein Exemplar dieser Kreuze, das auch unsere Buchstaben aufweist, befindet sich in der Antikagliensammlung zu Klagenfurt und dieses ist es, über das uns Flor im genannten „Archiv“ Bericht erstattet. Nach seinen Mitteilungen wurde dieses Kreuz nächst Maria am See bei Bleiburg gefunden, was, wie Flor mit Recht betont, wieder auf ein nahes Benediktinerstift, nämlich auf St. Paul im Lavanttale, hindeutet. Weitere Anhaltspunkte über die Verbreitung der Zeichen finden wir dann in einer gründlichen Arbeit, die uns J. P. Beierlein über „Münzen bayrischer Klöster, Wallfahrtsorte etc.“ vorlegt.[2] Seite 45 beschreibt er uns eine Münze aus Altötting (alter Wallfahrtsort in Oberbayern),[3] deren Rückseite unsere Kreuze und Buchstaben als Umschrift um ein Bild der Stadt München zeigt. Im Vordergrunde des Bildes erkennen wir Moses, auf die eherne Schlange weisend und die am Boden liegenden nackten Gestalten tröstend. Sowohl dieses Bild, als auch der Umstand, daß sich in Ötting ein Spital für Unheilbare befand, läßt deutlich die Anwendung der Münze als Schutz gegen Krankheit erkennen. Eine zweite Münze schildert uns Beierlein Seite 94.[4] Sie stammt aus der Benediktinerabtei Scheyern (an der Ilm in Oberbayern) und weist auf der Rückseite die gewöhnliche Inschrift des Benediktuskreuzes und darunter in einem kleinen Schildchen unseren Pestsegen, dem am Schlusse noch die Namenszüge IHS und MR beigefügt sind. Die dritte für uns in Betracht kommende Münze stammt aus Tegernsee,[5] also wieder aus Oberbayern, und enthält wieder in einem kleinen Schild der Reversseite ganz dieselbe Inschrift wie die vorige. Ebenfalls oberbayrischer Herkunft ist eine Münze aus der Wallfahrtskirche Vilgertshofen,[6] deren Rückseite das Bild des heil. Benedikt und die Worte *Crux S. Benedicti* und darunter in einem Schildchen unsere Buchstaben aufweist. Unweit von Regensburg liegt die Zisterzienserabtei Waldsassen. Sie ist die Heimat der letzten für uns interessanten Münze aus der Sammlung

---

[1] Diese andere Inschrift beginnt mit V. R. S. = *Vade retro Satanas* etc. Vgl. das Benediktusbüchlein von Dom Prosper Gueranger, bearb. von P. Laur. Hecht, Einsiedeln-New-York 1877, S. 36 ff.

[2] Im oberbayr. Archiv f. vaterl. Gesch., XVII. Bd., 1. Heft, München 1857.

[3] Dazu Tafel I, Abb. 29.

[4] Dazu Tafel II, Abb. 221.

[5] Beierlein, a. a. O., S. 99, dazu Tafel II, Abb. 241.

[6] Ebendort, S. 102, dazu Tafel II, Abb. 252.

Beierleins.[1] Sie trägt auf der Vorderseite das Bild von Waldsassen und als Umschrift unseren Spruch mit der Beifügung MRA.

Es muß auffallen, daß alle bisher gebrachten Nachrichten unsere Inschrift wohl auf Münzen, Kreuzen, ja sogar Glocken, nicht aber auf Häusern kennen, von denen wir gerade ausgegangen sind. Nun erfuhr ich durch die Güte des Herrn Professors Meringer, der sich inzwischen auch der Sache angenommen hatte, daß A. Achleitner in seinem Romane „Das Postfräulein" ebenfalls unsere Inschrift, und zwar als Hausinschrift erwähne. Ich fand die betreffende Stelle tatsächlich in der „Münchner allgemeinen Zeitung" 1900 und wandte mich an Herrn Geheimen Hofrat Achleitner schriftlich mit der Bitte, mir über die Quellen zu dieser Stelle Aufklärung zu geben. Ich erhielt sofort Antwort und wurde darin auf den Anhang zum genannten Roman verwiesen. Dort fand ich wohl die Namen zweier Gelehrter und die mir ohnedies bekannte Erklärung, leider aber nicht die Hauptsache, nämlich den Ort, an dem die erwähnten Gelehrten ihre diesbezüglichen Publikationen veröffentlicht haben. Nach etwas mühevollem Suchen gelang es aber mit Hilfe der Namen doch den weiteren Zusammenhang zu finden: Im Sommer 1883 entdeckte der Geheime Hofrat Dr. A. B. Meyer über der Türe eines Wirtshauses in Pertisau (am Achensee) auf einem angenagelten Brettchen folgende Inschrift:

+Z.+D.I.A.+B. |Z.+S.A.B.	+Z.+D.I.A.+B. |Z+S.A.B.+Z.H.C. B.+B.F.R.S.

Hofrat Meyer wandte sich nun mit Anfragen über die auch ihm vollkommen unverständlichen Zeichen an verschiedene Gelehrte in Deutschland und Österreich und es ist bezeichnend, daß er trotz allem keine Aufklärung erhalten konnte. Er veröffentlichte nun die ganze Angelegenheit in den „Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft", 1884, S. 65 ff., worauf im Jahre 1885 in derselben Zeitschrift (S. 145—147) die Antwort aus der Feder des Weimarer Bibliothekars Dr. R. Köhler folgte.[2] Über

[1] Ebendort, S. 103, dazu Tafel II, Abb. 256.

[2] Abgedruckt auch in Dr. Reinhold Köhlers „Kleine Schriften", Berlin 1900, 3. Bd., S. 572.

die Herkunft der Buchstaben berichtet dieser dasselbe wie Peinlich. Die Pertisauer Inschrift aber hält er für eine schlechte Überlieferung: die in der rechtsstehenden Gruppe enthaltenen Buchstaben sind dahin abzuändern, daß man aus dem senkrechten Strich vor dem zweiten Z ein J macht und die Buchstaben Z. H. C. B. in Z. † H. G. F. auszubessern, worauf „man dann“. fährt Köhler fort, „jene bekannten, ich weiß nicht, ob schon im 16., jedenfalls aber seit dem 17. Jahrhundert häufig auf Kreuzen und Medaillen, an Glocken und Türen zur Abwehr gegen die Pest angebrachten sieben Kreuze und 18 Buchstaben erhält“. Besonders wichtig ist es für uns, daß Köhler auch eine Zusammenstellung der von ihm gelegentlich in Erfahrung gebrachten Nachrichten über das sonstige Vorkommen dieses Pestsegens beifügt. Darnach findet sich zunächst eine Besprechung unter dem Titel „Buchstaben zur Abwehr der Pest“ in der Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands, 7. Jahrgang, Trier 1881, S. 270—280. Leider war mir wieder gerade diese Arbeit nicht zugänglich. L. Pfeiffer und C. Ruland erwähnen in ihrer „*Pestilentia in nummis*“, Tübingen 1882, S. 105, Nr. 298, unter dem Titel „Die deutschen Pestamulette“ einen Pestpfennig aus der Sebastianikirche am Anger in München, der unseren Pestsegen und die Jahrzahl 1637 trägt. Alois Scholz bringt in seiner Schrift „Inschriften und Häuserzeichen der Stadt Glogau“ [1] die Beschreibung eines Kreuzes mit unserer Inschrift, das er ober dem Portale eines Hauses [2] fand. Auch ihm war die Bedeutung der Buchstaben gänzlich unbekannt. Diese Nachricht ist um so interessanter, als der Fundort gänzlich außer den Kreis der bisherigen fällt, durch die allein man wohl versucht gewesen wäre, das Vorkommen der Zeichen auf die Ostalpen zu beschränken. Daß wir es hier nicht mit einer Ausnahme zu tun haben, zeigt der letzte Bericht unter denen, die ich alle der Arbeit Köhlers verdanke. J. Löbl erzählt nämlich in den „Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden des Osterlandes“,[3] daß er an einem schon im Jahre 1846 über 200 Jahre alten Haus in Roda (Sachsen-Altenburg) ein Kreuz gefunden habe, das zwar in etwas fehlerhafter Form, aber doch immerhin deutlich erkennbar unsere Inschrift trug.

---

[1] Programm des königl. evang. Gymnas. zu Großglogau, Ostern 1875, S. 41.

[2] Glogau (Preußisch-Schlesien), Kupferschmiedstraße Nr. 9.

[3] 7. Bd., Altenburg 1874, S. 457.

Soviel also konnte ich über die Verbreitung des Segens erfahren und füge dem außer der schon genannten Inschrift im Dobltale aus eigenem noch zwei bei, von denen sich, wie ich aus verläßlicher Quelle erfuhr, die eine an einem Bauernhause in Steinberg, westlich von Graz, befindet, die andere in Graz selbst an einem jetzt umgebauten Hause in der Sporgasse befunden haben soll. Es ist natürlich kein Zweifel, daß sich der Segen auch noch an vielen anderen Orten finden wird, und es wäre wohl interessant, sie zu sammeln.

Es soll nun noch versucht werden, dasjenige zusammenzustellen, was sich für die Geschichte des Segens sagen läßt. Zunächst wollen wir einen indirekten Versuch der Zeitbestimmung vornehmen, indem wir die Jahre zusammenstellen, in denen die Pest in den genannten Fundorten auftrat. Da ergibt sich folgende Übersicht:

Fundort	Pestjahr	Quelle dafür	Stelle b. Peinlich
Roda (Thüringen)	1582	Herzog, Cosmogr. Austr. II, 69	I, 409
Glogau (Schlesien)	1606, 1613, 1633, 1634, 1680, 1706, 1708, 1714, 1715	Dr. Schnurer, Chronik der Seuchen; Herzog, *Frari della peste*	I, 453, 459, 490 II, 7, 155, 163, 231
Regensburg	1099, 1371, 1465, 1713	Dr. Schnurer, Berichte d. Regensb. Stadtphys. 1714	I, 113 II, 394
München	1634	Dr. Schnurer	I, 113; II, 422
Oberbayern	1281, 1462/63, 1468, 1493—1495, 1611/12, 1619/20, 1713, 1715	Jurende. „Pestchronik“	I, 345, 458, 463, 490 II, 258, 399, 408, 465
Pertisau (Nordtirol)	1611/12, 1618	Dr. Schnurer, Jurende	I, 458, 463
Admont	1625	P. Urb. Ecker, Chronik	I, 471
Bleiburg i. K.	1598, 1601, 1715	Dr. K. Flor, Archiv f. K.	
Fürstenfeld	1586		I, 234
Hitzendorf	1680		II, 109

Darnach ergibt sich also als allen gemeinsames frühestes Auftreten der Pest für die genannten Orte der Beginn des 17. Jahrhunderts. Da aber zwei Orte (Thüringen und Fürstenfeld) nur am Ende des 16. Jahrhunderts Pestzeiten aufweisen, müssen wir auch diese Zeit für das Auftreten unseres Pestsegens schon mit in Betracht ziehen.

Etwas deutlicher und sicherer sprechen wenigstens zum Teil die direkten Quellen. Hören wir vor allem die Ansicht Peinlichs und sehen wir zu, wie weit wir ihr folgen können. Das von ihm abgebildete Zachariaskreuz ist, wie er sagt, das älteste dieser Art, weil es „ein Patriarch von Jerusalem, nach anderen Papst Zacharias († 752) eingeführt“ habe. Der Patriarch Zacharias von Jerusalem regierte in den Jahren 609—631/2, wir hätten es also, gleichviel ob die Überlieferung den Patriarchen oder den Papst meint, mit einem recht respektablen Altertum zu tun. Nun ist es ja Tatsache — es sagt dies ja sowohl der Name des Kreuzes, als auch neuerdings das von uns gefundene Zettelchen — daß in der Überlieferung wirklich ein Zusammenhang mit Zacharias besteht. Ich konnte aber weder bei Peinlich, noch bei P. Laur. Hecht, noch sonstwo, am allerwenigsten aber eben in dieser Überlieferung einen Beweis dafür finden, daß dieser Zusammenhang auch den Tatsachen entspricht. Ein solcher Beweis wird wohl auch kaum zu erbringen sein.

S. 529 beschreibt Peinlich ein Benediktuskreuz, das unter anderen Buchstaben auch unsere Inschrift enthält. Wenn er nun aber ausdrücklich behauptet, das dieses Kreuz schon vom Papste Leo IX. (1048—1054) eingeführt worden sei, so entspricht dies, soweit dabei unsere Buchstaben in Betracht kommen, einfach nicht der Wahrheit. Die Nachricht, daß dieser Papst das Benediktuskreuz eingeführt habe, steht nämlich im Zusammenhang mit einer hübschen Legende. Nun ist es zwar Tatsache, daß diese, wie aus dem Benediktusbüchlein (S. 41/2) hervorgeht, den hl. Benedikt genau so schildert, wie er auf dem Bilde einer aus dem Jahre 1415 stammenden Handschrift[1] dargestellt wird. Wie Peinlich berichtet, findet sich dasselbe Bild auch sonst noch auf alten Gemälden in Benediktinerklöstern. Aber ganz abgesehen davon, daß damit ja nicht die Gleichzeitigkeit der Legende und damit des Ursprungs dieses Bildes mit der Regierungszeit des Papstes Leo IX. erwiesen ist, zeigt das Bild den hl. Benedikt auch

[1] Aus dem Kloster St. Benedicti in Metten (Bayern). Abgedruckt bei Pez *„Thesaurus Anecdotorum noviss.“* 1721, Bd. I.

mit einem Stabe in der Hand, auf dem man wohl die Worte „*Crux sacra sit mihi lux*“ etc. und die Buchstaben des Verses *Vade retro satana* ... nicht aber unsere Inschrift ersehen kann. Die Behauptung also, daß ein Benediktskreuz, das außer den gewöhlichen auch unsere Buchstaben enthält, schon 1415, geschweige denn im 11. Jahrhundert vorkomme, ist einfach unerwiesen. Es scheint übrigens, daß Peinlich hier irrtümlicherweise eine Verwechslung unterlaufen ist.

Unmittelbar auf unsere Inschrift bezieht sich aber folgender, ebenfalls von Peinlich[1] ausgesprochene Satz: „In Steiermark soll dasselbe (sc. Pestkreuz) schon bei der Pestilenz um das Jahr 1444 bekannt gewesen und 1680 abermals in Gebrauch gekommen sein.“ Diese Nachricht bringt Peinlich „nach Mitteilungen des Herrn Kaplans Ant. Meixner“. Herr „Kaplan“ Meixner ist seither längst Pfarrer im Ruhestande und befindet sich in Graz, so daß ich ihn selbst in dieser Sache fragen konnte. Er hat jedoch damals soviel pestgeschichtliches Material für Peinlich gesammelt, daß er sich durch die Reihe von seither vergangenen Jahren begreiflicherweise nicht mehr entsinnen kann, woher er diese Nachricht hatte. Da aber auch Peinlich selbst vorsichtig ein „soll“ einschiebt und man aus seinem Zitat auch nicht mit voller Bestimmtheit ersehen kann, ob sich die Mitteilung des Hochw. Herrn Anton Meixner auf das Vorkommen im Jahre 1444 oder auf die Wiedereinführung im Jahre 1680 bezogen hat, so können wir auch diese ganze Nachricht hier wieder nur der Vollständigkeit halber anführen, leider aber nicht als grundlegende Quelle benützen.

Die nächste Nachricht Peinlichs, ebenfalls deutlich auf unsere Inschrift bezogen, stammt nach seiner Angabe „*ex relatione Francisci Solari episc. Salamiae*“. Danach wäre der Bischof und Patriarch von Antiochia, Leichard, 1546 auf dem Konzil von Trient erschienen und durch ein an einem Armband hängendes nnd mit unserer Inschrift beschriebenes Zachariaskreuz von der damals auch in Trient wütenden Pest verschont geblieben. Leichard selbt habe angegeben, daß er das Kreuz und die Inschrift samt Erklärung in einem Kloster des heil. Benedikt zu Antiochia gefunden habe. Peinlich hat übrigens, wie ich mich überzeugen konnte, diese ganze Stelle aus dem noch später zu erwähnenden „Land- und Stadt-Artzneybuch“ des Adam Lebenwald. Im Kapitel II

[1] A. a. O., II, 528.

„Pestchronik“ heißt es dort pag. 18: „Anno 1546 unter höchst gedachten glorwürdigsten Kayser Carolo V. und Paulo III. dem Papst fiehl die Pest zu Trient ein, allwo damahlen das berühmte Concilium gehalten wurde. Dabey hat sich eingefunden Leichardus Bischoff und Patriarch zu Antiochia, welcher ein Armband getragen darauf ein Creutz mit Buchstaben gestanden, so man anjetzo das Creutz des heiligen Benedicts nennet; solches hat er auch andern mitgeteilt mit vermelden, daß es zu Antiochia in dem Closter St. Benedict gefunden und von dem H. Zacharias Bischoffen zu Jerusalem mit Auslegung, Bedeutung und Gebät hinterlassen worden, welches anjetzo noch vielmehr durch Miracul kundbahr mit Andacht und guteñ effect gebraucht, wie auch aller Wiedersacher Meinung abgelegt wird. *Ex relat. Francisci Solar.* Bischoffen zu Salamia.“ — Wir haben es hier mit einer für die Geschichte unseres Pestsegens ohne Zweifel sehr interessanten Stelle zu tun; ja, wenn diese relatio tatsächlich zu finden wäre, so wäre damit — die Glaubwürdigkeit des Solari vorausgesetzt — die ganze Frage nach der Herkunft der Buchstaben nahezu gelöst. Es ist daher begreiflich, daß ich alle denkbaren Mittel versuchte, diese *relatio* zu finden und es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle dem hochw. Herrn Dozenten Dr. Fr. Bliemetzrieder, der mich in diesem mühevollen Suchen auf das kräftigste unterstützte und weit mehr als seine Pflicht als Bibliotheksbeamter getan hat, herzlichst zu danken. Leider war alles Suchen vergebens: die gegenwärtig zugänglichen, also gedruckten Quellen zur Geschichte des Tridentiner Konzils enthalten diese *relatio* nicht. Aber auch in der *series episcoporum* findet sich um diese Zeit weder ein Leichard noch ein Solari. Da der Name Leichard deutsch ist, durchsuchte ich auch das Verzeichnis der deutschen Bischöfe, leider aber ebenfalls ohne Ergebnis. Es wäre nun nur noch möglich, daß beide — sowohl Leichard als auch Solari — bloße Titularbischöfe *„in partibus infidelium“* gewesen sind und deshalb in den Bischofverzeichnissen keinen Platz fanden. Dann aber ist die Nachricht, daß Leichard das Amulett unmittelbar aus dem Benediktinerkloster zu Antiochia mitgebracht habe, viel weniger leicht zu erklären, als wenn er eben dort wirklich seinen Bischofsitz gehabt hätte. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir beim Suchen diese *relatio* nur übersehen hätten und von anderer Seite Berichtigung erhielten. Vorderhand aber können wir auch diese Stelle nicht als sichere Quelle benützen und es bleibt

somit die genannte Münze aus München mit der Jahreszahl 1637 als ältestes Zeugnis unseres Pestsegens übrig.

Zwei Jahrzehnte später schrieb P. Athanasius Kircher S. J. sein „*Scrutinium physico medicum*", *Romae MDCLVIII*. Die *sectio III.* dieses Werkes betitelt sich „*de antidotis contra pestem*" und enthält unter anderem eine recht interessante Stelle über unsere Formel. Pagina 193 heißt es nämlich unter der Überschrift „*Amuleta superstitiosa vitanda*", daß manche ihre Zuflucht zu gewissen Buchstaben und Kreuzen nehmen und damit gleichsam Gott zwingen wollen, ein nach der Auffassung des gelehrten Jesuiten verdammungswürdiges Verfahren.

Um die Schlechtigkeit dieses Gebrauches darzutun, will er nun dem Leser ein Beispiel dieser Beschwörungsformeln vorführen und wählt dafür glücklicherweise gerade unsere Inschrift, die er übrigens alls allgemein bekannt *(jam notum vulgatumque)* bezeichnet. Es folgen dann ganz fehlerlos die 18 Buchstaben zwischen den sieben Kreuzen und eine Erklärung bis zum vierten Buchstaben, die aber mit der geringschätzigen Bemerkung „*et ita de reliquis*" abbricht. Dann fährt er fort: „*Hoc itaque est celebre illud amuletum contra pestem, quod a nescio quo Graeco archiepiscopo, tanquam sacrosanctum et mirificae virtutis arcanum evulgatum aiunt; quod quicunque portaverit, illum infallibili divinae gratiae protectione ab omni pestifero afflatu immunem futurum, perperam sibi persuadent. Verum cum id scriptum eiusdem omnino formae sit, cum innumeris aliis, quae hominibus maleferiatis et cum Daemone pactum habentibus, ad alios effectus similes, impie cuduntur et superstitiose adhibentur*; *dicendum id prorsus suspectum atque scandali plenum esse, eaque propter, eius amuleti characteres per seipsos ad id indeterminati sint, possintque a Demonis ministris eiusmodi amuleta cudentibus in sensum prorsus oppositum detorqueri; adhuc tamen ex hoc talis amuleti usus reprobandus est, quod eo modo nudis characteribus et crucibus consignatum, et in corpore gestatum, exinde insignem et singularem, aut certam vim ad effectus suos habere superstitiosius existimetur. Uti uberrime in Magia Aegyptiorum tom. 2 ostendo, et scite quoque comprobat in suo Medico-politico-catholico fol. 150 doctissimus Hieronymus Bardius Theologiae et Medicinae utriusque Doctor*". Ich habe hier absichtlich die ganze Stelle lateinisch gebracht, damit jedermann die etwas schwierigen Satzbildungen prüfen und mit der Übersetzung vergleichen kann, die ich nun in der Form, wie

sie mir vom Herrn cand. phil. G. Vodopiuz in freundschaftlichster Weise besorgt wurde, folgen lasse:

„Dies ist also jenes weit und breit bekannte (berüchtigte) Pestamulett, von welchem die Sage geht, es sei von irgendeinem griechischen Erzbischofe her, gleichsam als hochheiliges Zaubermittel wundertätiger Kraft unter die Leute gekommen; wer immer es (bei sich) trage, der werde — so reden sie sich unbegründeter Weise ein — durch den unfehlbaren Schutz der göttlichen Gnade von jedem Pesthauch unberührt bleiben. Auch die geschriebene Spielart (*scriptum* im Gegensatz zu *amuletum)* weist im großen und ganzen den gleichen Inhalt auf und es werden mit ihr zugleich unzählige andere (Sprüche), die von Zauberern und Teufelsdienern (stammen), zur Erzielung gleicher Wirkungen in Fällen anderer Art in ruchloser Absicht angebracht und voll Aberglauben verwendet. Es muß betont werden, daß diese Unsitte verdachtserregend und voll des Ärgernisses ist, deshalb ist dieser Gebrauch abzustellen. Es ist belanglos, daß die Buchstaben dieses Segens an und für sich auf einen solchen Mißbrauch keinen Bezug haben, sie können aber immerhin von den Teufelsdienern, die derartige Amulette verwenden, gerade im entgegengesetzten Sinne mißbraucht werden. Aus dem letztgenannten Grunde ist also die Verwendung eines solchen Segens außerdem noch zu mißbilligen, da man von einem in dieser Weise mit bloßen Anfangsbuchstaben und Kreuzzeichen ausgestatteten Segen, wie er am (nackten) Körper getragen wird, allzu abergläubisch glauben könnte, er habe demzufolge eine hervorragende und einzigartige oder sogar sichere Kraft für die (beabsichtigten) Ziele." Schließlich verweist Kircher auf die *Magia Aegyptiorum* und das Werk des Hieronymus Bardius. Die erstere erschien am Beginn des 17. Jahrhunderts, das letztere im Jahre 1643. Wieder deuten also auch diese ältesten sicheren schriftlichen Nachrichten auf den Beginn des 17. Jahrhunderts hin. Interessant ist die Auffassung, die der Jesuit hier vertritt. Sie wird vollinhaltlich auch von Adam Lebenwaldt geteilt, aus dessen wenige Jahrzehnte später erschienenem Werk[1] übrigens hervorgeht, daß er Kircher als Quelle benützt hat. Deshalb klingt es auch fast wie eine freie Übersetzung der von uns gebrachten Stelle, wenn er im Kapitel „von denen Amuletis

---

[1] A. Lebenwaldt, „Landt-, Stadt- und Hausartzneybuch", Nürnberg 1695.

oder Anhäng-Sachen wider die Pest"[1] sagt: „daß man offt denen Amuleten gar zu viel Kräfften zueignet und schier alle Krankheiten, wie theils Leute vermeinen, damit curiren will, ist nicht zu trauen, dann es wird gemeiniglich Teuffels Arbeit dabey vermischt, dahero viel Bücher verbotten und nicht ohne Straff zu lesen, sondern vielmehr dem Vulcano zu consecriren . . . dann was können dergleichen Buchstaben und Wörter in gewieser Figur zusammengesetzt, für Krafft und Würkung haben? Diese Teuffelspossen kommen von denjenigen Kötzern, welche sich in den ersten hundert Jahren nach Christi Geburt herfür gethan, und Gnostici . . genannt würden."

Wie ganz anders klingt dagegen die Auffassung, die Dr. Karlmann Flor (a. a. O., S. 244) vertritt, wenn er sagt: „Die Andacht und das Vertrauen gilt nicht dem stofflichen Kreuze, sondern dem, der sich dem Kreuzestode zur Sühne der Welt freiwillig hingegeben hat. Auch nicht die Charaktere, die auf dem Pestkreuze geprägt erscheinen, werden als heilkräftig geglaubt und angesehen. Denn sie sind nicht auf eine und dieselbe Linie zu stellen, wie die heidnischen, barbarischen und unverständlichen Formeln: *Abra kadabra* oder *gaudo statzi Salphenio casbou gorfus barbasas bulfrio* und dergleichen. Die Charaktere auf dem Pestkreuze haben eine sehr schöne Bedeutung, wodurch der Christ ermahnt wird, sich mit dem andächtigen Gebete an Gott zu wenden und zu bitten, daß er ihn vor der Seuche bewahren möchte."

Die beiden Gegensätze, die in diesen verschiedenen Ansichten zutage treten, enthalten auch die Frage, die wir uns nun noch zu stellen haben: Haben wir es mit einem von der Kirche verworfenen reinen Zaubersprüchlein oder haben wir es mit einem Gebet zu tun? Mit anderen Worten: Ist die Formel ein Produkt des Volksaberglaubens oder ein in kirchlichen Kreisen erdachtes geistliches Trostmittel? Für die erstere Annahme sprechen: 1. Der Schimpf des Jesuiten. 2. Die vielleicht nicht zufällige Anordnung in der Siebenzahl (7 Buchstabengruppen zwischen 7 Kreuzen). 3. Der Umstand, daß sich vieles, was Wuttke in seinem Werke über den deutschen Volksaberglauben[2] als Kennzeichen echt volkstümlicher Zauberformeln angibt, auch auf unsere Inschrift anwenden läßt. So sagt er, daß derartige

[1] A. Lebenwaldt, a. a O., Kap. IX., S. 244.

[2] Dr. Ad. Wuttke „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart", 3. Aufl., hgg. von E. H. Meyer, Berlin 1900, S. 166 ff.

Formeln in der Volksüberlieferung ins höchste Altertum hinaufgesetzt und womöglich nach fernen Ländern verlegt werden (meist in den Orient). Tatsächlich führt auch unsere Überlieferung, wie wir aus den angeführten Quellen und aus dem Zettel sahen, den Ursprung dieses Pestsegens bis ins 7. Jahrhundert und in den Orient (Jerusalem, Antiochia) zurück. „Soll eine Zauberwirkung bleibend tätig sein", fährt Wuttke fort, „so begnügt man sich gewöhnlich nicht mit der bloß gesprochenen Formel, sondern da muß sie festgehalten, aufgeschrieben sein." Soll sie den Menschen schützen, so muß sie am bloßen Leibe getragen werden. (Vergleiche dazu die Stelle bei Kircher; vielleicht war auch der von uns bei Spitalsrechnungen gefundene Zettel ein solches am Leibe getragenes Amulett.) Soll sie das Haus schützen, so muß sie ober der Türe, auf die Wand etc. geschrieben werden. — All' das trifft, wie man sieht, genau auf unsere Inschrift zu. In einem Punkte aber weicht sie von Wuttkes Beobachtungen ab: es fehlt ihr die volkstümliche Ausgestaltung der angewendeten frommen Sprüche. Und zwar liegt das Entscheidende nicht darin, daß überhaupt geistliche Sprüche verwendet wurden; das kommt, wie Wuttke betont, sehr häufig vor und das allein „ändert natürlich das heidnische Wesen nicht im mindesten." Die Art und Weise aber, wie diese Stellen in unserer Formel verwendet werden, muß uns trotz aller der angeführten Gründe an der volkstümlichen Abstammung derselben zweifeln lassen. Wuttke — in diesen Dingen gewiß ein sicherer Gewährsmann — unterscheidet unter den Beschwörungsformeln zwei Arten: die eine tritt in der befehlenden Form (z. B. „Blut, steh' stille . ."), die andere in der erzählenden auf. Und zwar bewegt sich diese Erzählung in einem Parallelismus der Gedanken, der ja das Ursprüngliche in jeder volkstümlichen Poesie ist, so zwar, daß etwas erzählt wird, das in einer gewissen gleichlaufenden Beziehung zu dem zu besprechenden Dinge steht. (Z. B. man sagt: „Christus hat gehabt Wunden und doch nicht verbunden" und will dadurch auch seine eigene Wunde zur Heilung zwingen.)

In unserem Falle trifft weder die eine noch die andere Form vollständig zu; wir haben es mit reinen Bibelsprüchen und Psalmen zu tun, die nicht im geringsten ins Volkstümliche abgeändert sind und als einzigen selbständigen Zusatz höchstens die bittenden Worte: „Befreie mich von dieser Pest, o Herr!" anfügen. Hier weist sich uns keine be-

fehlende und keine gleichlaufend erzählende Sprache, sondern nur die Form des flehenden Gebetes. Und darin liegt, glaube ich, das Entscheidende.

Andrerseits ist es aber auch klar, daß wir es trotzdem nicht mit einer, auch in ihrer Anwendung rein kirchlich gebliebenen Sammlung von Gebeten zu tun haben. So bleibt also als einzig möglicher Ausweg nur der, ebenfalls von Wuttke angeführte dritte Fall übrig: „Manchmal sind die Segenssprüche ihrem Inhalte nach scheinbar ganz christlich. bestehen aus Bibelsprüchen, Liederversen etc., sind also dann aus rechtmäßigem Gebet oder Segensspruch entstanden, erhalten aber durch die Art ihrer Anwendung den Charakter abergläubischen Zaubers".

Wir sind uns also jetzt darüber klar, daß unsere Formel in kirchlichen Kreisen entstanden ist und sehen außerdem. daß auch diese Kreise selbst die dem Volke gebräuchlichen, also volkstümliche Form auf ihre Münzen und Kreuze aufgenommen hat, ja es liegt sogar die Vermutung nahe, daß diese Kreise selbst schon die volkstümliche Form gewählt haben, um die Sache unter das Volk zu bringen.

Es handelt sich also nur noch darum, in welchen geistlichen Kreisen unsere Formel entstanden sein könnte. Und darauf können wir wohl ziemlich sicher antworten: Im Benediktinerorden. Alle schriftliche Überlieferung, die vom Benediktskloster in Antiochia, von Zacharias, dem großen Verehrer des hl. Benedikt, etc. erzählt und in der doch ein Körnchen Wahrheit stecken dürfte, ferner — was Peinlich schon hervorhob — das auffallend häufige Auftreten des Segens in der Nähe von Benediktinerklöstern, die Aufnahme der Inschrift auf die Benediktsmedaillen und das Benediktuskreuz, das alles deutet darauf hin, vielleicht gerade auch der — Schimpf des Jesuiten. Es mag wohl mit einer gewissen Absicht verbunden gewesen sein, wenn der gelehrte Jesuit Ath. Kircher in seinem dem Papste gewidmeten Buch jene gewisse Gehässigkeit fühlen läßt, die sich in so vielen jesuitischen Schriften gegen die alten, besonders den Benediktinerorden[1] kundgibt. Es muß in nichtjesuitischen Kreisen wohl noch mehrere derartiger „Buchstaben-Segens-

[1] Ob auch das auf unserem Zettel angegebene spanische Kloster „de Freilis" dem Benediktinerorden angehört, weiß ich nicht. Wohl aber gibt es in Spanien, und zwar in Estremadura am Guadiana (s. w. v. Badajoz) ein *casa de los Frailes.* (Stielers Atlas, 1907, Karte 34, F 3/4).

formeln" gegeben haben,[1] und die Buchstaben des Benediktuskreuzes selbst (*V. R. S.* etc. etc.) deuten wohl unzweifelhaft darauf hin, daß es gerade die Benediktiner verstanden haben, dem Volke das Volkstümliche abzulauschen und ihm rein kirchliche Dinge in dieser Form zugänglich zu machen. Natürlich hat es das Volk seinerseits nicht unterlassen, die ihm übermittelten Zeichen noch volkstümlicher zu verwenden, d. h. sie auf Papierstreifen geschrieben als Amulette zu tragen oder nach altem Gebrauch ober die Türe zu schreiben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob nach streng kirchlichen Satzungen die Auffassung des Jesuiten „gesetzlicher" ist; sicher aber war die der Benediktiner trostbringender für das Volk und daher die volkstümlichere — vielleicht auch christlichere!

Ich lasse nun die Reihenfolge der lateinischen Psalm- und Bibelstellen, wie sie bei Flor zusammengestellt sind, mit der Übersetzung und Psalmenangabe Peinlichs folgen. Es ist interessant, damit die Übersetzung des Fürstenfelder Zettels zu vergleichen.

✠	*Crux Christi salva me!* (Kreuz Christi, rette mich!)
Z	*Zelus domus Dei libera me!* (Der Eifer für dein Haus befreie mich!)
✠	*Crux Christi vincit et regnat; per lignum crucis libera me Domine ab hac peste!* (Das Kreuz überwindet, das Kreuz herrscht; durch das Zeichen des Kreuzes befreie mich von dieser Pest, o Herr!)
D.	*Deus, Deus meus expelle pestem de loco isto et libera me!* (O Gott, mein Gott, vertreibe die Pest von diesem Orte und befreie mich!
I.	*In manus tuas, Domine, commendo animam meam et corpus meum!* (In deine Hände, Herr, empfehle ich meine Seele und meinen Leib! Luk. 23. 6.)

[1] So stellte mir Herr Pfarrer Meixner in liebenswürdigster Weise ein etwa aus dem Jahre 1700 stammendes Zettelchen zur Verfügung, das er in einem alten Gebetbuch fand und das folgende Aufschrift weist: † B † X † IG † I † N † BR † I † C † L † C † W † M † JESVS NAZARENVS † REKS † IVDEARVM † Amen.

A. *Ante coelum et terram Deus erat et Deus potens est liberare me ab hac peste!* (Bevor Himmel und Erde waren, war Gott, und Gott ist mächtig, mich von dieser Pest zu befreien!)

✝ *Crux Christi potens est ad expellendam pestem a loco isto et corpore meo.* (Das Kreuz Christi ist mächtig, die Pest von diesem Orte und auch von meinem Leibe zu vertreiben.)

B. *Bonum est praestolari auxilium Dei cum silentio ut expellat pestem a me.* (Gut ist es, ruhig auf die Hilfe Gottes zu warten, auf daß er die Pest von mir entferne. Klagelieder, Jeremias, 3. 26.)

I. *Inclinabo cor meum ad faciendas justificationes tuas et non confundar, quoniam invocavi te.* (Ich will hinneigen mein Herz zur Haltung deiner Satzungen. damit ich nicht beschämt werde, denn ich habe dich angerufen. Psalm. 118, 112.)

Z *Zelavi super iniquos pacem peccatorum videns et speravi in te.* (Ich eiferte über die Ungerechten, da ich den Frieden der Sünder sah, und ich hoffte auf dich. Psalm. 72. 3.)

✝ *Crux Christi fugeat Daemones, aërem corruptum et pestem expellat.* (Es jage das Kreuz Christi die bösen Geister in die Flucht, es vertreibe die ansteckende Luft und die Pest.)

S. *Salus tua ego sum, dicit Dominus: clama ad me, et ego exaudiam te et liberabo te ab hac peste.* (Ich bin dein Heil, spricht der Herr, rufe zu mir und ich will dich erhören und von dieser Pest befreien. Psalm. 34 und 90.)

A. *Abyssus abyssum invocat et voce tua expulisti Daemones; libera me ab hac peste.* (Ein Abgrund ruft den andern und mit deiner Stimme hast du die bösen Geister vertrieben; befreie mich von dieser Pest. Psalm. 41, 8.)

B. *Beatus vir, qui sperat in Domino et non respexit in vanitates et insanias falsas!* (Glückselig der Mann, der seine Hoffnung auf den Herrn setzt und sich nicht umsieht nach Eitelkeiten, nach Lüge und Torheit. Psalm. 39, 5.)

✠ *Crux Christi, quae ante fuit in opprobrium et contumeliam et nunc in gloriam et nobilitatem, sit mihi in Salutem et expellat a loco isto diabolum et aërem corruptum et pestem a corpore.* (Das Kreuz Christi, das einst zur Schande und Schmach diente, jetzt aber zur Ehre und zum Ruhme gereicht, sei mir zum Heile und vertreibe von diesem Orte den Teufel und die verpestete Luft und von meinem Leibe die Pest.

Z *Zelus honoris Dei convertat me antequam moriar et in nomine tuo salva me ab hac peste.* (Es durchdringe mich der Eifer für Gottes Ehre, bevor ich sterbe, und in deinem Namen errette mich von dieser Pest.)

✠ *Crucis signum liberet populum Dei et a peste eos, qui confidunt in eo.* (Das Zeichen des Kreuzes rette das Volk Gottes und befreie von der Pest alle, welche auf ihn hoffen.)

H *Haeccine reddis Domino popule stulte? redde vota tua offerens sacrificium laudis et fide illi, qui potens est istum locum et me ab hac peste liberare, quoniam qui confidunt in eo, non confundentur.* (Vergiltst du dem Herrn so, du törichtes und unverständiges Volk? erfülle deine Gelübde durch Darbringung des Lobopfers und vertraue auf ihn, der da mächtig ist, diesen Ort und mich von dieser Pest zu befreien; denn jene, welche auf ihn vertrauen, werden nicht zu Schanden werden. Mos. 6.)

G. *Gutturi meo et faucibus meis adhaeret lingua mea, si non benedixero tibi, libera sperantes in te, in te confido, libera me Deus ab hac peste et locum istum, in quo nomen tuum invocatur.* (Es möge meine

Zunge an der Kehle und am Gaumen kleben, wenn ich dich nicht preisen werde. Befreie jene, die auf dich hoffen. Ich hoffe auf dich, so befreie mich denn von dieser Pest und auch diesen Ort, an welchem dein Name angerufen wird. Psalm. 136, 6.)

F. *Factae sunt tenebrae super universam terram in morte tua. Domine Deus meus, fiat lubrica et tenebrosa diaboli potestas. Et quia ad hoc venisti, fili Dei vivi, ut dissolvas opera diaboli, expelle potentia tua a loco isto et a me servo tuo pestem istam. Discedat aër corruptus a me in tenebras exteriores.* (Finsternis entstand bei deinem Tode auf dem ganzen Erdboden. O Herr, mein Gott, lasse die Macht des Teufels zu Schanden werden. Und weil du, o Sohn des lebendigen Gottes, gekommen bist, die Werke des Teufels zu zerstören, so vertreibe durch deine Macht diese Pest von mir und diesem Orte. Es weiche von mir die verpestete Luft in die äußersten Finsternisse. Luk. 23, 45. Joh. 3, 8.)

✠ *Crux Christi, defende nos et expelle a loco isto pestem et servum tuum libera, quia benignus es et misericors et multae misericordiae et verax.* (Kreuz Christi, schütze uns und vertreibe die Pest von diesem Orte und befreie deinen Diener, denn du bist gütig und barmherzig, von großer Erbarmung bist du und wahrhaft.)

B *Beatus qui non respexit in vanitates et insanias falsas; in die mala liberabit eum Deus. Domine, in te speravi, libera me ab hac peste.* (Glückselig der Mann, der sich nicht umsieht nach Eitlem, nach Lüge und Torheit; am bösen Tage wird ihn Gott befreien. Herr, auf dich hoffe ich, befreie mich von dieser Pest. Psalm. 39, 5.)

F. *Factus est Deus in refugium mihi, quia in te speravi, libera me ab hac peste.* (Der Herr ist mir zur Zuflucht geworden; weil ich auf dich hoffte, befreie mich von dieser Pest. Psalm. 93. 22.)

R. *Respice in me Domine, Deus meus Adonai, de Sede sancta Majestatis tuae, et miserere mei et propter misericordiam tuam ab hac peste libera me.* (Blicke auf mich, o Herr, mein Gott Adonai, vom heiligen Throne deiner Majestät, erbarme dich meiner und befreie mich um deiner Barmherzigkeit willen von dieser Pest. Psalm. 21, 16.)

S. *Salus mea Tu es; sana me et sanabor, salvum me fac et salvus ero.* (Du bist meine Rettung, heile mich und ich werde geheilt werden; hilf mir und es wird mir geholfen. Jerem. 17, 14.)

Das Tagebuch eines Trompeters der großen Armee.

Ein Beitrag zur Geschichte Steiermarks im Franzosenzeitalter.

Von **Dr. Leo Mell** (Wien).

Der reichen Memoirenliteratur aus der Zeit der Franzosenkriege und den mannigfachen sich ergänzenden Nachrichten, die zerstreut teils in alten Zeitungen enthalten, teils in Archiven verborgen sind, danken wir es, daß uns jene bewegte Zeit, deren Kenntnis für uns von ganz besonderem Werte ist, so vertraut geworden. Ist es doch das Zeitalter, in dem die deutsche Nation ihr Freiheits- und Einigkeitsgefühl wiederfand, nicht zum geringsten Fichtes Verdienst, dessen vor gerade hundert Jahren gehaltene „Reden an die deutsche Nation" die Gemüter erregten. In der ersten Rede charakterisiert er die Zeit mit den treffenden Worten: „Mit uns geht, mehr als mit irgendeinem Zeitalter, seitdem es eine Weltgeschichte gab, die Zeit Riesenschritte."

Den Österreicher vermag im Gegensatze zu dem Reichsdeutschen die Geschichte des Jahres 1813 trotz des ruhmreichen und entscheidenden Eingreifens der kaiserlichen Truppen weniger zu fesseln, als die des Jahres 1809. Dies ist schon darin begründet, daß sich 1813 nahezu alle kriegerischen Ereignisse außerhalb der Monarchie abspielten. So kommt es, daß unser Volk für den Feldzug von 1809 trotz des kriegerischen Mißgeschickes tiefwurzelnde Sympathien hat: populärere Schlachten wurden wohl nie geschlagen als die von Aspern und Wagram [1] und nichts griff so bis

[1] Das k. u. k. Heeresmuseum in Wien handelt daher im Geiste aller Österreicher, wenn es sich zu einer Ausstellung rüstet, die das Gedächtnis an Erzherzog Karl und seine Zeit anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr des Jahres der Schlacht von Aspern erneuern soll.

in die tiefsten Schichten der Bevölkerung, als das Schicksal des Landes Tirol und seiner Helden. Diesen noch heute fortlebenden und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbenden Sympathien sind Monographien entgegengekommen, die einzelne Länder unseres Vaterlandes zur Zeit der Franzoseninvasion und der Befreiungskämpfe schildern. Auch für die Steiermark wurde bekanntlich eine auf den eingangs angeführten Quellen beruhende Monographie geschrieben.[1]

Den in derselben benützten Memoiren der berühmten französischen Generale Grouchy, Marmont und Massena stellen sich neuester Zeit die eines schlichten Soldaten der großen Armee, Jacques Chevillet, gegenüber,[2] die den ersteren an objektivem Interesse nachstehen, sie dagegen an subjektivem übertreffen. Denn hier finden wir die weltgeschichtlichen Ereignisse nur skizzenhaft angedeutet und hören von den Siegen Napoleons nur nebenbei, während das Hauptgewicht — ohne jegliche Absicht — auf das Leben und Treiben der Truppen in der Garnison, auf dem Marsche, bei der Kantonierung u. s. w. gelegt erscheint. Wir erfahren, wie die Korpsverwaltung und Zucht der Franzosen beschaffen war und erhalten authentische Belege für das „gute Benehmen" der Truppen, für das beim Abzug der Feinde große Geldbeträge „als Erkenntlichkeit" eingefordert wurden. Kleine amüsante Geschichten, Scherze — „Eulenspiegeleien" nennt sie Chevillet — oft ungeschlachter Art, die ein Kamerad dem anderen zufügt, gemischt mit Bewunderung und eigenartiger Schilderung der durchzogenen Gegenden, bilden die weiteren Hauptcharakteristika dieser bald an den Vater, bald an den Freund gerichteten Briefe — Briefe, die ihre Adressaten nicht erreichten, da Chevillet in dieser Form seine Tagebücher schrieb. Lange genug blieben sie verborgen. Erst des Verfassers Enkel, ein Offizier, den die Aufzeichnungen des Großvaters begeisterten, hat sie nun, unterstützt von dem Mitgliede der französischen Akademie Henry Houssaye, der das Werk einleitet, der Öffentlichkeit übergeben.

---

[1] Mayer Franz Martin, Steiermark im Franzosenzeitalter. Graz 1888.

[2] Ma vie militaire 1800—1810 par J. Chevillet, trompette au 8e regiment de chasseurs à cheval. Publiée d'après le manuscrit original par Georges Chevillet, petit-fils de l'auteur. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1906.

Zunächst einiges über Jacques Chevillet. Er war „als Kind der Truppe“ 1786 in la Fère in der Picardie geboren worden. Sein Vater stand bei der Grenoble-Artillerie und die Mutter folgte ihm mit dem Knaben in die wechselnden Garnisonsorte. Begreiflich, daß Erziehung und Unterricht vernachlässigt wurden und der Knabe frühzeitig den Entschluß faßte, Soldat zu werden. Der Vater brachte ihn in die Nationalschule zu Versailles zur militärischen Ausbildung. Hier setzt der erste Teil[1] des Tagebuches ein. Wir erfahren von der Ausmusterung des fünfzehnjährigen Chevillet als Trompeter bei der leichten Kavallerie.

Als solcher macht er zunächst die Feldzüge nach Holland und Deutschland mit. In letzterem wird er Zeuge der Katastrophe von Ulm (20. Oktober 1805). Hier sieht er seinen Kaiser — es ist das erstemal in seinem Leben. Diesen Erlebnissen und manchen gelegentlichen „Heldentaten“, wie der frechen Herauslockung eines gesunden Pferdes im Tausche gegen sein verwundetes, sind zwei lange fesselnde Briefe gewidmet. Da Chevillet dem Korps Marmonts angehörte, führte ihn der Weitermarsch nach Steyer und über Weyer, Altenmarkt, Mautern und Rottenmann die Enns entlang. Von diesem Durchmarsche erfahren wir nichts näheres; er begnügt sich mit der Aufzählung der Ortschaften. Während nun Marmont, das Tal der Enns verlassend, dem Erzbache folgt und nach Leoben gelangt, wendet sich Chevillets Regiment gegen Salzburg und zieht über Hallstadt, Werfen und Kufstein nach Tirol, über Hopfgarten, Kitzbühel und Lienz nach Kärnten, endlich über Sachsenburg gegen Obersteiermark.[2]

Aus einer Kindberg, 6. Dezember 1805 datierten Aufzeichnung erfahren wir, daß die Kompagnie, der Chevillet angehörte,[3] auf dem Zuge gegen Obersteier ihr Regiment

[4] Das Tagebuch ist in vier Teile geteilt. Der erste (1800—1805) enthält den holländischen und deutschen Feldzug; der zweite (1805 bis März 1809) die Fortsetzung des deutschen und den Rückzug nach Italien. Der dritte und vierte Teil sind den Ereignissen von 1809 gewidmet. Die wichtigsten auf Steiermark bezüglichen Stellen sind: S. 89—94, S. 104—112 und S. 227—234.

[5] Chevillet gibt mit solcher Richtigkeit die Namen der durchzogenen Länder an, daß man sich mit Rücksicht auf seine Schlichtheit darüber um so mehr wundern muß, wenn man in den Memoiren des Generals Grouchy (II. S. 204) liest, daß er von Eisenerz nach Tirol hinabzog und Leoben besetzte. Chevillet unterscheidet z. B. sogar Unter- und Obersteier.

[1] Chevillet gehörte der 4. Kompagnie des 8. Regimentes der Jäger zu Pferde an.

verloren hatte und daher das obere Murtal und dessen Seitentäler auf der Suche nach demselben durcheilte. Er charakterisiert diese Gegenden als „von Gebirgen umgebene Landschaften, in denen wir an nichts Mangel litten,“ und erzählt, wie sie überall bei den Bauern große Gelage hielten und sich, so gut es eben ging, zerstreuten. In Judenburg, „einer kleinen hübschen Stadt“, fanden sie endlich ihr Regiment nach zehntägiger Trennung wieder. Nach kurzem Aufenthalte zogen die Truppen gegen Bruck. In Leoben, wo der Quartiergeneral des Korps wohnte, wurde Rast gemacht. Vor Bruck bemächtigte sich Chevillets Kompagnie eines ansehnlichen mit Vorräten gefüllten Schlosses, das die Besitzer verlassen hatten und ließen es sich gut gehen. „Wir hatten eine abwechslungsreiche Menage, bei der jeder etwas profitierte. Nichts fehlte, weder Hammeln noch Geflügel, weder Eier noch Früchte oder andere Leckerbissen. Aber der gute ungarische Flaschenwein war das Beste.“ Seine Freude blieb jedoch nicht ungetrübt. Chevillet hatte sich nämlich einen feisten Truthahn — zwölf Pfund wog er — bei Seite geschafft, um am nächsten Tage das Schmausen fortsetzen zu können.

Als die Nacht gekommen war und alles schlief, schlich er sich in die Schloßküche, um den Truthahn zu braten. Von Müdigkeit und dem ungarischen Weine überwältigt, schlief er, kaum daß der Truthahn zu braten anfing, ein und erwachte erst nach einigen Stunden. Als er das erloschene Feuer von neuem anfachte — wer beschreibt seine Entrüstung — fand er an Stelle seines Truthahnes einen alten Besen.

Von Bruck wird die Straße nach Wien weiter verfolgt. Im Mürztale erhalten sie Kunde von der Schlacht bei Austerlitz, worauf sie in Kindberg mehrere Tage rasten und durch Lustbarkeiten aller Art den Sieg der Brüder feiern. Der Weitermarsch führte die Truppen über Veitsch und den Semmering bis Neunkirchen, wo sie am 11. Dezember 1805 ankamen. Hier überrascht sie die Nachricht vom Abschlusse des Friedens und sie treten den Rückzug nach Italien an.

Über das Rückzugsjahr 1806 hat Chevillet Ausführlicheres in zwei Graz, 12. und 16. Jänner, datierten Briefen aufgezeichnet. „Der Rückweg führte über Kirchberg, Kriegla und Bruck, von wo wir, den Ufern der Muehr folgend, weitermarschierten und nach Forley, Reittlstein, Pegau und

endlich nach Gratz kamen." [1] Das achte Regiment hatte zunächst allein Graz zu besetzen. „Wir wurden bei den reichsten Einwohnern einquartiert und fühlten uns so glücklich. als man es nur sein kann, wenn man alles hat, was man sich nur wünscht." Diese Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. „Man entdeckte ein Komplott unter den Einwohnern. das die Vernichtung unseres Regimentes durch ein Massakre bezweckte. [2] Wir ergriffen Sicherheitsmaßregeln und unsere Truppen konzentrierten sich, d. h. je 10 bis 20 Mann wurden zusammen in den angesehensten Häusern der Stadt einquartiert." Bald rückte in Graz auch ein französisches Infanterieregiment ein, dem ein Quartiergeneral und viele Militärwagen folgten.

Chevillet ist voll des Lobes über die in Graz verlebten Tage: „Man kann sich keinen lustigeren und abwechslungsreicheren Aufenthalt denken, als den meinen in Gratz während mehr als 14 Tagen. Da gab es in Gesellschaft meiner Freunde neue Vergnügungen ohne Ende. Geld fehlte uns nie und wir stürtzten uns, die Viertel der Stadt durchwandernd, aus einem Abenteuer in das andere." Dieser Lobeshymne auf Graz läßt er die Erzählung eines Abenteuers folgen. Zur Hauptwache des Regimentes, die drei Meilen von Graz stand. wurden abwechselnd je 100 Mann kommandiert. Auch an Chevillet kam die Reihe und er stand mit seinen Kameraden in der Gegend von Wildon. Die Nacht war so kalt, daß sie es kaum aushalten konnten. Die Soldaten legten sich deshalb auf Stroh um ein Feuer, während er und einige seiner Freunde es vorzogen, auf Patrouille zu gehen. Als sie zurückkehrten bemerkten sie, daß sich das Stroh bei den Füßen ihrer Kameraden entzünde. Sie weckten die Schlafenden jedoch nicht, sondern verbargen sich, um das Weitere abzuwarten. Und so wurden die Schlafenden „besser und schneller aufgeweckt wie durch eine Trompete." Sie spürten das Feuer bei ihren Füßen, sprangen auf, schrien, rannten zu ihren scheu werdenden Pferden und wußten nicht, was zu tun ist. Da eilte Chevillet mit seinen Kumpanen wie zufällig herzu und half das Feuer löschen. Alles löste sich in eitel Har-

---

[1] Chevillets Schreibweise der deutschen Orts- und Eigennamen ist hier, weil leicht verständlich, beibehalten und dürfte sich in manchen Fällen wohl durch die Aussprache der bäuerlichen Bevölkerung, mit der er doch mehr oder minder in Berührung kam, erklären, wie z. B. bei Muerhr oder Muehr für Mur.

[2] Bei Mayer hierüber nichts.

monie und man lachte schließlich über den ausgestandenen Schrecken. In Wildon frühstückten sie gemeinsam mit österreichischen Husaren und wetteiferten mit diesen in Bezeugungen der Gastfreundschaft und im Erzählen von Husarenstückchen.

Das Ende dieser Zusammenkunft war ein allgemeiner Rausch. Der Hauptmann, der es schon längere Zeit wegen verschiedener Streiche auf Chevillet abgesehen hatte, nahm dessen Betrunkenheit zum Anlaß, um ihn, sobald sie nach Graz zurückgekommen waren, durch den Quartiermeister und vier Jäger in das Stadtgefängnis zu entsenden. Auf der Murbrücke brannte er den letzteren jedoch durch, verbarg sich in einem Mauervorsprung der Befestigungen und suchte nach einiger Zeit eine Herberge auf, wo er seinen Rausch ausschlief. Am nächsten Morgen ernüchtert, begreift er, daß er seine Lage verschlimmere, je länger er sich verberge. Er kehrt daher zur Truppe zurück, entschuldigt sich bei seinem Hauptmann so gut es geht und wandert in das Gefängnis, in dem er reichlich Zeit findet, sein Tagebuch fortzusetzen. Schlecht ist es ihm auch hier nicht ergangen: „Ich fand mich in guter und fröhlicher Gesellschaft von ungefähr dreißig Soldaten der Gratzer Garnison, unter denen sich sieben Jäger unseres Regimentes — lauter lose Kerle — befanden ... Obwohl die Gefängnisse zur Besserung der zu bestrafenden Soldaten da sind, so vergißt man doch bald die plötzliche Freiheitsberaubung, indem man sich gemeinsam durch soldatische Spiele und Spässe die Zeit verkürzt ... Daher unterhielt ich mich ebensogut im Gefängnis wie in der Stadt und gewann den Kerkermeister durch Trinkgelder zum Freund.“

Das Regiment zog, nachdem es fast einen Monat in Graz gelegen war, über Kärnten nach Italien. Damit hatten wohl die letzten Franzosen Graz verlassen.[1]

Steirischen Boden betritt Chevillet wieder 1809.[2] Sein Regiment übersetzte aus Kärnten kommend am 21. Mai bei Lavamünde die Drau und rastete bei Mahrenberg. Am folgenden Tage zogen die Truppen gegen Marburg. „Wir

[1] Mayer sagt S. 176, daß am 12. Jänner 1806 die letzten Feinde Graz verließen. Diese Angabe stimmt mit der Chevillets nicht überein, denn dieser schreibt zu Ende seines „Gratz 16. Jänner 1806“ datierten Briefes: „Unser Regiment dürfte bald von Gratz abziehen.“

[2] Chevillet, S. 227 ff. Der Brief ist Neustadt, 31. Mai 1809, datiert.

waren, die ersten Franzosen, die in diese Gegend kamen. Als wir in der Nähe von Marburg eine feste Stellung bezogen hatten, sahen wir einige Bewohner auf uns zukommen, allem Anscheine nach als Deputation, um unseren Oberst zu bitten, die Stadt mit seinem Regimente nicht zu besetzen. Ich weiß nicht, welche Bedingungen verabredet wurden, aber einige Stunden darnach sah man aus Marburg eine Menge von Bauersleuten — Männer, Weiber und Kinder — wie eine Prozession auf uns zukommen, jedes auf dem Kopfe einen Korb und in den Händen andere Körbe, in denen sie alle möglichen Nahrungsmittel, wie Suppe, Gemüse, Fleisch, Brot, Wein, aber auch Tischgedecke u. s. w. hatten. Jeder Offizier, Unteroffizier und Jäger bemächtigte sich der Speisen und Getränke eines oder mehrerer Bauern, je nachdem der Vorrat reichte. Es gab mehr als notwendig zu essen. Auf dem Boden wurde gedeckt und gute Ordnung bei der Verteilung eingehalten. Bald bot sich ein buntes Bild: Soldaten und Bauern vermengt. Es war ein großes Festessen und wir befanden uns im Schoße des Überflusses und der Völlerei. — Die Nacht verbrachten wir in einem Winzerdorf der Umgebung. Am nächsten Tag, dem 23. Mai, durchzog unser Regiment diese schöne kleine Stadt von Untersteier, die uns am Abend vorher so gut bewirtet hatte. Wir vergalten es ihr mit unserer kriegerischen Musik."

Es folgen nun bloße Marschberichte. 23. Mai: Zug durch die Ebene von Pettau. In der Ferne erblicken die Soldaten „die berühmte Stadt Warasdin in Slavonien". Stellungnahme am rechten Ufer der Mur. 24. Mai: Marsch bis Luttenberg, „einer kleinen Stadt an der Muehr, am Fuße eines schönen und hohen Hügels, von dem aus wir feindliche Reiterhaufen und einen Infanterievorposten sahen, der die Holzbrücke oberhalb Luttenberg zerstörte". Überschreiten der Mur „bei einer Burg namens Mureck". 25. Mai: Durchmarsch durch Weinburg und andere Dörfer. Hier äußert sich Chevillet: „Es fehlte uns nichts. Wir sind in den besten Ländern Österreichs. Niemals waren unsere Pferde kräftiger." Am gleichen Tage brachten die Späher drei bayerische, den Österreichern entlaufene Soldaten vor den Oberst. „Sie kamen von Gratz und brachten uns die Nachricht, daß die Österreicher in dieser Stadt außergewöhnliche Belustigungen zur Feier eines großen Sieges abhielten, den die österreichische Armee über die große, an der Donau von Napoleon geführte Armee davongetragen hatte. Diese Neuig-

keit wird, wenn sie wahr ist,[1] ohne Zweifel den Feind unternehmungslustiger machen, aber sie darf nicht unsere italienische Armee in ihren Operationen behindern . . ."

In der Nacht vom 25. auf den 26. Mai führte Chevillet wieder ein Husarenstückchen auf, das hier kurz erzählt sei, weil es durch das von Chevillet auf den Feldzügen gelernte Deutsch und dessen französische Schreibweise nicht ohne Komik ist. Mit zwei Jägern auf Patrouille, bemerkt er einige hundert Schritte vor sich einen feindlichen Vorposten. Er nähert sich dem Reiter auf vierzig Schritte und ruft ihm Wer da? zu. „Der Vorposten antwortete sofort: ‚Kaiser Joseph Huzards regmintt!' ‚Verdaw' fragte er mich zurück. ‚Vachgt maeister Ferdinand huzard Regmintt patruill quehn, blepto!' war meine Antwort. Es war dunkel genug, daß man unsere Uniformen nicht unterscheiden konnte. Ich fragte ihn daher noch: ‚Sag mir, in welchem Winkel ist der Posten von unseren Husaren? Ich habe Befehl, es eurem Kommandanten mitzuteilen. Es scheint, daß morgen früh euer Regiment und das unsrige die Jäger des Napoleon angreifen und ordentlich jagen werden. Morgen werden sie den Unglückstanz tanzen, diese berüchtigten Hunde.' — ‚Ah, das ist gescheit', erwiderte er mir gutmütig, ‚sie sind hier in der Nähe, diese famosen Diebe. Morgen werden wir sie also sehn?' So fiel der Vorposten in meine Falle." Nachdem der arme Husar den Franzosen den Weg zur Hauptwache bezeichnet hatte, fielen diese über ihn her, nahmen ihm seine Ausrüstung und drohten ihm mit dem Tode. In seinem Schrecken schrie er nur: „Ahg, fransouss pardun! macht ci mir nitt veh!" Sie nahmen ihn als Gefangenen mit sich. Das Nachspiel dieser wenig heldenhaften Geschichte aber ist traurig: Der Husar wird bei einem Fluchtversuche ertappt und niedergesäbelt.

Kehren wir nun wieder zu den kriegerischen Ereignissen zurück. Am 26. Mai bemächtigten sich die Franzosen „der schönen Besitzung Ekheinberg. Das Schloß, das zwei Meilen von Gratz entfernt liegt, gehört einem Prinzen des kaiserlichen Hauses von Österreich und jetzt unserm Regiment. Wir fanden dieses prachtvolle Schloß mit seinen großen Nebengebäuden mit allen Arten von Vorräten ausgestattet. Magazine mit Mehl und Futter, Keller mit Wein, die Höfe

[1] Später merkt Chevillet an, daß „tatsächlich eine blutige Schlacht am 21. und 23. Mai (statt 22. Mai) bei Eßlingen" stattgefunden habe.

voll mit Ochsen, Kühen, Schafen, Schweinen, Geflügel u. s. w. Diese Gegend ist auch reich an Wild. Unsere Offiziere nehmen die Gemächer des Schlosses ein und sind wie Herren bedient. Das ganze Regiment hat sich in den Baumalleen des Parkes, die das Schloß umgeben, ausgebreitet, wo auch unser Lager aufgestellt und in Kompagnien geteilt ist. Das war ein herrliches Lager: wir konnten uns alles verschaffen, was wir brauchten, und hielten einen Schmaus von morgen bis abends. Da konnte man sich eine Vorstellung von Verbrauch und Verschwendung machen, die ein Kavallerieregiment von 800 Mann in einem solchen Schlosse innerhalb zweier Tage verursachte."

Von Eggenberg ritten sie gegen Graz, aber blieben „außerhalb der Kanonenschußweite. Wir hatten keinen Befehl einzurücken, denn das Fort Muehr, das die Stadt beherrscht, war bereit, uns mit Schüssen zu empfangen." [1] — Am 28. Mai kamen sie, die Mur durch Wälder und Gebirge verfolgend, „in Forleyden an und fanden diese unglückliche kleine Stadt vollständig niedergebrannt. Die Trümmer rauchten noch. Es war das die Folge einer blutigen Schlacht, welche eine unserer Divisionen, die von Leoben kam, am Abend vorher mit dem vorbeimarschierenden Feinde hatte." Die folgenden Tage ziehen die Truppen über Bruck, durchs Mürztal und über den „herrlichen Berg Sommering oder Berg Calemberg" nach Neustadt, von da nach Ungarn und später nach Wien.

Sein militärisches Tagebuch bricht mit Ende 1809 ab, denn bei Wagram hatte er einen Arm eingebüßt. Eine Notiz aus dem Jahre 1810 und ein Nachwort Chevillets von 1811 schließen das vorliegende Werk ab. Seinen Aufzeichnungen gab er die Überschrift: „Zehn Jahre Dienst in der Schule

[1] Anmerkungsweise fügt Chevillet hinzu: „Gleichwohl wurde Gratz von den Franzosen besetzt. Dies geschah durch die Unerschrockenheit der Division des General Broussier, der an diesem Tage hier seine Stellung einnahm, so daß in den folgenden Tagen nach mehreren blutigen Schlachten im Innern der Stadt und der Befestigungen unsere Truppen ihrer Herr wurden, nachdem sie die Österreicher verjagt und die Feste belagert hatten. — Hier trug sich die schönste Waffentat zu, die man sehen konnte. Unser 84. Regiment bedeckte sich am St. Jakob-Platze (Jakominiplatz ?) mit Ruhm; dort fanden sie sich eingeschlossen und hielten fechtend einer feindlichen Infanteriedivision von 10.000 Mann stand. Prinz Eugen ließ sogleich, um den Ruhm des Regimentes zu kennzeichnen, auf die Fahne schreiben: „Zehn gegen Einen." Das ist eine Waffentat der italienischen Armee." Vgl. hiezu Mayer, S. 206 ff.

der Erfahrungen oder mein militärisches Leben. Zusammengestellt von Chevillet dem Jüngeren nach seiner Rückkunft von der Armee. Zu Pontoise im Jahre 1811. Alles mit der linken Hand geschrieben.“ Ein Faksimile dieses Titels sowie einer Tagebuchseite sind der solid ausgestatteten Ausgabe beigegeben.

Chevillet hat seine Memoiren jedoch fortgesetzt bis an sein Lebensende. Dieser zweite Teil seiner Erinnerungen wurde nicht veröffentlicht, da er an allgemeinem Interesse dem ersten zu weit nachsteht. Er würde jedoch sicherlich die Physiognomie des Autors vervollständigen.

Chevillet starb am 2. Februar 1837. Er selbst hatte seine Grabschrift abgefaßt:

En place! Repos!
Vétéran de l'ancienne armée
J'ai assez vécu pour ma patrie que j'ai bien servie
Mais pas assez pour élever mes enfants
La providence fera le reste.
Chevillet.

Den im vorstehenden teils wiedererzählten, teils in Übersetzung wiedergegebenen, auf Steiermark bezüglichen Berichten Chevillets ist nicht viel beizufügen. Dadurch, daß er auf steirischem Boden nie gekämpft hat, sondern ihn nur auf Durchzügen betreten hat, ergibt sich von selbst, daß seine Memoiren über manches andere Kronland ebensoviel oder sogar mehr enthalten als über Steiermark. Kämpfte er doch nicht bloß bei Ulm, sondern auch bei Raab und Wagram. Es wird daher noch viel aus seinen Erinnerungen zu schöpfen sein und es wäre auf das wärmste zu begrüßen, wenn uns eine deutsche Übersetzung derselben beschieden würde.

Den unbestreitbaren Wert der Tagebücher habe ich eingangs schon hervorgehoben. Sie tragen, wenn man von kleinen, zugunsten des eigenen Heldenmutes begangenen Übertreibungen absieht, den Stempel der Wahrheit und liefern daher für die Landes- und Ortsgeschichte sowohl durch ihre Berichte über die lokalen kriegerischen Ereignisse als auch durch die Schilderung der durchquerten Länder und ihrer Bewohner vom Standpunkte eines Durchschnittsmenschen, der Augen und Herz am rechten Flecke hat, nicht zu verachtendes Material.

Magistrat und Fleischerinnung zu Voitsberg am Ende des 18. Jahrhunderts.

Eine volkswirtschaftliche Studie von **Friedrich Boser.**

Es ist nicht uninteressant, in alten Akten zu blättern und dabei manchmal auf Vorfälle zu stoßen, welche, wenn sie auch unter geänderten Zeitlagen und Wirtschaftsverhältnissen in anderen Formen auftreten, doch im Wesen der Sache übereinstimmen.

Ein solches Bild bieten uns die Amtsschriften des Magistrates der Stadt Voitsberg am Ausgange des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Versorgung mit Fleisch für die dortige Bevölkerung. Wenn dasselbe auch in einem recht engen Rahmen die Verhältnisse eines dem Hauptverkehre entfernter gelegenen Ortes zeigt, so dürfte es doch einiger Beachtung wert sein, da uns auf gewerblichem Gebiete Erscheinungen entgegentreten, welche zum guten Teile in ihrer Art und namentlich in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung für die Allgemeinheit bis heute nichts eingebüßt haben.

Der Magistrat mußte zu allen Zeiten aufmerksam darüber wachen, daß die Bäcker und Fleischer bei dem Verkaufe von Brot und Fleisch sich an die oberbehördlich festgesetzten Preise hielten, und geriet dadurch mit diesen Gewerbeklassen nicht selten in Widerwärtigkeiten, sowie manchmal in Unannehmlichkeiten mit der vorgesetzten Behörde. Namentlich die vier Fleischermeister der Stadt fügten sich seit geraumer Zeit immer schwerer in „den Satz“, der ihnen vom Kreisamte auf Grund der vom Magistrate Voitsbergs dorthin vierteljährig ausgewiesenen Viehpreise bestimmt ward. Ihre Gegenvorstellungen bei dem Stadtrate und Gesuche um Erhöhung des Satzes mehrten sich stetig und gingen wegen ihrer häufigen Erfolglosigkeit allmählich

in Drohungen und Widersetzlichkeit über. Zwar versuchte der Magistrat, wo nur möglich, den Ansprüchen dieses Gewerbes bei der Staatsbehörde Berücksichtigung zu verschaffen, ohne dabei jedoch die Interessen der Bevölkerung außer acht zu lassen; allen unbegründeten Forderungen versagte er aber offen und ohne Verzug seine Zustimmung und ging gegen Drohungen und deren Ausführung mit rascher Entschlossenheit und Tatkraft vor.

So brachten die Fleischer wieder einmal im Jahre 1784 ihr Gesuch um Erhöhung des Rindfleischpreises von 4 kr. auf 4 kr. 1 Pfennig für das Pfund vor die Ratssitzung, weil sie sonst bei den hohen Viehpreisen zugrunde gehen müßten. Im Falle der Verweigerung könnten sie nur mehr 14 Tage lang schlachten. Der Rat gesellte in der Vorlage vom 7. August an das Kreisamt zu Graz diesem Ansuchen auch das seine um Gewährung, erhielt aber alsbald einen am 12. d. M. ergangenen abschlägigen Bescheid mit der Weisung, daß die Fleischer, wenn sie den Betrieb einstellen, dieses beim Magistrate zu Protokoll geben sollen und letzterer dann denselben die Gerechtsame abzunehmen und „neuen" Fleischern zu übertragen habe, welche dieselben gewiß nicht wieder abtreten würden. Auf dieses hin erklärten Martin Prechtl, Johann Zandt, Johann Reichl und Johann Pahr, daß sie ihre Gerechtsame wegen damit verbundener Entwertung ihrer Häuser nicht „auslassen" können und um die 4 kr. weiter ausschroten. Es war für sie eben von Belang zu jener Zeit, wo der Magistrat den Wert einer Fleischergerechtsame auf 400 fl. schätzte, wie aus einem von ihm im Jahre 1788 zusammengestellten und an das Kreisamt gesendeten Schätzungsverzeichnis der bürgerlichen Gewerberechte erhellt, und wo die Realitäten der Bürger ohne dieselben im Preise tief standen. So wurde die Braurealität samt Gerechtsame 1779 um 4450 fl. gekauft und jetzt ohne dieselbe auf 2450 fl. bewertet; der Besitz, welchen der Gürtler im nämlichen Jahre um 724 fl. erworben hatte, ward ohne Gewerberecht auf 424 fl. geschätzt; der Binder und Kürschner hatten ihre Behausungen seit 1780 um je 900 fl. zu eigen; die des ersteren wurde an sich allein kaum 500 fl., die des zweiten 400 fl. wert gehalten und „das Jus" des Lebzelters, der seine Realität 1785 um 3465 fl. an sich gebracht hatte, galt dem des Brauers gleich.

Die Entschiedenheit des Kreisamtes hatte wohl gewirkt, denn die Akten bekunden nichts von einem weiteren

Begehren der Fleischer und melden erst zu 1786, daß diese am 26. Mai den Magistrat um Erhöhung des Rindfleischpreises von 4 auf 5 kr. für das Pfund baten, welche mindestens bis Weihnachten dauern sollte. Die Begründung dieses Gesuches war diesmal recht ausführlich und gewährt dadurch einen Einblick in die Geschäftsverhältnisse dieses Gewerbes. Wegen Futtermangels sei gutes Schlachtvieh, zu dessen Ausschrotung sie doch verbunden seien, seltener geworden und stehe zum Satze von 4 kr. in einem ganz unverhältnismäßig hohen Preise. Durch die großen Einkäufe der Viehhändler vlg. Timmèl in Wolfsberg (Kärnten) und Stübler bei Weißkirchen werden die Preise auch in die Höhe getrieben, nicht minder durch die Konkurrenz der Fleischer in Klagenfurt und Graz, welche bei ihrem Satze von 5 kr. leichter kaufen. Auch für ihre Gewerbegenossen in Lankowitz, Köflach und Ligist seien diese Preise noch erträglicher, weil ihnen ihre Herrschaften einen ganz leidlichen Fleischaufschlag (Schlachtsteuer) auferlegt hätten. Sie dagegen müssen im hiesigen kleinen Orte — Stadt und Vorstadt zählten damals in 122 Häusern 770 Bewohner — nach Abzug des Beitrages von 52 fl. seitens der Bürgerschaft jährlich noch 380 fl. Aufschlag zahlen, ungeachtet dessen, daß die Ausschrotung wechselweise auf einen nur in jeder zweiten Woche falle, somit jeder sein Gewerbe im Jahre nur sechs Monate hindurch betreibe. Überdies sei der Preis der Häute von 7½ kr. auf 6 kr. für das Pfund gefallen. Im einzelnen mochte diese Darstellung manchmal lebhaft gefärbt sein, im allgemeinen jedoch wohnte ihr bei der, wenn auch nur vorübergehend ungünstigen Geschäftslage, ein gewisses Maß von Berechtigung inne. Der Magistrat berichtete am 6. März 1788 an das Kreisamt, daß schon seit vielen Jahren her das zur Zucht bestimmte und junge, ungemästete Hornvieh im Handel in großen Mengen nach Kärnten und über Obersteier nach Österreich gehe. Jetzt sei der „Austrieb“ zwar verboten, aber früher habe der Händler Stübler in den benachbarten Pfarren und auch ganz nahe bei Voitsberg über hundert der schönsten Mastochsen aufgekauft und so zur Teuerung beigetragen. Drei Bürger hätten bezeugt, daß während des noch erlaubten Viehaustriebes nach Wälschland in der Umgebung von Voitsberg bei einem Paar Ochsen von je 10 Zentner Gewicht der Zentner durchschnittlich 12 fl. kostete mit Inbegriff des Unschlitts, von dem das Pfund auf 7⅕ kr. gekommen sei.

Den Fleischern war also durch Verbot der Viehausfuhr Erleichterung geschaffen worden, aber der Satz von 4 kr. bestand noch aufrecht. Die Steigerung wurde dennoch erreicht und ging bis in das Jahr 1791 auf 5 kr. Als die Fleischer aber am 7. Mai d. J. wieder um einen Satz von $5\frac{1}{2}$ kr. ersuchten und vom Kreisamte abgewiesen wurden, gingen Johann Reichl und Johann Pahr, an welche die Schlachtwoche gekommen war, in Widersetzlichkeit über. Sie sperrten ihre Bänke und übergaben die Schlüssel dazu den Abgeordneten des Magistrates, die zur Überwachung der Ausschrotung erschienen waren. Da beschloß die Stadtbehörde ungesäumt, zu den zwei Fleischbänken je einen „Werkskundigen", „Berechner" und „Einnehmer" zu stellen, um den Fleischverkauf von Amts wegen durchzuführen. „Wenn die Fleischhacker um 5 kr. ausschroten, sind sie dabei zu überwachen, wenn nicht, sollen sie verhaftet werden." Die Widerspenstigen ließen es darauf ankommen; als sie aber merkten, daß der Verkauf ohne ihr Zutun beginne, baten sie um Enthaftung und fügten sich in die Taxe. Mit der am 5. August 1791 erfolgten Bestimmung von $5\frac{1}{2}$ kr. für Rind- und Kalbfleisch, von 6 kr. für Schweinefleisch und 5 kr. für Schöpsernes pro Pfund nicht zufrieden, kamen Martin Prechtl, Johann Zandt, Johann Pahr und Katharina Reichl, Fleischermeisterin an Stelle ihres verstorbenen Gatten, am 2. März 1792 mit der Bitte um den Satz von 6 kr. für das Rindfleisch, wobei sie sich gewohnheitsmäßig darauf beriefen, daß das Vieh so teuer sei wegen des Einkaufes seitens der Grazer Fleischer in der Gegend Voitsbergs, mit welchen sie wegen ihres um 1 kr. höheren Satzes nicht konkurrieren könnten, und dann auch wegen der zu hohen Schlachtsteuer; sonst müßten sie gänzlich zugrunde gehen. Dazu gab der Magistrat am 24. d. M. den Bericht, wie 1788, daß es im Bezirke Voitsberg gar kein Schlachtvieh gebe und die Fleischer dieses deshalb in anderen Bezirken kaufen müssen. Aus diesen aber werde ausgeführt, wie erst am 9. März aus den umliegenden Gebirgen in den Pfarren Edelschrott und Pack 35 Stück von der Wiener Einkaufsgesellschaft gekauft worden seien; auch von Eibiswald seien deren 13 nach Wien befördert worden. Das Kreisamt bewilligte die Erhöhung auf 6 kr. und ließ sie bis September in Kraft, vom 6. an traten wieder $5\frac{1}{2}$ kr. ein. Am 21. August 1794 bestätigte der Magistrat an das Kreisamt und Gubernium nach Ratschluß vom 15. Juli die volle Begründetheit der Bitte der Fleischer

entweder um die Erhöhung des Satzes für Rindfleisch auf 5 kr. oder um Nachlaß bei dem zu hohen Aufschlage, aber nicht das, daß die Bürgerschaft selbst erklärt habe, fortan 5 kr. zu bezahlen, was sie indes nur bis zur Entscheidung des Kreisamtes zugestanden habe. Wenn dieselbe statt des Beitrages von 52 fl. dauernd für das Pfund $1/2$ kr. höher zahlen müsse, sei sie zu stark benachteiligt. Die Fleischer haben nur ein mittelmäßiges Vermögen und einen sehr eingeschränkten Geschäftsbetrieb. Einer habe in einer Woche das „Hauptschlachten“, wo er höchstens 3 Stücke schlachte, und einer das „Nachschlachten“ in der halben Woche, wo er nur 1 Stück verbrauchen dürfe, so daß nur jede vierte Woche ganz auf ihn komme und in jeder zwei von ihnen das Gewerbe gar nicht betreiben können. Man beschwere sich auch darüber, daß die Landfleischer zu Stainz, Mooskirchen, Ligist, Köflach und Lankowitz, die teils mehr, teils ebensoviel ausschroten, einen bei weitem geringeren Aufschlag haben und leicht um 1 kr. billiger verkaufen können. Der Magistrat erlaubt sich daher den Vorschlag, daß den hiesigen Fleischern der Aufschlag um 130 fl. herabgesetzt und den andern aufgeteilt werde, und zwar den Stainzern, die nur 200 fl. entrichten: 50 fl., dem in Mooskirchen zu den 90 fl. : 10 fl., dem zu Ligist zu 60 fl. : 30 fl., den zwei Köflachern bei nur 80 fl. : 20 fl. und dem in Lankowitz zu 80 fl. : 20 fl. Der Magistrat bat das Gubernium um Gewährung, erhielt sie aber nicht. Ein im Oktober d. J. erneuertes Begehren der Fleischer, unter dem Vorwande, daß sie um 1 kr. billiger ausschroten müssen als die Grazer Geschäftsgenossen, und der Aufschlag zu hoch sei, es möge ihnen daher ein halber Kreuzer im Unterschiede erlassen werden, wurde, da es ja Verteuerung bedeutete, vom Kreisamte in strenger Weise abgeschlagen unter der Androhung einer Strafe von 24 Reichstalern im Falle des Ungehorsams. Es sei nicht richtig, daß sie einen jährlichen Fleischaufschlag von 432 fl. zahlen, sondern nur von 380 fl., weil die Bürger 52 fl. beitragen; auch haben sie bei weitem nicht solche Einkaufs- und Betriebskosten zu tragen wie die Grazer, wohl aber beziehen sie Nebenvorteile und Einkünfte, deren jene entbehren. Auch wurde darauf hingewiesen, daß eine Gubernialverordnung den Satz in der Landeshauptstadt eben deswegen um 1 kr. höher bestimmt habe als auf dem Lande, woran vom Kreisamte nichts geändert werden könne. Diese Abstufung wurde im August des nächsten Jahres vom Gubernium noch

auf 1 ½ kr. festgestellt. Die Schlachtsteuer betrug allerdings jährlich 432 fl.. aber die Bürgerschaft hatte sich in einer mit den Fleischern durch den Magistrat 1784 getroffenen Vereinbarung zu einem Jahresbeitrage von 52 fl. verbindlich gemacht, wogegen sie in ihren Häusern für sich selbst Schweine, Kälber und Schafe abgabenfrei schlachten durfte. Betraf es aber ein Rind, so mußten den Fleischern jedesmal für einen Ochsen 3 fl. und für eine Kuh 2 fl. vergütet werden.

Der Rindfleischpreis war auf 4 ½ kr. pro Pfund gesunken, als Mart. Prechtl, Joh. Pahr, Georg Eckhart und Franz Reichl am 3. März 1796 hei dem Magistrate um Satzerhöhung auf 5 kr. ansuchten mit der Begründung, das Vieh sei im Preise gestiegen, die Professionisten hätten für ihre Erzeugnisse die Preise auch erhöht, können somit das Pfund Fleisch leicht um ½ kr. teurer bezahlen und schließlich, sie verlieren unter den gegenwärtigen Viehpreisen und dem niedern Satze bei jedem Ochsen 20 fl. Der Fleischaufschlag sei drückend auch bei einem Betrage von 380 fl. und im ganzen Lande nirgends so hoch wie in Voitsberg. Unter solchen Umständen und den während des gegenwärtigen Krieges so häufigen und hohen Abgaben müssen sie zugrunde gehen, was weder die Bürgerschaft, noch der Magistrat und ebensowenig die höheren Behörden verlangen werden. Da sie beim Aufschlage städtisch behandelt werden, so erwarten sie auch, bei ihrer Bitte als städtische Fleischermeister angesehen zu werden. Das Stadtamt sandte diese von Hohn nicht freie Eingabe an das Kreisamt mit der Einbegleitung, daß die vorgegebene Preissteigerung nicht bestehe, daß diesbezüglich nur unter den Bauern ein „kleiner Auflauf“ ausgebrochen sei und das Fleisch in Köflach, Lankowitz, Ligist und Mooskirchen auch 4 ½ kr. koste.

Das Kreisamt verbot am 28. März die Erhöhung und wies den Magistrat an, bei allfälliger Widersetzlichkeit sogleich die Anzeige zu erstatten. Der Erlaß, den Fleischern am 31. d. M. kund gegeben, war aber zu spät gekommen. Diese waren, ohne die kreisämtliche Entscheidung abzuwarten, wohl aus geringer Hoffnung auf einen günstigen Erfolg, mittlerweile eigenmächtig vorgegangen, wobei sie Irreführungen nicht scheuten. Nach der langen strengen Fastenzeit standen Ostern, der Sonntag fiel auf den 27. März, vor der Türe und man mußte zugreifen, wollte man die günstige Gelegenheit ausnützen. Sie hatten sich also an ihre nächsten Geschäftsgenossen in Köflach und Lankowitz um deren gleichen Vorgang gewandt, damit sie sich bei der un-

vermeidlichen Rechtfertigung auf dieselben berufen konnten. Vom Gründonnerstage an wurde das Fleisch ohne weiteres von M. Prechtl und J. Pahr um 5 kr. verkauft. Dem Magistrate kam die Werbung der Voitsberger zu Ohren und er ersuchte sofort das Bezirkskommissariat zu Lankowitz um schleunigste Erhebung des Sachverhaltes und dessen Bekanntgabe durch einen Expreßboten. Am 31. d. M. gab Georg Reichl von Lankowitz daselbst zu Protokoll, daß acht Tage vor Ostern M. Prechtls Sohn, vom Vater geschickt. zu ihm gekommen sei mit der Mitteilung, er komme soeben vom Fleischer Kerbler in Köflach, dem er die Nachricht gebracht habe, daß die Voitsberger von ihrem Magistrate die Erlaubnis erhalten hätten, von den nächsten Ostern an das Pfund Rindfleisch mit Zuwage um 5 kr. auszuschroten. Damit diesfalls im Bezirke Gleichförmigkeit herrsche, sollen auch sie als Nachbarn ein Gleiches tun. Das nämliche sagte Kerbler aus. Voitsbergs Fleischer hatten es auch auf andere Weise unternommen, ihren Rücken zu decken. Mitte März sammelten sie bei der Bürgerschaft Unterschriften zu einer Petition an den Magistrat um Erhöhung des Satzes. Dieser sandte am 1. April Bericht und das Lankowitzer Protokoll an das Kreisamt und bemerkte dazu, es gehe aus letzterem klar hervor, daß die Forderung der Fleicher nur der Gewinnsucht entspringe.

Nach dem am 31. März empfangenen Bescheid traten Franz Reichl und Georg Eckhart, welche nun die Schlachtung zu übernehmen hatten — die Woche lief von einem zum andern Donnerstag — am 1. April in den Streik. Unverzüglich zeigte der Magistrat dies dem Kreisamte an und griff dann für die Bevölkerung energisch ein. Am 2. April vor den Rat geladen, erklärte Eckhart, er könne um den gegebenen Satz nicht ausschroten, da er sonst bei den schon geschlachteten zwei Ochsen 13 fl., und Reichl, daß er bei einem auch schon geschlachteten Stück 6 fl. verlieren müsse. Der Rat hielt fest an den $4\frac{1}{2}$ kr. und beschloß, die Aufrechthaltung der Taxe durch zwei Kommissäre überwachen zu lassen. Reichl legte darauf mit den Worten: „Ich hacke nicht aus um diesen Tax, mag ausschroten, wer will,“ seine Bankschlüssel auf den Ratstisch und entfernte sich und Eckhart schloß sich ihm an. Sodann wurde einhellig beschlossen, es sei in jede Bank ein Sachverständiger zum Ausschroten und ein Kommissär als Kassier zu stellen. Hierauf ließ man die zwei anderen Fleischer holen, sie

waren aber samt ihren Söhnen nicht auffindbar; aus der gleichen Ursache konnte Reichl und Eckhart der Ratsschluß nicht kundgetan werden. Zugleich wurden die „etwas Kundigen“, die Bürger Josef Hochhauser und Michael Schaffer, mit je einem Kommissär zur Ausschrotung beordert. Prechtl und Pahr sollten, weil sie auf zweimalige Vorladung nicht erschienen waren, in den Arrest gebracht werden, was aber „aus Mangel eines anständigen Zimmers“ unterblieb.

Am 5. April fanden dann zwischen Rat und Fleischern im Rathause Verhandlungen statt. Prechtl, als der älteste, erklärte, sie glauben nicht gefehlt zu haben, denn sie haben die Petition der Bürgerschaft, welche, entgegen dem Magistrate, den höheren Satz bewilligte, an das Kreisamt gesendet und zugleich angezeigt, daß sie vom Gründonnerstag an das Rindfleisch um 5 kr. geben. Übrigens wolle er, wenn auch zu seinem Schaden, bis Erhalt des neuen kreisämtlichen Bescheides um 4½ kr. aushacken, wenn dieser nicht zu lange ausbleibe. Die anderen schlossen sich dem an und so war der Streik beendet. An demselben Tage auch wurden die 23 Bürger und 6 Bürgerinnen, welche die nach magistratlicher Bezeichnung „unter verschiedenen Vorwänden erschlichene Petition“ unterschrieben hatten, einvernommen. Da kamen allerlei Vorspiegelungen, der Partei angepaßt, zum Vorschein. Der einen sagte man, es werde zu Pfingsten wieder billiger, der anderen, um diesen Preis könne man nur schlechtes Fleisch geben, für Ostern aber wolle man doch gutes haben; den Lederern und Schustern wurde bei schwererem Vieh gutes Leder in Aussicht gestellt; den Vermögenden ward geschmeichelt, ihnen liege ja nichts an einem halben Kreuzer; anderen wieder wurde vorgestellt, Kühe seien nicht mehr zu bekommen und Ochsenfleisch könne nicht so billig sein; denen aber, welche die Unterschrift verweigerten, ward gedroht, daß sie dann gar kein Fleisch erhalten. Am 6. d. M. bestätigte Reichl, als Nachschlächter in der Woche, dem Magistrate den Empfang des bei der Ausschrotung am 2., 3. und 4. vom Kommissär eingenommenen Geldes im Betrage von 22 fl. 30 kr. 3 Pf. und ebenso am 7. Eckhart als Hauptschlächter die Ausfolgung von 83 fl. 7 kr. 3 Pf. nach Abzug 1 fl. für den Ausschroter, beide mit einem Verzeichnisse des ausgehackten Fleisches verständigt.

Am nämlichen Tage berichtete der Magistrat dem Kreisamte ausführlich über den Streik und dessen Verlauf. Es

habe den Anschein, daß vielmehr eine Verabredung der Fleischer als wirkliche Viehteuerung zugrunde lag und dieselben einen höheren Satz aus übertriebener Gewinnsucht erzwingen wollten. Auch aus den zu Protokoll gegebenen Äußerungen der Bürger über die Unterschrift zur Petition gehe hervor, daß dieselben nicht aus Überzeugung den Inhalt bestätigten, sondern die einen aus Besorgnis, im Weigerungsfalle gar kein Fleisch zu erhalten, die andern, weil sie sich vor der Feindschaft der Fleischhacker fürchteten. Der Magistrat und die gesamte Bürgerschaft bitten daher um den Bestand der gegenwärtigen Taxe. Das Kreisamt verfügte darauf am 11. d. M., daß der Fleischer Joh. Pahr wegen eigenmächtiger Erhöhung des Satzes um 3 Reichstaler und Mart. Prechtl überdies wegen Aufhetzung anderer Fleischer um 6 Reichstaler zu bestrafen seien und dieser Betrag von 14 fl. 30 kr. an das Kreisamt abgeführt werden müsse. „Falls sich die Voitsberger Fleischer noch einmal unterstehen sollten, den Fleischpreis eigenmächtig zu erhöhen, werden sie mit doppelter Strafe belegt. Im Falle sie sich aber erkühnen, das Ausschroten um den bestimmten Satz zu unterlassen, ist gegen sie mit Abnahme ihrer Gerechtsame und Verleihung dieser an solche, welche sich zur Beobachtung des Satzes bereit erklären, vorzugehen. Wenn sich niemand hiezu einfindet, wird den benachbarten Fleischern der Absatz in Voitsberg gestattet.“ Der Magistrat schärfte außerdem aus eigenem Antriebe mit Zuschrift vom 12. April an M. Prechtl, der sie seinen Genossen mitzuteilen hatte, den Fleischern ernstlich ein, sich strenge an den kreisämtlichen Erlaß vom 28. März zu halten. Aber diese ruhten nicht, sondern gaben am 30. Mai durch Eckhart und Reichl ihre Bitte um die Satzerhöhung auf 5 kr. zu Protokoll. Sonst könnten sie unmöglich mehr Rindfleisch ausschroten und dürften vielleicht schon in dieser Woche damit nicht ausreichen. Der Magistrat ließ sich umstimmen und bestätigte in der Vorlage des Protokolls an das Kreisamt, daß der Vieheinkauf wirklich teuer sei und ein Zwang zur Ausschrotung um 4½ kr. bei dem Umstande, daß in Ligist, Köflach und Lankowitz schon die Taxe von 5 kr. bestehe, unbillig und wenig wirksam sei, weil die Bittsteller hiedurch gezwungen würden, ihr Gewerbe niederzulegen. Um 4½ kr. pro Pfund werde gewiß niemand die Ausschrotung übernehmen, somit die Stadt gar kein Fleisch bekommen. Der Satz von 5 kr. möge daher bewilligt werden mit dem Auf-

trage, daß die Bevölkerung mit gutem, hauptsächlich aus Ochsen gewonnenem Fleische versorgt, das Schaffleisch aber um 4 kr. verabfolgt werde. Das wurde aber vom Kreisamte am 7. Juni zurückgewiesen. Bis 1798 war das Pfund Rindfleisch auf 5 kr. gestiegen und am 19. April d. J. bewilligte die Kreisbehörde den Preis von 5 1/2 kr. Die Fleischer hatten sich an das Gubernium gewandt und dieses hatte die Erledigung der Bitte an dieselbe abgetreten mit dem, in keinem Falle die Erhöhung auf 6 kr. zu gewähren. Da sich aus den Ausweisen sämtlicher Bezirkskommissariate ergab, daß das Schlachtvieh nur etwas teuerer geworden war, so wurde 1/2 kr. mehr zugestanden und der Magistrat beauftragt, die Fleischer davon zu verständigen, daß an eine weitere Erhöhung, solange die Umstände die gleichen bleiben, gar nicht zu denken sei und jede eigenmächtige Überschreitung unnachsichtlich mit 12 Reichstalern bestraft werde. Aber nach kurzer Zeit wiederholte sich die Bitte um 6 kr. Der Magistrat wies die Gesuchsteller an das Gubernium und dieses wieder die Entscheidung an das Kreisamt. Dieses erklärte am 6. Juli, die Angabe im Gesuche, daß der Satz im Brucker Kreise 7 kr. betrage und der Viehpreis um ein Drittel, auf 18 bis 19 fl. pro Zentner, gestiegen sei, widerspreche der Tatsache. In diesem Kreise seien nur in den Städten 6 1/2 kr. und auf dem Lande 6 kr. bestimmt und der Viehpreis stehe bei weitem nicht so hoch. Die Grazer Fleischer müßten doch das Fleisch ohne Zuwage um 6 1/2 kr. verkaufen und dabei für jeden inländischen Ochsen 5 fl. und für den ungarischen 6 fl. 40 kr. Schlachtgebühr zahlen. Die Bittsteller hätten sich an die genaue Befolgung des Satzes zu halten und der Magistrat an die Geschäftsordnung, wonach er dieselben nicht an die hohe Landesstelle, sondern an dieses vorgesetzte Kreisamt zu weisen habe.

Da der Magistrat wiederholt beauftragt worden war, das Gebaren der Fleischer strenge zu überwachen und derselbe am 9. Jänner 1799 berichtete, daß sie die genaue Beachtung des Satzes zugesichert hätten, so ordnete das Kreisamt, weniger vertrauensvoll, am 16. Jänner an, von Zeit zu Zeit aufmerksam zu untersuchen, ob dieselben dem Versprechen auch gewissenhaft nachkommen und sich nicht etwa mit unrichtigem Gewichte zu behelfen suchen. Über diese Verordnung waren die Fleischer sehr ungehalten, so daß sie, auf den 24. Jänner vor den Rat geladen, sich recht widerwillig zeigten. Reichl voran erklärte, er werde die

jetzige Fleischtaxe nur bis Ostern halten und dann das Geschäft gänzlich aufgeben, wenn nicht mittlerweile der Satz des Fleisches und Unschlitts erhöht werde oder ein Nachlaß im Aufschlage stattfinde. Trotz allen Vorstellungen der schweren Folgen, der Geldstrafen, des Schlachtens auf seine Kosten, des Verlustes der Gerechtsame und daraus folgenden Schadens an seinem Vermögen, der beabsichtigten Einschränkung des Frettertums — Pfuschertums — und Verminderung des Aufschlages, beharrte er dabei, denn das Vieh sei durch Kärntner und Krainer Vorkäufer tatsächlich ungemein verteuert worden. Eckhart fürchtete sich nicht vor der Schlachtung, weil er billige Abhilfe hoffe, nur könne er wegen Mangels an Barschaft allein nicht arbeiten. Prechtl und Paar wollten sich nicht widersetzen und blieben einstweilen beim Satze. Darauf beschwerten sich alle über die Fretter. Aufgefordert, diese anzugeben, baten sie um Bedenkzeit und nannten erst am 28. Februar deren vier in benachbarten Pfarren, dann alle Wirte in Kainach und überhaupt alle größeren Bauern, welche Vieh schlachten und untereinander verkaufen. Der Magistrat aber meldete am 2. Februar nach Graz, daß sich die Fleischer nach vielen Bemühungen herbeiließen, die gegenwärtige Taxe zu befolgen, in der Hoffnung auf Erhöhung des Satzes oder auf billige Minderung des Aufschlages und Aufteilung des Nachlasses auf die benachbarten Genossen. Am 29. des nächsten Monats jedoch mußte er Reichl zur Verantwortung ziehen, weil er in der Osterwoche das Pfund Rindfleisch wirklich um 6 kr. verabfolgt hatte und so auch Eckhart. Der erstere berief sich auf die plötzliche Preissteigerung des Hornviehes, da das Paar Ochsen seit Fasching um 25 fl. mehr koste; Eckhart bekannte sich ebenfalls der Übertretung schuldig und gab an, daß sie beide dem Magistrate die Preiserhöhung anzeigen wollten, dies aber aus Zufall unterblieb. Übrigens habe er als Nachschlächter wenig verkauft. Beide erklärten in Zukunft den Satz so einzuhalten, wie ihre andern Mitmeister. Um allen Weiterungen vorzubeugen, wurden auch Prechtl und Pahr vorgeladen. Ersterer erklärte, er halte sich nur für die Woche vom 30. April an auf acht Tage an die Taxe gebunden; der andere, den Satz so wie bisher, so auch künftig halten zu wollen. Darauf lenkte Prechtl ein und versprach, der Vorschrift bis zum Eintreffen des kreisämtlichen Erlasses zu entsprechen. Der Magistrat erstattete am 30. März über den Vorfall Bericht ans Kreisamt und dieses erteilte demselben mit Erlaß vom

8. April den Auftrag, daß er von Reichl und Eckhart wegen wiederholter eigenmächtiger Satzüberschreitung die Strafe von je 12 Reichstalern einzubringen und binnen 14 Tagen vom Datum des Dekretes an dem Kreisamte einzusenden habe, widrigens am 15. Tage dem Magistrate ohne weiters Militärexekution eingelegt werde bis zur Einlangung des Strafbetrages. Übrigens werde man von nun an gegen die Fleischer die strengsten Maßregeln ergreifen, um den höchsten und hohen Vorschriften und den diesämtlichen Aufträgen die pünktlichste Folgeleistung zu verschaffen. Bezüglich der Fretter wurde der Magistrat angewiesen, sich an die betreffenden Bezirkskommissariate zu wenden, was er am 12. d. M. vollzog, indem er die von Greisseneck, Lankowitz, Piber und Ligist ersuchte, denselben entweder das Handwerk zu legen, oder wenn dies nicht leicht möglich, sie zur Entrichtung eines verhältnismäßigen Aufschlages heranzuziehen. Am 17. April meldete der Magistrat dem Kreisamte, daß die bestraften Fleischer zu Protokoll erklärten, dermalen den Strafbetrag wegen Unvermögens nicht zahlen zu können. Es fehle ihnen an Betriebsmitteln, daher müssen sie das Vieh auf Kredit kaufen; ihr geringes Bargeld brauchen sie jetzt bei Beginn der Feldarbeiten für die Taglöhner und andere Erfordernisse. Sie bitten daher um Nachlassung der ganzen Strafe. Das Kreisamt verfügte am 24., daß die dortigen Fleischer wegen ihrer bisherigen auffallenden Widersetzlichkeit keine Nachsicht verdienen, die Strafe ebenso gerecht wie billig sei und der Magistrat dieselbe binnen acht Tagen allenfalls durch exekutive Einlegung des Gerichtsdieners einzutreiben habe. Obwohl dieses am 10. Mai ausgeführt wurde, erfolgte die Zahlung doch nicht und das Kreisamt sendete daher dem Magistrate am 25. Mai einen Soldaten als Exekutionsmann gegen die Tagesgebühr von 6 kr. Die Fleischer aber ließen sich nicht abschrecken und baten mittlerweile am 21. Mai wieder um Erhöhung des Rind- und Kalbfleischsatzes auf 6 kr. Am 29. Mai darauf wurde der am 26. bezahlte Strafbetrag eingesendet mit der Anzeige, daß sich die Fleischer nun an das Gubernium wenden wollen, und nun erfolgte am 1. Juni die Aufhebung der Exekution. Das Gubernium bewilligte laut Erlasses des Kreisamtes vom 9. Jänner 1800 auf Einraten des letzteren für das Rindfleisch allein 6 kr. Kaum war dies erreicht, erfolgte am 12. Jänner schon abermals das Gesuch um Erhöhung des Preises für das Kalbfleisch. Diesmal jedoch unterstützte

der Magistrat das Begehren nicht, sondern gab seinem aus den letzten Vorkommnissen erwachsenen Unmute in der Vorlage ans Kreisamt drastischen Ausdruck ..... „Was die vorgeschützten ‚Fretter‘ betrifft, so sind die Fleischhacker selbst daran schuld. Sie haben trotz wiederholten Aufträgen, dieselben anzuzeigen, doch nur eine einzige Anzeige gemacht und diese ganz unbestimmt ... Das Traurigste bei der ganzen Sache ist, daß, wenn die Fleischhacker auf dem Lande ‚im Tax‘ etwas gedrückt werden, sie die Mittel wissen, das Publikum dafür auf eine weit empfindlichere Art zu necken. Sie schlachten entweder nur ausgemerzte Stiere, uralte Ochsen oder krachdürre Kühe, so daß man fast Gefahr läuft, die Zähne zu verlieren; noch nicht genug, sie stechen auch sehr wenige, mit dem Bedarfe in keinem Verhältnisse stehende Kälber. Dadurch veranlassen selbe bei dem Publikum nichts als Murren und Mißvergnügen gegen die Obrigkeit. Indessen werden durch die Fleischhacker bei der Nacht durch einen zweiten und dritten ganze Wägen voll Kälber nach Grätz geführt.“ So Andreas Weißl, welcher, in Voitsberg seit 1780 ansässig, als Chirurg seinen Beruf daselbst ausübte, als Ratsherr seit 1786 wirkte und als Stadtrichter seit 1789 amtierte und infolgedessen Leute und Verhältnisse in der Stadt gewiß genau kannte.

Deutschlandsberg in den Jahren 1848 und 1849.

Von **Dr. Wilhelm Knaffl.**

Das Deutschlandsberger Marktarchiv fand zum größten Teile in dem steiermärkischen Landesarchive Aufnahme. Dieses und die Gemeinderegistratur Deutschlandsbergs — letztere nur in geringerem Maße — enthalten einige Aktenstücke, welche sich auf die Jahre 1848 und 1849 beziehen und durch die Erinnerungen des Herrn Josef Wallner, Gemeindevorstehers in Burgegg, damaligen Mitgliedes der Nationalgarde, von deren Errichtung bis zur Auflösung in einigen Punkten ergänzt werden.

Wenn auch nur einem kleinen Kreise der Leser das Interesse für diese Aufzeichnungen zugemutet werden kann, so ist dennoch anzunehmen, daß die jetzige und späteren Generationen Deutschlandsbergs, sowie Freunde dieses Marktes, den allerdings unbedeutenden Geschehnissen jener in immer größere Ferne rückenden Zeit ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Die Nachrichten über die Februarrevolution in Paris und die Märzereignisse in Wien hatten allgemeine Erregung hervorgerufen und sind auch an den Bewohnern dieses zu jener Zeit von dem großen Verkehre abseits gelegenen schönen Erdenwinkels nicht spurlos vorübergegangen.

Am Lande richtete sich der freigewordene Unmut in erster Linie manchmal mit Recht, oft genug mit Unrecht, gegen die Patrimonialbeamten, welche als Gegner und Bedrücker angesehen wurden.

Schon am 20. März 1848 ging eine von 15 Deutschlandsberger Bürgern unterfertigte Eingabe an die Administration der fürstlich Franz und Friedrich von und zu Liechtensteinschen Herrschaften und Gewerke in Graz mit dem Be-

gehren ab: Der sonst hochangesehene Oberbeamte der Herrschaft Landsberg möge wegen seiner „Barschheit“ gegen Bürger und Untertanen versetzt werden.

An der Spitze dieser Administration stand der fürstlich Liechtensteinsche Rat Joh. Mich. Pfisterer, eine biedere, konziliante Natur, welcher sofort den zur Beruhigung der Gemüter zweckdienlichen Weg einschlug.

Er berief für den 1. April 1848 im Rathause zu Deutschlandsberg eine Bürgerversammlung ein, verfügte sich von Graz zu derselben und hielt eine eindrucksvolle Rede an die Anwesenden, deren Konzept noch erhalten ist. Auch wurde am gleichen Tage ein Bericht verfaßt.

Der Redner machte geltend, daß vielleicht in keinem Zeitpunkte, wie gerade gegenwärtig, wegen der bedrängten Zeitverhältnisse „inniges Vertrauen und feste Einigkeit in einem Orte so notwendig ist“. Mehrere Bürger seien bereits von ihrem auf Abberufung des Oberbeamten gerichteten Ansuchen abgestanden und diese sowie der Marktvorstand erwarten den gleichen Schritt von den übrigen Bürgern, und zwar um so mehr, als der Oberbeamte, den Fehler einsehend, vor dem Marktvorstande seine Hand zur Versöhnung gereicht habe. In der Rede wird hervorgehoben, daß kein Amtsvorsteher, der seine Pflichten erfüllt, jedem seine Wünsche erfüllen kann und ein barsches Benehmen noch nicht der gefährlichste Fehler sei.

Als Wirkung dieser Ansprache ist der bezeichnete Bericht anzusehen, dessen Hauptinhalt dahin geht: die 15 Gesuchsteller stehen mit Stimmenmehrheit von dem Begehren auf Entfernung des Oberbeamten ab, erwarten jedoch, „daß dieser sonst so redliche und geschickte Herr Oberbeamte in Hinkunft gegen die Bürger und übrigen Insassen eine humane Behandlungsweise beobachte und bei Amtshandlungen mit dem Gesetze auch Billigkeit verbinde“. In dem Berichte wird weiter erklärt, die Bürgerschaft sei bereit, sich mit den fürstlichen Herren Beamten zu vereinen und „so bei der gegenwärtigen bedenklichen Zeit“ nicht nur zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung mitzuwirken, „sondern auch das Eigentum Sr. Durchlaucht unseres guten Herrn und Fürsten Franz von und zu Liechtenstein zu schützen“.

Die Administration beantwortete diese Berichte mit dem an den Magistrat Deutschlandsberg gerichteten Schreiben vom 13. April 1848 wie folgt:

Über das Einschreiten vom 20. März 1848 sprach sich der Fürst mit Handbillett ddto. Prag am 29. März 1848 dahin aus, daß die begehrte Transferierung erfolgen könne, daß jedoch die Bürgerschaft die Ursachen speziell angeben müßte, und daß man ohne Überweisung einen Beamten nicht kränken oder verurteilen dürfe und könne. Die Versicherungen der Liebe und Anhänglichkeit werden mit Freude zur Kenntnis genommen, noch mehr sei der Fürst über die letzte Eingabe vom 1. April 1848 erfreut, mit welcher das Begehren um Übersetzung des Oberbeamten zurückgenommen wurde. Der gute Geist der Bürgerschaft und der Sinn für Menschlichkeit und Gerechtigkeit wird freudig anerkannt und in weiteren freundlichen Worten die Haltung der Bürgerschaft belobt.

Der Administrator Pfisterer teilte dieses dem Magistrate mit Vergnügen mit, hält den Gegenstand für abgetan, „findet sich aber gleichzeitig veranlaßt, der ganzen dortigen Bürgerschaft die weitere Versicherung zu geben, daß Seine Durchlaucht unser edelster bester Fürst gewiß immer jeden gerechten und billigen Wunsch und Begehren gerne erfüllen werden, in welcher Beziehung auch sämtlichen Herren Beamten die nötigen bestimmten Verhaltungsmaßregeln, wie bisher immer, wiederholt eingeschärft worden sind, daß sie mit der Bürgerschaft im guten Einverständnisse leben und so vereint unserer Aller Interessen fördern und die so nötige Einigkeit kräftigen wollen“.

Der Administrator schloß mit seinem persönlichen Dank für das ihm geschenkte Vertrauen, verspricht für die Interessen der Bürgerschaft sein Bestes beizutragen und freut sich anläßlich des unangenehmen Falles sie „als rechtliche, biedere und edle Bürger“ kennen gelernt zu haben, insbesondere sei er erfreut, daß sie seine an die Bürgerschaft gerichteten Worte nicht nur anhörten, sondern auch befolgten.

Die Beziehungen zwischen der Bürgerschaft und dem Herrschaftsinhaber und dessen Beamten waren und blieben die besten.

Ohne daß feste Anhaltspunkte vorliegen, erzählt die Überlieferung: Eines Tages sei eine Gesellschaft von Herrschaftsuntertanen aus der unteren Gegend im Markte erschienen, um den Beamten eine der damals beliebten Katzenmusiken darzubringen, welcher Versuch aber an dem energischen Widerstande der Bürger scheiterte.

Ein Beweis für das freundliche Verhältnis der letzteren zur Beamtenschaft kann wohl auch darin gefunden werden,

daß kurze Zeit nach obigem Ereignisse die Mitglieder der in Deutschlandsberg errichteten Nationalgarde den Bezirkskommissär und Ortsrichter Egner zu ihrem Hauptmanne erwählten.

Selbstverständlich hat die Nationalgarde im Leben des Marktes eine bedeutende Rolle gespielt. Die Beteiligung an derselben war mit Rücksichtnahme auf die geringe Bevölkerung von 610 Personen eine verhältnismäßig starke. Die Errichtung wurde von der Landesstelle durch das k. k. Kreisamt Marburg mit dem Schreiben vom 18. Mai 1848, Z. 5722 bewilligt und unter der Bezeichnung „Sicherheitswache“ für ebenso zweckmäßig als lobenswert anerkannt und gebilligt.

Aus einem Berichte des Magistrates an die Bezirksobrigkeit vom 4. Juni 1848 ist zu ersehen, daß der Stand der Garde 45 Köpfe betrug und daß man auf eine Vermehrung bis zu 60 Mann hoffte, welche Hoffnung auch in Erfüllung ging.

Als Bewaffnung wurden einstimmig Kugelstutzen mit Haubajonett, jedoch der hohen Kosten wegen nur für 20 geübte Schützen, für die übrigen Garden aber Säbel, und zwar 20 Stück bestimmt, welcher Beschluß die Genehmigung des Kreisamtes erhielt.

Die Anzahl der Mitglieder nahm rasch zu. Im August 1848 schloß der Magistrat schon Akkordverträge ab mit Ignaz Just, Gewehrfabrikanten in Ferlach, auf Lieferung von 30 Stück Gardestutzen à 13 fl. 30 kr. Konv.-M., mit Johann Feichtinger, Riemermeister in Graz, wegen Lieferung von 30 Stück „Gardekartuschen samt Steckkuppeln aus schwarzem Leder“, die Kartusche mit einem messingenen Ketterl „samt Raumendel“ versehen, à 2 fl. Konv.-M., und 30 Stück Gewehrriemen aus schwarz lackiertem Leder à 36 kr. Konv.-M.

Die Beistellung der 20 ordinären Infanteriesäbel mit Scheiden und Umhängriemen übernahm Ignaz Schaffernagg, bürgerlicher Lederermeister in Deutschlandsberg, zum Preise für das Stück mit 2 fl. 20 kr. Konv.-M.

Unterm 23. September 1848 berichtet das Deutschlandsberger Kommando an das Nationalgarde-Oberkommando in Graz: Der Stand betrage 62 Mann, wovon 30 mit Stutzen samt Haubajonett, die übrigen 22, der Tambour und die 9 Chargen mit Säbel bewaffnet seien.

Daß Fahne und Musikerbanda nicht fehlten, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Sogar eine Kanone bildete den Bestandteil der Nationalgarde von Deutschlandsberg.

Ein Verzeichnis der Garden vom 27. Dezember 1848 ist noch erhalten.

Kommandant war Egner Josef, Ortsrichter, Oberleutnant Ignaz Schaffernagg, Lederermeister und Hausbesitzer, Unterleutnant Alexander Sladek, Gerichtsaktuar in Feilhofen, Arzt Josef Millhans, Kapellmeister Lorenz Strohmayer, Schullehrer, Kaplan Vinzenz Volkmayer, Oberjäger Michael Fritzberg (Friz Edler von Frizberg)[1] und Johann Scherdan, Unterjäger Josef Göbel, Rupert Kortschak, Andrä Reichmann und Karl Rigold, Tambour Vinzenz Urrag, Gardisten Franz Alker, Johann Baumgartner, Josef Bachfischer, Alois Dengg, Matthias Ebler, Michael Friesacher, Leopold Gärtner, Liberius Hohl, Franz Hohl, Anton Hiras, Thomas Kratter, Josef Kugler, Franz Koll, Eduard Kühn, Josef Kowanda, Matthias Kasper, Johann Kasper, Michael Mayer, Johann Mühlbacher, Benedikt Oberländer, Andrä Reichmann, Josef Reichmann, Anton Reisinger, Josef Ruderer, Wilhelm Schmalz, Johann Schweighofer, Anton Slowak, Josef Treiber, Johann Wohlfahrt, Josef Waldherr und Emanuel Oppelt; Bandisten Ignaz Dengg, Josef Gries, Anton Gosch, Liberius Hohl, Matthias Polz, Johann Strohmayer, Josef Strohmayer, Matthias Strohmayer, Halbwirtsohn, Karl Urrag und Josef Wallner.

Es werden noch 5 Mitglieder angeführt, darunter 2 mit der Bezeichnung übersiedelt, 2 als ausgestoßen und einer in der Fremde.

Die Uniformierung der Nationalgarde in Deutschlandsberg bestand in lichtgrauen Röcken mit grünen Aufschlägen, dunklen Beinkleidern und schwarzen, zur Hälfte aufgekrempten Federhüten. Die Offiziere hatten Goldsterne, der Kapellmeister eine goldene Rose, die übrigen Musikanten eine Lyra zur Auszeichnung an den Aufschlägen angebracht, und erstere trugen Schlepp-, letzterer gewöhnliche Säbel. Der Korpsarzt war zum Unterschiede mit einem langen gelben Rock bekleidet.

Deutschlandsberg, Schwanberg und Arnfels bildeten Schützenkompagnien und hatten dieselbe Adjustierung. In St. Florian bestand eine Nationalgarde nicht.

Für den größten Teil der Kosten, insbesondere der Bewaffnung, kam die Marktgemeinde auf, weshalb der Magistrat

---

[1] Michael Friz Edler von Frizberg, der letzte Marktrichter von Deutschlandsberg 1848, 1849 und 1850, entstammte einem alten Vorarlberger Adelsgeschlechte, machte aber von dem ihm gebührenden Prädikate nach Ankauf der Brauerei keinen Gebrauch.

in dem Inventar vom 31. Dezember 1849 als Eigentum der Gemeinde

30	Stück Gardestutzen samt Haubajonett mit	405 fl.	— kr.	K.-M.
20	„ Säbel mit	46 „	40 „	„
30	„ Kartuschen mit	60 „	— „	„

anführt.

Auch Musikinstrumente sind aus dem Säckel der Gemeinde bezahlt worden. Zum Beispiel bestätigt der bürgerliche Instrumentenmacher Ignaz Mayer am 6. Juni 1848 vom Magistrate Deutschlandsberg für ein vom Schullehrer Herrn Strohmayer bestelltes „Baß-Pumperton von der besten und größten Gattung samt Mundstück und Fundament" den Betrag von 45 fl. Konv.-M. erhalten zu haben.

Die Uniformen leisteten sich die Garden selbst, die Auslagen für die Bekleidung der „Banda", Beistellung der Fahne u. s. w. wurden durch Sammlungen und Veranstaltung von Unterhaltungen aufgebracht.

Nach einer undatierten und nicht unterfertigten Rechnung haben die Bürger und Honoratioren des Marktes für die Uniformierung der Kapelle 129 fl. 20 kr. Konv.-M. gezeichnet. Die im Fasching 1849 bei Fritzberg, Göbl und Reichmann veranstalteten Tanzunterhaltungen lieferten zu dem gedachten Zwecke ein Reinerträgnis mit 33 fl. 20 kr. Konv.-M. und die Abtretung einer Kurkostenforderung seitens des Distriktsarztes Dr. Rökenzaun brachte einen Betrag von 10 fl. Konv.-M.

Die Kapelle erforderte einen nicht geringen Aufwand. denn die 15 Stück Uniformröcke à 15 fl., 16 Federbüsche à 2 fl. nnd 16 Sturmbänder beanspruchten eine Gesamtsumme mit 258 fl. 36 kr. Konv.-M.

Der Deutschlandsberger Hutmacher Franz Ebler lieferte für die „Banda" 13 Stück schwarze „Korsohüte", wofür er vom Kommando 26 fl. Konv.-M. erhielt.

Die zirka 2 Meter lange Gardekanone, deren Ursprung nicht mehr festgestellt werden konnte, mußte in einen entsprechenden Stand versetzt werden. Es sind Ausgaben für das Beschlagen des „Gestelles", Schlosserarbeiten, Farben und Firnis zum Anstreichen und dergleichen Dinge verzeichnet.

Pulver und auch Blei wurden nicht wenig verbraucht.

Obwohl die Opferwilligkeit der Bürgerschaft keine geringe war, mußten die Mitglieder der Garde nicht nur für

das eigene Institut monatliche Beiträge leisten, sondern auch zur Bestreitung der Kosten der Oberkommandokanzlei allerdings pro Mann nicht mehr als 3 kr. Konv.-M. subskribieren.

Ungeachtet dessen verschloß sich die Deutschlandsberger Nationalgarde nicht der Mildtätigkeit. Im Jänner 1849 schickte dieselbe an das Kommando in Mureck anläßlich eines Brandunglückes 12 fl. 20 kr. Konv.-M. und für einen Garden in Burgau, welcher durch Feuer alles verlor, wurde ebenfalls ein Beitrag erbeten.

Das Selbstbewußtsein der Nationalgarden mußte durch die behördlichen Verfügungen gehoben worden sein.

Die Kurrende des k. k. steiermärkischen Landespräsidiums gibt bekannt, daß diejenigen, welche unbefugt die Uniform oder ein Abzeichen der vereinigten Nationalgarde tragen, nach § 178 lit. b des I. und des § 88 des II. Teiles des Strafgesetzes und nach der mit Hofkammerpräsidialdekret vom 29. März 1816, Z. 1224 L.-G.-S. kundgemachten Allerhöchsten Entschließung zu bestrafen sind.

Die Kurrende ebendesselben Präsidiums vom 14. September 1848 erklärt die Nationalgarde als öffentliches Organ und behandelt die Strafbestimmungen in bezug auf etwaige gegen diese vorkommende Widersetzlichkeiten.

Der auch nach Deutschlandsberg an die Garde gelangte Tagesbefehl des Oberkommandanten der vereinigten Nationalgarde in Steiermark, General Pürker ddto. Graz am 9. August 1848 hebt hervor: Die Nationalgarde sei ein Staatsinstitut, hervorgerufen durch die Konstitution, sie habe die weitere Ausbildung der letzteren und die von ihr ausgehenden Gesetze zu schirmen, sowie die Sicherheit der Person und des Eigentums zu erhalten.

Das Gardeleben war vielfach insbesondere in der ersten Zeit ein bewegtes. Exerzieren, Scheibenschießen, Patrouillengänge, Beteiligung an Festlichkeiten und Ausflügen wechselten ab.

Im November 1848 berichtete das Kommando an das Nationalgardeoberkommando in Graz, die Mannschaft sei mit den Kugelstutzen bereits einexerziert, müsse jedoch auch mit dem Schießen vertraut werden, weshalb um unentgeltliche Einsendung von 1000 Patronen gebeten wird, da die Gemeinde für die Armierung schon 600 fl. ausgegeben und die Garden die Kosten der Uniformierung selbst getragen haben. Das k. k. Generalkommando erklärte nur gegen Bezahlung des Limitopreises dem Ansuchen entsprechen zu

können. Die Nationalgarde entschloß sich, 25 Pfund feinen Pulvers zu dem limitierten Preise zu kaufen und zur Kostenersparung die Patronen selbst anzufertigen.

Auf die Scheibe wurde im alten Schlosse von der Bernauerruhe hinauf gegen den Wald geschossen.

Der aufgeregte Zustand der Bevölkerung erforderte erhöhte Wachsamkeit. Von dem k. k. Kreisamte Marburg war zwar der Magistratsbeamte Kortschak mit der Polizeiaufsicht im Markte betraut und beauftragt, wegen der unruhigen Zeiten mit Umsicht und Strenge für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Allein derselbe stellte die Patrouillen ein, weil er mißhandelt und der Täter nicht bestraft wurde, Bauern und Knechte ihn bedrohten und auch einzelne Bürger sich über die Kontrolle der Gasthäuser aufhielten. So war es denn wohl Aufgabe der Garde, die Gemüter zu beruhigen, Ausschreitungen vorzubeugen und dieselben zu unterdrücken.

Daß zur Frohnleichnamsprozession ausgerückt und bei Festlichkeiten mitgewirkt wurde, ist selbstverständlich.

Insbesonders großartig gestaltete sich die Feier des Namensfestes des Kaisers am 18. August 1849. Die Bürgerschaften von Deutschlandsberg und Schwanberg versammelten sich in Hollenegg, die Nationalgarden beider Orte zogen mit ihren Musikchören in die Schloß- und Pfarrkirche, wo das Hochamt gehalten wurde. Nach demselben fand vor dem Schlosse die Parade statt, welche durch ein in wenigen Bürgershäusern noch vorhandenes Bild verewigt ist. Diese Aufnahme ist in neuester Zeit auch für Ansichtskarten verwendet.

Im Vordergrunde sind der sehr beleibte Schwanberger Hauptmann Arzt Werolli, dann der Landsberger Gardearzt Millhans und Hauptmann Egner sichtbar, welchen der Oberleutnant Schaffernagg mit gesenktem Säbel Rapport erstattet. Rechts stehen in ansehnlicher Reihe die beiden Nationalgarden mit Fahne und Musik, links die Deutschlandsberger Gardekanone und Publikum. Abgeschlossen wird die Darstellung durch das Schloß Hollenegg.

Eine Aufzeichnung gibt Kunde von dem bedeutenden Verbrauche an Pulver bei diesem Feste durch die Landsberger Garde. Nicht weniger als 230 blinde Patronen und eine große Anzahl Kanonenpatronen wurden verschossen. Der als Vertreter der Landsberger Artillerie fungierende Amtsdiener Kowanta setzte sich beim Abfeuern der Kanone auf dieselbe und be-

zahlte dieses Unternehmen durch den erlittenen Stoß mit einem Falle zu Boden, ohne übrigens Schaden zu nehmen.

Nach der Parade wurde auf die körperliche Stärkung nicht vergessen. Bei dieser Verbrüderung der beiden Garden muß es hoch hergegangen und dem Schilcher stark zugesprochen worden sein, denn am Rückmarsche der Deutschlandsberger gerieten nicht wenige der Garden ungeachtet des mahnenden Kommandos des Hauptmannes „Habt acht“ mit dem Straßengraben in eine bedenkliche Bekanntschaft.

Am 11. September 1849 ergeht von dem Nationalgardekommando in Leibnitz an das Deutschlandsberger Kommando die Einladung, sich zum Empfange Seiner Majestät unseres jugendlichen Kaisers einzufinden. Die Ausrückung finde Sonntag den 16. September, 7 Uhr früh, statt. „Die Gelegenheit, unseren jugendlichen Kaiser das erstemal zu sehen und als Landesherrn zu begrüßen, wird kein wackerer Patriot unbenützt vorübergehen lassen“, heißt es in dem Schreiben. Die Deutschlandsberger Garde beteiligte sich am bestimmten Tage mit einer starken Abordnung an der Huldigung. Der noch lebende Gemeindevorsteher Wallner versah das Amt des Trompeters.

Doch nicht nur bei patriotischen Festen war die Nationalgarde immer zu finden, auch das Vergnügen blieb nicht vergessen.

Außer den bereits erwähnten Tanzunterhaltungen ist die Veranstaltung von Ausflügen nachweisbar. Das einemal wählte sich die Garde als Ziel der kriegerischen Operation den Dengg-, nun Schleicherschen Weingarten in Burgegg, wo der Magnet, die schöne Tochter Elisabeth, hauste. Nach den Regeln der Taktik wurde ein klug ausgeheckter Angriff auf das Weingartenhaus inszeniert und dasselbe im Sturm genommen. Der Lohn für diese Tat blieb nicht aus. Der Schilcher floß in Strömen. Dieser Erfolg ermutigte zu neuen Unternehmungen.

Am Eingange der Klamm in Burgegg, der Perle von Deutschlandsberg, erbaute Herr v. Frizberg eine idyllisch gelegene Bierhalle, deren Umgebung noch nicht durch Industriebauten um den ländlichen, stimmungsvollen Reiz gebracht war. Nichts lag näher, als auch diesem einladenden Objekte die militärische Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die beim Denggschen Weingarten durch die günstigen Erfahrungen

erprobten Operationen erlebten eine neue Auflage. Wieder Sturm und wieder Sieg mit schließlichem Konsum von unendlichen Bierquantitäten.

Diese nahen Ziele genügten jedoch der Garde nicht mehr, es mußte weitergestrebt werden. Die Bürgerschaften von Deutschlandsberg und Groß-St. Florian waren und sind immer alliiert und in guter Freundschaft.

Daher erscholl der Ruf „Auf nach St. Florian", welchem Rufe bereitwilligst Folge geleistet wurde.

Mit zahlreicher Mannschaft rückte die Garde von Deutschlandsberg im Nachbarorte ein. Der Empfang war ein glänzender, es bedurfte keines Sturmangriffes. Das Hauptquartier wurde im altbekannten Gasthof zum „Weißkopf" aufgeschlagen. Die Landsberger und Florianer fanden es dort so gut und annehmlich, daß ihnen die Vornahme von weiteren Rekognoszierungen ganz überflüssig erschien. Dieses mußte aber gebüßt werden. Denn der Feind lag im Hauptquartier, im Keller des Gasthofes selbst. Sämtliche kriegerischen Recken erlitten eine jämmerliche Niederlage. Nach stundenlangem Pokulieren erreichte die Begeisterung eine solche Höhe, daß nach der Sitte der damaligen Zeit sämtliche Gläser den Untergang fanden und wegen Mangels an Gefäßen die Fortsetzung des Festes unterbunden war. Die Deutschlandsberger, auf das Haupt geschlagen, waren genötigt, den Heimweg anzutreten.

Daß auch mit der Schwanberger Nationalgarde außer beim Kaiserfeste in Hollenegg 1849 Zusammenkünfte stattfanden, kann bei der bestandenen Eintracht als sicher angenommen werden.

Ungeachtet dieser vielen teils ernsten, teils harmlosen Betätigungen werden frühzeitig Zeichen der Sorge oder Unlust bemerkbar.

Schon unterm 28. August 1848 berichtet das Deutschlandsberger Kommando an das Oberkommando, es verbreite sich der Wahn, die Garden, unter welchen viele Familienväter und Gewerbsleute sind, werden zu externen Diensten verwendet werden, weshalb um eine beruhigende Erklärung ersucht wird. Die Antwort darauf erfolgte dahin, Ortschaften unter 1000 Seelen seien nicht verpflichtet, eine Nationalgarde zu errichten, daher die Aufstellung der Garde in Deutschlandsberg nur guter Wille sei und deshalb die Verwendung außer dem Be-

zirke nicht stattfinden könne; zudem sei dieselbe ein lokales Institut und habe für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung ausschließlich im eigenen Bezirke zu sorgen.

Ein gedruckter Tagesbefehl des Oberkommandos vom 2. Dezember 1848, welcher auch an das Deutschlandsberger Kommando gelangte, teilt den Beschluß des Verwaltungsrates mit, daß, nachdem viele Herren Garden durch Dienstverweigerung die Last den fleißigen Herren aufbürden, der sich dem Dienste Entziehende vor die Kompagniejury zu laden und im ersten Falle mit einem Verweise, im zweiten Falle mit einer Geldstrafe, im dritten Falle aber durch Ausschluß unter Anzeige an das Oberkommando zur weiteren Amtshandlung zu bestrafen sei. Letzterer müsse wegen des öffentlichen Charakters des Wachdienstes auch dem Publikum zur Kenntnis gebracht werden.

Diese Erscheinungen standen offenbar im Zusammenhange mit den politischen Ereignissen. Die Unruhen in Wien, welche ihr Ende mit dem Oktoberaufstande fanden, die Kriege in Italien und Ungarn, die von Graz angestellten Versuche, den Landsturm zugunsten der Wiener zu organisieren, mögen auf die Garden deprimierend und abkühlend gewirkt haben.

Obwohl die Rechnungsaufschreibungen nicht vollständig vorhanden sind und über die Geldgebarung kein genaues Bild geben, so läßt sich doch so viel entnehmen, daß das Hauptbuch, enthaltend die wöchentlichen Einlagen der Garden, mit August 1848 beginnt und im Dezember 1849 schon endet. Wenn nicht noch andere in Verlust geratene Rechnungen in dieser Richtung existierten, muß ein frühzeitiges Erlahmen der Opferwilligkeit gefolgert werden.

Zu keinem anderen Schlusse kommt man bei Betrachtung des Journals über Einnahmen und Ausgaben. Dasselbe nimmt den Anfang im Monate September 1848 und endet mit 21. April 1850.

Die letzten Einlagen der Garden sind im September 1849 verzeichnet, die weiteren Einnahmen stellen sich der Hauptsache nach aus dem Verkaufe von Pulver an Private, die Schützengesellschaft und zur Osterfeier zusammen.

Die Schlußrechnung vom 21. April 1850, an welchem Tage der letzte Verkauf von Pulver eingetragen erscheint, ergibt eine Barschaft von 23 fl. 39 kr. Konv.-M.

Da Kortschak für die „Teller" (Tschinellen oder Becken) der Musikbande 30 fl. Konv.-M. zu fordern hatte, blieb ein Abgang mit 6 fl. 61 kr. Konv.-M.

Der Tag der formellen Auflösung der Nationalgarde in Deutschlandsberg ist nicht bekannt.

Mit dem kaiserlichen Patente vom 22. August 1851, Z. 191 R.-G.-Bl., wurden die unter dem Namen der Nationalgarde bestehenden bewaffneten Körper, wo sie innerhalb des Reiches noch bestehen, von nun an außer Wirksamkeit gesetzt.

Nachdem ein an den Bürgermeister von Deutschlandsberg gerichtetes Dekret der k. k. Bezirkshauptmannschaft Stainz schon unter 4. September 1851 auffordert: Mitglieder der bestandenen Nationalgarde namhaft zu machen, welche sich während der Wirksamkeit dieses Institutes durch patriotischen Eifer und die Handhabung der öffentlichen Ordnung und Gesetzlichkeit mehr oder minder bekannte Verdienste erworben haben, diese Bezirkshauptmannschaft aber vom Gemeindevorstande im Sinne obigen Patentes erst am 20. Oktober 1851 die Ablieferung der Waffen, Fahne und Trommel entweder an das k. k. Garnisonsartilleriedistriktskommando in Graz oder an erstere, und die Übergabe der Akten zur Aufbewahrung begehrte, dürfte die Annahme nicht ungerechtfertigt sein, die Nationalgarde in Deutschlandsberg habe vor dem 22. August 1851 ihr Ende erreicht.

Nach dieser kaiserlichen Verordnung war der Wert der auf eigene Kosten angeschafften und noch verwendbaren Waffen im administrativen Wege zu ermitteln und den betreffenden Eigentümern (Gemeinden oder einzelnen) zu vergüten.

Ende November 1851 schickte die Marktgemeinde an das Distriktskommando 29 Stück Gardestutzen samt Haubajonett mit Scheiden und fragte an, ob auch Riemen und Kartuschen gegen Entschädigung übernommen würden, was verneint wurde. Die k. k. Bezirkshauptmannschaft Stainz reklamierte unterm 28. Dezember 1851 beim Gemeindevorstande die Ablieferung des noch fehlenden einen Stutzen, der Trommel, der Fahne und der Kanone oder Nachweis der erlangten Nachsicht der Ablieferung. Auch die Übergabe der Akten wurde betrieben.

Nach einem, geraume Zeit in Anspruch nehmenden Hin- und Herschreiben erhielt die Marktgemeinde endlich von der k. k. Bezirkshauptmannschaft Stainz unterm 9. November 1853 die Verständigung, daß für die 29 Stücke in Messing montierte Stutzen mit Blechbeschlägen und glatten Läufen, Haubajonett, Ladestöcken und Scheiden für das

Stück anstatt der beanspruchten 10 fl. nur 4 fl. 30 kr., somit zusammen 130 fl. 30 kr. Konv.-M. zugesichert seien. Die Auszahlung dieses Betrages erfolgte gar erst am 23. Mai 1854.

Die große Trommel blieb im Besitze der Marktgemeinde und wurde noch im Jahre 1883 anläßlich des Kaiserbesuches von der Marktmusik verwendet. Die weiß-grüne Fahne der Nationalgarde verwandelte sich in zwei Kirchenfahnen und die Kanone nahm ein wenig rühmliches Ende als altes Eisen beim Hammerschmied Treiber.

Die Wahlbewegung scheint in Deutschlandsberg keine besonders lebhafte gewesen zu sein, wenigstens sind darüber nicht viel Aufzeichnungen zu finden.

Interessant ist die Tatsache, daß im Gegensatze zu unserer Zeit im März 1848 das Konsistorium den gesamten Klerus der Diözesen Seckau und Leoben aufforderte, in Wort und Tat sich fern zu halten von aller Einmischung in die politischen Ereignisse, und vorzüglich sei dies in den Predigten zu beobachten, rücksichtlich welcher dem Klerus mit allem Nachdrucke nicht nur jede Erwähnung politischer Gegenstände, sondern auch alle persönlichen Anspielungen und andere Ausfälle ernstlichst untersagt werden. (Gatti, Ereignisse des Jahres 1848 in der Steiermark, pag. 25).

Der provisorische Landtag wurde vom steiermärkisch-ständischen Ausschusse unterm 19. Mai 1848 für den 13. Juni 1848 nach Graz ausgeschrieben. Der Markt Deutschlandsberg hatte einen Wahlmann zu wählen.

Laut Wahlprotokolles des Magistrates vom 30. Mai 1848 waren Mitglieder der Wahlkommission Matthias Jauk, Dechant, Michael Fritzberg, Rupert Kortschak, Josef Milhans, Ignaz Schaffernagg, Liberius Hohl, Josef Göbl und Andreas Reichmann. Abgegeben wurden 43 Stimmen, von welchen 34 auf Michael Fritzberg (Friz Edler von Frizberg) entfielen. Behufs Wahl des Abgeordneten hatte sich derselbe zum Kreisamte Marburg zu verfügen. Die bürgerlichen Gemeinden, insoferne sie nicht selbst allein einen Abgeordneten zu wählen hatten, wählten durch Wahlmänner kreisweise. Den Städten und Märkten des Marburger Kreises, mit Ausschluß von Marburg und Pettau, waren zwei Abgeordnete gewährt. Gewählt wurden Dr. Johann Gottweiß und Dr. Stefan Kotschevar, als deren Ersatzmänner Jakob Kruschnik und Dr. Peter Trummer.

Für die Wahl zur konstituierenden deutschen Nationalversammlung in der freien Stadt Frankfurt a. M. war Steier-

mark in 16 Wahlbezirke mit durchschnittlich 50.000 Einwohnern eingeteilt.

Die Bezirke Deutschlandsberg, Eibiswald, Kinnhofen. Mahrenberg, Arnfels, Trautenburg, Burgstall, Schwanberg mit Hollenegg, Wildbach, Seckau, Waldschach, Harrachegg, Gleinstätten und Welsbergl bildeten einen Wahldistrikt mit dem Hauptorte Gleinstätten.

Bei der am 3. Mai 1848 in Gleinstätten ebenfalls durch Wahlmänner stattgefundenen Wahl ging Dr. Guido Pattai als Deputierter hervor. Derselbe kehrte unter den Steierern als letzter von Frankfurt a. M. zurück.

Das größte Interesse brachte man den Wahlen in den österreichischen Reichstag entgegen. Nach der Verfassungsurkunde vom 25. April 1848 hätte der Reichstag aus einem Senate und der Kammer mit 383 gewählten Mitgliedern bestehen sollen. Infolge der Maiereignisse in Wien erschien die Proklamation vom 16. Mai 1848, mit welcher bestimmt wurde, daß für den ersten Reichstag nur eine Kammer, und zwar ohne Zensus der Wähler behufs Beratung der Verfassung vom 25. April 1848 und der Wahlordnung zu wählen sei. Mit dem Zirkulare des Magistrates Deutschlandsberg vom 27. Mai 1848 erhielt jeder Wahlberechtigte einen Wahlzettel, worauf er jene zwei Herren anzusetzen hatte, welchen die Wahl des Deputierten für den Reichstag oblag. Die Wahl der Wahlmänner erfolgte am 30. Mai 1848 in der Kanzlei der Bezirksobrigkeit in Feilhofen.

Die Namen der gewählten Wahlmänner sind nicht bekannt.

Im Marburger Kreise waren Wahlorte: Marburg. Pettau, Leibnitz und St. Leonhard in Windischbüheln; die Wahl fand am 20. Juni 1848 statt.

Der Markt Deutschlandsberg hatte in Leibnitz zu wählen.

Als Reichstagsabgeordneter wurde in diesem Wahlorte Josef Halm, Färber in St. Florian, erkürt.

Die Wahlen in dem Markte Deutschlandsberg gingen in der größten Ordnung vor sich, womit aber nicht gesagt sein soll, daß anderwärts ein Gesetz zum Schutze der Wahlfreiheit ganz unnütz gewesen wäre. So wurde beispielsweise in der Nachbargemeinde Burgegg Josef Wallner, der Vater des eingangs erwähnten Gewährsmannes Herrn Josef Wallner, zum Wahlmann gewählt. Derselbe war auch herrschaftlicher

Robotschaffer, was das Mißtrauen der bäuerlichen Wähler gegen ihn erweckte, da sie unter der Reorganisation Österreichs nur die Abschaffung des Zehents, der Robot etc. verstanden.

Kurz vor der Wahl erschienen etwa dreißig Bauern aus der Lebinger Gegend bei der Behausung des Josef Wallner und erzwangen die Herausgabe der Legitimation, so daß derselbe an der Wahl nicht teilnehmen konnte.

Nach den wenigen aus der fraglichen Zeit zur Verfügung stehenden Akten und der Tradition dürfte geschlossen werden, daß die Deutschlandsberger in ihrer Mitte keine treibenden radikalen Elemente hatten, weshalb die Vorgänge mehr den Eindruck konservativer Gesinnung machen. Anderseits ist aber nicht zu verkennen, dem heute so sehr aufblühenden Gemeinwesen standen auch damals leitende Männer zur Verfügung, welche den Erscheinungen des beginnenden öffentlichen Lebens gegenüber nicht teilnahmslos blieben.

Zur Wappenführung „Bürgerlicher“.

Berichtigungen und Ergänzungen zum gleichnamigen Aufsatze in dem vorigen Hefte.

Im vorigen Hefte wurde des Prozesses Erwähnung getan, in dem der Inhaber eines heraldischen Institutes und Herausgeber einer zweibändigen Genealogie bürgerlicher Familien Österreichs, Herm. Hermann, in Wien verurteilt worden war. Prozeß und Verurteilung waren gleich merkwürdig und schon die Zeitungsberichte ließen erkennen, daß die Ankläger (Ministerium des Innern und Staatsanwalt) sich nicht klar und nicht einig waren, wie vorzugehen wäre. So ließ letzterer den monatelang vorbereiteten Teil der Anklage plötzlich fallen, dessentwegen sich das Ministerium in Bewegung gesetzt hatte, so daß schon dadurch allein die eigentliche „Wappenfrage“ entschieden war. Es blieb nur mehr die Schädigungsanklage aufrecht (im ganzen handelte es sich um 2600 Kronen), die die Geschworenen, die eine Menge Worte von der Gefährlichkeit eigenmächtiger Wappenannahme vorher gehört hatten, in ihrer Mehrheit mit „schuldig“ beantworteten. Der Verurteilte hat nun in einem ziemlich umfangreichen und lesenswerten Buche den Prozeß dargestellt und es wäre sehr zu wünschen, daß eine völlige und befriedigende Widerlegung der in ihrer Menge recht schwer wiegenden Behauptungen und Anklagen des Verfassers in vielfachem Interesse baldigst erfolgte. Der Verurteilte hat aber auch Schritte eingeleitet, die eine Wiederaufnahme des ganzen Verfahrens bezwecken. Nicht zu widerlegen wird übrigens die Folgerung trotz allem wohl bleiben müssen, daß in ganz und gar unjuristischer und laienhafter Art und Weise zwei Fragen vom Wiener Gerichte miteinander verschlungen und durcheinander gewirrt wurden, die gar nichts gemeinsam haben: die Frage nach der Berechtigung bürgerlicher Wappen und jene nach der Schädigungsabsicht des Angeklagten. Dadurch haben sich die Behörden gerade kein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Die Frage nämlich, ob Bürgerliche auch ohne Wappenbrief berechtigt sind, Wappen zu führen, kann vor und von einem Gerichtshofe — weil derartige Beanständungen rein polizeilicher Natur sind — überhaupt nicht entschieden werden, da ein solcher sich ja nur mit Gesetzesübertretungen befassen darf. Wozu erschien also der Ministerialbeamte mit den hundertundvierzig Jahre alten Hofdekreten? Zur Überraschung für die anwesenden Juristen oder zur Verwirrung der Geschworenen? Jetzt, wo diese bekannt geworden sind, steht es freilich bombenfest, daß sie auch polizeilichen Wert durchaus nicht besitzen und nur „fromme Wünsche“ enthalten. Das ist das einzige positive Ergebnis. Denn der Verordnung vom 19.

Jänner 1765, die die Führung bürgerlicher Wappen ohne „Konzession" „eingestellet" wissen wollte, fehlt nämlich jegliche Durchführungsbestimmung. Eine solche ist auch später nie erflossen, auch nicht infolge des Rundschreibens vom 28. Juli 1765, das eine gewisse Taxe für den Konzessionswerber eingeführt zu sehen wünscht. Infolgedessen ist natürlich nie der Versuch gemacht worden, irgendwelche Folgerungen aus dem „Dekrete" zu ziehen, so daß bisher kein Mensch von seinem Dasein etwas wußte. — In dem vorigen Aufsatze wurde weiters gesagt, daß der Verein „Herold" in Berlin die Wappenmatrik für das Deutsche Reich führe. Diese Mitteilung ist dahin richtig zu stellen, daß der Geschäftsführer des Vereines „Herold", Herr Professor Hildebrandt, über Wunsch die Eintragung von Familienwappen in das große Wappenbuch besorgt, das bei Bauer und Raspe in Nürnberg erscheint („Neuer Siebmacher"). Von bürgerlichen Wappen sind bis heute gegen 22.000 darin erschienen, die sieben große Bände füllen, denn auch in Deutschland war und ist die Annahme von Wappen Beschränkungen nicht unterworfen.

Dr. Ferd. Khull.

Literaturberichte.

König Albrecht II. (1437—1439.) Von Dr. Wilhelm Wostry. Prag, Rohliček und Sievers, 1907. 196 S. (Prager Studien auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. A. Bachmann, Heft XIII.) Das zweite Heft von Wostrys Arbeit behandelt zunächst Albrechts verdienstliche, aber erfolglose Stellungnahme zur vielerörterten Reichsreform. Persönlich im Reich zu erscheinen, was dem Reformgedanken entsprechenden Nachdruck gegeben hätte, war dem Könige während der zwei Jahre seiner Regierung nicht möglich, dafür sorgten die Umtriebe der tschechisch-polnischen Partei, die ihn 1438 zu einem Zuge nach Schlesien nötigte. Die Türkengefahr hieß ihn schleunigst nach Ungarn eilen. Hier zeigte sich die ganze Selbstsucht und geringe patriotische Opferwilligkeit des ungarischen Adels, als der König 1439 gegen die Türken nach Südungarn aufbrach, dessen ungesundes Klima ihn hinwegraffte. So erhalten wir ein abgerundetes Bild von Albrechts Tätigkeit als König, das wesentliche Ergänzungen zu den Darstellungen des verdienstvollen Kurz (K. Albrecht II.) und in Palačkys „Geschichte von Böhmen" bietet; fraglos muß Wostrys Arbeit zu den gehaltvolleren der „Prager Studien" gezählt werden.

M. Doblinger.

Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Von Raimund Friedrich Kaindl. Zweiter Band. Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774. Mit einer Karte. Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes Aktiengesellschaft. 421 S. Gr. 8°.

Das rühmende Urteil, das wir in dieser Zeitschrift (V, 1. u. 2. Heft, S. 143 f.) über den ersten Band, beziehungsweise das erste Buch des vorliegenden Werkes gefällt haben, können wir auch über den eben erschienenen zweiten Band (zweites und drittes Buch) abgeben. Für die Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen hat der Verfasser wohl mannigfache Vorarbeiten vorgefunden, aber trotzdem ist ihm noch viel zu tun übrig geblieben, sein Verdienst ist auch diesmal ein großes. Er beherrscht den weitverzweigten Stoff vollständig und weiß ihn nach seinen Gesichtspunkten zu gestalten und zu beleben. In dem Detail versteht er weise Auswahl zu treffen und von den geschichtlichen Erscheinungen greift er die zu näherer Beleuchtung heraus, in denen sich eine Idee oder Richtung besonders veranschaulicht. So hat auch der neue Band durchaus originellen Charakter.

Das erste Kapitel des zweiten Buches bringt den äußern Gang in der Geschichte der deutschen Ansiedlung in Ungarn und Siebenbürgen, ihre Entwicklung und ihren Rückgang zur Darstellung, das zweite Kapitel die Verbreitung und Herkunft der deutschen Ansiedler, das dritte die innere Entwicklung der deutschen Gemeinwesen und Gaue, die deutsche Kulturarbeit.

Auf einzelnes soll hier nicht eingegangen werden. Nur eine Bemerkung sei gestattet, die auf den von dem Unterzeichneten in Heft 1 und 2 des vierten Jahrganges dieser Zeitschrift, S. 48 ff., veröffentlichten

Aufsatz über die deutschen Besiedlungen Siebenbürgens Bezug nimmt. In Übereinstimmung mit den neuesten sprachwissenschaftlichen Forschungen über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen leitet auch Kaindl „die überwiegende Zahl" der im 12. und 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen eingewanderten Deutschen aus dem mittelfränkischen Gebiete her. Aber S. 206 ff. legt er neuerdings eine Lanze für die flandrische Herkunft eines, wenn auch kleinen Teiles der Zipser und der Siebenbürger Sachsen ein. Die Möglichkeit dessen soll nicht in Abrede gestellt werden, glaubte doch auch der Unterzeichnete in Nr. 119 der „Wiener Zeitung" vom Jahre 1906 darauf aufmerksam machen zu sollen, daß die Auswanderung nach Siebenbürgen und wohl auch nach Nordungarn sich nicht streng nach Sprachgrenzen vollzogen hat. „Eine Mischung verschiedener, wenn auch nicht weit auseinanderliegender Elemente kann auch hier stattgefunden haben." Warum sollten denn Deutsche der Niederlande, woher die ganze Völkerwanderung nach dem Osten ausgegangen ist, nicht auch bis an den Fuß der Tatra und in das siebenbürgische Hochland gelangt sein? Aber über die bloße Möglichkeit sind wir noch immer nicht hinaus. Der Beweis für die Tatsache ist auch durch Kaindl noch nicht erbracht.

Das dritte Buch (S. 351 bis 405) gibt die Geschichte der Deutschen in der Walachei und Moldau bis zum Jahre 1774. Sie ist uns um so willkommener und wertvoller, als bisher darüber nicht viel bekannt war. Hiebei ist dem Verfasser die Kenntnis der rumänischen Sprache und der rumänischen Quellen sehr zugute gekommen. Den Schluß des Bandes bilden genaue Literaturangaben und Nachträge (zu berichtigen: S. 411, L. nicht K. Reissenberger, Die Kerzer Abtei, S. 415 und 417, Bedens von Scharberg, nicht Scharfenberg, S. 419 E. Filtsch, nicht Flitsch) und eine Übersichtskarte über die Verbreitung der deutschen Ansiedlung und des deutschen Rechtes in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774.

Möchte das vorzügliche Buch weite Verbreitung finden!

K. Reissenberger.

Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Dr. Hanns Schlitter: **Aus der Zeit Maria Theresias.** Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, kais. Obershofmeisters, 1742—1776, Wien (Adolf Holzhausen) und Leipzig (Wilhelm Engelmann), 1907. VII und 346 S. S.

Mit großen Erwartungen nimmt man das Buch zur Hand, durch das — nach den Worten der Herausgeber — „die Zeit der großen Kaiserin einem besseren Verständnis zugeführt" werden soll. Zwar staunt man anfangs ein wenig über die recht unwissenschaftliche Art, in der — in einem kurzen Vorworte — versucht wird, eine ruhmreiche Vergangenheit gegen das Zeitalter des allgemeinen Wahlrechtes auszuspielen. Man wird vielleicht sogar ungeduldig, da man auch in der nahezu 100 Seiten langen Einleitung — welche eine auf Grund eines reichen Materiales höchst gründlich gearbeitete Geschichte des Geschlechtes der Khevenhüller seit dem Ende des 14. Jahrhunderts enthält — noch immer nicht findet, was man sucht. Doch betrachtet man dann die hübsche Heliogravüre „J. J. Khevenhüller im Kreise seiner Familie" mit desto freundlicherem Interesse und beginnt mit neugeweckten Hoffnungen nun endlich des Tagebuch selbst zu lesen.

Leider wird man aber auch hiebei bald arg enttäuscht. Denn in den Aufzeichnungen, die sich einstweilen freilich nur auf die Jahre 1742 bis 1744 beziehen, fühlt man von dem Geiste der großen Zeit kaum

einen Hauch. Wohl erfährt man von jedem Ausritte Maria Theresias, von jedem Kirchgange, von jedem Diner. Auch ob sie dies alles „öffentlich“ tat oder nicht, wird getreulich berichtet und dem Laien dabei manche Einzelheit des Hofzeremoniells enthüllt. So wird z. B. (S. 139) berichtet, daß die Kaiserin „öffentlich speiste, worbei ich in Abwesenheit des Obrist-Hoffmeisters und angesezten Obrist Cammerers, zumahlen meine Ammts Functionen sich hiermit geentiget hatten, dessen Dienste versehen und der Königin das Hand Tuch reichen, den Stuhl rucken und die Ordonnanz begehren mußte“. Mit gleicher Genauigkeit werden gelegentlich auch Geburten, Verlobungen, Hochzeiten und Todesfälle in einzelnen adeligen Häusern verzeichnet.

Aber nur selten liest man von der Regierungstätigkeit der großen Kaiserin. Höchstens ihre Ausdauer lernt man bewundern, wenn man (S. 235) erfährt, daß sie nach einer langen Staatskonferenz, während der sie „nichts dann etwas Schwartz Brod“ gegessen hatte, erst nach 4 Uhr speiste und dann am Nachmittag noch ein „Appartement“ hielt. Doch wird man immerhin — wenigstens einigermaßen — auch darüber unterrichtet, wie Maria Theresia ihre Leute zu behandeln verstand. In Linz begeisterte sie die Stände, indem sie „mit ihrer bekannten liebreichen Stimme und hertzigen Contenance zu reden anfieng jedoch beflissentlich nur in denen gewöhnlichen generalibus verblibe und von allem praescendirte was die bei letzterer Revolution vorbeigegangene Misshandlungen und Illegaliteten berühren und rappeliren dörfte“ und bei der Huldigung zu Prag hatte sie, „wie wollen die Inquisition zur selben Zeit am hefftigsten getrieben wurde, die nemmliche mildreichste Moderation gebraucht, welche ihnen zwar .... ein und andere hitzige Köpfe widerrathen wollen“ (S. 160). Auch hatte sie bei einem „masquirten Bal bei Hoff eine besondere Finesse für die böhmische Nation bezeigt, indem sie sich unvermerkt an einem von böhmischen Adeligen im nationalen Bauernkostüm veranstalteten Einzuge gleichfalls in diesem Kostüme beteiligte“. Ebenso ward „einige Täge hernach auch eine dergleichen Mascherade von ungarischen Bauern und Bäuerinen angestellet, um alle Jalousie zwischen beiden Nationen zu vermeiden“ (S. 125). Vor dem Preßburger Kongresse hatte sie gar „par finesse und ad captandam benevolentiam .... die vornehmeren Magnaten zu ... (einer) Solennitet einladen lassen und wurden dise leztere sodann zu Schönbrunn an die königliche Taffel sämtlichen gezogen“ (S. 232). Die Folge davon war freilich nur, daß daraufhin zwar „die Reichsstände der Königin die Insurrection und fast alles was sie verlanget eingestanden haben, so aber ausser des äusserlichen Lermens .... sonsten leider wegen übler Veranstaltung meistentheils schlechten Effekt gehabt“ (S. 238). (Magyarischer Patriotismus).

Ein besseres Bild als von der Regierungstätigkeit der großen Kaiserin erhält man durch die Aufzeichnungen von ihrer Persönlichkeit und dem Leben bei Hofe. Freilich werden auch hier nur altbekannte Tatsachen durch Mitteilungen neuer Einzelheiten erhärtet.

Daß sie eine gute Tochter war, wußte man ja schon, ehe man aus dem Tagebuche erfuhr, daß sie es sich nicht nehmen ließ, vierzehn Tage nach ihrer Niederkunft „en sac und Negligé Hauben, jedoch mit Geschmuck im Kopff, über die Schnecken hinauf all' incognito“ zu ihrer Mutter zu eilen, weil diese ihren Geburtstag feierte (S. 173). Und wie zärtlich sie ihre Kinder liebte, war gleichfalls bekannt, ehe man in den Khevenhüllerschen Aufzeichnungen lesen konnte, daß sie, als ihr Töchterlein „wegen eines überkommenen Ohren Geschwüres und

zugestossener Alteration" zu Bette lag, „nicht sichtbar (war) . . . und . . . meistentheils bei den kranken Frauen" blieb (S. 246).

Daß es ihr nicht an echter Frömmigkeit fehlte, steht ebenfalls schon seit langem fest und man wird auch in den Glauben daran durch das Tagebuch nur bestärkt. So wenn man liest, daß sie nach Erhalt einer Siegesnachricht „sogleich in dero Cammer Capellen das Te Deum Laudamus anstellen (ließ) wie Sie es bei allen dergleichen wichtigen erfreulichen Fählen als eine christliche Frau zu thun pflegen" (S. 127), oder wenn man erfährt, daß sie an einem Tage drei gesungene Ämter hörte (S. 151). Dagegen war es wohl nicht in der Frömmigkeit der Kaiserin begründet, sondern lediglich eine Folge des alten spanischen Hofzeremoniells, daß sich nicht nur der Eid, den die lutherischen Kammerherren ablegen mußten, „in der Formul selbsten . . . von dem gewöhnlichen Eid unterschiden, sondern . . . daß den Acatholicis nur der honorari Schlüssel welcher von einer anderen Form und denen so die Cammerfreilen tragen gleich ist, eingehändigt wird und sie . . . allein keinen Dienst thun dörffen" (S. 166).

Daß es aber der Kaiserin auch nicht an echt weiblicher Eitelkeit gebrach, ist gleichfalls lange schon kein Geheimnis mehr, und so glaubt man gerne, daß es ihr schmeichelte, wenn der Landmarschall Windischgraz sie „denen Königinnen Berenice und Elisabeth wegen ihrer schönen Gestalt" verglich (S. 100) und daß sie unter ihren Ratgebern jene am meisten bevorzugte, von denen sie annahm, „daß sie ihrer Person mehr als ihrer Würde zugetan gewesen" (S. 191, 227),

Das Ungezwungene und Heitere des Hoflebens jener Zeit endlich wurde gleichfalls stets gerühmt. Und wie berechtigt dieser Ruhm war, läßt sich schon daraus ersehen, daß selbst der gestrenge Herr kaiserliche Obersthofmeister in seinem Tagebuche gelegentlich ganz gemütlich vom „Nikerl Pálffy" oder der „Tonerl Nostizin" erzählt. Was nicht ausschließt, daß er manchmal gar bedenklich den Kopf geschüttelt haben mag. So wenn bei einem Caroussel alle „Frauen und Freilen" — außer der Kaiserin, die in anderen Umständen war, und der verwitweten Gräfin Nostitz — „auf Männer Art placiret" ritten (S. 118) oder wenn bei den Maskenbällen „die besorgte üble Folgen in puncto sexti nicht genugsam vermieden werden (konnten), als worzu die Freiheit unter der Larven gar zu ville Gelegenheit gegeben; es mangelte . . . nicht an sonderbahren Avanturen und Liebsintriguen die mann weniger zu versteken suchte, als bei voriger sehr seriosen Regierung weßhalben dann auch die Prediger zuletzt sehr frei zu sprechen anfiengen also zwar, daß die Faschings-Liebhaber darüber sehr ungehalten wurden" (S. 119). Viel genützt scheinen die Predigten aber nicht zu haben. Zum mindesten fand man sich nicht bewogen, die Vergnügen abzukürzen. In der Fastnacht 1743 wenigstens wurde „nach den Essen . . . biss gegen acht Uhr abends gedanzet und so dann nach der Burg zurückgekeret alwo I. M. en petite compagnie soupirten und mit selber nach den Soupé sich in Maschera als Ländler Bauern und Bäuerinnen auf den Bal in den Balhaus und nachdem sie sich zuvor in einen Domino überkleidet, auf die Meelgruben verfügten, alldorten einige Contredances danzten, sodann widerummen in das Balhaus zurückkerten und den Keraus, welcher erst gegen acht Uhr fruh sich geendiget beiwohnten" (S. 129). Außer den Bällen gab es aber natürlich auch allerlei andere Unterhaltungen: Schlittenfahrten, Theateraufführungen, Kinderkomödien u. ähnl. Den 24. Juni 1744 z. B. belustigte man sich „bei den Sonnen Wendfeuer . . . und musten nicht allein alle Domestiquen, son-

dern (nachdeme der Groß Herzog selbsten den Anfang gemacht) auch wir andere Hoff-Herren über das Feuer, so in der That zimmlich hoch brannte, darüber springen" (S. 224).

Wie lustig die Zeit damals war, kann man also aus mancher Stelle der Aufzeichnungen entnehmen, wie groß sie war, kaum aus einer. Und so muß die Frage, ob die Herausgabe dieser Aufzeichnungen die fleißige, gewiß nicht zu unterschätzende wissenschaftliche Arbeit, die Zeit und die Kosten lohnte, die man darauf verwendete, wohl offen bleiben. Beantworten wird sie sich erst lassen, bis auch die weiteren — einen viel größeren Zeitraum (1745 bis 1776) umfassenden — Teile der Aufzeichnungen veröffentlicht sein werden. Vielleicht wird man durch diese dann sogar angenehm enttäuscht. Möglich wäre es, denn man wird sie mit weit geringeren Erwartungen zur Hand nehmen als den vorliegenden ersten Teil. Julius Bunzel.

Traunkirchen-Aussee. Historische Wanderungen von M. v. Plazer. Graz, 1907. Verlag Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). Kleinoktav, 172 S.

Eine Fülle von beachtenswerten, großenteils durch emsige archivalische Arbeit gewonnenen lokalgeschichtlichen, genealogischen, kultur- und kunstgeschichtlichen Daten über die im Titel bezeichneten zwei Orte ist hier in eine schlichte Rahmenerzählung eingefügt. Mit Traunkirchen beschäftigt sich nur das erste von den acht Kapiteln; vom dritten Kapitel an bis zum Schlusse wird Aussee behandelt. Gewissermaßen als Bindeglied zwischen beiden Orten erscheint die Gestalt des Hans Herzheimer, von dessen inhaltsreichem Lebenslaufe das zweite Kapitel eine zusammenhängende Darstellung — unseres Wissens die erste — bringt und der mit seinen Familienangehörigen auch sonst im Buche häufig wiederkehrt. Hans Herzheimer, 1464 zu Trostberg in Oberbayern geboren, stand seit 1490 im Dienste der Kaiser Friedrich IV. und Maximilian I., welch letzterer ihn 1493 zum Ritter schlug und ihm die Verwaltung des Salzamtes zu Aussee, 1497 auch das Urbar- und Gäugericht dortselbst verlieh. Nach Maximilians Tode zog sich Herzheimer, der eine Zeitlang Strechau im Ennstale besaß und durch seine zweite Gemahlin Walburg von Trautmannsdorf mit dem steirischen Adel versippt war, auf seine bayrischen Güter zurück; 1532 starb er zu Salmanskirchen. Gerne verzeihen wir dem tüchtigen Manne, einem echten Sohne des maximilianischen Zeitalters, seine Sucht, sich zu verewigen; verdanken wir ja dieser Schwäche einerseits ausführliche chronikartige Aufzeichnungen von seiner Hand, andererseits eine Reihe schöner Denksteine sowohl in Bayern, als in Traunkirchen und Aussee. — Im 6. Kapitel wird zwischen dem katholischen Herzheimer (der übrigens 1518 in Wittenberg, wo seine Söhne studierten, Luther besuchte und über ihn des Lobes voll ist) und dem späteren Salzamtsverwalter von Aussee, Christoph Praunfalk († 1545), einem energischen Protestanten, die Parallele gezogen. — Auch das Volksleben in jetziger und halbvergangener Zeit wird nicht vergessen (7. Kapitel). Kulturgeschichtlich bemerkenswert sind die Exzerpte aus den Ausseer Ratsprotokollen (S. 147 ff.) und die Schilderung eines Gast- und Bräuhauses im 18. Jahrhundert (S. 152 ff.). Die Liebe der Verfasserin zum Gegenstande des Buches, dessen Reinertrag dem Grazer Frauenheim gewidmet ist, tritt auch in dem Bemühen zutage, dasselbe mit zahlreichen guten Abbildungen von wirklich interessanten, wenig bekannten Objekten zu schmücken. —i.

Der staatliche Exporthandel Österreichs von Leopold I. bis Maria Theresia. Von Heinrich R. v. Srbik. Wien, 1907, Braumüller, XXXVI und 432 S.

Wenige der Leser von v. Srbiks bekannter Arbeit „Das Verhältnis von Staat und Kirche in Österreich während des Mittelalters" hätten wohl erwartet, von demselben Verfasser nach drei Jahren einen stattlichen Band zu Gesicht zu bekommen, der ein davon so gänzlich heterogenes Thema behandelt und uns eine der wichtigsten und gehaltvollsten Darstellungen aus der österreichischen Wirtschafts-, Finanz- und Handelsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts bietet.

Wir gewinnen dadurch, in diesem Maße wohl zum erstenmale, Einblick, wie die österreichische Handelspolitik und -Führung sich in ihren Maßnahmen für die eigene Ausfuhr in der Zeit des Merkantilismus betätigte. Da das Salz im Inlande verbraucht wurde, der Eisenhandel aber in den Händen der privaten Innerberger Hauptgewerkschaft lag, kamen als Objekte des staatlichen Exporthandels dazumal fast ausschließlich Kupfer und Quecksilber in Betracht, auf die sich die Arbeit demgemäß beschränkt.

Als Kaiser Leopold I. zur Regierung kam, war auch hierzulande allenthalben das Appaltwesen im Schwung, die Verpachtung aller Arten von Kameraleinnahmsquellen, Domänen, Regalien, Monopolen und verschiedenen indirekten Abgaben. So wurden auch die Idrianer Quecksilberwerke an die Grafen Balbi verappaltiert, seit 1659 aber nominell in Regiebetrieb geführt, wobei Abondio Inzaghi eigentlich Appaltator war. In gleicher Weise hatte man die Kupferbergwerke zu Neusohl und in den ungarischen Bergstädten an die Joanelli verpachtet, bis auch hier 1680/1 die Fortführung des Appaltsystemes unmöglich wurde. Unter dem Einflusse der merkantilistischen Ideen Beckers ging man dann im Quecksilber- wie im Kupferwesen zur Kameraladministration über. Die Handelsführung wurde neu organisiert, in Wien eine Quecksilberkorrespondenz, in verschiedenen Städten Faktoreien errichtet; von den Kommissären im Ausland wurde das Haus Deutz in Amsterdam ein Jahrhundert hindurch von Bedeutung. War schon die Handelspolitik des Ärars nicht immer eine glückliche, so kam dazu die schlechte Lage der kaiserlichen Finanzen, die zur Aufnahme von Darlehen nötigte und schließlich zur Aufnahme von Staatsanleihen in Holland, 1695 auf den Quecksilberfonds, 1700 auf den Kupferfonds führte. Schon die nächsten Jahre brachten indes eine Katastrophe beider Handelszweige: 1703 wurden Neusohl und Schmöllnitz durch Rakoczi besetzt und der dortige Bergbau aufs schlimmste geschädigt; im Quecksilberhandel aber trat infolge englisch-ostindischer Konkurrenz ein starker Preisfall auf dem Hauptmarkte Holland ein, der das österreichische Monopol tatsächlich vernichtete.

Die letzten Jahre Kaiser Leopolds brachten indes ein kräftigeres Aufleben volkswirtschaftlicher Reformideen, die unter Josef I. und besonders Karl VI. weiterhin vertieft wurden. Die ungarischen Kupferbergwerke kamen 1708—10 wieder in die Gewalt der Kaiserlichen, das Quecksilberlager von Venedig wurde auf österreichischen Boden nach Triest und Fiume verlegt und auch auf dem holländischen Markte besserten sich wieder die Absatzverhältnisse, obwohl sich dort die Schwierigkeiten infolge schlechter Kommissionsführung des Hauses Deutz keineswegs verringerten. Da man indes seit 1721 den gesamten Verkaufserlös zur Tilgung der holländischen Forderungen verwendete, kam 1724 mit der Wiener Stadtbank ein Vertrag behufs Ablösung derselben zu-

stande. Durch wirtschaftlichen Betrieb und eine umsichtige Handelspolitik gelang schließlich die Amortisation der alten Anleihekapitalien und die Befreiung des Quecksilberfonds im Jahre 1734. Die ungarischen Kupferbergwerke erholten sich nur langsam nach Rakoczis Okkupation. Der Gegensatz zwischen dem Ärar und den holländischen Gläubigern führte schließlich 1714 zur Einsetzung Schreyvogels als Mandatar der Gläubiger, der indes unter mannigfachen Schwierigkeiten und unter beiderseitigen Kontraktverletzungen die Produktion zu heben verstand, so daß auch die lange verkürzten holländischen Interessenten etwa seit 1727 befriedigt werden konnten. Nach dem Muster der Quecksilberablösung wurde 1733 gleichfalls mit der Wiener Stadtbank ein Vertrag geschlossen, der die Durchführung der Amortisation ermöglichte.

Die Befreiung vom holländischen Monopol hatte für den österreichischen Staatsexport die wohltätigsten Folgen, um so mehr, als Österreich unter Karl VI. überhaupt in eine Zeit mächtigen Aufschwunges von Handel und Industrie eintrat. Mit geringen Kosten wurde die Produktion in Idria sowohl, wie in Neusohl und Schmöllnitz sehr bedeutend gehoben und auch der ärarische Kupferbergbau im neuerworbenen Banat seit 1719 mit wachsendem Erfolge in Betrieb genommen, so daß das österreichische Ärar nun in der europäischen Kupfergewinnung eine dominierende Stellung einnahm. Bei den gesteigerten Produktionsziffern wurden die Einnahmen aus dem Regalexporthandel zu einem wichtigen Posten der österreichischen Kameralgefälle. Korrekte Finanzoperationen und das Ende des Hauses Deutz fallen bereits in die ersten Regierungsjahre Maria Theresias und führen damit in eine neue Epoche hinüber, in welcher das gesteigerte Verantwortungsgefühl, das den absoluten Staat beherrschen soll, an der unermüdlichen Sorge der Kaiserin um die materielle Kultur der Erblande zum Ausdruck kam.

Eine Anzahl wertvoller Tabellen beschließt die Arbeit, die der Verfasser sprödestem Aktenmaterial entnahm, das er mit anerkennenswerter Gestaltungskraft kritisch verwendete. Max Doblinger.

Žunkovič Martin: **Wann wurde Mitteleuropa von den Slawen besiedelt?** Beitrag zur Klärung eines Geschichts- und Gelehrtenirrtums. Zweite, wesentlich vermehrte Ausgabe, Kremsier 1906. Druck und Verlag von H. Slovák. Preis *K* 2·50.

In der Zeitschrift des (slow.) Geschichtsvereines in Marburg, „Časopis za zgodovino in narodopisje“, im 4. Bd., S. 180—185, erschien eine so eingehende und sachgemäße Besprechung obigen in Dilettantenkreisen vollständig überschätzten Buches, daß wir dieselbe in wortgetreuer Übersetzung auch dem deutschen Leserpublikum nicht vorenthalten zu können glauben. Sie lautet, wie folgt:

Herr Žunkovič, k. u. k. Hauptmann, arbeitet seit einigen Jahren recht fleißig auf literarischem Gebiete. Ein Buch über die Namen im oberen Pettauer Felde hat er herausgegeben, und jetzt in zweiter Auflage das Buch, das wir rezensieren wollen. In diesem Buche vertritt der Autor die Meinung, daß die Slawen in Mitteleuropa das autochthone Volk seien, das sich auf sprachlicher Spur weit in die diluviale Periode zurückverfolgen lasse. Zu dieser These ist er durch folgende Studien gelangt:

1. Er untersuchte die Entstehung und Bedeutung der topographischen Namen in Mitteleuropa; 2. untersuchte er die geographische Verbreitung der slawischen Namen und verglich diese mit der natürlichen Lage oder den Eigenheiten des Ortes, der einen slawischen

Namen trägt; 3. untersuchte er den Zusammenhang zwischen den einstigen Mythen und der jetzigen Volksphantasie.

Daß er hiebei zu der oben angegebenen These gelangt ist, dazu halfen ihm die Autopsie und, wie er selbst sagt, „praktische" Etymologie. Der Autor ist sich wohl bewußt, wie gewagt seine Behauptung ist, und sagt, sie werde sich erst dann Geltung verschaffen, wenn die Macht der Gründe größer sein werde als die Macht der verschiedenen Autoritäten, Vorurteile und Traditionen. Žunković ärgert sich darüber, daß auch Philologen (z. B. Oblak im Arch. f. slaw. Phil., XVIII, S. 228 ff.) aus dem wechselseitigen Verhältnisse der südslawischen Sprachen die Unmöglichkeit nachgewiesen haben, daß die Slowenen schon vor dem 6. Jahrhundert n. Chr. in ihren heutigen Wohnsitzen gehaust hätten. Darum wendet er sich gegen die verschiedenen „Autoritäten", die sich am grünen Tische diese Meinungen gebildet haben, und behauptet, daß ihnen vor allem die Autopsie mangle und daß sie im Worte Finessen suchen, die ein Name in Wirklichkeit niemals haben könne.

In Betrachtungen vom Standpunkte des Historikers sind wir nicht geneigt, uns einzulassen, da uns dies nicht möglich ist; nur den philologischen Apparat, mit welchem Herr Žunković operiert, wollen wir erörtern und untersuchen, wie viel wirkliche Beweiskraft seiner von ihm so genannten „praktischen" Etymologie innewohne. Wir wollen uns nur auf die hauptsächlichen, die Kardinal-Thesen beschränken, da ein kritisches Durchsieben aller mißglückten Etymologien überflüssig und, wie aus allem hervorgeht, unfruchtbar, daher undankbar wäre.

Der Grund, warum Herr Žunković solches Gewicht auf die Autopsie legt, ist uns verständlich und gerne geben wir ihm zu, daß er als Hauptmann ein wohlentwickeltes Gefühl für die Orientierung im Terrain besitzt. So hat ihm dieses bei der Erklärung der Namen Grmada und Straža, Stražišče sehr gute Dienste geleistet. Damit aber hat er uns nichts Neues gesagt, da es solche Namen in Unzahl gibt und da deren Entstehung bekannt ist. Östlich vom Schlosse Wurmberg in den Windischen Büheln ist der Hügel Grmada, nördlich von demselben der Weiler Stražišče, Kat. Gemeinde Unter-Wurz. Im alten Akte: „Gnadlive Therijaske Gosposke Deshelskih konfinou, alle Richtnich zillou letno resglassenie, alle navadno Klizanie" aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts heißt es, die Grenze der Auerspergschen Besitzungen gehe . . . nach dem Velku Sterſhishe, nach der Germada . . . etc. Daß er sich gegen die verschiedenen „Autoritäten" wendet, die anderer Ansicht sind als er, wundert uns auch nicht. Doch müssen wir konstatieren, daß Herr Žunković mit den ernsthaften Gelehrten auch Leute, die Vindobona von bonum und vindex, vindicare ableiten, in einen und denselben Korb wirft und daß er dann über die einen wie die anderen in einem Atem loszieht. Herr Žunković ist so durchdrungen von den in der Tat frappierenden Resultaten seiner „Forschungen, daß er zuweilen auf diesem Felde eine noch unzugänglichere „Autorität" wird als sonst irgendeine. Ganz richtig sagt er auf Seite 24 von der Mythologie, daß man sich nicht auf sie verlassen dürfe, doch hat ihn dies nicht vor verschiedenen halsbrecherischen Hypothesen behütet.

Die philologischen Deduktionen machen ihm keinerlei Kopfzerbrechen; bei ihm mengen sich Konsonanten und Vokale unter sich und kreuz und quer, wie bei einer schlecht getanzten Quadrille die Manns- und Weibsleute. Die Hauptregel, auf die er sich bei seinen philologischen Deduktionen stützt, hat er auf Seite 20 aufgestellt. Dort steht wörtlich folgendes: „Die Ursprache hatte einst offenkundig nicht

den Vokalreichtum der modernen Sprachen, was man den Idiomen der heutigen Naturvölker noch immer ansieht, die ältesten Begriffe (sic!) waren alle konsonantenreich und sehr vokalarm. Die Vokalophilie ist erst eine Errungenschaft der Kultur, bedingt durch den Verkehr mit anderen Völkern, welche die ihnen schwerfälligen Silben der Nachbarsprache durch Vokaleinschiebungen abtönten. Jene Sprachen, welche viel Mitlaute haben, sind daher die älteren und dabei an Casus- wie Verbalformen reicheren ..." Diese paar Sätze enthalten so viel dünkelhafte Unwissenheit und unwissenden Dünkel, daß man sich rein an den Kopf greift. Unwissenheit, weil man hier sieht, daß Herr Žunković nicht einmal die primitivsten Begriffe von der Entwicklung der Sprachen überhaupt hat, und Dünkel, weil er sich erkühnt, mit solchen Thesen vor die Öffentlichkeit zu treten und sich die Haltung eines Mannes der Wissenschaft zu geben.

Daß das, was Herr Zunković mit so viel Selbstbewußtsein lehrt, vollkommen falsch ist, weiß wohl jeder, der sich einigermaßen näher mit der Geschichte irgendeiner Sprache beschäftigt hat. Sanskrit ist gewiß eine leidlich alte Sprache und in ihm muß jeder, der gesunde Augen und Ohren hat, die große Menge der Vokale wahrnehmen. Das Altslowenische (sit venia verbo!) hatte immer offene Silben und in ihm endete kein Wort mit einem Mitlaute. Später aber, als das ъ und das ь abfielen, was für die Sprache eine wahre Katastrophe bedeutete, wurde das Slowenische eher „vokalarm" und „konsonantenreich". Und haben Sie sich, Herr Žunković, schon einmal mit dem Französischen befaßt? Wahrscheinlich nicht? Denn sonst wüßten Sie, daß uns das jetzige geschriebene Französisch das ältere Stadium der Sprache sehen läßt und daß also das Französische, wie es heute gesprochen wird, „vokalärmer" ist, als das einstige. Und hier wie dort vollzieht sich die Entwicklung nicht wie Sie es darstellen, sondern gerade in entgegengesetzter Weise.

Auch die Erklärung, wie die Vokale in die Sprache gekommen sind, hinkt. Irgendwo mußten sie doch wohl sein und vom Himmel sind sie nicht gefallen, auch hat sie nicht ein „Gelehrter" ersonnen. Sagen Sie uns doch nur, wie sie dort entstanden sind, von wo sie, wie Sie sagen, in andere Sprachen übergingen.

Daß er den Begriff, die Bedeutung eines Wortes von der Lautgruppe, mit der wir irgendeine Sache bezeichnen, nicht scheidet und ebensowenig die Vokale von den Konsonanten, das sind im Vergleiche mit den obigen noch kleine Sünden, die Herrn Žunković vorgeworfen werden müssen.

Bei der Erklärung der Namen verfährt Herr Žunković in folgender Weise: Er besieht sich den Ort in der Wirklichkeit oder auf der Karte und sucht in einer slawischen Sprache irgendein Wort ausfindig zu machen, welches wenigstens einigermaßen ungefähr gleich lautet und das er auf die Eigentümlichkeiten des Ortes, die Lage, Vegetation etc. anwenden kann. Wenn er aber irgendwelches derartige Wort nicht findet, so erdichtet er sich kurzerhand eines und unterlegt ihm die Bedeutung, die ihm am besten paßt, z. B.: „... weil dem Slowenen ‚zmola' in der Bedeutung ‚Talmulde' heute nicht mehr bekannt ist, er daher ..." Überhaupt führt Žunković seine Beweise nur assertorisch ex cathedra und gibt nirgends den detaillierteren organischen Zusammenhang, d. h., er gibt nicht die vorausgegangenen Formen, wie dies bei philologischen Deduktionen üblich und nötig ist. Er verläßt sich nur auf die zufällige äußere Ähnlichkeit oder Gleichheit; daß ihn auch hier öfters seine

Sicherheit im Stiche läßt, beweisen Sätze, wie z. B. Seite 25 in der Anmerkung: „. . . ‚Lužanje‘ (oder ähnlich), welche . . .“, Seite 36 in der Anmerkung: „. . . vermutlich war hier der vorrömische Marktplatz . . .“, Seite 48: „bezeichnete anscheinend einen Weideplatz . . ., der Älteste einer solchen Weideplatzgemeinde dürfte ‚car‘ genannt worden sein . . .“, S. 52: „Die Grundlage zu diesem Namen scheint den Slawen heute nicht mehr bekannt zu sein“, Seite 54: „‚Paša ist im allgemeinen ein guter Weideplatz. Mit diesem Grundworte scheint der ethnographische Begriff ‚Basken‘ verwandt zu sein, denn diese sind in sprachlicher Hinsicht zweifellos ein Zweig der slawischen Sprachgruppe . . .‘ Genug! Diese Proben sind nicht die einzigen und auch nicht die schlimmsten.

Auf Seite 15 wirft er den Theoretikern vor, daß sie in den Namen Finessen suchen, die einem Namen in Wirklichkeit nicht innewohnen können. Sehen wir nur, wie diese Sache bei Žunković steht. Auf Seite 46 schreibt er hinsichtlich der Wörter „Var“, „Varda“, sie bedeuteten „. . . einen Weideplatz in der Niederung, namentlich in lichten Auen längs der Flußläufe, dann auf den Höhen mit etwas Baumwuchs, in der Nähe einer Quelle.“ Die Keltomanen beschuldigt er, daß sie mit einem Worte zuviel Begriffe bezeichnen, so daß man schließlich nicht wisse, was so ein keltisches Wort überhaupt bedeute. Und Herr Žunković? Von Seite 41 bis 80 hat er eine ganze „Gruppe der Namen für Weideplatz“, mindestens etwa 35 verschiedene Namen. Um aber diese von einander zu scheiden, sucht er in ihnen Nuancen und Finessen, die ein Name in der Tat nicht haben kann. Bei alledem aber wird er sich nicht einmal bewußt, daß er dort die nämlichen Sünden begeht, die er seinen Gegnern zur Last legt. Dieses Kapitel ist zugleich der Gipfel seiner Wissenschaftlichkeit und ein beredter Zeuge dafür, was Herr Žunković (drücken wir es ohne Bosheit aus!) für seltsame Begriffe von der Kulturgeschichte überhaupt hat.

Für den wissenschaftlichen Wert dieses Buches ist noch die folgende Tatsache besonders bezeichnend. Herr Žunković erklärt größtenteils alles aus der slowenischen Sprache, und zwar aus der modernen, und vergleicht die heutigen Formen mit Wörtern, welche um vieles, manche sogar um ein paar tausend Jahre älter sind. Daß das „Slowenische“ einstens anders war als heutzutage, das weiß er nicht; sein „diluviales“ Slowenisch ist dem heutigen vollkommen gleich. Das heutige Slowenisch kennt er aber auch nicht, sonst würde er nicht solche völlig unmögliche Wörter konstruieren wie „zrebrovje“, „tržčje“ u. dgl. Alle seine Etymologien zu prüfen wäre eine zwecklose Arbeit; wir wollen uns also nur auf einige der charakteristischen Beispiele beschränken.

Občina[1] hängt nicht zusammen mit oče[2], denn das Wort oče ist entstanden aus otko. Wohl aber ist es seiner Genesis nach verwandt mit dem Worte communio, Gemeinde. Hierher gehört auch optina, welches Žunković unrichtigerweise mit dem Worte opat[3] in Zusammenhang bringt; auch ist es unmöglich, daß aus dem slowenischen opat das deutsche Abt entstanden sei.

Die slowenischen trijaci haben nichts zu tun mit trg[4] und bedeuten nicht gerade „Pfingsten“, sondern die drei auf die Pfingstzeit fallenden Heiligen: Pankratius, Servatius und Bonifazius

[1] Gemeinde. (Noten 1—14 sind Anmerkungen des Übersetzers.)
[2] Vater.
[3] Abt.
[4] Markt.

(12., 13., 14. Mai, mithin um Pfingsten herum). Bei der Bestimmung der Jahreszeiten spielen überhaupt die Heiligen eine große Rolle; man vergleiche nur die Ausdrücke: „ob Mihelovem“[5], „Šentjanževem“[6], „Ilgovem“ (Elias = Ilgo); außerdem spielen die trijaci auch eine große Rolle in unserer Volksmeteorologie. Das Altböhmische kennt „tuřáci“, was auf Slowenisch „turjaci“ wäre. Dieses Wort lehnte sich aber an das Zahlwort „trije“[7] an und so entstanden die „trijaci“. Mitgeholfen hat hiebei die dialektische Form terjé, Terjak (für Turjak[8]) u. s. w. Miklošič leitet das Wort von tur = Auerochs ab.

Uskoki[9] sind „perfugae“ und nicht „. . . Abstockungen und zwar anscheinend solche von Eichenbeständen“.

Aus Hum[10] ist nicht Haemus entstanden, weil dies unmöglich ist. Das Wort hum ist nämlich um eine gute Anzahl von Jahrhunderten jünger als das Wort Haemus.

Die Wörter Videm, Vidmar haben sich anders entwickelt, als Herr Žunkovič dies auf Seite 66 erklärt. Sie sind zu uns aus dem Deutschen gekommen, in welchem „Widem“, „Widum“ und ähnliche Formen, wie Schmeller (Bayerisches Wörterbuch, II., S. 859) sagt, „die zu einer Pfarrkirche gestifteten nutzbaren Gründe“ und „Dotation überhaupt“ bedeuten. Vidmar aber ist zusammengesetzt aus Videm + Majar (maior-domus, Maier, Meyer, Mayer etc.) und bedeutet einen Pächter, der im Genusse eines videm* steht.

Wie wenig Sinn Herr Žunkovič für die geschichtliche Entwicklung der Sprachen hat, erhellt aus Seite 45, indem er die Wörter Var, Pharao, Pfarrer, far in Verbindung bringt. Aus diesen Wörtern hat er eine ganze kulturgeschichtliche Episode fabriziert. Sie hängen jedoch außer den beiden letzten ganz und gar nicht zusammen und selbst diese zwei sind sekundär, jünger, und das jüngste von allen vieren ist das slowenische far[11]. Aus dem griechischen πάροχος (παρ + εχω, Vorsteher) sind die Wörter parochus, parafya, Pfarrer hervorgekeimt. Aus dem deutschen Pfarr aber ist ganz regelrecht der neueste, jüngste Trieb, das slowenische far, hervorgesproßt. Daß also die Lautgruppe var, far nicht im Zusammenhange mit irgendeinem Vorsteher einer „paša“ steht, das liegt sehr auf der Hand; damit aber verflüchtigen sich auch alle philologischen Betrachtungen des Herrn Žunkovič ins leere Nichts.

Hie und da führt Herrn Žunkovič auch die alte Graphik aufs Eis, mit deren Hilfe er mancherlei zu deduzieren weiß, von der er aber wie aus allem zu ersehen, recht wenig versteht. Zmollnig ist in der alten deutschen Graphik richtig geschrieben für unser Smolnik. Hierher gehört auch die Ableitung Bann — pan. Paša[12] bringt er in Verbindung mit dem hebräischen Worte Pasha, vielleicht deshalb, weil man es auf deutsche Art (so wie Schema) auch Paša lesen kann. Die Lautgruppe sh, sk aber ergibt in echt slowenischen Wörtern nirgends ein š, sondern nur in Fremdwörtern. Herr Žunkovič sagt uns auch,

---

[5] Zu „Micheli“.
[6] Zu „Johanni“.
[7] Drei.
[8] Auersperg.
[9] Uskoken.
[10] Die slowenische Entsprechung der deutschen topographischen Bezeichnung „Kulm“.
[11] Pfaffe.
[12] Weide, „Halt“

* In das Deutsche aber kam das Wort aus lat. vidua. Bei Schmeller steht der sekundäre Begriff an erster Stelle, weil er das Wort als echt deutsch kennzeichnen wollte, was es aber nicht ist.

laß die Tataren Schafe weideten und daß die „Kozaki“[13] deswegen Kazaki heißen, weil sie Ziegen[14] weiden. Übrigens deduziert Herr Žunkovič aus diesen Prämissen Folgerungen, die sogar ihm „paradox“ erscheinen. Wer recht herzlich lachen will, der lese das Verzeichnis baskischer Wörter auf Seite 57 und ich bin überzeugt, daß auch er mit Herrn Žunkovič ausrufen wird: „Diese wenigen Beispiele müssen bereits jedermann stutzig machen . . .“

Nebenbei sei noch erwähnt, daß Herr Žunkovič die Bedeutung der echten slawischen Wörter entstellt oder sich dieselbe auf seine Weise zustutzt, z. B. beim russischen Worte vidъ, und daß er nicht weiß, wie aus dem russischen Instrumental Berindoju der Nominativ konstruiert wird (S. 132). Daß auch ihn der Falsifikator Hanka mit seinen goldenen slowenischen ПЕNAZE aufs Eis geführt hat, das verzeihen wir ihm gerne; ist dies ja doch sogar gelehrten russischen Professoren passiert.**

Wir haben dies Buch deshalb ausführlicher, als es verdient, und sine ira et studio rezensiert, weil Herr Žunkovič die Kritik so sehnlich wünscht und geradezu herausfordert.

Das Schlußurteil, das wir über dieses Buch aussprechen müssen, ist aber auch für uns kein erfreuliches. Dies Buch ist ein wahres Elsternnest, in welches Herr Žunkovič alles, was ihm nur einigermaßen geeignet schien, zusammengetragen hat. Aus allen möglichen Sprachen hat er Wörter zusammengesucht, die wenigstens annähernd gleich lauten, und auf diese Weise hat er seinem Machwerke eine Art wissenschaftlicher Draperie umgehängt. Und mit solchen Mitteln will er etwas beweisen, was heute niemand mehr ernstlich bestreitet. Er ärgert sich über Kritiker und Widersacher, weil er nicht weiß, daß ihm diejenigen Leute am meisten Schaden bringen, die seinen Ruhm in die Welt posaunen. Die Röte steigt uns ins Angesicht, weil die Fremden sehen werden, mit was für Mitteln man unsere historische Priorität beweisen will. Herr Žunkovič aber ist erhaben über jegliche Fehlbarkeit und ist sich nicht einmal bewußt, daß er mit seinem Buche der Sache, die er vertritt, mehr geschadet als genützt hat. Und um das ruhige Bewußtsein, mit welchem er, überzeugt von seiner Unfehlbarkeit und erhaben über jegliche Einwendung, doppelt erhaben über die „verschiedenen Autoritäten“, die dritte Auflage seines Buches herausgeben wird, um dieses ruhige Gewissen und feste Selbstbewußtsein beneiden wir ihn aufrichtig. J. A. Glonar.

Wir haben Obigem nichts beizufügen.

Zeitschriftenschau.

Zur frühesten Geschichte des Passes über den Semmering. Von Dr. Oskar Kende. Im 33. Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums im XVII. Bezirke Wiens erschien obiger Aufsatz, der jenem „Zur Handelsgeschichte des Passes über den Semmering“ an erster Stelle dieses Bandes der Zeitschrift zeitlich vorangeht.

---

[13] Kosaken.
[14] Slov. koze.
** Siehe hierüber die Listy filologické, XXXIII., S. 437.

Ein Kuruzeneinfall in Steiermark im Jahre 1704. Darüber berichtet uns das im steiermärkischen Landesarchive liegende „Diarium des Kaspar Adleschitsch, Kaplans zu Großsonntag", welches K. Buchberger (Graz) im Hefte 4 und 5 des 35. Bandes der „Österr.-ung. Revue" veröffentlicht.

Aus franziscelscher Zeit. Abenteuer eines Ramsauer Pastors. Georg Loesche schildert im 28. Bande des „Jahrbuches der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich" (S. 27 bis 39) die Amtstätigkeit des Pastors Johann Georg Overbeck und die Verfolgungen, die er auszustehen hatte. „Die Ironie der Geschichte dieses Lebensganges liegt zunächst darin, daß ein evangelischer Pastor seinen Amtsbruder denunziert; daß dieser sich wiederholt auf Zeugnisse katholischer Kleriker stützt und auch Erzbischof und Bischof lobt und daß die Hofstelle den zu Ungunsten eines schon einmal abgesetzt gewesenen Pastors abgefaßten behördlichen Bericht rügt. Endlich auch darin, daß hier vor 110 Jahren im katholischen Österreich um ein evangelisches Erbauungsbuch gerungen wird, das kürzlich (1904) in einer Jubiläumsausgabe erschien und im klerikalen Österreich anstandslos verkauft wird, während es in Preußen, das seine Größe dem Protestantismus verdankt, vom Feilbieten im Umherziehen ausgeschlossen ist."

Der Grazer Schloßberg 1809. Von Hauptmann Veltzé. Mit zwei Textskizzen. Der V. Band der dritten Folge der Mitteilungen des k. und k. Kriegsarchives bringt uns diesen auf reichem Quellenmaterial beruhenden interessanten Aufsatz. Die kriegerischen Ereignisse dieses Jahres, die tapfere Verteidigung des Schloßberges und die Heldentaten Hackhers entrollen sich nach dem Stande der neuesten Forschungen vor unseren Augen. — Derselbe Band enthält noch: Johann Christoph Müller. Ein Beitrag zur Geschichte vaterländischer Kartographie. Von Hauptmann Paldus. – Feldzugsreise des Kaisers Franz I. von Österreich im Jahre 1809. Mitgeteilt von Hauptmann Sommeregger. — Gedrängtes Journale zur Übersicht der Ereignisse bei der Armee . . . des Erzherzogs Johann in dem Feldzuge vom Jahre 1809. Mitgeteilt vom Hauptmann Veltzé.

Märztage 1848. In der „Neuen Freien Presse" (Morgenblatt vom 13. März d. J.) veröffentlicht Ed. v. Wertheimer mit Benützung ungedruckten Quellenmaterials abermals Beiträge zur Geschichte der Wiener Revolution. Sie beruhen auf Äußerungen amtlicher Personen und enthalten Aufklärungen besonders über den Beginn der Bewegung, welche die maßgebenden Kreise völlig unvorbereitet traf.

Graz in den März- und Apriltagen 1848 betitelt sich eine Abhandlung Dr. S. M. Prems im 38. Jahresberichte des k. k. II. Staatsgymnasiums in Graz, die uns in übersichtlicher Weise die Ereignisse bis zur Erlassung der neuen Verfassung am 25. April 1848 vor Augen führt. Über die Ereignisse am 17. und 18. November 1847 in Graz berichtet Franz Ilwof in der „Grazer Tagespost" vom 15. und 16. November, die bereits die Märzereignisse des kommenden Jahres voraussehen ließen.

Prinz Johann. Ein kurzer Lebensabriß für das Volk von Klodwig Thalhammer. Behandelt eigentlich nur den Erzherzog Johann als Hammergewerken zu Vordernberg.

Feldmarschall Graf Radetzky. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Hans von der Sann (Johann Krainz). Kurz vor seinem Tode erschien diese von wahrer Begeisterung für das Vaterland erfüllte Biographie in der neuen volkstümlichen Sammlung unter dem Titel „Illustrierte Geschichtsbibliothek für jung und alt".

Mariazell. Über diesen berühmten Wallfahrtsort erschienen im Jahre 1907 gleich zwei Monographien: „Geschichte und Beschreibung der Gnadenkirche" etc. Verfaßt von P. Gerhard Rodler, Kapitular des Stiftes St. Lambrecht und Schatzmeister der Kirche Mariazell. Im Selbstverlage. „Mariazell, Geschichte und Beschreibung des berühmten Wallfahrtsortes" etc. Von Hans Rögl. Im Selbsverlage. Der historische Teil ist in ersterer exakter gearbeitet.

Von dem alten Goldbergwerke im Posruckgebirge bei Marburg erzählt Dr. V. Pogatschnigg, der sich seit Jahren mit der Geschichte des Bergbaues und der Industrie in Steiermark, Kärnten und Krain beschäftigt, in der „Grazer Tagespost" vom 2. Mai 1907.

Ausgrabung eines Gedenksteines aus dem Jahre 1601. Im Hofe des Fürstenhauses in St. Gallen, nach dem früheren Eigentümer Fürsten Montenuovc so benannt, jetzt im Besitze des Herrn E. A. von Peez, wurde beim Aufgraben eine große Platte aus rötlichem Marmor gefunden. Die Platte ist mit dem sehr fein ausgearbeiteten Wappen des Stiftes Admont sowie seines Abtes Hoffmann geschmückt und enthält folgende Inschrift:

Haec Arx de Gallenstein ad Admontensem Abbatiam pertinens
per centum annos a variis pignoris loco dettenta tandem in R. Pris.
a. c. d. d. Joannis Hoffmani gubernatione redempta est.
Anno D. MDCI.

(Diese Burg Gallenstein, zur Abtei Admont gehörig, durch hundert Jahre verpfändet, wurde endlich unter der Regierung des Johannes Hoffman zurückgewonnen. Im Jahre des Herrn 1601.)

Es war schon länger bekannt, daß beim Fürstenhause ein schönes Marmorwappen des Stiftes Admont vergraben sei und wurde diese interessante Gedenktafel nunmehr ganz zufällig gefunden. Die Chronik berichtet von Johannes Hoffman, daß er, 29 Jahre alt, zum Abte gewählt wurde und als eine seiner ersten Amtshandlungen den Gregorianischen Kalender im Jahre 1583 (in Steiermark?) eingeführt hat. Es wird ihm nachgerühmt, daß er das Stift durch weise Verwaltung vor dem Ruine in religiöser und in wirtschaftlicher Hinsicht gerettet habe. („Grazer Tagblatt" vom 23. August 1907.)

Das Bürgerspital „Zum heiligen Geist" in Graz. Zur Geschichte dieser seit 700 Jahren bestehenden Anstalt bringt das „Grazer Tagblatt" vom 23. und 24 August 1907 in einem Aufsatze neue Mitteilungen.

Ein Werk Peter Vischers im Grazer Museum. Im 5. Hefte des 10. Jahrganges (1907) von „Kunst und Kunsthandwerk", Monatsschrift des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie, berichtet Herr Direktor Karl Lacher über eine Brozestatuette im kulturhistorischen und Kunstgewerbe-Museum zu Graz, die er nach sorgfältigem Vergleiche mit anderen bekannten Werken Peter Vischers diesem Nürnberger Meister zuschreibt. Zwei Abbildungen der interessanten Figur, eines nackten Schwertkämpfers, bekräftigen die Ansicht Lachers.

Briefe Moritz v. Kaiserfelds an Karl v. Stremayr. In „Neuen Freien Presse“ (Morgenblatt vom 1., 8. u. 15. September teilt Ottokar Weber 37 Briefe Moritz v. Kaiserfelds mit, die in den Jahren 1862 bis 1879 an seinen Landsmann und politi Freund Karl v. Stremayr gerichtet hat. Die Briefe stammen aus Nachlasse Stremayrs und sind eine willkommene Ergänzung des Krones in seiner Biographie Kaiserfelds verarbeiteten Materials.

Aus Karl Friedrich Freiherrn v. Kübecks Tagebüchern. Der gewesene österreichische Abgeordnete Max Freiherr v. Kübe veröffentlicht im Septemberhefte 1907 der „Deutschen Revue“ Br stücke aus den Tagebüchern seines Vaters, des Staatsrates und spät österreichischen Finanzministers Karl Freiherr von Kübeck. Sie ziehen sich auf den Tod des Kaisers Franz, den Regierungsa des Kaisers Ferdinand, die Zusammenkunft der Kaiser Ferdinand Nikolaus mit König Friedrich Wilhelm III. in Teplitz, Intriguen Fürsten Metternich und des Grafen Kolowrat, Erzherzog Karl Kaiser Ferdinand. -- Nach den mitgeteilten Proben dürften die nächst erscheinenden vollständigen Tagebücher manch interess Beitrag zur Zeitgeschichte bringen.

Das österreichische historische Institut in Rom, seine E stehung, bisherige Wirksamkeit und Bedeutung für die Geschich forschung bespricht Gustav Gutmensch in der „Wiener Zeit Nr. 216 und 217 vom 19. und 20. September 1907. In dem Aufs werden auch die wichtigsten Veröffentlichungen der Mitglieder des stitutes verzeichnet.

Karl Lamprecht. Eine kurze aber klare Würdigung der Pers lichkeit sowie der vielumstrittenen historischen Methode des rast schaffenden Leipziger Gelehrten, von dessen „Deutscher Geschichte“ Oktober v. J. der achte Band erschien, gibt H. Helmolt in der Le ziger „Illustrierten Zeitung“ Nr. 3314 vom 3. Jänner 1907. Den A satz schmückt ein Bildnis Lamprechts, der am 25. Februar sein fü zigstes Lebensjahr vollendete.

Dr. Johann Graus, der in den weitesten Kreisen bestbekan Konservator der steirischen Kunstdenkmäler und verdienstvolle Hera geber des „Kirchenschmuck“ feierte am 21. November 1906 sei 70. Geburtstag. Aus diesem Anlasse bringen die „Histor.-politisch Blätter“ (139. Band, 3. Heft, 1907) eine Würdigung des Kunstforsch und Lehrers aus der Feder seines Schülers Dr. Johann Ranf in Graz.

Der historische Atlas der österreichischen Alpenländer. I den „Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien“, 19 4. und 5. Heft, bespricht Prof. Dr. R. Sieger sehr ausführlich u mit größter Sachkenntnis die 1. Lieferung dieses großangelegten Werk worauf wir besonders aufmerksam machen.

In Kommission der Verlagsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

Ankündigung.

Zufolge Ausschußbeschlusses werden die früher erschienenen Publikationen des Historischen Vereines für Steiermark durch die Vereinskanzlei **(Landesarchiv,** Hamerlinggasse 3) für Mitglieder bis auf weiteres zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft, nämlich:

1. **Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark,** seit 1850. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 1, 2, 3, 4, 5, 10, 11, 12, 13, 17 und 18.)*
2. **Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen,** seit 1864. Preis per Heft 60 Heller. (Vergriffen sind Heft 6, 7, 9, 10, 27.)*
3. **Steirische Zeitschrift für Geschichte,** I. bis V. Jahrgang. 1903 bis 1907. Preis 4 Kronen.
4. **Steiermärkisches Landrecht des Mittelalters,** bearbeitet von Dr. Ferdinand Bischoff, Graz 1875. Preis 1 Krone.
5. **Urkundenbuch des Herzogtumes Steiermark,** bearbeitet von Dr. Josef von Zahn, I. Band, Graz 1875, Preis 5 Kronen; II. Band, Graz 1879, Preis 4 Kronen; III. Band, Graz 1903, für Mitglieder 8 Kronen, Ladenpreis 14 Kronen.
6. **Der Historische Verein für Steiermark,** sein Werden und Bestand, von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Preis 20 Heller.
7. **Sigismund Grafen von Auerspergs Tagebuch** zur Geschichte der französischen Invasion vom Jahre 1797. Veröffentlicht von Kratochwill, revidiert und mit Erläuterungen versehen von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Separatabdruck aus dem 28. Heft der „Mitteilungen", Graz 1880. Preis 50 Heller.
8. **Über das angebliche Turnier von 1194 und den „Tummelplatz" zu Graz.** Von Dr. Josef von Zahn. Separatabdruck aus dem 34. Hefte der „Mitteilungen" Graz 1887, Preis 50 Heller.
9. **Die Festversammlung des Historischen Vereines für Steiermark am 20. November 1892** zur Feier der 700jährigen Vereinigung der Steiermark mit Österreich. Preis 30 Heller.
10. **Übersicht der in den periodischen Schriften des Historischen Vereines für Steiermark bis einschließlich 1892 veröffentlichten Aufsätze.** Preis 40 Heller.

---

*) Vergriffene Hefte werden zurückgekauft.